

Komitet redakcyjny/Redaktionsbeirat
Bernd Ulrich Biere, Hans Wolf Jäger, Marek Jaroszewski,
Andrzej Kątny (przewodniczący/Vorsitzender),
Grażyna Łopuszańska, Marian Szczodrowski

Redaktor tomu/Herausgeber
Andrzej Kątny

Recenzenci/Gutachter
– Mitglieder des Beirats

Anschrift der Redaktion:
Prof. Dr. Andrzej Kątny
Instytut Filologii Germańskiej
ul. Wita Stwosza 55
Pl – 80952 Gdańsk
email: ykatny@gazeta.pl

Skład i łamanie
Marek Smoliński

Wydanie publikacji sfinansowano ze środków Fundacji im. J. G. Herdera w Gdańsku,
Wydziału Filologicznego
i Prorektora ds. Nauki Uniwersytetu Gdańskiego

Copyright by Instytut Filologii Germańskiej
Uniwersytet Gdański, 2010

ISSN 1230-6045
ISBN 978-83-7326-778-7

Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego
81-824 Sopot, ul. Armii Krajowej 119/121, tel./fax (58) 550-91-37
<http://wyd.bg.univ.gda.pl>; e-mail: wyd@ug.gda.pl

Inhaltsverzeichnis

STUDIEN ZUR ANGEWANDTEN GERMANISTIK

Lech Zieliński, <i>Angewandte Germanistik – Notwendigkeit oder Chance. Einige Überlegungen mit einem praktischen Umsetzungsvorschlag</i>	11
Jan Iluk, <i>Empirische Befunde zu Auswirkungen systematischer Schreibhandlungen im fortgeschrittenen FSU auf den Spracherwerb</i>	23
Magdalena Rozenberg, <i>Der Konstruktivismus in der fremdsprachlichen Diskussion – Mode oder Wende?</i>	39
Mariusz Jakosz, <i>Förderung des themengebundenen Sprechens im DaF-Unterricht (dargestellt am Beispiel des Lehrwerks Stufen International)</i>	47
Małgorzata Czarnecka, <i>Die Rolle formelhafter Sequenzen im Zweitspracherwerb</i>	59
Katarina Motyková, <i>„Bauern in der Stadt“ Metaphorische Grenzen der Stadt im Feuilleton der Bratislavaer Zeitung am Abend aus dem Jahr 1920</i>	71
Larissa Borissenkova, <i>Stilistische Aspekte der kognitiven Wortbildung</i>	83
Paulina Mańka, <i>Cool Electro sounds, powervolle Popsongs und groovige Dancehits. Zur stilistischen Wirkung von Anglizismen in der Jugendpresse</i>	93
Iwona Legutko-Marszałek, <i>Lexikalischer Zugriff auf das mentale Lexikon im Lichte psycholinguistischer Theorien und Modelle</i>	103
Anna Małgorzewicz, <i>Verstehensprozesse bei der Translation</i>	115
Katarzyna Lukas, <i>Zwischen Information und Ästhetik. Zur Gestaltung von Werbetexten im Polnischen und Deutschen aus übersetzungsdidaktischer Perspektive</i>	127
Rafał Szubert, <i>Juristische Phraseologie – lexikalisierte Benennungseinheiten der Rechtssprache</i>	147

Ewa Wojaczek, <i>Die Texttypen und deren Übersetzungsmethoden</i>	159
Magdalena Bielenia-Grajewska, <i>Corporate Social Responsibility and Communication with Stakeholders</i>	171
Manfred Bayer, <i>Interkulturelle Kommunikation in aktuellen Kontexten von sprachlichen, philosophischen und bildungswissenschaftlichen Studien</i> . . .	187
Iwona Bartoszewicz, <i>Czemu służą błędy retoryczne?</i>	205
Monika Bielińska, <i>Wer sind Adressaten allgemeiner einsprachiger Wörterbücher des Deutschen als Fremdsprache?</i>	223
Józef Jarosz, <i>Zur lexikographischen Erfassung der Temporalpräpositionen in zwei größten polnisch-deutschen Wörterbüchern (aus der Benutzerperspektive)</i>	237
Joanna Szczęk, <i>Die deutschen und polnischen Phraseologismen in der deutsch-polnischen phraseographischen Praxis</i>	257
Renata Budziak, <i>Ey was saget sie doch, ich verachte wohl keine Gabe Gottes...</i> Reflexe des gesprochenen Deutsch in einem polnisch-deutschen Sprachbuch von 1736	269
Agnieszka Frączek, <i>Kleiner Lust-Garten Jana Karola Woyny (1690, 1746). Zagadnienia makrostrukturalne</i>	291

LITERATURWISSENSCHAFT

Friedrich-Wilhelm von Oppeln-Bronikowski, <i>Ein Sympathieträger Heinrich Heines: Alexander von Oppeln-Bronikowski</i>	307
Sebastian Mrozek, <i>Mickiewicz' Balladen und Romanzen im Kontext von Herders Konzept der Naturpoesie. Zur postkolonialen Dekonstruktion der hegemonialen Schreibstrategien</i>	347
Monika Wolting, <i>Dekonstrukcja mitu przyrody w utworach Elfriede Jelinek</i> . .	359
Eliza Szymańska, <i>Maximilian von Aue jako „na wpół skruszony były faszysta”. Charakterystyka głównego bohatera w debiutanckiej powieści Jonathana Littella Łaskawe</i>	369
Anatol Michajłow, <i>Die Lyriker des Expressionismus über den ersten Weltkrieg. Die Propagierung der Aggressivität</i>	379

- Damian Woś, *Räuber oder Rebell? Zur Revolte des Protagonisten in Schillers „Die Räuber“ aus einer psychologisch-philosophischen Perspektive* 395
- Aleksandra Wrona, *Es war wie ein Urknall... – der Erfolg des „Teatr Kreatur“ vor dem Hintergrund der Berliner Szene in den 90er Jahren* 405

BERICHTE UND REZENSIONEN

- Erzählregionen: Regionales Erzählen und Erzählen über eine Region. Polnisch-deutsch-nordisches Symposium, Stettin / Szczecin und Groß Poberow / Pobierowo, 24.09. – 27.09.2009 (Sebastian Mrozek)* ... 421
- Duden. Deutsch als Fremdsprache. Standardwörterbuch. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Dudenverlag. Mannheim–Leipzig–Wien–Zürich. Bibliographisches Institut AG, Mannheim 2010. 1151 + 48 S. (Marian Szczodrowski)* 425
- Duden. Das Stilwörterbuch. 9., völlig neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Duden Band 2. Dudenverlag. Mannheim–Leipzig–Wien–Zürich. Bibliographisches Institut AG, Mannheim 2010. 1087 S. (Marian Szczodrowski)* 429
- Duk Ho Lee: *Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Sprache*. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2005, 1229 S. (Ewa Wojaczek) 434
- Stella Gevorgyan-Ninness: *Die Herausbildung des epistemischen Ausdrucks im Deutschen, Russischen und Armenischen*. Peter Lang, Frankfurt/M. 2005. 429 S. (Andrzej Kałny) 435
- Jaworska Mariola (2009): *Autoewaluacja w procesie uczenia się i nauczania języków obcych. Zastosowanie Europejskiego portfolio językowego w kształceniu nauczycieli*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT, Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, 338 ss. (Ewa Andrzejewska) 437
- Kalinke, Heinke M. / Roth, Klaus/ Weger, Thomas (Hrsg.): *Esskultur und kulturelle Identität – Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa. Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Band 40. R. Oldenbourger Verlag München 2010. 255 S. (Marta Turska)* 442
- Monika Schwarz, *Einführung in die Kognitive Linguistik*. A. Francke Verlag, Tübingen und Basel, 2008, 298 ss. (Magdalena Filar) 448

Karel Šenkeřík: <i>Wirklichkeit und Sprache. Die Versprachlichung der Zeit im Deutschen und Tschechischen im funktional-pragmagrammatischen Vergleich. Tempus – Aspekt – Distanz.</i> Frankfurt/M.: Peter Lang 2005, 375 S. (Andrzej Kałny)	451
Sikora Jan: <i>Zur Sprechhandlungstaxonomie im publizistischen Material der „Danziger Neuesten Nachrichten“ in der Freien Stadt Danzig</i> [= <i>Studia Germanica Gedanensia</i> 19. Sonderband 3]. Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego, Gdańsk 2009. 224 ss. (Marek Andrzejewski) . . .	452
Marta Turska: <i>Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie und Kochkunst im fünfsprachigen Vergleich</i> (= <i>Danziger Beiträge zur Germanistik</i> Bd. 28). Peter Lang, Frankfurt/M. 2009, 239 S. (Tomasz Żurawlew)	457
Lech Zieliński: <i>Ideologie und Lexikographie. Die Ideologisierung des „Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache“ von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz</i> [= <i>Danziger Beiträge zur Germanistik</i> Bd. 31]. Frankfurt/M. [u.a.]: Peter Lang 2010, 178 S. (Monika Bielińska)	460
Die Autoren und die Autorinnen	463
<i>Danziger Beiträge zur Germanistik</i>	468
Zaświadczenie <i>Instytutu Pamięci Narodowej</i>	470

**STUDIEN ZUR ANGEWANDTEN
GERMANISTIK**

Willibald Omankowski / Omansen

Danzig zur Nacht

Gdańsk nocą



Gedichte • Wiersze



Neisse
Verlag

Lech Zieliński

Angewandte Germanistik – Notwendigkeit oder Chance. Einige Überlegungen mit einem praktischen Umsetzungsvorschlag

1. Einführung

Das vom Herausgeber der *Studia Germanica Gedanensia* zur Diskussion gestellte Thema kann auf den ersten Blick sehr einfach erscheinen. Überlegt man sich allerdings, wie dynamisch sich das Hochschulwesen in Polen entwickelt, das an sich im europäischen Zusammenhang gesehen werden muss (der europäische Hochschulraum), dann erweist sich, dass die Frage wegen dieser noch nicht abgeschlossenen Entwicklung kaum zu beantworten ist. Der vorliegende Beitrag will zuerst den für die Beantwortung der Frage relevanten Hintergrund beleuchten und die gebrauchten Begriffe klären bzw. deren Umfang festlegen. Diesen Hintergrund bildet die Entwicklung des Hochschulsystems im Europa des ausgehenden 20. und des ersten Jahrzehnts des 21. Jh., die einen sehr großen Einfluss auf das polnische Hochschulwesen ausübte und weiterhin ausübt. Mit dem **Bologna-Prozess**, der 2010 abgeschlossen werden sollte, haben Politiker (Bildungsminister) Richtlinien festgelegt, die von den Hochschulen umgesetzt wurden. Man kann zwar streiten, inwieweit die drei Hauptziele des Bologna-Prozesses (die Förderung von Mobilität, von internationaler Wettbewerbsfähigkeit und von Beschäftigungsfähigkeit) erreicht wurden, doch unbestritten bleibt die Tatsache, dass ein System vergleichbarer Abschlüsse mit der Einführung des Diplomzusatzes, ein zweistufiges System von Studienabschlüssen (konsekutive Studiengänge) geschaffen sowie ein europaweites, Mobilität förderndes Leistungssystem (ECTS) eingeführt wurden¹. Durch die Eingliederung der Promotionsphase in den Bologna-Prozess wurde eine Grundlage für die Verzahnung des **europäischen Hochschulraumes** mit dem **europäischen Forschungsraum** geschaffen. Die Studienprogramme für Germanistik mussten also europaweit in Anlehnung an die Anforderungen des Bologna-Prozesses neu konzipiert werden. Ein fünfjähriges Germanistikstudium mit nur einem Abschluss,

¹ Chancen und Gefahren des Bologna-Prozesses für das Hochschulwesen in Polen thematisierte Pawlikowski (2009).

das in vielen europäischen Staaten noch bis vor einigen Jahren gang und gäbe war, ist nicht mehr möglich. Es ist davon auszugehen, dass in Zukunft auch weitere hochschulpolitische Lösungsfindungen europaweit durchgesetzt werden. Die eigentlich unabhängigen Nationalstaaten werden sie umsetzen (lassen) und die Hochschulen werden sich anpassen müssen. Gemeint ist hier z.B. **der europäische Qualifikationsrahmen**, der berufliche Qualifikationen und Kompetenzen in Europa vergleichbarer machen soll. Er definiert eine Reihe durch Deskriptoren beschriebener Bildungsniveaus, die das gesamte Spektrum von Bildungsergebnissen abdecken sollen. Die Deskriptoren beziehen sich auf Kenntnisse, Fertigkeiten und Kompetenzen. Angemerkt sei hier noch, dass sich die letzten drei von den acht definierten Stufen auf die durch den Bologna-Prozess eingeführten Hochschulabschlüsse (Bachelor, Master, Promotion) beziehen. Der europäische Qualifikationsrahmen, dessen Einrichtung im April 2008 vom Europäischen Parlament und dem Rat beschlossen wurde, sollte die Funktion eines Metarahmens für nationale Qualifikationsrahmen haben. Für die EU-Mitgliedsstaaten ist der Beschluss zwar nur eine unverbindliche Empfehlung, aber in dem bereits vorliegenden Gesetzentwurf vom 30. März 2010, mit dem das polnische Hochschulwesen reformiert werden soll, sind bereits unverkennbare Anzeichen zu finden, dass der polnische Qualifikationsrahmen vorbereitet wird (Art. 9 u. Art. 18 a)². Aus den oben umrissenen Prozessen lässt sich allerdings keine direkte Notwendigkeit ableiten, die polnische Germanistik als angewandte Germanistik zu profilieren. Daher wird im Folgenden auf diejenigen Faktoren verwiesen, die im engeren Zusammenhang mit solch einer Notwendigkeit stehen.

2. Angewandte Germanistik als Notwendigkeit

Nimmt man an, dass angewandte Germanistik notwendig ist, so muss man in der Lage sein, Argumente und Faktoren anzugeben, die dafür sprechen. Man muss auch erklären können, woraus sich die Notwendigkeit ergibt. Weiterhin ist zu klären, was überhaupt unter „angewandte Germanistik“ zu verstehen und auf welche Bereiche der Begriff zu beziehen ist. Bei der Klassifizierung der Wissenschaften werden unterschiedliche Kriterien herangezogen. Sie ist daher nicht einheitlich. Chojnicki (2009: 32) geht von einer funktionellen Typologie³ aus und unterscheidet drei Hauptfunktionen:

- erkenntnisbezogene Funktion,
- erkenntnis- und anwendungsbezogene Funktion

² Die zitierten Quellen können von der Homepage des Ministeriums für Forschung und Hochschulbildung als PDF-Dateien heruntergeladen werden. Die genauen Links werden im Literaturverzeichnis aufgeführt.

³ Diese Typologie ist nicht die einzige. Es werden reine, angewandte und sonstige Wissenschaften unterschieden (vgl. Amsterdamski 1994: 134). Im angelsächsischen Kulturraum werden Wissenschaften im Sinne von ‚Science‘ und Technologien unterschieden (vgl. Grobler 2006).

- praktische Funktion.
Aus der Unterscheidung ergeben sich drei Arten von Wissenschaften:
- reine Wissenschaften,
- angewandte Wissenschaften,
- technologische Wissenschaften (ebd.).

Chojnicki legt den Umfang der angewandten Wissenschaften wie folgt fest:

„Angewandte Wissenschaften umfassen diejenigen Disziplinen, in denen die Fragen und Forschungen auf praktische Ziele gerichtet sind und die sich auf die Untersuchungsergebnisse der reinen Wissenschaften stützen. Ähnlich wie technologische Wissenschaften haben sie einen anwendungsorientierten Charakter [...] Zu ihnen zählen: Forstwissenschaft, Agrarwissenschaft, Landwirtschaftswissenschaft, Ernährungswissenschaften, Pharmakologie, klinische Psychologie, Biomedizin, Epidemiologie, pädagogische Wissenschaften, Rechtswissenschaften, Wirtschafts- und Sozialplanung, betriebliche Organisationslehre usw.“ (ebd. 32-33, Übers. L.Z.).

Geht man von der obigen Charakteristik aus, wäre angewandte Germanistik eine Germanistik, die auf praktische Ziele gerichtet ist, einen Anwendungscharakter hat und Untersuchungsergebnisse reiner Germanistik heranzieht. Zu fragen wäre weiter, ob eine so aufgefasste Germanistik nur Lehre (Studienangebot) oder auch Forschungen betreffen soll. Die beiden Bereiche sind separat zu analysieren, weil den jeweiligen Notwendigkeiten recht unterschiedliche Faktoren zugrunde liegen.

2.1. Was macht die Ausrichtung der Germanistik auf angewandte Forschungen notwendig?

Zu den wichtigsten Faktoren, die die Ausrichtung der Germanistik in Polen auf angewandte Forschungen erzwingen, gehören u.a.:

- Knappheit an Finanzierungsmitteln für Forschung aus dem Staatshaushalt bei gleichzeitiger schlechter Struktur der Finanzierung der Forschung in Polen,
- zu große Abhängigkeit der Finanzierung der Forschung von politischen Entscheidungen,
- aktuelle Hochschulpolitik,
- unzureichende Kooperation der polnischen Germanistik mit potentiellen Forschungsförderern und Forschungsauftraggebern.

In der Lissaboner Strategie, die 2000 verkündet und 2005 geändert wurde, ging man davon aus, dass die EU-Mitgliedstaaten 3 % von ihrem Brutto-sozialprodukt für Forschung und Entwicklung ausgeben werden. Während 2006 Schweden den diesbezüglichen Prozentsatz von 3,83, Finnland 3,45, Deutschland 2,51, Österreich 2,45 erreichten, lag Polen im Jahre 2009 mit 0,7% weit hinter den Ergebnissen der angeführten Staaten und weit unter

dem EU-Durchschnitt (vgl. Pomianek/Rozmus 2009: 137). Darüber hinaus wird in Polen Forschung und Entwicklung zu 58% aus dem Staatshaushalt finanziert, während die Staatskassen in den OECD-Staaten durchschnittlich 30% des Gesamtaufwandes decken. Während die Wirtschaftssubjekte in Polen 25% aller diesbezüglichen Aufwendungen aufbringen, finanzieren sie in den OECD-Staaten im Durchschnitt Aufwendungen für Forschung und Entwicklung zu 62% (ebd.). Die Angaben stellen eindeutig unter Beweis, dass in Polen die Kooperation zwischen Hochschulen und Wirtschaftssubjekten nicht optimal ist. In dieser Hinsicht erreichen wir europaweit eines der schlechtesten Ergebnisse. Eine schwache Kooperation zwischen den Hochschulen und ihrer wirtschaftlichen Umgebung bestätigt auch eine andere Untersuchung, die auf einer polenweiten Auswertung der Forschungen aus den Jahren 2005–2008 beruht. Nur 14% aller im genannten Zeitraum durchgeführten und veröffentlichten Forschungen weisen einen wirtschaftlichen Anwendungscharakter auf (ebd. 138). Das polnische Ministerium für Forschung und Hochschulbildung ist sich dieser miserablen Lage bewusst. In der Begründung zum Gesetzentwurf, der als Novelle des Hochschulgesetzes konzipiert wurde, wird in einem der Kritikpunkte auf diese Tatsache Bezug genommen:

„Slabe powiązanie z otoczeniem zewnętrznym – nadal wyraźnie słaba jest współpraca uczelni ze środowiskiem pracodawców z sektora publicznego, komercyjnego oraz pozarządowego. Oferta dydaktyczna większości polskich uczelni ma charakter podażowy, jest nieelastyczna oraz rzadko podlega wewnętrznej ewaluacji pod względem efektów kształcenia. W wymiarze badawczym polskie uczelnie stworzyły słabe mechanizmy instytucjonalne pozyskiwania funduszy (kontraktów) na badania i ekspertyzy od podmiotów zewnętrznych, zwłaszcza komercyjnych. OECD wskazuje na konieczność większego zaangażowania pracodawców, zarówno publicznych jak i niepublicznych, w tworzenie i ocenę programów nauczania na poziomie uczelni“ (Uzasadnienie: 2)

Eine stärkere Kooperation der Hochschulen mit ihrer wirtschaftlich-gesellschaftlichen Umgebung soll nach der Einführung der gesetzlichen Änderungen gefördert werden, und die Hochschulen werden zu ihrer Umsetzung angehalten. Darüber hinaus werden sie viel stärker auf den Anwendungscharakter ihrer Forschungen achten müssen.

„Uczelnie zostaną zobowiązane do opracowania i przyjęcia regulaminów ochrony własności intelektualnej oraz zasad komercjalizacji wyników badań naukowych“ (Uzasadnienie: 4).

Aus dem Zitat geht eindeutig hervor, dass die polnischen Hochschulen zu angewandten Forschungen angehalten werden. Die Verpflichtung zur Erstellung der Regeln für eine Kommerzialisierung der Forschungsergebnisse setzt voraus, dass sich potentielle Kunden finden, die an den Ergebnissen der Forschungen interessiert sind. Dass sich angewandte Forschungen leichter als reine kommerzialisieren lassen, liegt auf der Hand und bedarf keiner zusätzlichen Explikation. Die polnischen Hochschulpolitiker setzen also ein klares

Signal, dass die traditionelle Finanzierung der Forschung aus dem Staatshaushalt kaum weiter aufgestockt werden wird. Die Wissenschaftler werden also bei ihren Forschungsvorhaben viel intensiver über die Nützlichkeit und Brauchbarkeit ihrer Forschungsvorhaben als über die traditionelle Forschungsfreiheit nachdenken müssen. Dies gilt auch für die Germanistik, denn die polnischen Germanisten führen auch äußerst selten Forschungen durch, die sich anwenden und kommerzialisieren lassen oder im Auftrag von Unternehmen erfolgen. Berücksichtigt man die miserable Finanzierung der germanistischen Forschungen aus dem Staatshaushalt, so kann eine intensive, erfolgreiche Kooperation mit Unternehmen und Nichtregierungsorganisationen auch als eine Chance für die dauerhafte Absicherung der Finanzierung von Forschungen betrachtet werden. Da die angewandte Germanistik als Grundlage für eine solche Kooperation geeigneter ist als reine Germanistik, erscheint sie gleichzeitig als eine greifbare Chance. Es darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, dass sich der Gedanke an eine Kooperation mit den Wirtschaftssubjekten und Nichtregierungsorganisationen unter den polnischen Germanisten aus vielen Gründen nicht so schnell durchsetzen lässt. Durch die Schaffung der genannten Rahmenbedingungen und durch die ergriffenen Maßnahmen wird versucht, die Hochschulen zu einem viel kommerzielleren Umgang mit Forschung zu veranlassen. Wenn die Forscher davon nicht überzeugt sind, können sie die Denkweise als aufoktroziert empfinden und aus diesem Grund innerlich ablehnen. Außerdem haben die meisten keine Erfahrungen damit. Es muss daher als Wunschdenken angesehen werden, dass sie diese kommerzielle Denkweise begrüßen und sich den neuen Herausforderungen stellen werden. Die erfolgreiche Kooperation der amerikanischen Universitäten mit den Unternehmen, von der beide Partner profitieren, sowie viele positive europäische Beispiele (Schweden, Finnland, Deutschland, Belgien, Dänemark, Großbritannien, die Niederlande), werden sie nicht unbedingt überzeugen (vgl. Pomianek/Rozmus 2009: 144). Abwehrreaktionen sind also vorprogrammiert. Als Beispiel hierfür sei die Stellungnahme des Philologischen Fakultätsrates der Nikolaus-Kopernikus-Universität zu den Grundlagen der Hochschulreform erwähnt, die am 20. Mai 2008 beschlossen und dem Rektor vorgelegt wurde. Die marktwirtschaftlichen Mechanismen werden hierin völlig abgelehnt und das Reformvorhaben als Gefährdung der Autonomie der Hochschulen angesehen. Dieses Beispiel zeigt in aller Deutlichkeit, dass die Umsetzung dieser Ideen viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Die polnischen Hochschulen werden in dieser Hinsicht noch jahrelang Europas Schlusslicht bilden.

2.2. Was spricht für einen angewandten Charakter der germanistischen Studienangebote?

Franciszek Gruzca beantwortete neulich die Frage nach der Attraktivität der Germanistik folgendermaßen:

„Germanistik ist heute nicht nur ein internationales, sondern ein globales Fach par excellence. Es floriert in der Regel dort, wo zu deutschsprachigen Ländern, vor allem zu Deutschland, neue wirtschaftliche oder politische Kontakte aufgenommen oder alte Beziehungen intensiviert werden. Und dort, wo die Vertreter der Faches rechtzeitig eingesehen haben, dass sie nicht bloß Wissen über ihre klassischen Gegenstände vermitteln, sondern ihre Studenten so ausbilden müssen, **dass sie auf dem jeweiligen Arbeitsmarkt zu gefragten und erfolgreichen Arbeitskräften** werden können“ (Grucza 2010: 65, Hervorhebung L.Z).

Dem Zitat ist zu entnehmen, dass Grucza die Berücksichtigung der Bedürfnisse und Erwartungen der jeweiligen Arbeitsmärkte für eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung der Germanistik hält. Dies ist also einer der Faktoren, die mit für einen angewandten Charakter der germanistischen Studienangebote sprechen. Zu den übrigen Faktoren gehören:

- der europäische Qualifikationsrahmen,
- die aktuelle Hochschulpolitik in Polen.

Mit der Umsetzung des Bologna-Prozesses wird der erste Abschluss eines Germanistikstudiums im Allgemeinen nach sechs Semestern erworben. Es ist also durchaus denkbar, dass einige Absolventen nach dem Abschluss des ersten Zyklus berufstätig werden. Aus den Untersuchungen des Instituts der deutschen Wirtschaft geht hervor, dass die Firmen gerne Absolventen mit einem Bachelorabschluss beschäftigen und dass solche Absolventen unabhängig von der Einstiegsposition die gleichen Karrierechancen wie traditionelle Hochschulabsolventen haben (Wtrends 3/2004). Unabhängig davon, wie viele Absolventen nach dem ersten Abschluss mit dem Studium aufhören und wie viele sich für einen weiteren Abschluss (Magisterabschluss oder ein anderer Bachelorabschluss) entscheiden, muss also bei der Erstellung der Studienangebote die Möglichkeit der Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit bereits nach dem ersten Abschluss ins Auge gefasst werden. Wenn die Studienangebote den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes nicht angepasst werden, können die Absolventen eine geringere Chance auf eine Stelle haben, die ihren Erwartungen entsprechen würde. Werden die Bedürfnisse der potentiellen Arbeitgeber außer Acht gelassen, so werden immer weniger Studienkandidaten solche Angebote in Anspruch nehmen. Diejenigen germanistischen Institute, die den Bologna-Prozess nicht ernst nehmen und bis jetzt ihr Studienangebot nur scheinbar angepasst haben, können zwar immer noch auf ihren Internetseiten die potentiellen Kandidaten informieren, was sie alles nach dem Abschluss des ersten Zyklus machen können (welche Berufe in Frage kommen), aber wenn sich die für den jeweiligen Beruf erforderlichen Kenntnisse, Fertigkeiten und Kompetenzen nicht aus den Studieninhalten ergeben, sind solche Mitteilungen als inhaltsleere Werbemaßnahmen anzusehen. Die Versprechungen werden überdies durch den Arbeitsmarkt verifiziert respektive falsifiziert. Mit der geplanten Einführung des Qualifikationsrahmens werden leere Versprechungen in Kürze nicht mehr möglich sein, denn es werden nicht nur die

Kenntnisse, sondern auch die Fertigkeiten und Kompetenzen zu definieren sein, die mit dem jeweiligen Abschluss bestätigt werden. Dass dieses System auf die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes zugeschnitten ist, liegt auf der Hand, denn es sind vor allem die Arbeitgeber, die nicht nur auf die Kenntnisse, sondern auch auf Fertigkeiten und Kompetenzen ihrer Mitarbeiter großen Wert legen. Man soll sich daher nicht wundern, dass sie vor der Anstellung der neuen Mitarbeiter ihre Fertigkeiten und Kompetenzen kennen lernen wollen. Die Berücksichtigung der Bedürfnisse des Arbeitsmarktes bei der Erstellung der Studienangebote wird zweifelsohne den Studenten zugute kommen und bei der nötigen Öffnung der Hochschulen nach außen behilflich sein. Dies entspricht vollkommen Polens gegenwärtiger Hochschulpolitik. In dem am 30. März 2010 vorgelegten Gesetzentwurf werden die Hochschulen sogar verpflichtet, die Karrieren ihrer Absolventen zu verfolgen, um die Studienangebote den Bedürfnissen des Marktes anzupassen:

Art.13a. Uczelnia monitoruje kariery zawodowe swoich absolwentów w celu dostosowania kierunków studiów i programów kształcenia do potrzeb rynku pracy w szczególności po trzech i pięciu latach od dnia ukończenia studiów.

Die Vertreter der Arbeitgeber werden in Zukunft auch die Inhalte der Studienangebote und den Bildungsprozess teilweise mitbestimmen können. Eine potentielle diesbezügliche Kooperation ist im Falle einer traditionellen (reinen) Germanistik wesentlich schwieriger als im Falle der angewandten Germanistik, was für die letztere spricht. In dem oben zitierten Gesetzentwurf lesen wir hierzu:

Art 4. Abs. 4 Uczelnie współpracują z otoczeniem gospodarczym, w szczególności w zakresie prowadzenia badań i prac rozwojowych na rzecz podmiotów gospodarczych, w wyodrębnionych formach działalności, w tym w drodze utworzenia spółki celowej, o której mowa w art. 86a, **a także przez udział przedstawicieli pracodawców w opracowywaniu programów kształcenia i w procesie dydaktycznym** (Hervorhebung L.Z.).

Aus den obigen Ausführungen geht hervor, dass es relativ viele Argumente gibt, die sowohl im Bereich der Forschung als auch der Lehre für angewandte Germanistik sprechen. Angewandte Germanistik erscheint gleichzeitig als eine Chance für eine stärkere Öffnung der polnischen Germanistik auf die wirtschaftliche Umgebung, in der die jeweiligen Institute wirken. Dies könnte auch für die Gewinnung von dauerhaften Fördermitteln von Belang sein, an denen es in Polen im Bereich der Forschung sehr mangelt. Die Hochschulen im Allgemeinen und die germanistischen Institute im Besonderen können, so Karl Weick, als lose gekoppelte Systeme angesehen werden, die verhältnismäßig leicht auf Herausforderungen reagieren und sich den neuen Gegebenheiten anpassen können, andererseits aber auch unterschiedliche Interessengruppen berücksichtigen müssen (vgl. Griffin 2003: 267–268).

In Anbetracht der letzteren Tatsache ist zu konstatieren, dass die Entwicklung der polnischen Germanistik hin zu einer angewandten Wissenschaft nicht an jedem Institut erfolgen wird. Diejenigen, die die Notwendigkeit solch einer Entwicklung erkennen, müssen nämlich in den Instituten über die Mehrheit verfügen und darüber hinaus die gegensätzlichen Interessen ihrer Kollegen berücksichtigen. Dies wird ein langer, schwieriger und schmerzhafter Prozess sein, der viel Zeit und Geduld erfordert.

3. Deutsch-polnische Kommunikation als Beispiel der Möglichkeit der Umsetzung der angewandten Germanistik in Forschung und Lehre

Im Folgenden soll an einem bereits konzipierten, aber noch nicht umgesetzten Beispiel gezeigt werden, wie die angewandte Germanistik in Forschung und Lehre realisiert werden kann. Da in Polen zurzeit Übersetzungswissenschaft als ein Studienschwerpunkt immer häufiger angeboten wird, sei hier eine andere denkbare Richtung erörtert, nämlich deutsch-polnische Kommunikation. Die immer noch geltenden ministeriellen Bildungsinhalte für den zweiten Zyklus (Magister) beinhalten im Falle der Germanistik das Fach „Interkulturelle Kommunikation“, das innerhalb der angewandten Linguistik verankert ist. Berücksichtigt man die Tatsache, dass der Absolvent nicht nur die deutsche Sprache nahezu auf muttersprachlichem Niveau beherrschen (C2), sondern auch die deutsche Kultur gut kennen soll, so kann man sich vorstellen, dass die deutsch-polnische Kommunikation, aufgefasst als ein auf Germanistik zugeschnittener Aspekt der interkulturellen Kommunikation, als Studienschwerpunkt in Frage kommt. Angemerkt sei hier noch, dass vergleichbare Angebote auch in Deutschland vorliegen. Eva Jost verweist darauf, dass zahlreiche neue germanistische Masterstudiengänge nicht mehr konturlose Germanisten, sondern Spezialisten für konkrete Berufe ausbilden (2010: 64). Als eines der Beispiele führt sie das MA-Programm *Interkulturelle Germanistik: Deutschland-China* an, das je zur Hälfte an der Universität Göttingen und an einer der beiden chinesischen Partnerhochschulen der Universität absolviert wird (ebd.). Die Absolventen qualifizieren sich als Kulturvermittler für den Arbeitsmarkt gleich in zwei Ländern. Meine auch auf zwei Staaten bezogene Idee (deutsch-polnisch) scheint dem Göttinger Projekt ähnlich zu sein.

Geht man von der Mindestzahl der für den zweiten Zyklus vorgesehenen Veranstaltungsstunden (800) aus, so beträgt deutsch-polnische Kommunikation als Schwerpunkt insgesamt 240 Stunden, wobei die Hälfte auf das Magisterseminar entfällt. Im ersten Semester ist die Belastung am größten, weil die Studierenden relativ schnell in den Forschungsbereich der interkulturellen Kommunikation eingeführt werden sollen. Sie lernen gleichzeitig die Grundlagen der Kommunikationswissenschaften (auch Kommunikationsmodelle) sowie die Grundlagen der interkulturellen Kommunikation kennen. Im Magisterseminar werden sie mit möglichen Ansätzen zur Erforschung

der deutsch-polnischen Kommunikation konfrontiert. Im zweiten Semester sollen die für die eigenen Untersuchungen geeigneten Modelle erarbeitet und zahlreiche Fallstudien analysiert werden. Die Untersuchungen können je nach Gegenstand auch in deutschen Unternehmen, die in Polen tätig sind, bzw. in deutsch-polnischen Unternehmen durchgeführt werden. Will man sich nicht auf die deutsch-polnische Wirtschaftskommunikation einschränken, so könnte man z.B. auch deutsche Erasmusstudenten oder Deutsche, die in Polen leben, untersuchen lassen, um nur auf einige der Möglichkeiten zu verweisen. Im dritten Semester sollen die Probleme der deutsch-polnischen Kommunikation vertieft werden und die eigenen Untersuchungen durchgeführt werden. Hierbei kommt es zur Anwendung der dem eigenen Forschungsansatz angepassten bzw. für ihn entworfenen theoretischen Modelle. Im letzten Semester sollen die Untersuchungen ausgewertet und die Ergebnisse in Form einer Magisterarbeit verschriftlicht werden. Solch ein Abschlussprofil kann relativ leicht mit einem deutschen Universitätspartner vorbereitet und als ein gemeinsamer Magisterabschluss angeboten werden, was nach der Änderung des Hochschulgesetzes in Polen unproblematisch sein sollte, denn der Gesetzentwurf ermöglicht gemeinsame Studiengänge mit Partnerhochschulen (vgl. Art. 168.1). Der Studienschwerpunkt ist in Anbetracht der Vereinheitlichungsprozesse innerhalb der EU, der steigenden Mobilität der Menschen in der EU sowie der Globalisierung der Wirtschaft sehr wichtig. Die erworbenen Fertigkeiten und Kompetenzen lassen sich nach dem Studium leicht anwenden, insbesondere, wenn die Absolventen in einem internationalen oder in einem deutschen (deutsch-polnischen) Unternehmen angestellt werden. Der Schwerpunkt berücksichtigt also auch die gegenwärtige wirtschaftliche Entwicklung, auf die, wie bereits angedeutet, ein immer größerer Wert zu legen ist.

Mit folgenden Fächern kann m.E. solch ein Studienschwerpunkt (Modul) realisiert werden:

Fach	SEMESTER/ Stundenzahl/ Form			
	I	II	III	IV
Einführung in die Kommunikationswissenschaften	30 (V)			
Interkulturelle Kommunikation	30 (Ü o. K.)			
Deutsch-polnische Kommunikation		30 (Ü o.K.)	30 (Ü o.K.)	
Magisterseminar	30	30	30	30
Insgesamt:	90	60	60	30

V – Vorlesung, Ü – Übungen, K - Konversatorium

4. Abschließende Bemerkungen

Einerseits ist es offensichtlich, dass man auch innerhalb der Geisteswissenschaften viel stärker als zuvor auf ihre Anwendungsmöglichkeiten achten soll. Es ist auch durchaus nachvollziehbar, dass die polnischen Hochschulen nicht in einem Vakuum wirken und dass sie viel stärker als bis jetzt mit dem Wirtschaftsbereich integriert werden sollen. Andererseits darf auch nicht vergessen werden, dass die Geisteswissenschaften leicht missbraucht werden können, um eine Ideologie zu fördern. So wurden sie in Polen jahrzehntelang für die Förderung des Marxismus verwendet. Es wäre genauso tragisch, wenn sie nun zur Förderung einer anderen Ideologie, etwa des Neoliberalismus oder der *Political Correctness*, missbraucht würden, was auch in den Vereinigten Staaten geschieht, deren Hochschulwesen immer wieder als nachahmungswürdiges Vorbild herangezogen wird (vgl. Sowell 1996). Die polnische Germanistik sollte also in der Forschung neben der traditionellen Freiheit auch die Anwendbarkeit im gewissen Sinne berücksichtigen, wobei die letztere aus den freien Überlegungen der Forscher zustande kommen und nicht etwa aus aufgezwungenen wirtschaftspolitischen Richtlinien resultieren soll. Es ist durchaus denkbar, dass die polnische Germanistik recht unterschiedliche Antworten finden wird, wie eine stärkere Anwendbarkeit der Forschungen der an den jeweiligen Instituten tätigen Forscher erreicht werden kann. Dies gilt auch für die generelle Frage nach der inhaltlichen Gestaltung der angewandten Germanistik, deren Beantwortung von Institut zu Institut ebenso variieren kann.

Literatur:

- Amsterdamski, S. (1994): *Tertium non datur?*, Warszawa.
- Chojnicki, Z. (2009): Nauka jako system społeczno-poznawczy, in: Mciołek, R. / Maik, W. / Sikora, K. (Hgg.): *Problemy nauki i szkolnictwa wyższego*, Bydgoszcz, 17–39.
- Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen: Lernen, Lehren, beurteilen* (2001), München u.a.
- Griffin, E. (2003): *Podstawy komunikacji społecznej*, Gdańsk.
- Grobler, A. (2006): *Metodologia nauk*, Kraków.
- Grucza, F. (2010): *Magazin – deutschland.de* 2/2010, S. 65 (ein Interview).
- Jost, E. (2010): Zwischen Schiller und Netzkultur, in: *Magazin – deutschland.de* 2/2010, 63–64.
- Pawlikowski, J.M. (2009): Co mogą zyskać polskie uczelnie na procesie bolońskim, in: Mciołek, R. / Maik, W. / Sikora, K. (Hgg.): *Problemy nauki i szkolnictwa wyższego*, Bydgoszcz, 163–177.
- Pomianek, T. / Rozmus, A. (2009): Czy polską naukę i szkolnictwo wyższe stać na zmiany, in: Mciołek, R. / Maik, W. / Sikora, K. (Hgg.), 151–162.
- Sowell, T. (1996): *Amerykańskie szkolnictwo od wewnątrz. Upadek, oszustwo, dogmaty*, Rzeszów.

Herangezogene Internetquellen:

http://www.bip.nauka.gov.pl/_gAllery/90/15/9015/20100330_PoSW__projekt_V_z_30_marca_z_poprawkami.pdf

http://www.bip.nauka.gov.pl/_gAllery/73/10/7310/20091030_EEE_zalozenia_po_RM.pdf

<http://www.fil.umk.pl/rada/uchwaly/uchwala1.html>

Wtrends 3/2004 – http://www.iwkoeln.de/Portals/0/pdf/trends03_04_4.pdf

Applied German Studies – a necessity or a chance? Some thoughts on the question plus an applicable proposal of a new specialization

Abstract

The author discusses the main changes in the European higher education as a result of the Bologna Process and compares the state of Polish higher education with some other countries within the European Higher Education Area. The degree of applicability of research in Poland belongs to the lowest in Europe. It is one of the reasons why the Polish Ministry of Science and Higher Education wants to make Polish higher educational institutions more applicability-oriented. The author presents not only strong arguments for applied German Studies with respect to research and educational offers but also mentions some critical problems that will appear in the process of transforming German Studies in Poland into applied ones. Concluding the theoretical level of the paper's elaboration, the author presents as well an applicable proposal of Polish-German Communication as a new specialisation within German Studies.

Germanistyka stosowana – szansa czy konieczność. Kilka uwag z praktyczną propozycją specjalizacji

Streszczenie

Autor wychodzi od krótkiego opisu zmian w szkolnictwie wyższym w Europie i ukazuje na tym tle stan polskiego szkolnictwa wyższego, który w porównaniu z innymi krajami europejskiej przestrzeni szkolnictwa wyższego wybada bardzo mizernie. Szczególnie aspekt stosowalności badań polskich uczonych jak struktura ich finansowania wykazują duże zacofanie zarówno w kontekście nauki światowej jak i europejskiej przestrzeni badawczej. W dalszej części artykułu autor wskazuje w odniesieniu do nauki i dydaktyki na argumenty, które przemawiają za germanistyką stosowaną w Polsce. W ostatniej przedstawiono koncepcja specjalizacji (komunikacja polsko-niemiecka), która mogłaby być realizowana na studiach drugiego stopnia, wypełniając jeden z obszarów germanistyki stosowanej i odpowiadając na wyzwania przygotowywanej reformy szkolnictwa wyższego w Polsce.

Jan Iluk

Empirische Befunde zu Auswirkungen systematischer Schreibhandlungen im fortgeschrittenen FSU auf den Spracherwerb

1. Gängige Auffassungen zur Rolle des Schreibens im kommunikativen Fremdsprachenunterricht

Bekanntlich hat der kommunikative Fremdsprachenunterricht das Schreiben lange Zeit vernachlässigt. Einer der Gründe dafür liegt in der Überzeugung, dass man in der Alltagskommunikation nur eine sehr limitierte Schreibfertigkeit brauche, mit der ganz wenige Schreibenlässe zu bewältigen wären (Baldegger u.a. 1980, 28). Eine andere gängige Annahme ist, dass man das Schreiben lehrerunabhängig als Nebenprodukt der intensiven Entwicklung der Sprechfertigkeit erwerben könne, so dass alles Schriftliche in die Hausaufgabe abdelegiert werden könne (Heyd 1990, 71). Nach einer weiteren Auffassung gilt die Entwicklung der Schreibfertigkeit als besonders übungsintensiv. Deshalb könne man ihr wegen des beschränkten Stundenlimits im schulischen FSU nicht die benötigte Zeit widmen. Anderenfalls könnte die systematische Beschäftigung mit dem Schreiben die schnelle Entwicklung der Gesprächsfähigkeit gefährden. Diese Meinungen werden auch durch Überlegungen zur Gewichtung der Fertigkeiten unterstützt, wonach das Verhältnis vom Hörverstehen über das Leseverstehen zum Sprechen und Schreiben wie 8:7:4:2 sein solle (Krüger 1981, 18). Die Beschränkung des Schreibens auf dessen Hilfsfunktion bei der Einübung anderer Fertigungsbereiche verursachte jedoch, dass Schreibaufgaben zu einem wenig beliebten Element des Fremdsprachenunterrichts degradiert wurden (Wysocka 1989, 106; Lipińska 2002, 63).

Die genannten Auffassungen zur Schreibfertigkeit blieben nicht ohne Einfluss auf die kommunikativ orientierten Lehrwerke für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache der siebziger und achtziger Jahre. Aus Krumms (1989a, 19) Untersuchungen geht hervor, dass in ihnen eine zielgerichtete Schreibentwicklung durchgängig fehlt. Die Analysen modernerer Lehrwerke bestätigen, dass die zahlreichen Publikationen zur innovativen Schreibdidaktik in den letzten drei Jahrzehnten wenig bewirkt haben, auch wenn die

Rolle des Schreibens als wichtiges Mittel zum Fixieren von gelesenen oder gehörten Informationen, als Erinnerungsstütze oder bei der Entfaltung des Denkens und der Kreativität (Krumm 1989b), der Binnendifferenzierung (Tönshoff 2004 und 2005), als Voraussetzung für die Teilhabe am öffentlichen Leben (Ballweg 2008) u.a. nicht bestritten wird. Dies bestätigen die eingehenden Analysen deutscher Lehrwerke für den Deutschunterricht als Fremdsprache von Thonhauser-Jurnick (2000, 197) und Fischer-Kania (2008, 492). Beide haben Folgendes festgestellt:

- Die Beherrschung des fremdsprachigen Schriftsystems sowie die Vertrautheit mit schriftlichen Übungsformen werden in der Regel vorausgesetzt.
- Die Schreibfertigkeit wird nicht systematisch entwickelt.
- Es gibt kein ausgewogenes Übungsangebot zur aufbereiteten, reproduktiven und produktiven Schreibaktivitäten.
- Es wird auf die Vermittlung metakognitiver Schreibstrategien weitgehend verzichtet.
- Das textlinguistische Basiswissen zu Aspekten der grammatischen und semantischen Textkohärenz und der Textsorte wird nicht gezielt aufgebaut.
- Die Lerner werden nicht angehalten, durch Reflexion das Schreiben als Prozess zu verstehen.
- Das kommunikativ-funktionale Schreiben wird anhand einer stark beschränkten Anzahl von Textmodellen vermittelt.

Diskutiert man erneut die Rolle des Schreibens im Fremdsprachenunterricht, so ist in erster Linie folgende Frage zu stellen:

Welchen Beitrag kann das Schreiben im Prozess des Spracherwerbs leisten, wenn im Fremdsprachenunterricht mehr als üblich und vor allem gezielt geschrieben wird?

Nach dem heutigen Stand der Diskussion ist es offensichtlich, dass man diese Frage nicht allein mit dem Argument der künftigen kommunikativen Bedürfnisse der Lerner in Alltagssituationen beantworten kann. Sichtet man die Fachliteratur zu diesem Problem, so wird immer wieder darauf hingewiesen, dass die stützende Rolle des Schreibens in der Wechselwirkung der unterschiedlichen Wahrnehmungskanäle liegt (Iluk 1994). Bekanntlich dominieren beim Schreiben die optischen und motorischen Sinneskanäle, die am stärksten bei visuell und graphomotorisch angelegtem Gedächtnistyp ausgeprägt sind, der wohl auch am häufigsten vorkommt. Aus diesem Grund haben geschriebene Texte einen höheren Einpräge- und Behaltenseffekt als gesprochene. Nicht ohne Belang sind die Schreibbedingungen. Man nimmt an, dass sie generell günstiger für die Lernprozesse sind als bei der mündlichen Produktion, denn bei der Lösung einer schriftlichen Aufgabe können die beteiligten kognitiven Prozesse nach individuellem Tempo und vom Lerner kontrolliert verlaufen. Dabei entstehen oder verfestigen sich Ablaufstrukturen, auf die man beim späteren Sprachgebrauch zurückgreifen kann, während das Sprechen eine rasche,

vom Lernenden wenig kontrollierbare Sprachhandlung darstellt.¹ Wie jedoch die oben dargestellten Ergebnisse der Lehrwerkanalysen zeigen, haben die bereits zu Binsenweisheiten gewordenen Erkenntnisse zur Rolle des Schreibens im FSU die methodische Unterrichtspraxis kaum beeinflusst. Dem Schreiben wird nach wie vor der letzte Platz in der Fertigungsordnung eingeräumt. Demgegenüber bedarf die Beantwortung der oben gestellten Frage empirischer Daten, die ein neues Licht auf den kausalen Zusammenhang zwischen Schreiben und den anderen kommunikativen Fertigungsbereichen werfen und somit zur Aufwertung des Schreibens im FSU beitragen.

2. Beschreibung eines Schreibexperiments und die Darstellung der ermittelten Daten

Um die oben gestellte Frage objektiv zu beantworten, bedarf es empirischer Daten. Zu diesem Zweck wurde an der Technisch-Humanistischen Akademie Bielsko-Biala ein Experiment durchgeführt, an dem Studenten des Studiengangs Internationale Beziehungen mit unterschiedlich fortgeschrittenen Englischkenntnissen teilnahmen. Das Ziel des Experiments war zu ermitteln, wie sich das systematische Schreiben von inhaltlich relevanten und längeren Texten auf den Spracherwerb fortgeschrittener Lerner auswirkt. Gegenstand der Untersuchung waren die lexikalische und grammatische Kompetenz, die Verstehens- und Schreibfertigkeit. In den Kontrollgruppen wurde dagegen die Priorität des Mündlichen bewahrt. Der Einfluss der jeweiligen Lernhandlung auf den Spracherwerb konnte empirisch ermittelt werden, indem die Studenten vor und nach dem Experiment denselben Kompetenztest geschrieben haben und deren Leistungsergebnisse miteinander verglichen wurden.

In dem von mir betreuten Experiment, das 2006/07 von B. Loranc-Paszyk durchgeführt wurde, nahmen 76 Studenten teil. Im Sprachseminaren der 1. Experimentalgruppe wurden Texte zur europäischen Neugeschichte² und in der zweiten Texte zur britischen Landeskunde (Civilisation)³ mit dem Ziel durchgenommen, den thematischen Wortschatz zu erwerben, die Lese-, Sprech-, Schreib- und kritische Denkfähigkeit zu entwickeln. Das Schreiben wurde anhand expositorischer Essays vom Typ comparison/contrast systematisch geübt.⁴

¹ Ein völliger Verzicht auf das Schreiben, so wie das z.B. bei natural approach in den USA praktiziert wurde, führt dazu, dass sich Lernende auf der Mittelstufe zwar viel leichter verständigen können, dafür aber wesentlich mehr Sprachfehler begehen. Darüber hinaus sind sie stärker der Fehlerfossilisierung ausgesetzt (Lalande 1989, 104).

² Buszello/Misztal (2003) *European Integration. From the Idea to Practice*. Tempus.

³ *British Civilisation. An Introduction* (2002).

⁴ Mehr zum expositorischen Essay und dessen Einsatz im FSU siehe Hammann (2002) und Loranc-Paszyk (2009, 136 ff.). Im Prinzip entspricht er der deutschen Erörterung.

Die Textsorte expositorischer Essays vom Typ comparison/contrast wurde nicht zufällig gewählt. Ihr Einsatz im FSU hat folgende Vorteile (Molitor-Lübbert (1989, 284 ff.); Loranc-Paszyk 2009, 122 ff.):

1. Das Verfassen von expositorischen Essays besteht darin, dass zwei Texte zum ähnlichen Thema gelesen, deren Hauptgedanken identifiziert sowie die Detailinformationen gefunden werden müssen, die die Hauptthesen unterstützen. Dabei ist auf Ähnlichkeiten und Unterschiede sowie auf die typische Textstruktur zu achten.
2. Das Verfassen von Texten, in denen Ähnlichkeiten und Unterschiede ausgearbeitet werden sollen, ist eine häufig im Studium geschriebene Textform, in der eine vorgegebene Themenstellung im Hinblick auf kongruente und differente Aspekte dargestellt werden soll. Dies verlangt von dem Autor das entsprechende Wissen, eine tiefere Textverarbeitung und die Fähigkeit des Vergleichens, Kontrastierens, Erklärens, Gewichtens, Ordnen sowie Konstruierens neuen Wissens.
3. Das Schreiben von expositorischen Essays stimuliert die Auseinandersetzung mit dem Lernstoff und regt zu einem kritischen Umgang mit ihm an, indem fortlaufende Elaborationen vollzogen werden, die sich einerseits aus dem Thema der Schreibaufgabe und andererseits aus der Textsorte ergeben.
4. Das Wissen der schreibenden Person und der bearbeitete Text wirken durch Lese- und Produktionsprozesse aufeinander ein. In dem Sinne integriert Schreiben Verstehens- und Textproduktionsprozesse. Ihr Ergebnis ist der laufende Aufbau und die Modifikation kognitiver Repräsentationen des intendierten Textes, die durch Schreiben exteriorisiert werden.
5. Schreiben wird somit zum integralen Bestandteil des Denkens.
6. Beim Verfassen von expositorischen Essays haben textgeleitete Verarbeitungsprozesse einen hohen Anteil am Leseprozess und somit bekommen sie stärkeres Gewicht.
7. Schreiben entlastet das Arbeitsgedächtnis und somit erleichtert es das Auffinden neuer gedanklicher Zusammenhänge.

Bevor die Studenten ihre eigenen Texte zu schreiben begonnen haben, wurden ihnen die strukturellen und funktionalen Merkmale des academic writing mit dem besonderen Augenmerk auf die geübte Textsorte erläutert. Im Laufe des Experiments haben sie zu Hause 10 expositorische Texte im Umfang von 300–400 Wörtern geschrieben. Die grammatischen Aspekte waren im Sprachunterricht kein Gegenstand expliziter Instruktionen bzw. Übungen.

In den zwei Kontrollgruppen (insgesamt 35 Personen) hat man dagegen mit Lehrwerken für fortgeschrittene Englischlerner gearbeitet.⁵ Das Ziel war, die Lehrwerke möglichst genau durchzunehmen, in denen das Augenmerk auf Lexik, grammatische Strukturen und die Entwicklung der Verstehensfertigkeiten gerichtet war. Es dominieren darin folgende Übungstypen:

⁵ Nauton (1996) Think FCE und S. Stanton (2001) Fast Track to FCE.

Erläuterung des Wortschatzes im Kontext, Mehrfachwahlaufgaben, Richtig/falsch-Aufgaben, Ergänzungsaufgaben u.ä.

Der qualitative Unterschied bestand darin, dass der Inhalt der eingesetzten Texte in der Experimentalgruppe kompatibel mit den Studienlernzielen und nach der Einschätzung der Studenten interessanter und auch motivierender war, während in der Kontrollgruppe ein Lehrwerk für Fortgeschrittene sehr genau durchgenommen worden ist. Ein weiterer Unterschied bestand in der Art und Weise, wie die Lehrtexte bearbeitet wurden sowie darin, dass sich Studenten der Experimentalgruppen mit dem Inhalt der eingesetzten Texte schriftlich auseinandergesetzt haben, während die Arbeit mit dem Lehrwerk die Studenten der Kontrollgruppe auf den FCE-Test vorbereiten sollte.

2.1. Leistungen im Leseverstehen

Das Sprachniveau der Studenten in beiden Gruppen wurde am Anfang des Experiments und zu dessen Abschluss mit demselben Test gemessen.⁶ Die Leistungsunterschiede zwischen beiden Gruppen veranschaulicht folgende Grafik (Loranc-Paszyk 2009, 190):

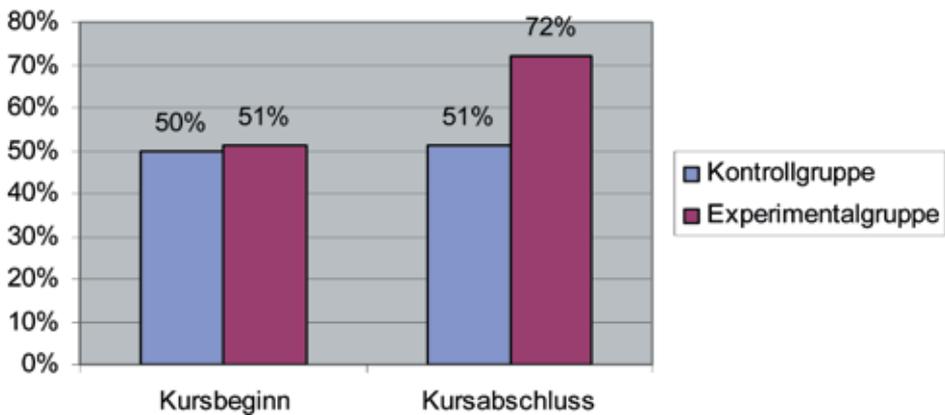


Abb. 1. Anzahl korrekter Antworten im Leseverstehentest

Dieser Grafik ist zu entnehmen, dass die Studenten der Experimentalgruppe einen Leistungszugewinn von 21% erreichten, während die Studenten der Kontrollgruppe ihre Leistungen lediglich um 1% verbessern konnten, obwohl sie gezielt auf den Sprachtest vorbereitet wurden. Außerdem weisen die ermittelten Standardabweichungswerte auf die steigende Homogenität der Experimentalgruppe hin. In der Kontrollgruppe war eine entgegengesetzte Tendenz zu beobachten.

⁶ International English Language Testing System, Academic Reading, 2005, 42–53, www.ielts.org.

Interessant sind die Streuung der Verstehensleistungen und ihr individueller Zuwachs. Die entsprechenden Daten sind folgender Tabelle zu entnehmen (Loranc-Paszylk 2009, 191):

Individuelle Verstehensleistungen und ihr Zuwachs

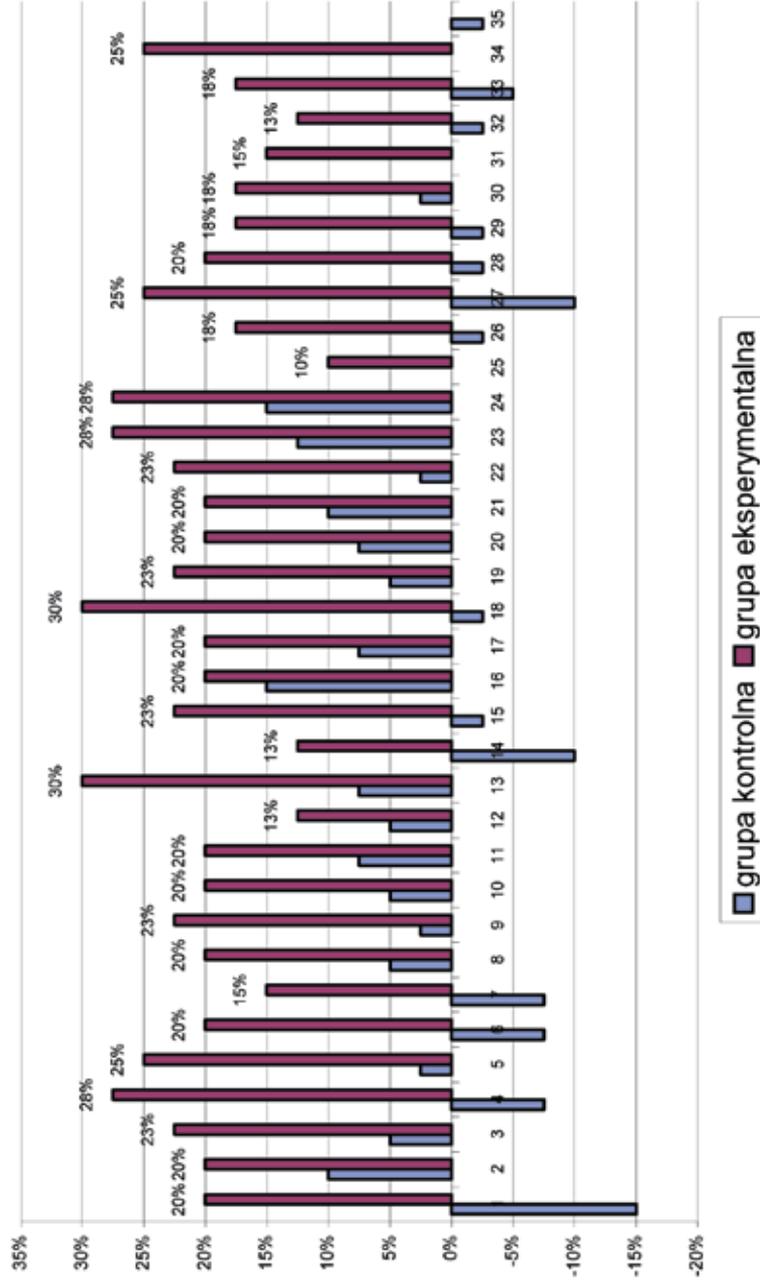


Abb. 2. Indywidualny przyrost w sprawności rozumienia tekstu mierzony testem IELTS

Es fällt zunächst auf, dass bei 14 Versuchspersonen der Kontrollgruppe ein sichtbarer Rückgang der Verstehensleistungen eingetreten ist und bei weiteren 3 Probanden gab es weder einen Rückgang noch einen Fortschritt; d.h. 49% der am Versuch teilnehmenden Studenten konnten im Laufe der sprachpraktischen Seminare ihre Verstehensleistung nicht verbessern. In der Experimentalgruppe betrug der geringste Fertigkeitserwachs 10% und der höchste 30%.

2.2. Grammatische Kompetenz

Die grammatische Kompetenz der Probanden wurde mit dem Test Use of English (Stanton /Morris 1999: 111–116) ebenfalls zu Beginn und zum Abschluss des Experiments gemessen. Die erzielten Testergebnisse illustriert folgendes Balkendiagramm (Loranc-Paszyk 2009, 200):

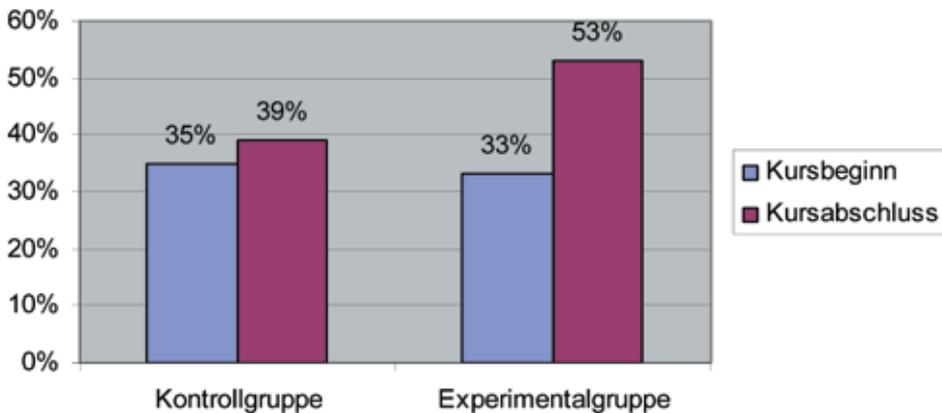


Abb. 3. Anzahl korrekter Antworten im grammatischen Test

Dieses Diagramm zeigt, dass die Studenten der Kontrollgruppe lediglich einen geringfügigen Lernfortschritt (4%) gemacht haben, während die Experimentalgruppe ihre Leistungen im Schnitt um 20% verbessern konnte und signifikant homogener war.

2.3. Lexikalische Kompetenz

Die lexikalische Kompetenz, insbesondere der Wortschatzreichtum, lässt sich nicht testen. Deshalb wurde er anhand der geschriebenen Texte nach Kriterien abgeschätzt, so wie das in standardisierten Tests üblich ist. Die Analyse der geschriebenen Texte bestätigte, dass Studenten der

Experimentalgruppe nach Abschluss des Experiments über eine viel höhere lexikalische Kompetenz verfügten. Sie war gekennzeichnet durch die sichere und korrektere Verwendung des Fachwortschatzes (*academic vocabulary*) und die differenziertere Lexik der Alltagsprache, die Kenntnis von Routineformeln, die Beherrschung metatextueller Ausdrücke und idiomatischer Wendungen. Dies erklärt auch, warum Probanden dieser Gruppe im Verstehenstest signifikant besser abgeschnitten haben.

2.4. Schreibkompetenz

Der Fortschritt in Schreibkompetenz wurde ebenfalls zu Beginn und zum Abschluss des Kurses in beiden Gruppen gemessen (Loranc-Paszyk 2008, 151f.). Die Datenerhebungen erfolgten anhand des Tests Cambridge IELTS 4 (2005, 31–32). Die erste Schreibaufgabe beruhte auf Interpretation einer Tabelle mit Angaben zur Armut in Australien. **In der zweiten Aufgabe hatten die Probanden einen Essay zum Thema: „Compare the advantages and disadvantages of three of the following as media for communicating information. State which do you consider to be the most effective: comics, books, radio, television, film or theatre. Give reasons for your answer and include any relevant examples from your own knowledge or experience“** zu schreiben. Die Bewertung der geschriebenen Texte entsprach den Bewertungskriterien, die im standardisierten IELTS-Test angewandt werden.⁷ Maximal konnte man für jede Schreibaufgabe 36 Punkte bekommen. Die Schreibleistungen sind folgender Tabelle zu entnehmen (Loranc-Paszyk 2009, 148 ff.):

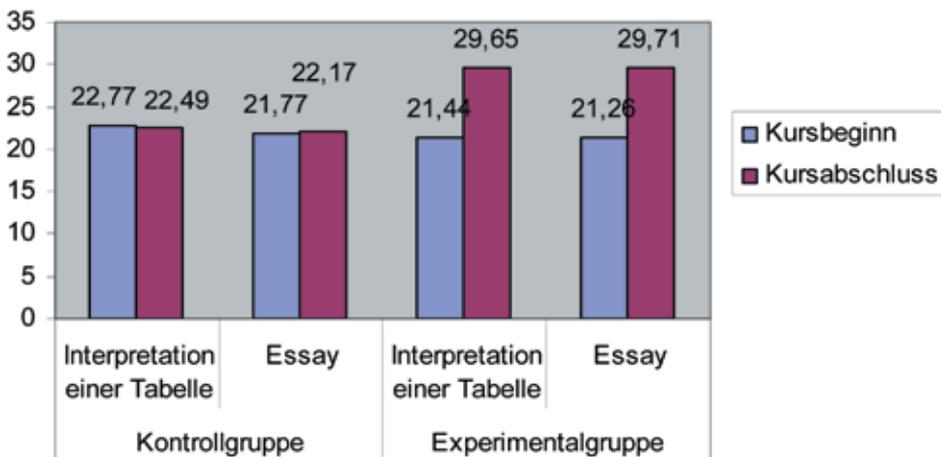


Abb. 4. Durchschnittliche Punktzahl im Schreiben.

⁷ Siehe www.ielts.org

Wie das folgende Balkendiagramm zeigt, war das Kompetenzniveau im Schreiben zu Beginn des Kurses in beiden Gruppen ähnlich. Nach Kursabschluss haben nur Versuchspersonen in der Experimentalgruppe in beiden Schreibaufgaben einen signifikanten Kompetenzzuwachs erreicht. Die nächste Grafik stellt diesen Kompetenzzuwachs in Prozentzahlen dar.

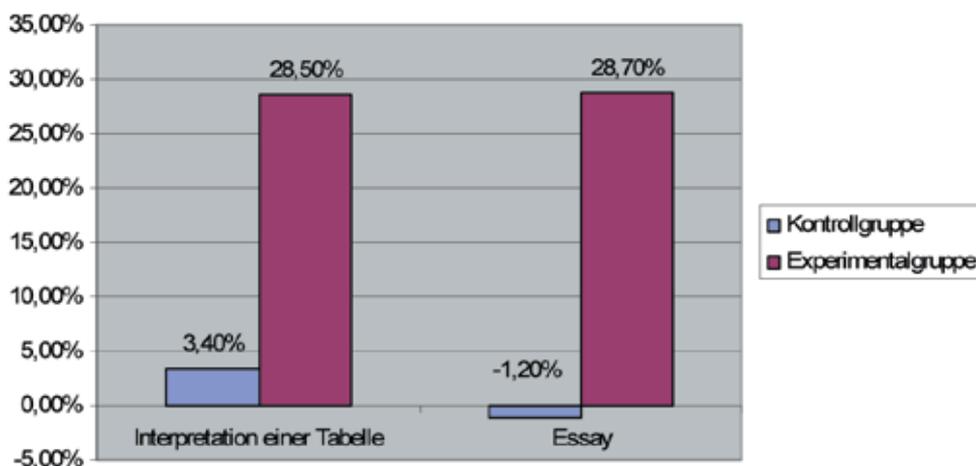


Abb. 5.

Dieser Grafik ist zu entnehmen, dass der durchschnittliche Fertigungsfortschritt in der Experimentalgruppe in der 1. Schreibaufgabe bei 28,5% lag, während in der Vergleichsgruppe ein Fertigerückgang um einen -1,2% festgestellt wurde. In der 2. Schreibaufgabe wurde in der Experimentalgruppe ein Kompetenzzuwachs von 28,7% und der Kontrollgruppe von nur 3,4% gemessen. Die Ergebnisse bestätigen, dass das regelmäßige Schreiben von Essays einen deutlichen Fortschritt in der fremdsprachigen Schreibfertigkeit bewirkt hat, während im Sprachkurs, in dem die Priorität des Mündlichen galt und die Lernweise durch ein Lehrwerk vorgegeben wurde, kein Kompetenzzuwachs im Schreiben erreicht wurde. Darüber hinaus kennzeichnen die Texte der Experimentalgruppe (Loranc-Paszyk 2009, 182 f.)

- ein größerer Wortschatzreichtum,
- akademische Diskursformen,
- eine hohe Kohärenz,
- differenzierte und komplexere grammatische Strukturen und ihre korrekte Anwendung,
- eine größere Anzahl von Sprachhandlungen,
- eine präzise Erfüllung der Schreibaufgabe.

3. Interpretation der empirischen Befunde

Die zu Beginn der Experimente durchgeführten Kompetenztests bestätigen, dass das Sprachniveau der Studenten der Kontrollgruppe geringfügig höher war als das der Experimentalgruppe. Der Abschlusstest zeigte dagegen, dass nur Studenten der Experimentalgruppe im Schnitt ein signifikant großes Fremdsprachenwachstum in getesteten Bereichen erzielt haben als die Probanden der Kontrollgruppe.

Die ermittelten Leistungsunterschiede in den Sprachkursen lassen sich theoretisch folgenderweise erklären:

1. Das Schreiben von expositorischen Essays setzt eine tiefere Analyse des Ausgangstextes voraus: Man muss nämlich die Hauptthesen und die unterstützenden Details erkennen, ihre Beziehungen zueinander erschließen, Vergleichen und/oder Kontrastieren, Informationen gewichten und sie nach einem Prinzip neu ordnen, schlussfolgern, eine gewählte These begründen usw. Dies sind mentale Operationen, von denen die Bedeutung der Informationsitems tiefer erfasst wird. Nach der Theorie von Craik und Lockhart (1972) ist die Tiefe der Verarbeitung eines Informationsitems die grundlegende Voraussetzung für umfassendere, länger andauernde und stärkere Gedächtnisspuren und folglich für das bessere Behalten und Abrufen der bearbeiteten Informationen. Dies gilt nicht nur für den Textinhalt, sondern auch für den Wortschatz, der dadurch im mentalen Lexikon besser verankert und sichtlich erweitert wird.

2. Das Verfassen expositorischer Essays verlangt eine Re- oder Neustrukturierung der Inhalte. Dabei werden mentale Operationen wie etwa Verallgemeinern, Gruppieren von Teilthemen, Vermeiden von Redundanzen sowie Konstruktionsprozesse in Gang gesetzt. Nach der Adaptive Control of Thought Theorie von Anderson (1983 und 1988) bewirkt das Anordnen bzw. die Neuordnung von Inhalten ihr besseres Behalten und schnelleres Abrufen. In Übereinstimmung mit dieser Theorie sowie angesichts der ermittelten Daten kann man festhalten, dass das Verfassen von neu strukturierten Texten eine Lerntätigkeit ist, die zu einer beträchtlichen Erweiterung sowie Stabilisierung des rezeptiven und produktiven Wortschatzes, der grammatischen Strukturen und signifikanten Steigerung der Verstehensleistungen in der Fremdsprache beiträgt.

3. Nicht ohne Belang ist die Tatsache, dass die in den Experimenten eingesetzten Schreibaufgaben einerseits auf Ausgangstexten basierten, die die benötigten Informationen zum Schreibthema lieferten, und andererseits auf präzisiertem Textsortenwissen, das den Studenten der Experimentalgruppe in Form einer detaillierten, praxisbezogenen Instruktion vermittelt und die entsprechend eingeübt wurde. Diese didaktischen Maßnahmen sowie die Möglichkeit, auf Ausgangstexte unbehindert zurückzugreifen, bewirken eine

beträchtliche Entlastung des Arbeitsgedächtnisses, so dass dessen freigesetzte Ressourcen effizienter für die Aktivierung und Synchronisierung der simultan ablaufenden Konstruktions- und Lernprozesse ausgenutzt werden konnten. Damit ließ sich Krings (1992, 83) Annahme bestätigen, wonach das Planen und Schreiben eines Textes schneller und leichter fällt, wenn sich die Textsorte durch klare und charakteristische Form- und Strukturnormen auszeichnet und die Schreibenden sich gut daran orientieren können. Auch Wolff (2002, 319) kommt auf der Grundlage der von ihm gesichteten amerikanischen Schreibforschung zu dem Schluss, dass schreibstrategische (prozedurale) Defizite sowie mangelnde Textsortenkompetenz die Ursache dafür sind, dass Lerner ihr Sprachwissen nicht angemessen einsetzen können.

4. Mit der output hypothesis von Ellis (1994) kann man annehmen, dass das Verfassen von expositorischen Essays gute Voraussetzungen für den produktiven Gebrauch lexikalischer Mittel und grammatischer Strukturen im klar umrissenen Kontext schafft. Die Möglichkeit der ständigen Bezugnahme auf den Ausgangstext reduziert Formulierungsprobleme auf niedrigen Verarbeitungsstufen, die sich normalerweise am häufigsten aus sprachlichen Defiziten ergeben⁸. Die dadurch freigesetzten Kapazitäten des Arbeitsgedächtnisses können für Planungsstrategien auf höheren Ebenen erfolgreicher genutzt werden. Möglicherweise lässt sich auch dadurch die oft bei Fremdsprachlern beobachtete Tendenz zur Anwendung von Vermeidungsstrategien oder Vereinfachungsstrategien reduzieren. Der produktive Charakter der Schreibaufgaben, die Entlastung des Gedächtnisses und die dabei geleistete kognitive Aktivität der Lerner trugen zu dem festgestellten Kompetenzzugewinn in der Experimentalgruppe bei.

5. Der wiederholte und systematische Umgang mit einer und derselben Textsorte erhöht die Vertrautheit mit ihr, die sich wiederum in einer größeren Geläufigkeit bei der Textproduktion niederschlägt und sich somit als stark spracherwerbsfördernd und –stabilisierend auswirkt. Im traditionellen kommunikativen Unterricht wird dagegen das Schreiben sporadisch und nur an wenigen und wenig anspruchsvollen Textmustern geübt, die mehr oder weniger frei zu reproduzieren sind. Die theoretischen Explikationen zur Textverarbeitungs- und Spracherwerbsprozessen machen deutlich, dass nicht alles Schreiben eine gleichermaßen spracherwerbsfördernde Wirkung hat, sondern nur Schreibhandlungen, die die hier skizzierten Bedingungen erfüllen und denen bei der Entwicklung von Schreibaufgaben konsequent Rechnung getragen wird.⁹

⁸ Wolff (2002, 324) gibt in Anlehnung an die Untersuchungen von Krings an, dass Formulierungsprobleme in 44% der Fälle durch lexiko-semantische Probleme der Lerner verursacht werden.

⁹ Lipińska (2002) kommt auf Grund ihrer Beobachtungen in einem Schreibkurs für Studenten zu dem Schluss, dass das Aus-sich-heraus-Schreiben methodisch nicht effektiv und demotivierend sei. Effizient sind Schreibhandlungen nur dann, wenn die Lernenden auf die Schreibau-

6. Im Gegensatz zur gesprochenen Sprache werden bei Schreibhandlungen sprachliche Normen und die Notwendigkeit eines präzisen Ausdrucks sehr viel stärker erfahren und befolgt. Der Umstand, dass der Lerner bei einer kommunikativen Aufgabe genügend Zeit für das bewusste Ausformulieren seiner Gedanken hat, ermöglicht ihm, sein Sprachwissen effektiver und gezielter zu nutzen, den Schreibprozess zu überwachen, längere Schreibpläne im Arbeitsgedächtnis aufrechtzuerhalten, die einzelnen Informationen sinnvoll miteinander zu integrieren.

7. Das hochsignifikante Fremdsprachenwachstum in der Experimentalgruppe stellte sich bereits nach einem Semester ein. Diese hervorzuhebende Beobachtung zeugt davon, dass das systematische Schreiben bedeutungsvoller Texte eine signifikante Beschleunigung der Erwerbsprozesse bewirkt. Demnach sollte der Zeitfaktor in der Diskussion um die Rolle und Gewichtung des Schreibens im Fremdspracherwerb nicht mehr ignoriert werden.

8. Die Lernergebnisse der 42 Studenten in der Kontrollgruppe bekräftigen die These, dass die Einhaltung der Priorität des Mündlichen und die Vorherrschaft der gesprochenen Sprache zumindest im fortgeschrittenen Fremdsprachenunterricht keinen sichtbaren Kompetenzzuwachs garantieren und somit kontraproduktiv sind.

9. Die Befunde sowie ihre theoretische Interpretation zeigen, dass ein Umdenken hinsichtlich der Rolle und Gewichtung des Schreibens im FSU, insbesondere bei Lehrwerkautoren, dringend nötig ist.

10. Die in einem Englischseminar gemachten Erkenntnisse zum Einfluss von geschriebenen Zusammenfassungen auf die lexikalische, grammatische Kompetenz sowie auf die Fertigkeit Leseverstehen halte ich für theoretisch gut begründet und empirisch erwiesen. Deshalb müssen sie auch im Unterricht Deutsch als Fremdsprache ihre volle Geltung haben.

Bibliografie

- Anderson, John, R. (1983): Retrieval of information from long-term memory. In: *Science* 220, 25–30.
- Anderson, John, R. (1988): The place of cognitive architectures in a rational analysis. In: *Cognitive Science Meetings*, 1–10.
- Baldeger, Markus / Müller, Martin / Schneider, Günther (1980): *Kontaktschwelle Deutsch als Fremdsprache*. Berlin.

gaben entsprechend eingestimmt und ihre Texte selbständig nach Vorgaben des Seminarleiters mehrmals korrigierend verbessert werden.

- Ballweg, Sandra (2008): Schreiben lernen von Anfang an – Schreibförderung in Integrationskursen. In: *Deutsch als Zielsprache*, H.2, 9 – 21.
- Craik, F.I. / Lockhart, R. S. (1972): Levels of Processing: A framework for memory research. In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 11, 671–684.
- Ellis, R. (1994): *The Study of Second Language Acquisition*. Oxford University Press.
- Fischer-Kania, Sabine (2008): Die Förderung der Schreibfertigkeit in den DaF-Lehrwerken *Delfin, ein neu-Hauptkurs und Auf neuen Wegen*. In: *Info DaF* 35, 5, 481–517.
- Hammann, L.A. (2002): Teaching compare-contrast writing in the 21st century. In: *Ohio Reading Teacher*. http://findarticles.com/p/articles/mi_qa4064/is_200207/ai_n9098515/pg_1 [20. 02. 08]
- Heyd, Gertraude (1990): *Deutsch lehren. Grundwissen für den Unterricht in Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt/M.: Diesterweg.
- Iluk, Jan (1994): Zur Aufwertung der Schreibfertigkeit im FSU. In: *Studien zur Sprache und Literatur*. [= Prace Naukowe Uniwersytetu Śląskiego, Nr. 1426]. Katowice, 7–17.
- Iluk, Jan (2005): Methodische Binsenweisheiten und der alltägliche Fremdsprachenunterricht. In: Heiner Pürschel / Thomas Tinnfeld (Hrsg.): *Moderner Fremdsprachenerwerb zwischen Interkulturalität und Multimedia. Reflexionen und Anregungen aus Wissenschaft und Praxis*. Bochum: AKS-Verlag, 164–174.
- Kast, Bernd (1999): *Fertigkeit Schreiben*. Berlin u.a. Langenscheidt.
- Kintsch, Walter / van Dijk, Teun (1978): Cognitive Psychology and Discourse: Recalling and Summarizing Stories. In: W.U. Dressler (Hrsg.): *Current Trends in Text Linguistics*. Berlin: De Gruyter, 61–80.
- Krings, Hans-Peter (1992): Schwarze Spuren auf weißem Grund. Fragen, Methoden und Ergebnisse der Schreibprozeßforschung im Überblick. In: H-P. Krings / G. Antos (Hrsg.): *Textproduktion. Neue Wege der Forschung*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 45–110.
- Krüger, Michael (1981): Übungsabläufe im kommunikativen Fremdsprachenunterricht. In: G. Neuner / M. Krüger / U. Grewer (Hrsg.): *Übungstypologie zum kommunikativen Deutschunterricht*. Berlin, u.a. Langenscheidt, 7–28.
- Krumm, Hans-Jürgen (1989a): Schreiben als kulturbezogene Tätigkeit im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Manfred Heid (Hrsg.): *Die Rolle des Schreibens im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. München: iudicium, 10–27.
- Krumm, Hans-Jürgen (1989b): Schreiben. In: *Fremdsprache Deutsch*, H. 1. 5–8.
- Lalande, John F. (1989): Die Rolle des Schreibens im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Neue Entwicklungen in den USA. In: M. Heid (Hrsg.): *Die Rolle des Schreibens im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. München, 103–118.
- Lipińska, Ewa (2002): O nieprzydatności pisania “z powietrza” i kluczowej roli etapu wstępnego i końcowego w procesie pisania. In: *Języki Obce w Szkole*, Nr. 2, 58–65.
- Loranc-Paszyk, Barbara (2009): *Europejski program CLIL i możliwości zwiększenia jego efektywności*. Bielsko-Biała, Wydawnictwo ATH.

- Molitor-Lübbert, Sylvie (1989): Schreiben und Kognition. In: Gerd Antos & Hans P. Krings (Hrsg.): *Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick*. Tübingen: Niemeyer.
- Stanton, A. / Morris, S. (1999): *CAE Practice Tests Plus*. Edinburgh: Longman.
- Stanton, A. / Stephens, M. (2001): *Fast Track do FCE*. Longman.
- Storch, Günther (1999): *Deutsch als Fremdsprache – eine Didaktik*. München: Fink.
- Thonhauser-Jursnick, Ingo (2000): Wozu Schreiben im Fremdsprachenunterricht? Eine Analyse neuerer DaF-Lehrwerke. In: *Deutsch als Fremdsprache*, H. 4, 195–198.
- Tönshoff, Wolfgang (2004) Binnendifferenzierung im lernerorientierten Fremdsprachenunterricht (I). In: *DaF*, H. 4, 227–231.
- Tönshoff, Wolfgang (2004): Binnendifferenzierung im lernerorientierten Fremdsprachenunterricht (II). In: *Deutsch als Fremdsprache*, H. 1, 13–17.
- Wolff, Dieter (2002): *Fremdsprachen als Konstruktion. Grundlagen für eine konstruktivistische Fremdsprachendidaktik*. Frankfurt/M.: Lang.
- Wysocka, Maria (1989): *Rozwój umiejętności mówienia i pisania w języku angielskim* [= Prace Naukowe Uniwersytetu Śląskiego, Nr. 1000]. Katowice

Empirical data about the influence of systematic writing on the development of language competence

Abstract

As it is evident in the analyses of the textbooks for teaching German as a foreign language, writing is not the object of systematic education. Moreover in the tasks that already exist writing is not considered as a process and it is confined to small amount of text models. If one is going to discuss the influence of writing on the development of language competence, one cannot avoid empirical data.

That is why the experiment was conducted, in which the experimental group was writing the comparison/contrast essays during one semester. The level of language competence was measured at the beginning and the end of the experiment. The results confirmed that systematic writing of this type of texts has an enormous influence on the level of lexical, grammar, literary comprehension and writing competence. It is substantiated by the deep data processing theory by Craik and Lochhart (1972) and Adaptive Control of Thought Theory by Anderson (1983 and 1988).

Empiryczne dane o wpływie systematycznego pisania na rozwój kompetencji obcojęzycznej

Streszczenie

Jak wykazują analizy podręczników do nauki języka niemieckiego jako obcego sprawność pisania nie jest przedmiotem systematycznego kształcenia. Ponadto w istniejących zadaniach pisanie nie jest postrzegane jako proces i jest ograniczone do małej ilości modeli tekstowych. Podejmując dyskusję na temat wpływu pisania na rozwój

kompetencji obcojęzycznej, wbrew metodycznym trendom, nie można obejść się bez danych empirycznych. W tym celu przeprowadzono eksperyment, w którym grupa eksperymentalna w ciągu jednego semestru systematycznie pisała eseje typu comparison /contrast. Pomiar poziomu kompetencji odbył się na początku i na końcu eksperymentu. Uzyskane wyniki potwierdziły, że systematyczne pisanie tego typu tekstów ma znaczący wpływ na poziom kompetencji leksykalnej, gramatycznej, sprawności rozumienia tekstów i pisania. Wpływ ten wyjaśniają teoria głębokiego przetwarzania danych Craika i Lochharta (1972) oraz Adaptive Control of Thought Theorie Andersona (1983 i 1988).

Magdalena Rozenberg

Der Konstruktivismus in der fremdsprachlichen Diskussion – Mode oder Wende?

Mit dem Konstruktivismus werden heutzutage wissenschaftstheoretische Diskussionen angekündigt, die nach Dinter nur zu Antworten führen, „welche ohne unmittelbare Konsequenzen, jedenfalls ohne praktischen Nutzen zu sein scheinen [...]“ (Dinter 1998: 254f.). Dinters Sorge, mit dem Konstruktivismus eine vorübergehende Modeerscheinung vielleicht zu ernst wahrzunehmen, wobei „die letzte Mode in der Erkenntnistheorie ‘Radikaler Konstruktivismus’ heißt“ (Luhmann 1988:7), ist aber zu bewältigen. Bei dieser Bewältigung werden wir dazu gebracht einzusehen, dass „gerade der Radikale Konstruktivismus Argumente für eine sinnvolle Überwindung unhaltbar gewordener europäischer Denktraditionen liefert. Indem er Abschied nimmt von absoluten Wahrheits- und Wirklichkeitsbegriffen, Objektivität in Intersubjektivität transformiert und alles Wissen an den Menschen und seine Handlungen bindet [...]“ (Schmidt 1996:8).

Zweifellos erleben wir einen Konstruktivismus-Boom. Auf erstaunliche Weise haben die Verweise auf den Konstruktivismus in der pädagogischen Literatur zugenommen (von Glasersfeld 1998:283). Die Diskussion um ihn als Paradigma für das Lehren und Lernen verläuft aber allerdings recht diffus (Philips 1995), uneinheitlich und verwirrend (Gerstenmaier/Mandl 1995). Reinmann-Rothmeier und Mandl sehen die Ursache für diese Situation darin, dass „Forscher und Praktiker nicht immer dasselbe meinen, wenn sie von konstruktivistischem Gedankengut sprechen. Viele verstehen unter Konstruktivismus vor allem den radikalen Konstruktivismus, demzufolge alles, was der Mensch wahrnimmt, auf Konstruktion und Interpretation beruht“ (Gerstenmaier/Mandl 1996:42). Und Konstruktivismus will vor allem „nicht mehr nur als interdisziplinärer ‘Diskurs’“ verstanden werden, sondern er „beansprucht als Paradigma **und** als Erkenntnistheorie umfassende Relevanz [...]. Es scheint heute kaum mehr möglich, alle ‘Fronten’ der Konstruktivismus-Diskussion in ausreichender Detailtreue zu überblicken. Verschiedene Disziplinen sind in unterschiedlichem Maße von konstruktivistischem Gedankengut ‘infiziert’“ (Dinter 1998: 255). Diese ‘Infizierung’ betrifft auch die gegenwärtige Fremdsprachendidaktik.

Der Konstruktivismus ist für die gegenwärtige Fremdsprachendidaktik ein modernes Paradigma, das ein *Anderssein* bietet. Dieses *Anderssein* bestimmt der Fremdsprachendidaktik eine andere Entwicklungslinie, die mit den zugrundeliegenden Prinzipien wie Schülerorientierung, Prozessorientierung und Lernerautonomie bedeckt ist. Diese Prinzipien beanspruchen nicht neu zu sein, der Konstruktivismus macht sie lediglich explizit (vgl. von Glasersfeld 1997:203), und versucht sich an ihnen zu orientieren, um neue Begründung, Inspiration und Überzeugungskraft für Lehr- und Lernprozesse zu erreichen (vgl. Terhart 1999:645f.). Seine revolutionäre Vorstellung von Unterricht und Lernen, die sich mit Instruktion statt Konstruktion, Steuerung statt Selbstbestimmung, Input statt Intake, isoliertem Faktenwissen statt selbständiger Wissensaneignung verbindet, wird aber skeptisch wahrgenommen. „Dieser Skeptizismus richtet sich vor allem gegen die realistische Erkenntnisauffassung, gegen den Glauben, daß es eine Erkenntnis der wirklichen Welt gebe“ (Jensen 1999:24f.).

Skepsis am konstruktivistischen Ansatz kann aber weiter in der Diskussion auf unterschiedliche Weise erscheinen. Hier bringt sie den Konstruktivismus in den Ruf, umstritten (Siebert 1999:73) oder eine unpopuläre Denkweise (von Glasersfeld 1997:202) zu sein. Der Konstruktivismus ist umstritten, denn es wird befürchtet, dass er *durch* seine Vision eines Abbaus gesinnungsethischer und moralisierender Normativität tatsächlich viabel in einer Zeit der Egozentrik, einer Gesellschaft der „Ichlinge“ ist (vgl. Siebert 1999:73)? Der Konstruktivismus ist eine unpopuläre Denkweise, denn sein Grundgedanke, dass unser Wissen in unseren Arten und Weisen des Sehens und des begrifflichen Denkens konstruiert wird, verstört eine Menge Leute. „Es ist eine Ansicht, die vielen sogar ketzerisch dünkt, und es ist anscheinend heute noch schwieriger, sich daran zu gewöhnen, als es etwa vor drei oder vier Jahrhunderten war, die Idee anzunehmen, daß wir nicht den Mittelpunkt des Universums bilden“ (von Glasersfeld 1997:202).

Skeptisch urteilt auch Terhart über das didaktische Potenzial des Konstruktivismus, indem er schreibt: „Jedem mit didaktischem Denken Vertrauten werden sich bei jeder einzelnen Formulierung unschwer Assoziationen und Verknüpfungen zu bereits bekannten Themen, Problemen und Denkformen aus dem Argumentationshaushalt der Didaktik aufdrängen. Woher rührt – nach ‘radikalem’ Beginn – diese Normalität? Ein wichtiger Grund hierfür ist die Tatsache, daß in didaktischen Kontexten der Konstruktivismus nie in seiner radikalen Form, sondern immer schon als ein gemäßigter, moderater vertreten wird“ (Terhart 1999: 637). An dieser Stelle ist von einer gemäßigten Auffassung¹ des Konstruktivismus die Rede (Reinmann-Rothmeier / Mandl 1996, 1997). Mit dieser Auffassung geht eine pragmatische Perspektive einher, in der eine komplementäre Koexistenz zwischen Instruktion und Konstruktion empfohlen wird. Denn in der Diskussion über

¹ Siehe dazu auch Merrill 1991, Jonassen 1991 und Dubs 1995.

den Stellenwert von Konstruktion und Instruktion² wird davon ausgegangen, dass die Fixierung entweder nur auf aktive Konstruktionsleistungen der Lernenden oder nur auf die didaktischen Fördermöglichkeiten durch Instruktion nicht sinnvoll ist. Der (Fremdsprachen-)Unterricht wird nur dann über seine Dynamik verfügen, wenn eine gemeinsame Nutzung und Kombination instruktionaler und konstruktivistischer Vorgehensweisen stattfindet. Instruktion und Konstruktion – so heben Reinmann-Rothmeier / Mandl (1996:44) hervor – sind allenfalls ideologisch ein Gegensatzpaar, in der Praxis dagegen eine sinnvolle Ergänzung.

Wie Terhart schon angedeutet hat, und was auch für die Konstruktivismus-Diskussion relevant erscheint, eröffnet eine gemäßigte Perspektive dem Konstruktivismus überhaupt die Möglichkeit und die Legitimität für den (Fremdsprachen-) Unterricht. „Denn der ‘wirklich radikale’ Konstruktivismus würde didaktisches Denken und Handeln letztendlich sachlich unmöglich sowie moralisch illegitim und insofern vollkommen überflüssig machen“ (Terhart 1999:638). Und so besteht die Pointe der konstruktivistischen Didaktik nicht darin, „aus einer spezifischen Sicht von Lernen eine neue Form von Lehren zu deduzieren“, sondern es geht vielmehr „um eine Revision des didaktischen Gesamtfeldes, denn es werden umfassende Vorstellungen vom Lernprozeß, vom Charakter der Inhalte, der Unterrichtssituation und -interaktion, der Aufgabe des Lehrers sowie der übergreifenden Zielperspektive didaktischen Handelns entwickelt [...]“ (ebd. S. 636). Denn der Konstruktivismus liefert keine Garantiekonzepte für eine erfolgreiche bildungspraktische Didaktik. Er liefert auch keine Regeln (Siebert 2002:76) und keine Erziehungsmethoden (Hoops 1998:235, Gruender 1996: 26, Molenda 1991:47). So „kann der Konstruktivismus den Lehrern keine neuen Vorschriften machen; er kann ihnen aber klarmachen, warum bestimmte Einstellungen und Verfahren fruchtlos oder kontraproduktiv sind“ (von Glasersfeld 1998:285).

Trotz skeptischer Einstellung ist der Anregungsgehalt des Konstruktivismus für die didaktische Theoriediskussion jedoch unumstritten (vgl. Siebert 2002:74). Nach einer längeren theoretischen „Flaute“ deutet sich eine Wende an, die eine Erkenntnistheorie explizit macht, dass der denkende Mensch und nur er allein für sein Denken, Wissen und somit auch für sein Tun, verantwortlich ist (vgl. von Glasersfeld 2000:17). „Wende“ heißt in diesem Zusammenhang, dass ein Wandel, ein Übergang oder eine Veränderung eine *neue* „Durchsetzung praxisleitender Interessen nach sich zieht“ (Hartmann / Janich 1996:39). Denn mit dem Konstruktivismus hat sich nicht nur ein Wandel im methodischen Sinne vollzogen, sondern auch ein erkenntnistheoretischer Wandel vom Primat der Instruktion (Lehren) zum Primat der Konstruktion (Lernen) (vgl. Lewicki 2002:78). Dieser Paradigmenwechsel kann Anstoß für eine Revision, eine Inspiration oder sogar auch für eine Sorge sein, die die kritische Modifikation der Fremdsprachendidaktik voraussetzen. Diese kritische Modifikation der Fremdsprachendidaktik soll aber

² Siehe dazu Wendt 2000: 29f.

als ihre Weiterentwicklung verstanden werden, die sich wiederum als eine Erweiterung des besseren Verständnisses von Lehr- und Lernprozessen erweist. Aus diesem Wandel ergibt sich aber auch, dass der frühere dogmatische Wahrheitsanspruch heute aufgegeben werden muss zugunsten einer Anerkennung der Pluralität von Wirklichkeitskonstruktionen (vgl. Bleyhl 2002:512). Denn „die Universalität des Wahrheitsanspruchs ist Schein; was jeweils als wahr akzeptiert wird, ist eine Sache der Konvention“ (Habermas 1999:183). In diesem Zusammenhang kann der Konstruktivismus keinesfalls eine Modeerscheinung sein.

Von dem Konstruktivismus als Modetrend ist es jedoch schwer auszugehen, wenn man daran denkt, dass er aus der antiken Philosophie stammt, und wenn immer wieder betont wird, dass Konstruktivismus wahrlich nicht neu ist (vgl. Dinter 1998:282). Neue Erkenntnisse aus Kybernetik (von Glasersfeld 1998), Biologie (Maturana / Varela 1987), Entwicklungspsychologie (Piaget 1975) und Hirnforschung (Roth 1997) geben dem Konstruktivismus nun neue Aktualität. Und gerade diese Aktualität hat ihn nach vorne gebracht, was mit der Mode nichts zu tun hat. Denn in der Wissenschaft – und so eben in der Fremdsprachendidaktik – geht es doch immer um den Bezug zur Aktualität, zu den Fragen der Aktualität. Es handelt sich nämlich um den neuerlichen Versuch zur Eröffnung des Denkraumes, in dem nicht nur ein altes Feld der Fremdsprachendidaktik neu erschlossen, sondern auch die Frage erneuert wird, was die Fremdsprachendidaktik denn ist.

In der gegenwärtigen Mode des Konstruktivismus scheint nur eins als *trendy* zu gelten, nämlich, dass es chic ist, „Konstruktivist“ zu sein (Hoops 1998). Wie Hoops aber konstatiert, ist damit jedoch noch nicht viel gesagt, weil höchst divergente Positionen unter dem Konstruktivismus subsumiert werden.

Zusammenfassend sei gesagt: Der Konstruktivismus ist keine Supertheorie und schon gar nicht die Heilslehre. In Hinblick darauf entstehen viele Missverständnisse, denn es wird geglaubt, „der Paradigmawechsel zum Konstruktivismus und der Verzicht auf Herkömmliches würden alle unsere Schulprobleme lösen“ (Dubs 1995:890). Das ist natürlich Unsinn. „Wenn Forschungsprogramme und Schulen verkünden, daß sie das ‘konstruktivistische Paradigma’ übernommen haben, dann fangen ganz unschuldige Leute an zu glauben, daß die konstruktivistische Neuorientierung die Erziehung und die Schule aus ihrer ‘Krise’ befreien wird [...]“ (von Glasersfeld 1998:283). Diese Denkweise ist kontraproduktiv. Denn „es braucht eine ganze Reihe von Jahren, um beurteilen zu können, ob eine neuartige Sichtweise als Orientierung für Schulen und Lehrer tatsächlich nützlich ist“ (ebd.). „Denn die eigentliche Methode ist nicht die, von der man spricht, sondern der Weg, den man zurücklegt, der dornige Weg der Erfahrung [...]“ (Schmid 2000: 14). Und schließlich, darüber, ob man wissenschaftliche Unternehmungen für nützlich und gelungen hält, entscheidet immer noch ihr *Erfolg* als das letztlich entscheidende Kriterium und nicht alle scharfsinnigen und spitzfindigen Streidiskussionen über Mode oder Wende (vgl. Janich 1996:101).

Literatur

- Bleyhl, Werner / Leupold, Eynar / Reinfried, Marcus (2002): Ist eine konstruktivistische Wende im Fremdsprachenunterricht sinnvoll? In: *Französisch heute* 33 (4), 506–521.
- Dinter, Frank (1998): Zur Diskussion des Konstruktivismus im Instruktionsdesign. In: *Unterrichtswissenschaft* 26 (3), 254–287.
- Dubs, Rolf (1995): Konstruktivismus: Einige Überlegungen aus der Sicht der Unterrichtsgestaltung. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 41, 889–903.
- Gerstenmaier, Jochen / Mandl, Heinz (1995): *Wissenserwerb unter konstruktivistischer Perspektive*. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 41, 867–887.
- Glaserfeld, Ernst von (1997): *Wege des Wissens: konstruktivistische Erkundungen durch unser Wissen*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Glaserfeld, Ernst von (1998): *Radikaler Konstruktivismus: Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Glaserfeld, Ernst von (2000): Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: Watzlawik, Paul (Hrsg.): *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. 12. Aufl. München: Piper, 16–38.
- Gruender, David C. (1996): Constructivism and learning: A philosophical appraisal. In: *Educational Technology* 36 (3), 21–29.
- Habermas, Jürgen (1999): *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. 1 *Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. 3. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hartmann, Dirk / Janich, Peter (1996): Methodischer Kulturalismus. In: Hartmann, D. / Janich, P. (Hrsg.): *Methodischer Kulturalismus: zwischen Naturalismus und Postmoderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 9–69.
- Hoops, Wyclef (1998): Konstruktivismus. Ein neues Paradigma für Didaktisches Design? In: *Unterrichtswissenschaft* 26 (3), 229–253.
- Janich, Peter (1996): *Konstruktivismus und Naturerkenntnis: auf dem Weg zum Kulturalismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jensen, Stefan (1999): *Erkenntnis – Konstruktivismus – Systemtheorie: Einführung in die Philosophie der konstruktivistischen Wissenschaft*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Jonassen, David H. (1991): Objectivism versus Constructivism: Do we need a new philosophical Paradigm? In: *Educational Technology, Research and Development* 39 (3), 5–14.
- Lewicki, Roman (2002): Guten Tag. Wie geht's? – Dziękuję, wszystko w porządku. Zur Entwicklung der rezeptiven bilingualen Kompetenz. In: Neveling, Christine (Hrsg.): *Perspektiven für die zukünftige Fremdsprachendidaktik*. Tübingen: Narr, 75–88.
- Luhmann, Niklas (1988): *Erkenntnis als Konstruktion*. Bern: Benteli.
- Maturana, Humberto R. / Varela, Francisco J. (1987): *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkenntnis*. Berlin, München: Scherz.

- Merrill, M. David (1991): Constructivism and Instructional Design. In: *Educational Technology* 31 (5), 45–53.
- Molenda, Michael (1991): A philosophical critique of the claims of ‘constructivism’. In: *Educational Technology* 31 (9), 44–48.
- Philips, Denis C. (1995): The good, the bad, and the ugly: The many faces of constructivism. In: *Educational Researcher* 24, 5–12.
- Piaget, Jean (1975): *Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde*. Stuttgart: Klett.
- Reinmann-Rothmeier, Gabi / Mandl, Heinz (1996): Lernen auf der Basis des Konstruktivismus. Wie Lernen aktiver und anwendungsorientierter wird. In: *Computer und Unterricht* 23, 41–44.
- Reinmann-Rothmeier, Gabi / Mandl, Heinz (1997): Lehren im Erwachsenenalter. Auffassungen vom Lehren und Lernen, Prinzipien und Methoden. In: Weinert, Franz E. / Mandl, Heinz (Hrsg.): *Psychologie der Erwachsenenbildung*. Göttingen [u.a.]: Hogrefe, Verl. für Psychologie, 355–403.
- Roth, Gerhard (1997): *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rüschhoff, Bernd (1999): Wissenskonstruktion als Grundlage fremdsprachlichen Lernens. In: *Fremdsprachen Lehren und Lernen* 28, 32–43.
- Schmid, Wilhelm (2000): *Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1996): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Siebert, Horst (2002): *Der Konstruktivismus als pädagogische Weltanschauung – Entwurf einer konstruktivistischen Didaktik*. Reihe: Wissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung; Bd. 44. Frankfurt am Main: VAS.
- Terhart, Ewald (1999): Konstruktivismus und Unterricht. In: *Zeitschrift für Pädagogik* 45, 629–647.
- Wendt, Michael (2000): Kognitionstheorie und Fremdsprachendidaktik zwischen Informationsverarbeitung und Wirklichkeitskonstruktion. In: Wendt, M. (Hrsg.): *Konstruktion statt Instruktion: neue Zugänge zu Sprache und Kultur im Fremdsprachenunterricht*. Kolloquium Fremdsprachenunterricht; Bd. 6, Frankfurt/M.: Lang, 15–39.

Constructivism in the foreign language debate: buzzword or breakthrough?

Abstract

Constructivism has recently aroused more and more interest in the scholarly debate with two opposing stances: advocates of constructivism and those who remain skeptical. Despite its faults, constructivism exerts significant impact on foreign language pedagogy and offers promising teaching prospects due to the paradigm shift (construction instead of instruction). The paper asks the question whether this revolutionary change is a real breakthrough or rather yet another buzzword and next attempts to answer it.

Key words: constructivism, construction, instruction

Konstruktywizm w dyskusji glottodydaktycznej – moda czy przełom?

Streszczenie

Konstruktywizm wzbudza w ostatnich latach coraz większe zainteresowanie w dyskusji naukowej, w której stykają się ze sobą różne stanowiska naukowe – czyli te sympatyzujące i te sceptycznie nastawione do teorii konstruktywistycznej. Pomimo uwag krytycznych do konstruktywizmu, jego oddziaływanie na metodykę języków obcych jest znaczące, ponieważ konstruktywizm stanowi obiecującą perspektywę kształcenia, którą wyraża zmiana paradygmatu nauki (konstrukcja zamiast instrukcji). Czy jednak ta rewolucyjna zmiana jest faktycznie przełomem, czy tylko modnym zjawiskiem – na to pytanie próbuję odpowiedzieć w niniejszym artykule.

Mariusz Jakosz

Förderung des themengebundenen Sprechens im DaF-Unterricht (dargestellt am Beispiel des Lehrwerks *Stufen International*)

0. Zielsetzung

Ziel des vorliegenden Artikels ist es aufzuzeigen, wie themengebundenenes Sprechen, das in der Fachliteratur ebenfalls als monologisches Sprechen bezeichnet wird, mit dem DaF-Lehrwerk *Stufen International* aus methodisch-didaktischer Sicht entwickelt werden kann.

1. Rolle des themengebundenen Sprechens im Fremdsprachenunterricht

Die besondere didaktische Bedeutung des themengebundenen Sprechens ergibt sich daraus, dass wir Sprache gebrauchen, um nicht nur Fragen zu stellen und zu beantworten, sondern auch über ein Erlebnis zu berichten, zu erzählen, was wir erlebt haben oder Gegenstände zu beschreiben, wozu längere Redebeiträge meistens ausformuliert werden müssen (Schatz 2006: 132). Zu beachten ist, dass auch das Führen von Gesprächen zusammenhängende monologische Passagen enthalten kann.

Themengebundenenes Sprechen ist einer der Bestandteile der mündlichen Abiturprüfung in der Fremdsprache und findet außerdem im bilingualen Sachfachunterricht sowie im akademischen Bereich eine breite Anwendung. Die Lerner werden sehr oft dazu angehalten, Referate bzw. Präsentationen vorzutragen, hörend oder lesend aufgenommene Informationen zusammenzufassen und zu kommentieren bzw. auch Vorgänge und Zustände zu beschreiben (Iluk 2000: 4 f.).¹

¹ Obwohl diese Sprechart einen wichtigen Kompetenzbereich darstellt, wird den monologischen Äußerungsformen im Fremdsprachenunterricht nicht gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, während dialogisches Sprechen im Allgemeinen recht starke Priorität genießt. Dieser Aspekt der Sprechentwicklung wird ebenfalls in der gegenwärtigen Fachliteratur nicht hinreichend behandelt. Mit diesem Artikel wird deshalb ein Versuch unternommen, die vorhandenen Defizite in der Fachdiskussion zu kompensieren.

2. Merkmale des themengebundenen Sprechens

Die themengebundene Sprechfertigkeit stellt keine geringen Anforderungen an die Fremdsprachenlerner. In Abgrenzung zum dialogischen Sprechen handelt es sich dabei nicht mehr um ein Reagieren auf sprachliche Impulse in Einzelsatzform, sondern um eine zusammenhängende, nicht unterbrochene (permanente) Sprachanwendung, bei der sich der Sprecher mit seinen längeren, semantisch und syntaktisch voll ausformulierten Ausführungen zu einem bestimmten Thema an einen Zuhörerkreis richtet (Borgwardt 1993: 118; Karbe 2000: 171). Daraus ist zu schließen, dass einzelne Aussagen, die zu einem bestimmten Kommunikationsgegenstand erfolgen, unter- bzw. miteinander durch satz- und textverflechtende Sprachmittel logisch verbunden werden sollten (Hellmich 1977: 328; Manthey u.a. 1988: 585).

Darüber hinaus kann die monologische Rede vorher bis ins Detail inhaltlich und sprachlich vorbereitet werden, wodurch sie in der Gedankenführung und -entwicklung einheitlicher, zusammenhängender und folgerichtiger ist (Desselmann/Hellmich 1981: 221; Borgwardt 1993: 118).² In diesem Zusammenhang schlägt Iluk (1998: 71) vor, die Fertigkeiten im Bereich des in Kategorien metakommunikativer Akte definierten Themenmanagements³ zu erwerben, mit dessen Hilfe die Lerner bestimmte Phasen und den Verlauf ihres Redebeitrages explizit verbalisieren können. Das bewirkt, dass auch die Zuhörer dem Gedankengang des Vortragenden folgen und den Text als Gesamtheit besser verstehen können. Aus didaktischer Sicht veranlassen die verwendeten Redemittel einerseits die Lerner dazu, ihre Gedanken bei der Vorbereitung des Textes zu ordnen, andererseits stellen sie eine Orientierungshilfe während des Vortrags dar (Storch 1999: 239).

Man darf dabei aber nicht übersehen, dass das themengebundene Sprechen uns nach Hellmich (1977: 328 f.) und Storch (1999: 235) auch als spontanes, unvorbereitetes Sprechen entgegentreten kann, bei dem eine unmittelbare gedanklich-sprachliche Konzipierung und gleichzeitige sprachliche Verlautbarung erfolgen. In diesem Fall äußert sich das monologische Sprechen als eine reaktive Sprechphase innerhalb eines Dialogs, als ein längerer zusammenhängender Beitrag im Rahmen eines Gedanken- bzw. Meinungsaustausches, in dem Personen, Gegenstände, Zustände bzw. Handlungsabläufe z.B. beschreibend, erörternd usw. dargestellt werden können.

Iluk (1998: 65) und Karbe (2000: 171 f.) weisen zudem darauf hin, dass zusammenhängende monologische Redebeiträge neben themengebundenen Redemitteln auch Sachwissen (meist mit einem landeskundlichen Charakter) zu einem Thema voraussetzen. Monologisches Sprechen wird sehr häufig im Fremdsprachenunterricht anhand landeskundlicher Themen entwickelt,

² Hierzu auch u.a. Heyd 1997: 151; Tomczuk 2007: 56.

³ Das Themenmanagement setzt seinerseits die Beherrschung einiger Teilfertigkeiten voraus, wie z.B.: ein Thema eröffnen, einen thematischen Aspekt verkürzen bzw. hervorheben, thematische Prioritäten signalisieren, größere Äußerungskomplexe bündeln (Iluk 1998: 71).

wobei die Lerner meistens dazu angehalten werden, Landschaften, Städte oder historische Entwicklungen der Zielsprachenländer zu beschreiben bzw. darüber zu berichten (Karbe 2000: 171 f.).

Als weiteres Merkmal des themengebundenen Sprechens gilt, dass es sich in vielen komplexeren Kommunikationsverfahren realisiert, von denen im Fremdsprachenunterricht insbesondere folgende drei Arten: Beschreiben, Berichten und Erzählen vorherrschen (Borgwardt 1993: 127). Zu den anderen Kommunikationsverfahren monologischer Art, die ebenfalls im Unterricht zur Anwendung kommen können, zählen Iluk (1998: 84 f.) und Schreiter (2001a: 60) ferner: Kommentieren, Referieren, Erörtern, Argumentieren und Resümieren.⁴ Für die Produktion eines monologischen Textes wird jeweils ein bestimmtes Darstellungsverfahren genutzt, das während des Kommunikationsaktes auch in der Regel beibehalten wird. Es ist aber möglich, dass mehrere Kommunikationsverfahren miteinander kombiniert werden. So kann z.B. Beschreiben zusammen mit Berichten, Erzählen auftreten, indem es von ihnen unterbrochen bzw. ergänzt wird (Iluk/Witosz 1998: 34).

Die Kenntnis aller oben genannten konstitutiven Merkmale der themengebundenen Sprechfertigkeit ist nach Iluk (1998: 84) eine unabdingbare Voraussetzung für die angemessene Gestaltung der monologischen Redebeiträge und deren zielgerichtete Entwicklung im Fremdsprachenunterricht.

3. Förderung des themengebundenen Sprechens in *Stufen International*

Da das themengebundene Sprechen in der Fremdsprache eine hohe Komplexität aufweist, ist es zu erwarten, dass die Lerner systematisch und schrittweise darauf vorbereitet werden. Zur Verwirklichung dieses Lernziels führt aber ein langwieriger und komplizierter Unterrichtsprozess. Wie er zu gestalten ist, wird im Weiteren an einem konkreten, methodischen Konzept der Sprechentwicklung aufgezeigt, das von den Autoren des Lehr- und Arbeitsbuches *Stufen International* (Vorderwülbecke/Vorderwülbecke) erarbeitet wurde.⁵ Dieses moderne, in Deutschland entwickelte Lehrwerk richtet sich an Jugendliche (ab 16 Jahren) und Erwachsene und führt in drei Bänden mit jeweils zehn Kapiteln zum Zertifikat Deutsch als Fremdsprache.

⁴ Diese Verfahren sind im Fremdsprachenunterricht nicht von gleicher Bedeutung und deshalb können sie auch nicht mit gleichem Aufwand geübt werden. Bei ihrer Auswahl ist ihre lebenspraktische Bedeutung für die Lerner zu berücksichtigen. Demzufolge sollten das Berichten, Beschreiben und Erzählen vorwiegend auf der Anfangs- und Mittelstufe geübt werden, während z.B. das Erörtern erst mit fortschreitendem Sprachniveau einzubeziehen ist (Dessmann/Hellmich 1981: 236).

⁵ Das ist ein großer Vorteil dieser Lehrwerkreihe, weil in den meisten DaF-Lehrwerken keine direkten Empfehlungen zur gezielten Entwicklung des themengebundenen Sprechens erkennbar sind, wodurch es schwierig ist, die dabei ablaufenden Teilprozesse adäquat zu erfassen und folglich effektiv zu steuern.

Im *Handbuch für den Unterricht* (Vorderwülbecke/Vorderwülbecke 1999b: 11) wird betont, dass monologisches und dialogisches Sprechen nicht linear, sondern parallel bzw. integriert gefördert werden. Es lässt sich allerdings eine globale Progression erkennen. Nach der Auffassung der Lehrwerkautoren sollte man sich am Anfang auf die Entwicklung des dialogischen Sprechens konzentrieren. Im ersten Band und besonders im zweiten und dritten Band ist man bestrebt, zunehmend monologische Formen des Sprechens wie Berichten und erste Vorformen des Vortragens und Erzählens zu entwickeln (ebd.). Daraus ist zu folgern, dass themengebundenen Sprechen trotz seiner Komplexität schon im Anfangsunterricht genauso wie dialogisches Sprechen gefördert werden und nicht ausschließlich für Fortgeschrittene vorbehalten bleiben sollte.

3.1 Konzept zur Entwicklung des themengebundenen Sprechens

Zur Förderung des themengebundenen Sprechens gibt es in *Stufen International* Übungen und Aufgaben, die nach dem Prinzip der Progression konsequent angeordnet werden. Diese Progressionslinie geht vom ‚Sprechen mit jemandem‘ zum ‚Sprechen über etwas‘ und führt vom imitierenden über das gelenkt-produktive zum freien Sprechen.

Das imitierende Sprechen umfasst u.a. folgende Arbeitsformen:

- Aufsagen (z.B. Wiedergabe auswendig gelernter Texte),
- Vorlesen,
- Nachsprechen.

Das imitierende Sprechen erscheint auch in den Teilen des Phonetikprogramms, das jedes Kapitel zum Zwecke der Steigerung der Sprachproduktion beinhaltet. Die darin angebotenen Übungen und Hinweise zur Phonetik umfassen die Intonation, den Rhythmus, den Wort- und Satzakkzent, sowie Sensibilisierung für weitere prosodische Elemente wie Stimmhöhe, Lautstärke, Tempo, Pausen, emotionales Sprechen.

Alle diese Übungen zielen darauf ab, bestimmte Redemittel (Wortverbindungen, Wendungen) im Textzusammenhang einzuschleifen, auf die die Lerner beim Formulieren eigener Gedanken zurückgreifen, und so auch ihr Gedächtnis trainieren können. Sie bekommen auch Gelegenheit, ihre Aussprache, Intonation und Sprechflüssigkeit zu verbessern (Desselmann/Hellmich 1981: 229).⁶

Im Bereich **des gelenkt-produktiven Sprechens** sieht man dagegen Folgendes vor:

⁶ Trotz der Bedeutsamkeit der Übungen im variationslosen Sprechen stellt Heyd (1997: 178) allerdings fest, dass sie heutzutage im Fremdsprachenunterricht weitgehend an Bedeutung verlieren. Man geht nämlich davon aus, dass die Lerner nicht fremde Äußerungen auswendig lernen und reproduzieren sollen, wenn sie in der Fremdsprache möglichst als sie selbst agieren wollen. Deshalb plädiert man immer häufiger dafür, die Lerner möglichst früh an variierendes und freies Sprechen zu gewöhnen.

- vergleichendes Berichten (z.B. über die Situation im Heimatland/-ort),
- Vortragen von Informationstexten,
- (Nach-)Erzählen,
- Schildern von fiktiven Personen und Begebenheiten.

Anzumerken ist dabei, dass das Sprechen über fiktive Personen und Begebenheiten als integraler Bestandteil der Simulation *Ausgedachte Geschichten* fungiert. Diese beginnt mit dem Kapitel 11 (Band 2) und begleitet das ganze Programm von *Stufen International*. Die Lerner sollen Personen erfinden, über deren Biografien, Erlebnisse und (ungewöhnliche) Begebenheiten oder Situationen mündlich bzw. auch schriftlich berichtet wird.

Zum Bereich des gelenkt-produktiven Sprechens gehören ebenfalls noch andere abwechslungsreiche Übungen und Aufgaben, mit denen die themengebundene Sprechfertigkeit gezielt gefördert werden kann. Gemeint sind hier solche Aufgaben, wie z.B.:

- Versprachlichung von Bildergeschichten,
- Weitererzählen von Geschichten mit alternativem Ende,
- Wiedergabe des Textinhalts mit Perspektivenwechsel.

Auf dem Niveau **des freien Sprechens** müssen die Lerner dagegen schon selbstständig, ohne inhaltliche oder sprachliche Lenkungshilfen, ihren eigenen Redeplan konzipieren und die erforderlichen Ausdrucksmittel auch selbstständig auswählen. In diesem Zusammenhang geben die Autoren viele Anregungen für das eigenständige Beschaffen, Verarbeiten und Vortragen von selbstständig eingeholten Informationen. Dazu gehören unterschiedliche Aufgaben und Projekte wie Umfragen, Rechercheaufgaben, Collagen, Interviews, die für eine längerfristige Bearbeitung gedacht sind. Am Ende jedes Kapitels gibt es z.B. folgende zu verwirklichende Projekte und Aktivitäten:

Bitten Sie die Fremdenverkehrsvereine von 3–4 Städten in DACH um Prospekte. Schneiden Sie Fotos von verschiedenen Haustypen aus. Machen Sie daraus Collage auf einer Landkarte, und kommentieren Sie sie. (Vorderwülbecke/Vorderwülbecke 2003a: S. 25, Aufg. 1b)

Fragen sie jüngere und ältere Bekannte nach ihrer Meinung über ...

- *Zusammenleben von Mann und Frau vor einer eventuellen Hochzeit.*
- *Ehen ohne Trauschein (mit und ohne Kinder).*
- *Heirat zwischen verschiedenen Nationalitäten.*

Berichten Sie. (ebd.: S. 152, Aufg. 1c)

Die Arbeitsschritte, die dazu führen, dass die Lerner bisher erworbenes Sprachmaterial selbstständig, kommunikativ, entdeckend und erfahrend, frei und realitätsbezogen anwenden und erweitern, sowie die Ergebnisse ihrer Arbeit, wie z.B. selbst produzierte Texte, im Plenum vorstellen, sorgen einerseits für authentische Kommunikation, und fördern andererseits die Eigeninitiative sowie die Selbstständigkeit der Lerner.

Zu berücksichtigen ist aber auch, dass diese Projekte trotz vieler Vorteile im Fremdsprachenunterricht nur schwer realisierbar sind, weil den Lehrern

meistens eine geringe Zahl von Wochenstunden in den Schulen zur Verfügung steht.

3.2 Struktur der Übungen und Aufgaben zur Entwicklung des themengebundenen Sprechens

Jedes Kapitel beginnt immer mit einer Einstiegsseite mit Fotos, Zeichnungen oder Sprichwörtern, deren Ziel es ist, die Lerner auf ein neues Thema einzustimmen, sie für das, was sie lernen sollen, zu motivieren, sie neugierig zu machen auf das, was kommt, und dabei wichtige themengebundene Wörter aufzufrischen bzw. einzuführen. Fast immer schließen sich auch Fragen an, die die Lerner dazu veranlassen, ihren Alltag in den Lernprozess und ihre Meinungen in die Diskussion einzubeziehen, wie z.B.:

Welche der Arbeiten (...) können auch Männer und Kinder übernehmen? Wie ist das in Ihrer Familie? Wie stellen Sie sich die ideale Situation vor? (Vorderwülbecke/Vorderwülbecke 2003a: S. 136, Aufg. 1d)

Wann hatten Sie in Ihrem Leben einmal besonders große Angst? Erzählen Sie. (Vorderwülbecke/Vorderwülbecke 2003b: S. 122, Aufg. 1).

Die weiteren Übungen und Aufgaben zur Entwicklung der themengebundenen Sprechfertigkeit beziehen sich meistens auf einen Lesetext. Sehr oft bekommen die Lerner die Gelegenheit, einen Textinhalt zunächst mit Hilfe von Fotos, Zeichnungen, Überschriften zu antizipieren, wodurch sich noch weitere Sprechansätze ergeben können. Zu diesen Texten werden dann verschiedene abwechslungsreiche Aufgaben bearbeitet, wie etwa:

- Textabschnitte in eine sinnvolle Reihenfolge bringen,
- Fragen zum Text beantworten,
- einen Text gliedern und Überschriften finden,
- einen Textinhalt zusammenfassen,
- eine Fortsetzung erfinden,
- einen Text kommentieren. Bedeutsam sind dabei auch zahlreiche Übungen zu Paraphrasen, wodurch die Lerner den Textinhalt mit eigenen Worten wiedergeben lernen. Einsprachige Semantisierungstechniken ermöglichen zudem, die Lücken in ihrem Ausdrucksvermögen zu kompensieren und somit das einsichtig zu machen, was noch nicht adäquat ausgedrückt werden kann.

So variantenreich bearbeitete Texte fordern die Lerner dazu auf, zu den im Text behandelten Sachverhalten Stellung zu nehmen sowie auch eigene Texte zu den gelesenen zu produzieren und gelernte Informationen mündlich mit denen über das Heimatland zu vergleichen, wie dies aus den folgenden Aufgabenstellungen ersichtlich ist:

Finden Sie staatlich geregelte Einkaufszeiten richtig? Warum (nicht)? (Vorderwülbecke/Vorderwülbecke 2003a: S. 79, Aufg. 1a)

Gibt es in Ihrem Heimatland in den Feriengebieten auch Unterschiede zwischen Haupt- und Nebensaison? Welche Vor- und Nachteile haben Urlauber dann jeweils? (ebd.: S. 130, Aufg. 8b)

In *Stufen International* werden die Lerner dazu angehalten, ihre mündlichen Äußerungen vorher schriftlich vorzubereiten. Mit den Teilen *Information: Fremdes und Eigenes* in den Kapiteln 11–15, *Informationsaustausch* in den Kapiteln 16–20 sowie *Kommunikationszentrum* in den Kapiteln 21–25 bekommen die Lerner z.B. immer die Möglichkeit, anhand der Mustertexte den Zuhörer über das eigene Land, dessen Gesellschaft und Kultur mündlich zu informieren. Zunächst sollen sie aber einen schriftlichen Informationstext verfassen, in dem sie hinsichtlich der im Text behandelten Sachverhalte über die Situation in ihrem Heimatland berichten. Die Aufgabenstellungen lauten z.B. folgendermaßen:

Berichten Sie schriftlich anhand von I–IV⁷ über Kennenlernen, Hochzeit und Scheidung in Ihrem Heimatland, und tragen Sie Ihren Bericht möglichst frei vor. (Vorderwülbecke/Vorderwülbecke 2003a: S. 151, Aufg. 3)

Es ist vorteilhaft, dass die Lerner in der Vorbereitungsphase ihre intendierten Äußerungen zuerst schriftlich fixieren, denn das Schreiben „bereitet wegen der langsam und reflektiert ablaufenden Formulierungsprozesse direkt auf die darauf folgenden mündlichen Äußerungen vor“ (Storch 1999: 236). Dies geht auch daraus hervor, dass beide produktiven Fertigkeiten: Sprechen und Schreiben zusammenhängen und sich gegenseitig stützen. Über richtiges, sorgfältig kontrolliertes Schreiben, das „language awareness“, d.h. die Sprachbewusstheit entwickelt, können wir nach Schreier (2001b: 914) richtiges Sprechen lernen.

Um Sprechhemmungen vor den Mitschülern zu reduzieren bzw. abzubauen, schlägt man vor, diese Informationstexte zunächst in Partnerarbeit und anschließend noch einmal in neuer Zusammensetzung in Vierergruppen mündlich einzuüben (Vorderwülbecke/Vorderwülbecke 1999b: 18).

In anderen Aufgaben werden die Lerner darüber hinaus regelmäßig dazu veranlasst, in den vorgegebenen Texten zuerst wichtige Informationen zu identifizieren und in Form von Stichpunkten herauszuschreiben, mit deren Hilfe sie dann die Geschichte nacherzählen sollen. In diesem Zusammenhang finden wir im Lehrwerk Aufgabenstellungen, wie z.B.:

- d) *Notieren Sie die wichtigsten Informationen aus b), und vergleichen Sie.*
- e) *Geben Sie den Text anhand der Stichworte wieder (...)*
(Vorderwülbecke/Vorderwülbecke 2003a: S. 65, Aufg. 2)

⁷ Die Ziffern I–IV bezeichnen die aufeinander folgenden Textabschnitte.

Auch beim Hören eines Textes wird schrittweise ein sinnvolles und effizientes Notizenmachen geschult. Die angefertigten Notizen können die Lerner später bei der mündlichen Wiedergabe des Textes als eine inhaltliche Hilfe gebrauchen:

- a) Hören Sie den Text, machen Sie sich beim zweiten Hören Notizen, und vergleichen Sie.
- b) Erzählen Sie die Geschichte anhand der Notizen. (ebd.: S. 48, Aufg. 7)

Die Aufgaben dieser Art sind insofern wichtig, als sie sich insgesamt positiv auf die Vorbereitung eines Redebeitrages auswirken und dadurch auch die Selbstständigkeit der Lerner fördern. Sie bekommen nicht ständig lexikalische und/oder inhaltliche Vorgaben, um sich zu äußern, sondern sie werden dazu verleitet, bestimmte Teilprozesse auch selbst zu vollziehen.

3.3 Evaluation des Übungs- und Aufgabenangebots von *Stufen International*

Um die Qualität der Übungen und Aufgaben zur Entwicklung des themengebundenen Sprechens ermitteln zu können, erhielt eine Gruppe (insgesamt 16 Schüler) aus einer der allgemein bildenden Schulen in Dąbrowa Górnicza Deutschunterricht, in dem die Wirksamkeit des ausgewählten Übungs- und Aufgabenangebots des Lehrwerks *Stufen International* überprüft wurde.

Aus der Umfrage, die abschließend durchgeführt wurde, ergibt sich deutlich, dass solche Übungen von den Schülern recht positiv beurteilt werden. Zu ihren Vorteilen kann man u.a. Folgendes zählen:

- solche Aufgaben, wie z.B. Versprachlichung von Bildergeschichten, Weitererzählen von Geschichten mit alternativem Ende oder Wiedergabe des Textinhalts mit Perspektivenwechsel können ein Anlass für interessante, oft unvorhersehbare sprachliche Äußerungen der Lerner sein. Sie fördern ihre Kreativität und Phantasie, wodurch recht unterschiedliche Geschichten mit meist überraschenden und humorvollen Passagen entstehen. Das bewirkt auch, dass sich die Lerner an deren Lösung mit größerer Freude als sonst im Fremdsprachenunterricht beteiligen,
- die Bereitschaft, den erzählenden Mitschülern z.B. beim Vortragen der Bildergeschichten, Geschichten mit alternativem Ende bzw. mit Perspektivenwechsel zuzuhören, ist im Allgemeinen größer als bei den traditionellen Sprechübungen,
- Bildergeschichten geben den Lernern schon den fertigen Handlungsablauf vor, wodurch sie sich einerseits nur auf die rein sprachlichen Komponenten konzentrieren können. Andererseits erkennen sie selbst die Notwendigkeit, logische Beziehungen zwischen den Einzelaussagen mit Hilfe satz- und textverflechtender Mittel auszudrücken, um die Zusammenhänge zwischen den einzeln beschriebenen Ereignissen in einer Bildergeschichte für die Mitschüler transparent zu machen.

Besonders vorteilhaft sind laut Umfrage ebenfalls viele abwechslungsreiche Übungen und Aufgaben, mit deren Hilfe die Lerner zu Beginn jedes Kapitels ihre Vorkenntnisse reaktivieren können, wodurch der Einstieg in einen für sie neuen Themenbereich und die Einführung des dazu relevanten themenbezogenen Wortschatzes erleichtert werden können.

Positiv zu beurteilen sind zudem Sprechübungen und -aufgaben, die sich auf einen im Unterricht unmittelbar behandelten Text beziehen, weil er sowohl inhaltliche Vorgaben und Ansatzpunkte als auch sprachliche Formulierungen bietet, die besonders leistungsschwächere Lerner nötigenfalls in ihre eigenen Redebeiträge übernehmen können.

Bedeutsam ist auch die Tatsache, dass die Lerner in den Aufgaben Gelegenheit bekommen, ihre Redebeiträge vorher schriftlich vorzubereiten, was ihr Gedächtnis entlasten und ihre Sprechhemmungen wesentlich reduzieren oder sogar völlig abbauen lässt. Dies ergibt sich daraus, dass viele Lerner oft solch eine Vorbereitungsphase benötigen, weil sie befürchten, dass sie sich mit ihren spontanen, sprachlich inadäquaten Äußerungen vor den Mitschülern blamieren können.

Die Schwierigkeiten, die die Lerner bei der Erarbeitung dieser Übungen und Aufgaben signalisierten, lagen lediglich darin, dass es ihnen manchmal noch schwer gefallen ist, nicht nur angemessene Sprachmittel zu finden, sondern auch Einzelsätze logisch miteinander zu verbinden. Von großem Vorteil sind deshalb in *Stufen International* Übungen zur Textkohärenz, in denen der Einsatz von Konjunkturen und Subjunkturen eingeübt wird. Durch diese Vertextungsübungen wird den Lernern bewusst gemacht, dass ihre monologischen Redebeiträge nicht aus losen Sätzen bestehen, sondern immer einen bestimmten, inhaltlichen Zusammenhang aufweisen sollen.

4. Schlussbemerkungen

Die vorgenommene Analyse lässt den Schluss zu, dass das Lehrwerk *Stufen International* ein wohl durchdachtes Konzept der Sprechentwicklung anbietet, in dem durch Zuordnung von Übungen und Aufgaben zu den einzelnen didaktisch-methodischen Stufen klare Zielsetzungen in Bezug auf die schrittweise Hinführung zum monologischen Sprechen erkennbar sind. Diese Fertigkeit stellt einen arbeitsintensiven Prozess im DaF-Unterricht dar und die vorgeschlagene Typologie hilft das ganze Übungsgeschehen transparenter zu machen sowie verdeutlicht uns, dass die themengebundene Sprechfertigkeit eine hohe Komplexität aufweist und nur stufenweise mit Hilfe sehr unterschiedlicher Unterrichtsaktivitäten mit zunehmendem Grad der Selbstständigkeit der Lerner entwickelt werden soll.

An den Übungen und Aufgaben zur Entwicklung der themengebundenen Sprechfertigkeit ist es jedoch zu bemängeln, dass die meisten keine Angaben liefern, als wer die Lerner sprechen und an wen ihre Redebeiträge gerichtet werden sollen, sowie welchen kommunikativen Zweck die Redebeiträge

haben. In diesem Fall ist es den Lernern unmöglich, das Funktionieren der Sprache besser zu verstehen. Sie können auch nicht lernen, wie sich die Sprache je nach dem Publikum, Redezweck und der Situation verändert. Die Nichtbeachtung dieser Teilanforderungen kann zugleich schnell zur Überforderung der Lerner und sogar zu Sprechhemmungen führen, was sich auf die Entwicklung der Sprechfertigkeit im Fremdsprachenunterricht entscheidend negativ auswirken kann.

Bibliographie

- Borgwardt, Ulf (1993): *Sprechen*. In: Borgwardt, Ulf u.a. (Hrsg.): *Kompendium Fremdsprachenunterricht*. Ismaning: Max Hueber Verlag, 118–130.
- Desselmann, Günther/Hellmich, Harald (1981): *Didaktik des Fremdsprachenunterrichts Deutsch als Fremdsprache*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- Hellmich, Harald (1977): *Das monologische Sprechen und seine Entwicklung im Fremdsprachenunterricht*. In: *Deutsch als Fremdsprache*. Heft 6, 328–338.
- Heyd, Gertraude (1997): *Aufbauwissen für den Fremdsprachenunterricht (DaF). Ein Arbeitsbuch. Kognition und Konstruktion*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Iluk, Jan (1998): *Entwicklung der Sprachfertigkeiten aus der Sicht der neuesten Fremdsprachencurricula*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.
- Iluk, Jan/Witosz, Bożena (1998): *Die Sprachhandlung ‚Beschreiben‘ aus linguistischer und didaktischer Sicht*. In: *Fremdsprachen und Hochschule*. H. 54, 32–43.
- Iluk, Jan (2000): *Probleme und Widersprüche bei der Vermittlung von Mehrsprachigkeit im Rahmen bilingualer Bildungsgänge*. In: *Zielsprache Deutsch*. H. 2–3, 3–10.
- Karbe, Ursula (2000): *Entwicklung des monologischen Sprechens*. In: Karbe, Ursula/Piepho, Hans-Eberhard: *Fremdsprachenunterricht von A–Z. Praktisches Begriffswörterbuch*. Ismaning: Max Hueber Verlag, 171–176.
- Manthey, Fred u.a. (1988): *Entwicklung von Können im Sprechen auf der Grundlage der weiterentwickelten Lehrpläne für den Russischunterricht (2)*. In: *Fremdsprachenunterricht*. H. 12, 584–590.
- Schatz, Heide (2006): *Fertigkeit Sprechen. Fernstudieneinheit 20*. Berlin u.a.: Langenscheidt.
- Schreiter, Ina (2001a): *Sprechen*. In: Henrici, Gert/Riemer, Claudia (Hrsg.): *Einführung in die Didaktik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache mit Videobeispielen. Band 1*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, 53–82.
- Schreiter, Ina (2001b): *Mündliche Sprachproduktion*. In: Helbig, Gerhard u.a. (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 908–920.
- Storch, Günther (1999): *Deutsch als Fremdsprache. Eine Didaktik: Theoretische Grundlagen und praktische Unterrichtsgestaltung*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Tomczuk, Dorota (2007): *Ćwiczenia konwersacyjne i rozwijanie sprawności wypowiedzenia się w języku obcym*. In: *Języki Obce w Szkole*. H. 1, 54–59.

Die analysierten Lehrwerke:

- Vorderwülbecke, Anne/Vorderwülbecke, Klaus (1999a): *Stufen International 1. Deutsch als Fremdsprache für Jugendliche und Erwachsene. Lehr- und Arbeitsbuch*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Vorderwülbecke, Anne/Vorderwülbecke, Klaus (1999b): *Stufen International 1. Deutsch als Fremdsprache für Jugendliche und Erwachsene. Handbuch für den Unterricht*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Vorderwülbecke, Anne/Vorderwülbecke, Klaus (2003a): *Stufen International 2. Deutsch als Fremdsprache für Jugendliche und Erwachsene. Lehr- und Arbeitsbuch*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Vorderwülbecke, Anne/Vorderwülbecke, Klaus (2003b): *Stufen International 3. Deutsch als Fremdsprache für Jugendliche und Erwachsene. Lehr- und Arbeitsbuch*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

Developing Monologue Speaking Skills in Teaching German as a Foreign Language using the *Stufen International* Textbook as an Example

Abstract

The aim of the article is to present the concept of developing monologue speaking skills in a foreign language, which has been worked out by the authors of the German language textbook *Stufen International*. The exercises and tasks for monologue speaking included in the textbook have been evaluated by a group of students in order to demonstrate if they can be effectively used during German language lessons. At the beginning of the article, the function of monologue speaking skills in foreign language teaching has been described and an attempt has been made to distinguish their particular characteristic features.

Key words: monologue, speaking skills, progression, concept of speaking skill development, exercises

Kształcenie umiejętności formułowania monologów w nauczaniu języka niemieckiego jako obcego (na przykładzie *Stufen International*)

Streszczenie

Celem niniejszego artykułu jest przedstawienie koncepcji kształcenia umiejętności formułowania wypowiedzi monologicznej w języku obcym, jaką opracowali autorzy podręcznika do nauki języka niemieckiego *Stufen International*. Aby móc wykazać, czy zaproponowane ćwiczenia i zadania w mówieniu monologicznym mogą być skutecznie wykorzystane na lekcjach języka niemieckiego, poddano je ewaluacji przez grupę uczniów. Na początku artykułu określono zarówno rolę sprawności mówienia monologicznego w nauczaniu języka obcego, jak i podjęto próbę wyodrębnienia jej poszczególnych cech charakterystycznych.

Kleiner

Lust-Garten

Worinn

Gerade Gänge

Zur

Polnischen Sprache

angewiesen werden;

Gepflanzet

Durch

Joh. Carl von Jasienica Wonna /

ANNO 1693.



D R I T T E,

Mit Thomas Johann Schreibers Verlag
und Schriften. 1729.

Małgorzata Czarnecka

Die Rolle formelhafter Sequenzen im Zweitspracherwerb

1. Einleitung

Unanalysierte, formelhafte Äußerungen bzw. Äußerungsteile sind beim Erst- und Zweitspracherwerb von vielen Forschern beobachtet worden. Der Begriff „formelhafte Äußerungen“ umfasst unterschiedliche Arten von Wortverbindungen, die dadurch charakteristisch sind, dass sie vom Sprecher flüssig, geschwind und mühelos ausgeführt werden. Für die formelhaften Äußerungen werden in unterschiedlichen Arbeiten u.a. folgende Bezeichnungen gebraucht: *prefabricated routines and patterns* (Hakuta 1974), *lexicalized sentence stems* (Pawley/Syder 1983), *formulaic sequences*/formelhafte Sequenzen (Wray/Perkins 2000, Aguado 2002a), *chunks* (Handwerker 2002, auch Handwerker/Madlener 2009).

In diesem Beitrag wird die Bezeichnung „formelhafte Sequenzen“ gebraucht, da sie in der Forschungsliteratur am häufigsten vorkommt; abwechselnd – und dies vor allem aus stilistischen Gründen – wird der „neutrale“ Begriff „formelhafte Äußerungen“ verwendet.

In der Fremdsprachenforschung besteht keine einheitliche Meinung darüber, was für eine Rolle formelhafte Äußerungen im Erwerb einer Fremdsprache spielen. Fest steht, dass kindliche und erwachsene Lerner diese Äußerungen anders und zu unterschiedlichen Zwecken nutzen, aber eine eindeutig positive Wirkung der formelhaften Sprache auf den Spracherwerb ist bisher hauptsächlich in Bezug auf den kindlichen L1- und L2-Erwerb nachgewiesen worden (vgl. Aguado 2002a: 40).

Ziel meines Beitrags ist es, einen Überblick über die Forschungslage zur Rolle formelhafter Äußerungen im Fremdspracherwerb zu geben. Hierzu wird im zweiten Abschnitt die Funktion formelhafter Äußerungen in Bezug auf den Erstspracherwerb dargestellt. Im darauf folgenden Abschnitt wird versucht, auf diese grundlegende Frage hinsichtlich des Zweitspracherwerbs bei Kindern und Erwachsenen zu beantworten, und dies in Anlehnung an die neueste Forschungsliteratur. In diesem Zusammenhang wird auch gezeigt, warum die Untersuchung formelhafter Äußerungen

im Fremdspracherwerb spezifische Probleme aufwirft. Die Frage nach dem didaktischen Ertrag wird abschließend behandelt.

2. Formelhafte Sequenzen im L1 Erwerb

In der Forschung wurde schon längst darauf hingewiesen, dass Kleinkinder beim Erstspracherwerb zuerst komplexe sprachliche Einheiten verwenden, deren Struktur weit über ihrem aktuellen Entwicklungsniveau liegt (Bellugi 1965, Cazden 1968, Brown 1973, Clark 1974, Peters 1977).

Aber die Bedeutung dieser formelhaften Äußerungen wurde damals von vielen Forschern unterschätzt. Dies kann damit zusammenhängen, dass man beim Spracherwerb das rein analytische Vorgehen überbetonte und den Spracherwerb als einen Prozess darstellte, in dem das Kind mit kleinen phonologischen Einheiten, einzelnen Morphemen, Silben und Wörtern beginnt und schrittweise lernt, aus diesen Elementen immer komplexere Äußerungen zu konstruieren. Darüber hinaus wurde in den 70-er Jahren meistens davon ausgegangen, dass den formelhaften Äußerungen keine Funktion im Erwerbsprozess zukommt. Zu der damaligen Situation in der Forschung geben James Nattinger und Jeanette DeCarrico die folgende Erklärung (Nattinger/DeCarrico 1992: 24):

“Many early researchers attributed the frequency of these chunks to the relevance of imitation and to the need of memorizing in learning a language. They also saw them, however, as rather a dead end in acquiring the regular, syntactic rules for the language. They thought these prefabricated chunks were distinct from, and somewhat peripheral to, the main body of language, which they saw as the creative product of the systematic rules of competence”.

Seit den 80-er Jahren wurde jedoch immer häufiger darauf hingewiesen, dass die komplexen formelhaften Äußerungen eine wichtige Rolle im Spracherwerb spielen und den Ausgangspunkt für spätere kreative Konstruktionen sind (s. z.B. Peters 1983, Johnson 1983, Berman 1986, Barrett 1989).

Heute gilt als gesichert, dass im Erstspracherwerb die formelhaften Äußerungen zuerst als Ganzes erworben, dann während der sprachlichen Entwicklung segmentiert und folglich auf Grund von Regelbildungen zunehmend analysiert werden. Dieser Prozess dauert so lange, bis die Kinder schließlich imstande sind, die ganzheitlich memorisierten Äußerungen kreativ zu gebrauchen, d.h. sie zu neuen Einheiten zu kombinieren (z.B. Pine/Lieven 1993, Lieven/Pine/Baldwin 1997, Ellis 2001).

Trotz der Einigkeit über die wichtige Rolle formelhafter Äußerungen für den Spracherwerb konkurrieren in der Forschungsliteratur unterschiedliche Erklärungstheorien für dieses Phänomen. Michael Tomasello – als prominenter Vertreter einer gebrauchsbasierten Spracherwerbtheorie – stellt den Spracherwerb als Ablauf von vier Phasen: *holophrases*, *pivot schemas*, *item-*

based constructions, abstract constructions (Tomasello 2003). Da die zuerst erfassten Ganzheiten (*holophrases*) syntaktisch strukturiert sind, führt der Lernprozess zu einer Analyse und sprachlichen Erprobung von diesen Strukturen und folglich zum Erwerb abstrakter Konstruktionen. Der Prozess ist inputabhängig, was bedeutet, dass die statistische Verteilung der Strukturen in der an das Kind gerichteten Sprache ausschlaggebend ist. Dies ist nach Tomasellos Auffassung kein rein sprachlicher Vorgang, denn aktiviert werden allgemeine kognitive Strategien, sozial-kognitive Strategien wie auch Lernerstrategien.

Alison Wray und Michael Perkins gehen ebenfalls davon aus, dass im Erstspracherwerb zuerst komplexe unanalysierte Formen gespeichert werden und der analytische Mechanismus erst später aktiviert wird (Wray/Perkins 2000). Allerdings argumentieren sie dafür, dass es im Spracherwerb Phasen gibt, in welchen der „Anteil“ holistischer und analytischer Verarbeitungsweise variiert.

Das Modell von Wray (2002), das die sprachliche Entwicklung von Geburt an bis zum Erwachsenenalter darstellt, unterscheidet vier Phasen, die entsprechend als mehr oder weniger holistisch / analytisch gekennzeichnet werden können:

I. (dauert ca. bis zum 20. Lebensmonat)

Das Kind verwendet die auf dem Weg der Imitation erworbenen ganzheitlichen Formen. Darunter finden sich sowohl Einzelworte als auch Mehrwortäußerungen.

II. (bis zum Alter von etwa acht Jahren)

Erst jetzt, wenn eine kritische Menge solcher Sequenzen „gesammelt“ ist, kann die Entwicklung der muttersprachlichen Grammatik anfangen. Ein analytischer Mechanismus wird aktiviert: Die Regelmäßigkeiten werden allmählich erkannt und analysiert, die Zahl der regelbasierten Äußerungen steigt an. In dieser Phase wird die analytische Verarbeitung deutlich bevorzugt.

III. (bis zum 18. Lebensjahr)

Die „analytische“ Grammatik ist völlig entwickelt, aber die formelhaften Äußerungen beginnen wiederum in der sprachlichen Produktion zu dominieren. Dies wird aufgrund der sprachlichen Ökonomie erklärt, denn “it becomes increasingly inefficient to generate from scratch the now very wide range of utterances which are needed regularly” (Wray 2002: 135). So wird die Sprachproduktion allmählich zum *top-down*-Prozess, bei dem komplexe, als Ganzes abgerufene Einheiten die Basis bilden.

IV. (vom 18. Lebensjahr bis zum Erwachsenenalter)

Das Verhältnis zwischen der holistischen und analytischen Verarbeitungsweise ist schon festgelegt.

2. Der L2-Erwerb

2.1 Der L2-Erwerb bei Kindern

Aus den verschiedenen Fallstudien geht hervor, dass formelhafte Äußerungen von den kindlichen Sprachlernern sehr häufig – und dies vor allem im Rahmen der Kommunikationsstrategie – verwendet werden.

Als einer der ersten wies Kenji Hakuta darauf hin, dass diese Äußerungen irgendeine Rolle bei der Entwicklung des sprachlichen Regelsystems spielen können (Hakuta 1974). Er nahm an, dass die Kinder feste Sequenzen nicht nur als komplett abgerufene Formeln gebrauchen, sondern diese auch als Ausgangspunkt für die Segmentierung und Analyse beim Erwerb von sprachlichen Regeln anwenden.

Diese Feststellung wurde wenig später von Lily Wong-Fillmore (1976) bestätigt. In ihrer Longitudinalstudie versuchte sie die Relevanz der formelhaften Sprache für den Erwerb des Englischen durch fünf spanischsprachige Kinder nachzuprüfen. Ihre Untersuchung hat erwiesen, dass formelhafte Äußerungen sehr schnell von allen Kindern gelernt wurden und einen großen Anteil in ihrem sprachlichen *output* bildeten. Wong-Fillmore ist zum Schluss gekommen, dass diese Äußerungen nicht nur im Rahmen der Kommunikationsstrategie eingesetzt wurden (indem sie die soziale Interaktion mit den englischsprachigen Kindern erleichterten), aber auch die Basis für eine spätere Analyse bildeten und auf diese Weise unmittelbar zur Entwicklung der sprachlichen Kreativität führen konnten.

Es gibt auch andere Forschungen zum ungesteuerten Zweitspracherwerb, in denen formelhaften Äußerungen eine wichtige Funktion für den Erwerb des regelbasierten Systems zugeschrieben wird (Vihman 1982, Rescorla/Okuda 1987).

Aber es liegen zahlreiche Arbeiten vor, in denen das Gegenteil behauptet wird. Ocke-Schwen Bohn (1986), der die Arbeit von Fillmore einer grundsätzlichen methodischen Kritik unterzieht, kommt zu dem Schluss, dass Fillmores Ergebnisse Artefakte der Datenerhebung- und Auswertung sind.

Stephen Krashen und Robin Scarcella äußern sich generell negativ zur Rolle formelhafter Sprache für den L2-Erwerb. Nach ihrer Auffassung sind formelhafte Äußerungen „useful in establishing and maintaining relations“ (Krashen/Scarcella 1978: 295), aber im Hinblick auf den Spracherwerb profitieren die Lerner nicht davon.

Zusammenfassend muss gesagt werden, dass die Rolle formelhaften Äußerungen im kindlichen L2-Erwerb noch immer eine offene Frage ist: Es ist nicht sicher, ob sie einen anderen Nutzen haben als die vorübergehende Kompensation der sprachlichen Defizite.

2.2 Der L2-Erwerb bei Erwachsenen

Es gibt nur sehr wenige Forschungen, die sich unmittelbar mit der Rolle formelhafter Sprache im L2-Erwerb bei Erwachsenen beschäftigen. Die früheren Untersuchungen – obwohl sie in anderen Forschungskontexten durchgeführt wurden – zeigen einige positive Wirkungen auf den L2-Erwerb (Raupach 1984, Bolander 1989), lassen aber keine generalisierbaren Schlussfolgerungen zu.

Es steht fest, dass die erwachsenen Lerner formelhafte Äußerungen auf eine andere Weise und zu anderen Zwecken als kindliche Lerner nutzen.

Typisch ist, dass die Erwachsenen gleich am Anfang des Lernprozesses (unmittelbar nach *silent period*) sehr gern von formelhaften Äußerungen Gebrauch machen. Später ist dies nicht mehr der Fall: Die erwachsenen Lerner, wie es scheint, vermeiden die formelhafte Sprache, obwohl man bei der besser entwickelten sprachlichen Kompetenz das Gegenteil erwarten könnte (entsprechend dem Prinzip der *native-like selection* – vgl. Pawley/Syder 1983). Die Wörter werden von ihnen viel häufiger als „Bausteine“ verwendet (vgl. auch das Prinzip der freien Wortwahl – *open-choice principle* – Sinclair 1991), während die Muttersprachler das idiomatische Prinzip (*idiom principle*) anwenden.

Wie die Untersuchungen zeigen, hat dieses Phänomen seinen Grund im Fehlen des reichen Inputs (vgl. Irujo 1986, Erman 2009) oder ist irgendwie vom Ähnlichkeitsgrad zwischen der Erstsprache und der Muttersprache abhängig (vgl. Laufer/Eliasson 1993, Laufer 2000). So wird angenommen, dass erwachsene L2-Lerner die formelhaften Äußerungen „nicht systematisch“ verwenden (Handwerker/Madlener 2009: 12); darüber hinaus geschieht dies vor allem im Rahmen einer Kommunikationsstrategie.

Noch ein wichtiger Aspekt ist dabei zu berücksichtigen – die sog. Situationsgebundenheit der formelhaften Sprache. Unter „natürlichen“ Bedingungen werden konventionalisierte Äußerungen in häufig wiederkehrenden Alltagssituationen verwendet, und im Klassenzimmer kann die Verwendung formelhafter Sequenzen bestimmt nicht in demselben Sinne an konkrete Situationen gebunden sein (vgl. Myles/Mitchell/Hooper 1998: 326). In der Forschungsliteratur wird darauf hingewiesen, dass dies als Resultat bestimmter formaler Einschränkungen zu sehen ist (z.B. Eubank 1987, Weinert 1994, Mitchell/Martin 1997), denn für den gesteuerten Fremdsprachenunterricht ist oft „the drilling and memorisation of structures within a linguistically restricted context together with an emphasis on early production of complex forms“ typisch (Myles/Mitchell/Hooper 1998: 326). Dies ist leider oft der Fall, obwohl es viele moderne Fremdsprachenlehrwerke gibt, deren didaktisch-methodische Prinzipien darauf abzielen, die Unterrichtsinhalte als authentisch und der Lebenswirklichkeit angemessen darzustellen.

In Bezug auf den L2-Erwerb erwachsener Lerner ist oft gefragt worden, ob die formelhaften Äußerungen eine Basis für die Entwicklung der

sprachlichen Kreativität bilden können. Darüber besteht unter Forschern keine Einigkeit.

Nach Nick Ellis liegt der grammatischen Kompetenz „analysis of a large stock of learned exemplar sequences of languages“ zugrunde (Ellis, N. 1996: 115). Die Imitationshypothese von Karin Aguado (2002b) besagt, dass der L2-Erwerb wie der L1-Erwerb zu einem großen Teil durch den Prozess der Imitation im Rahmen von Interaktionen stattfindet. Dieser Hypothese zufolge beruht Spracherwerb darauf, dass (Aguado 2002b: 213)

„[...] komplexe Sequenzen aus dem in Interaktionen wahrgenommenen Input mittels des chunking-Prozesses extrahiert und zunächst unanalysiert memorisiert (werden – M.C.). Als solche unanalysierten chunks stehen diese Sequenzen anschließend der Produktion zur Verfügung“.

Nach dieser Auffassung sind also formelhafte Äußerungen, die im Prozess der Imitation erworben werden, Voraussetzung und Basis für die Automatisierung und somit für den weiteren Spracherwerb, weil die Aufnahme komplexer Sequenzen deren hierarchische Verarbeitung und spätere Analyse ermöglicht.

Es liegen auch Arbeiten vor, in denen nachgewiesen wird, dass beim gezielten Lernen formelhafter Äußerungen die Basis für kreative Konstruktionen gebildet werden kann (Gatbonton/Segalowitz 1988 und 2005, Handwerker 2002, Boers et al. 2006, Taguchi 2007, Handwerker/Madlener 2009); allerdings wird auch betont, dass noch weitere Untersuchungen erforderlich sind, um diese Annahme zu überprüfen. Andere Untersuchungen beweisen, dass die Segmentierung und Analyse des Inputs auch ohne gezielte Aufgaben stattfindet (Wray 2004 und Sugaya/Shirai 2009).

Andererseits wird in der Forschung erwähnt, dass es erwachsenen L2-Lernern im allgemeinen nicht (oder nur sehr schwer) gelingt, aus den formelhaften Äußerungen die interne morphosyntaktische Struktur zu extrahieren und zu erwerben (vgl. auch oben Krashen/Scarcella 1978). Anders formuliert: Die Erwachsenen „brechen die Chunks nicht lernbegierig auf“ (Handwerker/Madlener 2009: 12). Nach Carlos Yorio, der die Ergebnisse von fünf Longitudinalstudien zum ungesteuerten Erwerb erwachsener Lerner vergleicht (Hanania/Gradman 1977, Shapira 1978, Schumann 1978, Huebner 1983, Schmidt 1983), haben formelhafte Äußerungen bei diesen Lernern zur weiteren Entwicklung der grammatischen Kompetenz nicht beigetragen (Yorio 1989: 57).

Besonders interessant ist die von Tomoko Tode durchgeführte Untersuchung an japanischen Studenten, die als Anfänger Englisch als Fremdsprache lernten (Tode 2003). Die Studenten wurden mit unterschiedlichen Formen des englischen Wortes *to be* in verschiedenen lexikalischen Kontexten konfrontiert, ohne Erläuterungen zur Konjugation bekommen zu haben. Die Ergebnisse zeigten, dass mehr als die Hälfte der Studenten „the copula rule“ nicht erfolgreich lernte (was Tode übrigens darauf schließen lässt, dass die explizite Vermittlung der grammatischen Regeln im Unterricht nötig ist).

Im allgemeinen ist zu beachten, dass bei der Festlegung der Rolle formelhafter Äußerungen für den Spracherwerb ein grundlegendes Problem zu reflektieren ist – Die Bestimmung der Formelhaftigkeit. Es gibt keine objektiven Kriterien für die Entscheidung, ob eine Äußerung als unanalysiertes Ganzes abgerufen oder kreativ mittels Regeln gebildet worden ist (Bahns/Burmeister/Vogel 1986); Urteile in dieser Hinsicht basieren größtenteils auf Intuition. Diesbezüglich merkt Erika Kaltenbacher an (1990: 21, in der Fußnote):

„Während bei kleinen Corpora die Gefahr besteht, Strukturen für nicht produktiv zu halten, weil sie nur sehr selten dokumentiert sind, besteht bei großen Corpora eher die gegenteilige Tendenz. In beiden Fällen geht es um die grundlegende Frage, welchen Status Strukturen haben, die – obwohl sie im sprachlichen Input häufig vorkommen – vom Kind nur in einem kleinen Prozentsatz seiner Äußerungen gebraucht werden“.

Demnach ist die Identifizierung formelhafter Sequenzen in der Rede oder im Text eine komplizierte Aufgabe. Von drei typischen Eigenschaften der Formelhaftigkeit, die diesbezüglich in der Forschungsliteratur am häufigsten genannt werden (Ganzheitlichkeit, Häufigkeit des Auftretens, Situationsgebundenheit), kann nur die erste als ausschlaggebend angesehen werden (vgl. Czarnecka *im Druck*). Es gibt zwar viele Forscher, die für die psycholinguistische Realität formelhafter Sequenzen argumentieren (Schmitt 2000, Schmitt/Grandage/Adolphs 2004, Bannard/Lieven 2009, Kapatsinski/Radicke 2009, Ellis/Frey 2009), andererseits aber wird oft betont, dass es keine experimentellen Methoden gibt, die eine Feststellung solcher Vorgänge ermöglichen würden (z.B. Wray 2009). Demnach kann angenommen werden, dass formelhafte Äußerungen als Ganzes gespeichert und abgerufen werden, jedoch hat die empirische Forschung noch keine schlüssigen Beweise dafür geliefert.

In Bezug auf die Formelhaftigkeit und Kreativität ist zu bemerken, dass sprachliche Verarbeitung nicht als Dichotomie holistisch/analytisch dargestellt werden muss. In der Forschung wurde mehrfach die Meinung geäußert, dass die holistische und analytische Verarbeitung koexistent sind und miteinander interagieren können (vgl. Peters 1983, Kaltenbacher 1990, Bates et al. 1994, Wray 1992, Myles/Mitchell/Hooper 1998, Zangl 1998, Wray/Perkins 2000).

Eine interessante Lösung dieser Frage wird auch von Diana Van Lankker Sidtis (2009) dargestellt. Da zahlreiche Studien ergeben, dass die rechte Hemisphäre wie auch die Beschädigung im subkortikalen Bereich auf das Verstehen formelhafter Sequenzen wie auch ihre Produktion Auswirkungen haben, versucht Van Lancker Sidtis, diese Befunde theoretisch zu deuten. Ihr Modell der doppelten sprachlichen Verarbeitung (*dual process model of language*) schlägt vor, dass ein holistisches Modul für die Verarbeitung formelhafter Sprache, ein analytisches Modul dagegen für die Bildung neuer Äußerungen zuständig ist.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich, dass die Frage nach der Rolle formelhafter Sequenzen im Fremdsprachenerwerb beim derzeitigen Wissensstand auf diesem Gebiet nicht eindeutig beantwortet werden kann. Andererseits ist zu beachten, dass es wahrscheinlich ausreichen würde, den Begriff „Spracherwerb“ neu zu definieren, um sich neue Wege erschließen zu können; vor dem Hintergrund der Ergebnisse der *usage-based linguistics* wäre es vielleicht sogar angebracht.

Als Zusammenfassung kann das Zitat von Karin Aguado angeführt werden, die nach ihrer Analyse von Ergebnissen aus der Forschungsliteratur zu folgendem Schluss kommt (Aguado 2002a):

„Ob formelhaften Sequenzen auch im L2-Erwerb Erwerbsrelevanz zugesprochen wird oder nicht, hängt in erster Linie von der jeweils zugrundegelegten Erwerbsdefinition ab. Wenn unter Spracherwerb ausschließlich der Erwerb von zielsprachlichen Regeln verstanden wird, deren Anwendung zu einem kreativen Gebrauch der Zielsprache führt, ist das Erwerbspotential formelhafter Sequenzen möglicherweise als eher gering einzustufen. (...) Wenn Spracherwerb jedoch als interaktives Phänomen bzw. als in und durch Interaktion stattfindender Prozess gesehen wird, in dessen Verlauf imitiert, wiederholt und modifiziert wird, (...) generierte Hypothesen getestet und entsprechend verifiziert oder falsifiziert werden, kann dem Gebrauch formelhafter Sequenzen sehr wohl eine erwerbsrelevante Funktion zugeschrieben werden. Diese hat zwar möglicherweise einen anderen Stellenwert bzw. einen anderen Einwirkungsgrad, darf aber keinesfalls vernachlässigt werden, wenn dem komplexen Gegenstand L2-Erwerb Rechnung getragen werden soll“.

Literatur

- Aguado, Karin (2002a): Formelhafte Sequenzen und ihre Funktionen für den L2-Erwerb. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 37, 27–49.
- Aguado, Karin (2002b): *Imitation als Erwerbsstrategie. Interaktive und kognitive Dimensionen des Fremdsprachenerwerbs* (Habilitationsschrift), Bielefeld.
- Bahns, Jens/Burmeister, Hartmut/Vogel, Thomas (1986): The pragmatics of formulas in L2 learner speech: use and development. In: *Journal of Pragmatics* 10 (6), 693–723.
- Bannard, Colin/Lieven, Elena (2009): Repetition and Reuse in Child Language Learning. In: Corrigan, Roberta/Moravcsik, Edith A./Ouali, Hamid/Wheatley, Kathleen M. (Hrsg.): *Formulaic Language. Volume 2: Acquisition, loss, psychological reality, and functional explanations*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins, 297–321.
- Barrett, Martyn D. (1989): Early language development. In: Slater, Alan/Bremner, Gavin (Hrsg.): *Infant Development*. Hove: Lawrence Erlbaum, 211–41.
- Bates, Elizabeth/Marchman, Virginia/Thal, Donna/Fenson, Larry/Dale, Philip S./Reznick, J. Steven/Reilly, Judy/Hartung, Jeff (1994): Developmental and stylistic variation in the composition of early vocabulary. In: *Journal of Child Language* 21, 85–121.

- Bellugi, Ursula (1965): The development of interrogative structures in children's speech. In: Riegel, Klaus F. (ed.): *The Development of Language Functions*. Ann Arbor, MI: University of Michigan, 103–137.
- Berman, Ruth A. (1986): A step-by-step model of language acquisition. In: Levin, Iris (ed.), *Stage and structure: Reopening the debate*. Norwood, NJ: Ablex, 191–219.
- Boers, Frank/Eyckmans, June/Kappel, Jenny/Stengers, Helene/Demecheleer, Murielle (2006): Formulaic sequences and perceived oral proficiency: Putting a Lexical Approach to the test. In: *Language Teaching Research* 10, 245–261.
- Bohn, Ocke-Schwen (1986): Formulas, frame structures, and stereotypes in early syntactic development: some new evidence from L2 acquisition". In: *Linguistics* 24, 185–202.
- Bolander, Maria (1989): Prefabs, patterns and rules in interaction? Formulaic speech in adult learners' L2 Swedish. In: Hylltenstam, Kenneth/Obler, Loraine K. (Hrsg.): *Bilingualism Across The Lifespan. Aspects of Acquisition, Maturity and Loss*. Cambridge: Cambridge University Press, 73–86.
- Brown, Roger (1973): *A first language: The early stages*, London: George & Unwin.
- Cazden, Courtney B. (1968): The acquisition of noun and verb inflections. In: *Child Development* 39, 433–448.
- Clark, Ruth (1974): Performing without competence. In: *Journal of Child Language* 1, 1–10.
- Czarnecka, Małgorzata (im Druck): Formelhaft oder nicht? Die wichtigsten Merkmale der formelhaften Sprache. In: *Glottodidactica* XXXVI.
- Ellis, Nick C. (1996): Sequencing in SLA: Phonological memory, chunking, and points of order. In: *Studies in Second Language Acquisition* 18, 91–126.
- Ellis, Nick C. (2001): Memory for language. In: Robinson, Peter (ed.): *Cognition and second language instruction*. New York: Cambridge University Press, 33–68.
- Ellis, Nick C./Frey, Eric (2009): The psycholinguistic reality of collocation and semantic prosody (2): Affective priming. In: Corrigan, Roberta/Moravcsik, Edith A./Ouali, Hamid/Wheatley, Kathleen M. (Hrsg.): *Formulaic Language. Vol. 2: Acquisition, loss, psychological reality, and functional explanations*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins, 473–497.
- Erman, Britt (2009): Formulaic language from a learner perspective: What the learner needs to know. In: Corrigan, Roberta/Moravcsik, Edith A./Ouali, Hamid/Wheatley, Kathleen M. (eds.): *Formulaic Language. Vol. 2: Acquisition, loss, psychological reality, and functional explanations*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins, 323–346.
- Eubank, Lynn (1987): The acquisition of German negation by formal language learners. In: Van Patten, Bill/Dvorak, Trisha/Lee, James F. (Hrsg.): *Foreign language learning: A research perspective*. Clevedon, UK: Multilingual Matters, 33–51.
- Gatbonton, Elizabeth/Segalowitz, Norman (1988): Creative automatization: Principles for promoting fluency within a communicative framework. In: *TESOL Quarterly* 22 (3), 473–492.
- Gatbonton, Elizabeth/Segalowitz, Norman (2005): Rethinking communicative language teaching: A focus on access to fluency. In: *The Canadian Modern Language Review* 61 (3), 325–353.

- Hakuta, Kenji (1974): Prefabricated patterns and the emergence of structure in second language acquisition. In: *Language Learning* 24, 287–298.
- Hanania, Edith A.S./Gradman, Harry L. (1977): Acquisition of English Structures: A Case Study of an Adult Native Speaker of Arabic in an English-Speaking Environment. In: *Language Learning* 27 (1), 75–91.
- Handwerker, Brigitte (2002): Chunks, Raster und Regeln. Vom Lexikon zur Grammatik in der Fremdsprachenvermittlung. In: Börner, Wolfgang/Vogel, Klaus (Hrsg.): *Grammatik und Fremdsprachenerwerb*. Tübingen: Gunter Narr, 207–230.
- Handwerker, Brigitte/Madlener, Karin (2009): *Chunks für Deutsch als Fremdsprache. Theoretischer Hintergrund und Prototyp einer multimedialen Lernumgebung* (mit DVD). Hohengehren: Schneider Verlag.
- Huebner, Thom (1983): *A longitudinal analysis of the acquisition of English*. Ann Arbor, MI: Karoma Publishers.
- Irujo, Suzanne (1986): A Piece of Cake: Learning and Teaching Idioms. In: *ELT Journal* 40 (3), 236–242.
- Johnson, Carolyn E. (1983): The development of children's interrogatives: from formulas to rules. In: *Papers and Reports on Child Language Development* 22, 108–115.
- Kaltenbacher, Erika (1990): *Strategien beim frühkindlichen Syntaxerwerb. Eine Entwicklungsstudie*. Tübingen: Gunter Narr.
- Kapatsinski, Vsevolod/Radicke, Joshua (2009): Frequency and the emergence of pre-fabs: Evidence from monitoring. Corrigan, Roberta/Moravcsik, Edith A./Ouali, Hamid/Wheatley, Kathleen M. (Hrsg.), 499–520.
- Krashen, Stephen D./Scarcella, Robin (1978): On routines and patterns in language acquisition and performance. In: *Language Learning* 28, 283–300.
- Laufer, Batia (2000): Avoidance of idioms in a second language: The effect of L1-L2 degree of similarity. In: *Studia Linguistica* 54 (2), 186–96.
- Laufer, Batia/Eliasson, Stig (1993): What causes avoidance in L2 Learning. In: *Studies in Second Language Acquisition* 15, 35–48.
- Lieven, Elena/Pine, Julian N./Baldwin, Gillian (1997): Lexically-based learning and the development of grammar in early multi-word speech. In: *Journal of Child Language* 24 (1), 187–219.
- Mitchell, Rosamond/Martin, Cynthia (1997): Rote learning, creativity and 'understanding' in classroom foreign language teaching. In: *Language Teaching Research* 1, 1–27.
- Myles, Florence/Hooper, Janet/Mitchell/Rosamond (1998): Rote or rule? Exploring the role of formulaic language in classroom foreign language learning. In: *Language Learning* 48 (3), 323–363.
- Nattinger, James R./DeCarrico, Jeanette S. (1992): *Lexical phrases and language teaching*. New York: Oxford University Press.
- Pawley, Andrew/Syder, Frances Hodgetts (1983): Two puzzles for linguistic theory: nativelike selection and nativelike fluency. In: Richards, Jack C./Schmidt, Richard W. (Hrsg.): *Language and Communication*. London: Longman, 191–226.
- Peters, Ann M. (1977): Language learning strategies: Does the whole equal the sum of the parts?. In: *Language* 53, 560–573.
- Peters, Ann M. (1983): *The units of language acquisition*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Pine, Julian N./Lieven, Elena V.M. (1993): Reanalysing rote-learned phrases: individual differences in the transition to multi-word speech. In: *Journal of Child Language* 20, 551–571.
- Raupach, Manfred (1984): Formulae in second language speech production. In: Dechert, Hans W./Möhle, Dorothea/Raupach, Manfred (eds.): *Second language productions*. Tübingen: Gunter Narr, 114–137.
- Rescorla, Leslie/ Okuda, Sachiko (1987): Modular patterns in second language acquisition. *Applied Psycholinguistics* 8, 281–308.
- Schmidt, Richard (1983): Interaction, acculturation and the acquisition of communicative competence. In: Wolfson, Nessa/Judd, Edith (eds.): *Sociolinguistics and language acquisition*. Rowley, MA: Newbury House, 137–174.
- Schmitt, Norbert (2000): *Vocabulary in Language Teaching*. New York: Cambridge University Press.
- Schmitt, Norbert/Grandage, Sarah/Adolphs, Svenja (2004): Are corpus-derived recurrent clusters psycholinguistically valid?. In: Schmitt, Norbert (ed.): *Formulaic sequences: acquisition, processing, and use*. Amsterdam: John Benjamins, 127–151.
- Schumann, John H. (1978): *The pidginization process: A model for second language acquisition*. New York: Newbury House.
- Shapira, Robert (1978): The non-learning of English: a case study of an adult. In: Evelyn M. (Hrsg.): *Second language acquisition. A book of readings*. Rowley, MA: Newbury House.
- Sugaya, Natsue/Shirai, Yasuhiro (2009): Can L2 learners productively use Japanese tense-aspect markers? A usage-based approach. In: Corrigan, Roberta/Moravcsik, Edith A./Ouali, Hamid/Wheatley, Kathleen M. (Hrsg.), 423–444.
- Taguchi, Naoko (2007): Chunk learning and the development of spoken discourse in a Japanese as a foreign language classroom. In: *Language Teaching Research* 11 (4), 433–457.
- Tode, Tomoko (2003): From unanalyzed chunks to rules: The learning of the English copula be by beginning Japanese learners of English. In: *International Review of Applied Linguistics* 41, 23–53.
- Tomasello, Michael (2003): *Constructing a Language: A Usage-based Theory of Language Acquisition*, Harvard University Press.
- Van Lancker Sittis, Diana (2009): Formulaic and novel language in a ‘dual process’ model of language competence: Evidence from surveys, speech samples, and schemata. In: Corrigan, Roberta/Moravcsik, Edith A./Ouali, Hamid/Wheatley, Kathleen M. (Hrsg.), 445–470.
- Vihman, Marilyn May (1982): Formulas in first and second language acquisition. In: Obler, Loraine K./Menn, Lise (Hrsg.): *Exceptional language and linguistics*. Harlow: Addison Wesley Longman.
- Weinert, Regina (1994): Some effects of a foreign language classroom on the development of German negation. In: *Applied Linguistics* 16, 180–205.
- Wong Fillmore, Lily (1976): *The Second Time around: Cognitive and Social Strategies in Second Language Acquisition*. Unpublished doctoral dissertation. Stanford University.

- Wray, Alison (1992): *The Focusing Hypothesis: The Theory of Left Hemisphere Lateralised Language Re-Examined* (Studies in Speech Pathology and Clinical Linguistics). Amsterdam: John Benjamins.
- Wray, Alison (2002): *Formulaic Language and the Lexikon*. Cambridge.
- Wray, Alison (2004): 'Here's one I prepared earlier'. Formulaic language learning on television. In: Schmitt, Norbert (Hg.): *Formulaic sequences: acquisition, processing, and use*. Amsterdam: John Benjamins, 249–268.
- Wray, Alison (2009): Identifying formulaic language: Persistent challenges and new opportunities. In: Corrigan, Roberta/Moravcsik, Edith A./Ouali, Hamid/Wheatley, Kathleen M. (eds.): *Formulaic Language*. Vol. 1: *Distribution and historical change*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins, 27–52.
- Wray, Alison/Perkins, Michael R. (2000): The functions of formulaic language: An integrated model. In: *Language & Communication* 20, 1–28.
- Yorio, Carlos (1989): Idiomaticity as an Indicator of Second Language Proficiency. In: Hyldenstam, Kenneth/Obler, Loraine K. (eds.): *Bilingualism across a Lifespan: Aspects of Acquisition, Maturity and Loss*. Cambridge: Cambridge University Press, 55–72.
- Zangl, Renate (1998): *Dynamische Muster in der sprachlichen Ontogenese. Bilingualismus, Erst- und Fremdsprachenerwerb*. Tübingen: Gunter Narr.

The role of formulaic sequences in second language acquisition

Abstract

Recent research studies have documented that formulaic language is the starting point for first language acquisition. A key question is if formulaic sequences serve the same purpose for L2 learners.

A number of authors claim that the use of formulaic sequences is very common in the early stages of L2 acquisition, and learners gradually generalize them into rules; there are also studies that have revealed some counter-evidence.

This article reviews studies that show the role of formulaic sequences in L1 and L2 acquisition.

Rola sekwencji formułicznych w procesie uczenia się języka drugiego

Streszczenie

Liczne badania naukowe dowodzą, że język formułiczny stanowi punkt wyjścia w procesie akwizycji języka ojczystego. Kluczowa jest przy tym kwestia, czy sekwencje formułiczne odgrywają tę samą rolę w odniesieniu do uczących się języka drugiego.

Wielu autorów twierdzi, że we wczesnych etapach uczenia się języka drugiego występowanie sekwencji formułicznych jest bardzo typowe, a uczący się stopniowo wyprowadzają z nich reguły; jednocześnie zaś istnieją badania, które dowodzą czegoś zupełnie przeciwnego.

Artykuł prezentuje przegląd badań, które omawiają rolę sekwencji formułicznych w procesie uczenia się języka pierwszego i drugiego.

Katarina Motyková

„Bauern in der Stadt“
Metaphorische Grenzen der Stadt
im Feuilleton der Bratislavaer Zeitung am Abend
aus dem Jahr 1920*

1. Einleitung

Die „Bratislavaer Zeitung am Abend“ erschien täglich außer Montag zwischen 1920 und 1924 in Bratislava. Ihr Feuilleton nährte den Ehrgeiz Bratislavas', eine moderne Großstadt, eine „zukünftige Metropole am Donaustrand“¹ zu werden. Die Feuilletonautoren verteidigten die neu entstandene Tschechoslowakei und die neu gebackene Hauptstadt der Slowakei unter dem neuen Namen *Bratislava*. Sie wiesen die nostalgische Wahrnehmung der Stadt als einer Provinzvorstadt Wiens zurück und schufen mit Worten ein neues Bild des modernen Bratislavas. Der Gegenstand dieser Abhandlung ist die Fragestellung, welche Konzepte in den Metaphern in den Feuilletons der „Bratislavaer Zeitung am Abend“ aus dem Jahr 1920 im Kontext des medialen Stadtdiskurses in der Moderne benutzt werden und wie durch die konzeptuellen Metaphern die kognitive Grenze zwischen der Stadt und der Nicht-Stadt aktualisiert wird.

Bei den dynamischen Kulturphänomenen, wie der modernen Metropole, besteht ein deutlicher Bedarf an neuen metaphorischen Ausdrücken. Solche Phänomene „verlangen Metaphern, die sowohl eine Ähnlichkeit als auch einen Unterschied im Verhältnis zu dem Bekannten ausdrücken, und sie verlangen, dass das Verhältnis zu dem Bekannten ständig verändert wird“ (Larsen). Unter dem Bekannten verstehe ich den Herkunftsbereich, durch den der Zielbereich, innerhalb einer metaphorischen Aussage erklärt und

* Der Artikel entstand im Rahmen des Projektes VEGA der Comenius Universität in Bratislava, **1/0284/10**, 2010–2011 unter dem Namen: Modernizačné a antimodernizačné tendencie v multikultúrnej Bratislave v období 1900–1938 so zameraním na nemecký a inonárodný literárny a kultúrny transfer.

¹ Dr. A.G.: *Bratislava-Pressburg-Pozsony*. Originalfeuilleton der *Bratislauer Zeitung am Abend* (im Weiteren – B Z) In: B Z, Jg. 1, Nr. 5, 12.06.1920, S. 1.

ergänzt wird. Die zwei Bereiche, nach Black Sekundär- und Primärgegenstand genannt, sind „nicht als ein einzelnes Ding, sondern als ein System aufzufassen“ (Black 1996b: 392).

Die Erklärung, die mir auch in Bezug auf die später im Text angeführte Meermetapher relevant scheint, folgt: „Dementsprechend denke ich, daß Wallace Stevens' Bemerkung, „Die Gesellschaft ist ein Meer“, weniger mit dem Meer (als „Ding“) zu tun hat, als vielmehr mit einem System von Beziehungen [...], das durch das Vorhandensein des Wortes „Meer“ im fraglichen Satz signalisiert wird“ (Black 1996b: 392). Dieses System der Beziehungen nennt Black Implikationszusammenhang, *implicative complex*. Es besteht aus einer Menge von assoziierten Implikationen, *associated implications*, die auf den Primärgegenstand projiziert werden. Nach der von Black früher erörterten Interaktionstheorie (vgl. Black 1996a: 55–79) und der starken Kreativitätsthese wird durch einige metaphorische Äußerungen Ähnlichkeit geschaffen und nicht nur eine bereits vorher existierende Ähnlichkeit zwischen dem metaphorisch gebrauchten Ausdruck, der anstelle eines wörtlichen Ausdrucks verwendet wird, und dem wörtlichen Ausdruck formuliert. Black kann sich vorstellen, die Metaphern sogar als Miniaturgedichte oder Gedichtfragmente zu betrachten. Die Interaktionstheorie gestattet die These zu verteidigen, „nach der eine metaphorische Aussage manchmal neues Wissen und neue Erkenntnis hervorbringen kann, indem sie Beziehungen zwischen den bezeichneten Dingen (dem Haupt- und dem untergeordneten Gegenstand) *verändert*“ (Black 1996b: 405). Die Vertreter der kognitiven Betrachtungsweise und der konzeptuellen Theorie der Metapher sind Lakoff und Johnson (1998). Sie betrachten unser alltägliches Konzeptsystem, d.h. das Denken und Handeln, als grundsätzlich metaphorisch. Wenn „sie von Metapher sprechen, so meinen sie damit eine **konzeptuelle Metapher**, d.h. die Charakterisierung eines Konzeptes, des Zielbereiches, durch ein Konzept, das als Herkunftsbereich fungiert (etwa in der Konzeptkombination LIEBE ALS REISE)“ (Skirl / Schwarz-Friesel 2007: 10). Konzepte sind hier als „mentale Organisationseinheiten, in denen wir Wissen speichern“ (Skirl / Schwarz-Friesel 2007: 7) zu verstehen. Der Primärgegenstand nach Black, oder hier der Zielbereich, wird als metaphorisches Konzept bezeichnet. Die konzeptuelle Metapher X ist ein Y lässt sich auf die Formell KONZEPT₁ IST WIE KONZEPT₂ BEZÜGLICH DER MERKMALE Z zurückführen.

Bei den konzeptuellen Metaphern haben wir mit der *Type*-Ebene zu tun, die unabhängig von der Sprache verstanden werden soll. Die konzeptuelle Metapher ergibt sich aus den einzelnen metaphorischen Aussagen:

„Als Extrakt einer Menge metaphorischer Äußerungen repräsentiert eine konzeptuelle Metapher jeweils einen *type* oder *Typ* (z.B. Argument als Krieg), jede einzelne metaphorische Äußerung gilt als *token* oder *Vorkommis* (z.B. er attackierte ihre Position), indem sie einen *type* implementiert. Eine konzeptuelle Metapher ist insofern lediglich eine *kontextfreie Abstraktionsform*, die nur über konkrete metaphorische Ausdrücke verwirklicht wird“ (Pielenz 1993: 71).

Aber erst im Kontext und in Bezug auf das Ausdrucksmedium kann die Rekonstruktion solcher *Metapherntypen*, d.h. der konzeptuellen Metaphern eine Diskursanalyse ergänzen. Die Entschlüsselung der *Metaphern-typen* und ihre nähere Analyse ist, meiner Meinung nach, ein legitimer Bestandteil des diskursanalytischen Instrumentariums und zwar der Feinanalyse nach Jäger „eines oder mehrerer für die Diskursposition typischer Diskursfragmente“ (Keller 2007: 32).

In Bezug auf die Tatsache, das die moderne Stadt und ihr charakteristisches Genre, das Feuilleton, neue Metaphern oder neue Metaphernaktualisierungen verlangen, ist die Beziehung zwischen der Metapher und dem Zeichenmedium von Bedeutung, die für die Semiotik im Mittelpunkt steht. Gerade die semiotische Sichtweise kann die kognitive Seite und den kulturellen Kontext problematisieren (vgl. Larsen).

Aufgrund der metaphorischen Äußerungen auf der Token-Ebene kann zwischen konventionellen oder originellen Metaphern unterschieden werden:

„Nur in der Äußerung entfaltet die Metapher ihre – verborgene oder offen inspirative – Wirkung. In der Äußerung repräsentiert jede Metapher, ob konventionell oder originell, als sprachliche Instantiierung den ihr vorausliegenden *Typus*. Eine Metapher als *konventionell, lebendig* u.ä. zu qualifizieren, bezieht sich insofern immer nur auf die *token-Ebene*“ (Pielenz 1993: 111f.).

Auf der Typ-Ebene ist es besser „von *alten*, von traditionsreichen Metaphern zu sprechen und von *neuen*, frisch entstandenen, gerade etablierten oder sich wandelnden“ (ebenda, S. 111f.) konzeptuellen Metaphern.

Das Feuilleton ist gegenüber neuen resonanten und emphatischen Metaphern offen. Es schöpft metaphorische Ausdrücke aus verschiedenen Diskursen, womit es neue Metaphern auf der Token- oder sogar Type-Ebene schafft, oder es verwendet bekannte Herkunftsbereiche, die im Kontext der Großstadt neu formuliert werden.

2. Die metaphorischen Grenzen einer Stadt

„3000 Landwirte in Bratislava. Bratislava, 7. Juli. Aus Komárno wurden die kleinen Landwirte der ganzen Slowakei auf heute seitens des Präsidiums des Landesverbandes nach Bratislava berufen, um beim Minister Einspruch gegen die Requisitionen zu erheben. Am Zuge, der sich heute unter nicht geringem Aufsehen durch die Stadt bewegt, nahmen etwa 3000 Personen teil. Bei Blattschluss waren die Verhandlungen im Ministerium noch nicht beendet.“²

Die Feuilletonantwort auf diese Situation folgte einige Tage später, wobei der Autor eine konzeptuelle Metapher schuf, in der er die Bauern als ein drohendes Meer darstellt:

² 3000 Landwirte in Bratislava. In: B Z, Jg. 1, Nr. 27, 8. 7. 1920, S. 3.

„Aus einem Fenster des Kaffeehauses sah ich es heranschwellen, das bunte Meer, das den wehenden Damm verlassen hat und jetzt die Stadt zu überschwemmen drohte.“³

Das Meer in den metaphorischen Ausdrücken kommt natürlich auch bei den so genannten konventionellen Metaphern vor, die zum Usus geworden sind, wie das *Häusermeer*⁴ oder das *Meer der Vergessenheit*⁵. In dem oben erwähnten Beispiel geht es aber um eine wahre Konstellationsmetapher (vgl. Skirl / Schwarz-Friesel 2007: 38), um die Projektion eines ganzen Konzeptes (BAUER) in einen abstraktes Bereich (MEER). Die BAUERN sind ein MEER ist eine originelle Type-Metapher, und der Herkunftsbe- reich – der Sekundärgegenstand – das Meer, wurde sogar als ein System in dem selben Text vom Autor metasprachlich präzisiert und ergänzt. Dieses Meer „muss ganz gesund und glatt liegen und die sommerlichen Sonnenstrahlen mit bedächtiger Langsamkeit auf seine Oberfläche fallen“⁶, wenn sein Vergleich nicht hinken soll. Die negativen Eigenschaften dieses Meeres, das über das Land strömt und die Stadtbewohner bedroht, erschaffen die konzeptuelle Metapher ein MEER ist eine DROHENDE KRAFT:

„Denn, wenn der Bauer zur Stadt kommt, um gegen Ablieferung und für höhere Preise zu demonstrieren, dann ist der Kreislauf in Gefahr, sich umzudrehen. Und strömt das Meer übers Land, dann ist das Land in Gefahr.“⁷

Es entsteht hier, meiner Auffassung nach, eine kohärente Beziehung mit dem Metapherentyp ein MEER ist ein KONFLIKT, das in einem späteren Feuilleton in Worten des bekannten indischen Dichters und Philosophen Rabindranath Tagore während seines Vortrages in Utrecht zur abendländischen Kultur und der morgenländischen Kultur zum Ausdruck kam. Für die historische Umgebung Indiens ist der Wald als Symbol wichtig, für die historische Entwicklung Europas ist es das Meer. Das Meer „lehrt das Dogma des Konfliktes, der Wald die Harmonie zwischen Mensch und Natur. Gegen das Meer musste man immer kämpfen, oft auf Leben und Tod.“⁸ Die gedämpfte Kraft der demonstrierenden Bauer ist ein Bild, eine Vorwarnung eines unvermeidbaren Konfliktes.

Ein Dorf ist auch Artefakt, genauso wie eine französische Parkanlage. So auch ein Urwald im Herzen Europas (vgl. Doubravová 2008: 143). Gegenüber der Stadt erscheint aber das Dorf als der wahre Repräsentant der Natur. So zu sehen im Vergleich mit der Erholungsstätte Au im Feuilleton *Zwischen*

³ A.G.: *Bauern in der Stadt*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 28, 9. 7. 1920, S. 1.

⁴ *Die Frau im Sommerkleide*. Originalfeuilleton der BZ. In: B Z, Jg. 1, Nr. 54, 8. 8. 1920, S. 1.

⁵ A.G.: *Nachtleben in Bratislava*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 7, 15. 6. 1920, S. 1.

⁶ A.G.: *Bauern in der Stadt*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 28, 9. 7. 1920, S. 1.

⁷ A.G.: *Bauern in der Stadt*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 28, 9. 7. 1920, S. 1.

⁸ *Abendländische Kultur*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 111, 17. 10. 1920, S. 1.

Stadt und Au. Die Au gehört zwar geographisch nicht eindeutig zur Stadt, sie gehört aber zur städtischen Freizeitkultur.

„Die Au Pressburgs ist ein kleines Wäldchen, das mit der eigentlichen Stadt bekanntlich durch eine Brücke, einen nicht immer verkehrsfähigem Propeller und durch verschiedene Liebesgeschichten verbunden ist. Den stärksten Faden bilden natürlich die Liebesgeschichten, die die zwei Ufer untrennbar miteinander verknüpfen, aus dem einfachen Grunde, weil die Hauptrollenträger dieser schlichten Komödien und Trauerspiele des Lebens ihre prosaischen Tage drinnen in der Stadt verleben.“⁹

Die wichtigste Brücke verkörpern aber die Einwohner der Stadt, die gleichen, die in der Au ihre Freizeit verbringen, sie sind sogar „bei weitem verlässlichere Brücke, als die andere aus Eisen erbaute.“¹⁰

Es geht um zwei verschiedene Gebiete und scheinbar um zwei verschiedene Menschengruppen. Aus den im Text fortsetzenden Oppositionen *der Kinder der Stadt*, *der werktätigen Ameisen*, *der Kraxelhuber* auf der einen Seite und *der Staatsbürger vom Schlaraffenland*, *der Müssiggänger der Au*, *der echtsten Freiluftepikureer* auf der anderen Seite und der Tatsache, dass es sich doch um die selben Stadtbewohner handelt, ergibt sich schließlich nicht die Frage warum oder wie, sondern wo und wann sich die eine Gruppe in die andere verwandelt.

„Wie rege auch der Verkehr zwischen der Stadt und der Au sein mag, so scheinen sie doch manchmal zwei völlig getrennte Gebiete zu sein, insbesondere wenn man die Gewohnheiten der Stadtbewohner und der Aubewohner ins Auge fasst. Die Kinder der Stadt haben gewöhnlich etwas zu tun und eilen auf den Strassen mit geflügelten Schritten herum. Dagegen erinnern die Inselbewohner von drüben mehrfach an die Staatsbürger vom Schlaraffenland und beschäftigen sich mit Müssiggang. Wenn ein Marsbewohner plötzlich auf die Erde hinunterfiel und dabei noch das Unglück hätte, weder in Paris, noch in Venedig, sondern in Bratislava gelandet zu sein, so würde er glauben, dass die menschliche Gesellschaft eine höchst primitive Einrichtung aufweisen müsse, da ein Teil der irdischen Wesen offenbar nichts tut und sich doch ganz ausgezeichnet amüsiert, wogegen ein anderer Teil mit dem Schweisse seines Angesichts arbeitet und sich den ganzen lieben Tag hindurch plagt, ohne dabei die geringste Unterhaltung zu geniessen. Freilich könnte der unorientierte Kometenbewohner nicht so ohne weiteres feststellen, dass die Müssiggänger der Au und die werktätigen Ameisen der Stadt dieselben Personen sind und ihre Rollen täglich vertauschen. Wir aber, die wir uns darüber so klar sind, dürfen diesem transphärischen Irrtum nicht verfallen und müssen uns gegebenenfalls dareinfinden, dass, was auf dem linken Ufer als Kraxelhuber lebt und weht, auf der rechten Seite des Donauflusses den echtsten Freiluftepikureer abgibt.“¹¹

⁹ *Zwischen Stadt und Au.* Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 36, 18. 7. 1920, S. 1.

¹⁰ *Zwischen Stadt und Au.* Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 36, 18. 7. 1920, S. 1.

¹¹ *Zwischen Stadt und Au.* Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 36, 18. 7. 1920, S. 1.

Die Interaktion eines Naturphänomens als Herkunftsbereiches und eines urbanen Phänomens als Zielbereiches lässt eine weitere konzeptuelle Metapher – STADTBEWohner sind AMEISEN entstehen. Die Systematik dieses usualisierten metaphorischen Ausdrucks beweist auch ein anderes Beispiel: „Wenn man in der Wiener Hungerburg leben muss, diesem überfüllten Ameisenhaufen ...“ (Pielenz 1993: 103). Daraus erfolgt die Metapher die STADT ist ein AMEISENHAUFEN. Aus dem Kontext lässt sich feststellen, was für ein Filter hier angewendet wurde. Es besteht, wie bei Pielenz (ebenda), eine Wechselwirkung zwischen dem Fokalbegriff Ameisenhaufen und dem Rahmen – der Stadt. Die Wirklichkeit wird neu geschrieben. Die Stadtbewohner werden zu Ameisen nur in dem Sinne, dass sie arbeitsam, diszipliniert und trotz dem scheinbaren Chaos genau vereinbarte Regeln befolgen.

Die Prosa der damaligen Tage gehört der Stadt und die Poesie der Au. Die Au verknüpft man mit der Freizeit und mit der Liebe, die auf diesem Ort ihre Rechtfertigung findet. Die physische Brücke verbindet zwar zwei Ufer eines Flusses, die wirkliche Brücke, die die Au zum Stadtbestandteil macht, ist aber die Zeitverteilung in die Arbeitszeit und die Freizeit. Die Au gehört zur Stadt aber nur zur gewissen Zeit und unter gewissen Bedingungen. Die jungen Stadtbewohner sind Schöpfer der Aukultur. Die AU als Bestandteil der Stadt ist also ein ARTEFAKT der menschlichen Kultur. Ohne die Stadtbewohner ist die Au nur eine Insel, die von der Verbindung mit der Stadt durch ihre Bewohner nur träumen kann:

„Sie erscheinen immer in grossen Haufen und bringen den Frühling mit. Sobald sie verschwinden, zieht auch die schöne Jahreszeit dahin und die Bäume lassen ihre Blätterkrone fallen und träumen sechs volle Monate lang von den kleinen, hübschen Bürgerinnen ihrer glücklichen Insel, die mit dem Frühling wieder zurückkehren werden.“¹²

Das Symbol für den natürlichen Kreislauf auf dem Lande – der Jahreszeitenwechsel verwandelte sich in der Stadt in einen innerlichen Prozess innerhalb des Menschen: „Vielleicht ist der Wechsel der Jahreszeiten nur ein innerer Prozess in uns, ein ewiger Wechsel unserer Gemütszustände.“¹³ Der Grund dafür erfolgt aus der Tatsache, dass in der Stadt die natürlichen Spuren der Jahreszeiten kaum zu spüren sind:

„Hier werden die vergilbten Blätter, der ihrer Laubkrone entblösten Bäume, rasch hinweggefegt und zwar nicht einmal vom gewissermassen doch lesebuchmässigen Nordwind, sonder einfach vom Besen des Strassenkehrers. Nebenbei bemerkt, ist der Genannte vielleicht der einzige Mensch, der in einer Kulturstadt, wie es unser Bratislava gern sein möchte, die unendliche und doch nie uninteressante Folge der Jahreszeiten an den Naturerscheinungen wahrnimmt. Er fegt im Sommer Staub, im Winter Schnee und im Herbst verdorrte Blätter.

¹² *Zwischen Stadt und Au*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 36, 18. 7. 1920, S. 1.

¹³ A.G.: *Herbstwind*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg.1, Nr. 104, 9. 10. 1920, S.1.

Der anderen Beschäftigungen nachgehende Stadtbewohner hat demgegenüber keine Fühlung mit Naturdingen und das Bild der Stadt selbst ist sich in allen Jahreszeiten im wesentlichen gleich.“¹⁴

Der einzige Schnee in der Stadt ist der Schnee der Seele, d.h. der Pessimismus. Oder derjenige Schnee der in einer konventionellen Metapher erscheint: „bei einem Manne, dem auch 40 Grad im Schatten den an den Schläfen glitzernden Schnee nicht wegschmelzen können ...“¹⁵ Der Jahreszeitenwechsel (aber auch Tageszeitenwechsel) in der Stadt wird zum Artefakt, das durch Orte und Rituale wie die Mode bestimmt wird:

„Für die Stadtbewohner, die zu allen Jahreszeiten pünktlich dieselbe Arbeit verrichten müssen und, wenn sie nur die geringste Dosis von Aufrichtigkeit besitzen würden, die Landarbeiter für ihr abwechslungsvolles Leben beneiden sollten, für diese Stiefkinder der Natur bedeutet ja der Frühling und der Sommer kaum anderes, als eine Veränderung in der Frauenmode.“¹⁶

Das Nachtleben lebt man in einem Kaffeehaus, einem Mikrokosmos für sich und die Freizeit in den Erholungsstätten, die eine Imitation der Natur sein wollen. Auf Grund dieser tiefen Verbundenheit ist die Welt der Au keine fremde Welt, wie es sich im Beispiel des Dorfes zeigt:

„Es handelte sich einfach darum, dass die Bauern aus den Dörfern in die Hauptstadt gekommen sind, um hier, ich weiss nicht welche Angelegenheit, mit dem Ministerium zu erledigen. Sie kamen majestätisch und würdevoll herangeschritten, diese Bewohner einer fremden Welt [...]“¹⁷

Im Falle des Auwäldchens handelt es sich lediglich um eine *andere* Welt, nicht um eine fremde Welt. Als eine andere Welt gegenüber der Welt des Tages wird auch die Nacht bezeichnet. Die konzeptuelle Metapher NACHT ist eine zweite WELT impliziert: NACHT IN DER GROßSTADT als ein bestimmter ORT und nicht als eine Naturnotwendigkeit. Es geht um eine bildschematische Metapher, um die „Projektion gestalthafter, bildschematischer Struktur in abstrakte Bereiche“ (Skirl / Schwarz-Friesel 2007: 38).

„Es gibt zwei Welten auf Erden, zwei menschenbevölkerte Welten, denen wir je nach Belieben, aber nie gleichzeitig angehören können. Es ist die Welt des Tages und die der Nacht. Die erste ist sich fast überall gleich: sie ist voller Geräusch, Wagengerassel und Geschrei. In dieser Welt sind die Menschen sehr laut, damit sie nicht einschlafen müssen, denn dann bliebe ihnen nichts übrig für die andere Welt, die man auch durchleben muss. Diese zweite Welt ist nämlich die Nacht, die erhabene Stoffspenderin aller dichterischen Werke. Im

¹⁴ A.G.: *Herbstwind*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 104, 9. 10. 1920, S. 1.

¹⁵ Blank, Fritz: *Briefe aus Schlaraffenland*. *Die Hitze*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 37, 20. 7. 1920, S.1.

¹⁶ *Die Frau im Sommerkleide*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 54, 8. 8. 1920, S. 1.

¹⁷ A.G.: *Bauern in der Stadt*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg.1, Nr. 28, 9. 7. 1920, S. 1.

Dorf ist sie eine Naturnotwendigkeit, in der Stadt, vor allem in den Grosstädten, eine Schöpfung der menschlichen Kultur. Eine Stadt fängt an Großstadt zu werden, wenn sich die Entwicklung dieser Kultur in ihr bereits vollzogen hat, wenn sich die Welt der Nacht ganz eigentümliche und keiner anderen Welt angehörende Lebewesen geschaffen hat.“¹⁸

Und dieses Königreich, dieser Ort, soll über seine eigene Art der Bewohner verfügen. Bratislava ist demnach noch keine Großstadt, weil es nicht über solche Nachtbewohner verfügt:

„In diesem Königreich werden wohl auch die Freunde aus der Republik „Tag“ eingelassen. Die Hauptrollen aber spielen die eigentlichen Untertanen der Nacht, die Männer und Weiber mit ringumwundenen Augen und tiefer Lebenstragik, die des Tags vergebens gesucht werden, denn sie leben für die Nacht und im Sonnenschein ist ihnen gradeso, wie Mephisto im himmlischen Chor.“¹⁹

Die Zeit spielt keine Rolle, nur der Tisch in einem Kaffeehaus ist derjenige Ort an dem sich die Vergangenheit und die Zukunft in der Nacht treffen können:

„...der Alte denkt an seine Jugend, die Kleine an ihr Alter. Die Vergangenheit und die Zukunft sehen sich eine Zeitlang bewegungslos an, dann setzen sie sich zu einem gemeinsamen Tisch und plaudern über die Gegenwart.“²⁰

Den Rhythmus des städtischen Lebens bestimmen nicht die Naturereignisse und Gesetze sondern die artifizielle Verteilung in die Arbeitszeit und die Freizeit. Dies aktualisiert sich durch die Räumlichkeit der Stadt, die auch als das einzige „Regelwerk“ gegen ein Naturphänomen wie die Hitze dienen kann. Die Hitze konzeptualisiert man als einen physischen ANGREIFER, wie ein fremdes Wesen, das die Stadt beherrscht:

„Eine Hitze hat sozusagen Körper und Masse. Trotzdem dringt sie durch Mauern. Hat man im Zimmer genug davon genossen, so dass man ausser den Kleidern, der Wäsche und der Haut und dem Fett auch schon beinahe alles verschwitzt hat, was man ja mit heissem Bemühen einstudierte, so flüchtet man auf die Strasse. Die Häuser sind aber die reinen Backofenwände, das Pflaster eine Obstdarre und die Luft echter Import aus der Sahara. Zur Abkühlung flüchtet man ins Kaffeehaus.“²¹

¹⁸ A.G.: *Nachtleben in Bratislava*. Originalfeuilleton der B Z In: B Z, Jg.1, Nr. 7, 15. 6. 1920, S.1.

¹⁹ A.G.: *Nachtleben in Bratislava*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 7, 15. 6. 1920, S. 1.

²⁰ A.G.: *Nachtleben in Bratislava*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 7, 15. 6. 1920, S. 1.

²¹ Blank, Fritz: *Briefe aus Schlaraffenland. Die Hitze*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 37, 20. 7. 1920, S. 1.

Das Kaffeehaus wird zu einer Zufluchtstelle und „infolge der physikalischen Eigenschaft der Hitze, alles auszudehnen, dehnt sich auch so ein Glas Wein bis zur Sperrstunde aus.“²²

3. Zusammenfassende Bemerkungen

Ein anderes Feuilleton, der störische Kran²³, erzählt von einem Mann, der einen Kran im Hafen Bratislavas bewundert. Er beobachtet ihn jeden Tag und schreibt ihm menschliche und tierische Eigenschaften zu. Solange die Maschine ein gefesselt Tier ist, das im Hafen gehorsam steht und Befehle eines Kranführers befolgt, gehört sie der Stadt. Eines Tages sprengt sie aber die Fesseln und aus einem zahmen Tier wird ein Wildtier. Das gefesselte Tier wurde zum Objekt des Mitleids. Das erlöste Tier ist ein Subjekt, das unkontrolliert agiert. Eine animalische Maschine gehört, genauso wie das Phänomen des Meeres im Falle der Bauern, nicht der Stadt und zerstört den Kreislauf der Dinge. Die Metapher eine MASCHINE als ein TIER entwickelt sich in die Metapher eine MASCHINE als ein AGGRESSOR, eine MASCHINE als ein IRRE und schließlich wirft sich der störische Kran in die Donau und die Maschine wird zu einem SELBSTMÖRDER. Zugleich wird der Fluss zum Notausgang aus der Situation, aus der Stadt. Die Donau ist ein Bestandteil der Stadt, in dem sie auch durch Regulierung gefesselt und erst dann von der Stadt akzeptiert wurde. Die Donau, genauso wie die Au, verbleibt eine verlängerte Hand der Natur und der natürliche Weg hinaus aus der Metapher der Stadt. Das selbe Prinzip gilt auch im Feuilleton *Der elektrische Mann*, in dem ein Mann, der an der Paranoia gegenüber dem elektrischen Strom, der elementaren Kraft der modernen Großstadt leidet, als ein Verrückter dargestellt wird und sogar in einem Irrenhaus endet und „[v]on dort erwartet er seinen Feind und seinen erlösenden Tod durch elektrische Strahlen.“²⁴ Die konzeptuelle Metapher in den untersuchten Texten DER ELEKTRISCHE STROM ist ein MÖRDER gilt nur noch für einen Verrückten. In einem anderen Text wird der elektrische Strom als die innere Ruhe, eine schöpferische Freude und als der innere Temperaturerhöher konzeptualisiert: „der elektrische Strom, der die ganze kleine und doch die ganze Welt einfassende Riesenmaschine des Mikrokosmos durchdringen muss, wenn eine harmonische Zusammenwirkung aller Bestandteile die Folge sein soll, dieser alle Gedanken und Gefühle in Einklang bringende Strom ist nur sehr spärlich vorhanden.“²⁵

²² Blank, Fritz: *Briefe aus Schlaraffenland. Die Hitze*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 37, 20. 7. 1920, S.2.

²³ P.B.: *Der störische Kran*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 22, 2. 7. 1920, S. 1.

²⁴ A.G.: *Der elektrische Mann*. Ein Besuch im Pressburger Irrenhaus. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 19, 29. 6. 1920, S.2.

²⁵ A.G.: *Herbstwind*. Originalfeuilleton der B Z. In: B Z, Jg. 1, Nr. 104, 9. 10. 1920, S. 1.

Da Kinder der Stadt als Stiefkinder der Natur bezeichnet werden, ist es nur natürlich, dass die menschliche Schöpfung eine entscheidende Rolle bei der Ergänzung des urbanen Raumes spielt. Selbst in der Metaphorik zeigte sich, dass die wirkliche Grenze nicht eine geographische Linie ist, die zwei Welten trennt, sondern ein System von ritualisierten Handlungsweisen und Regeln, die das UNSERE und das FREMDE auseinander halten. In die Landkarte der Sprache werden auf dieser Weise eigene Grenzen eingetragen. Meine Analyse bestätigt, dass der großstädtische mediale Diskurs durch das Ausdrucksmedium und das Genre Feuilleton anhand der kohärenten konzeptuellen Metaphern nicht nur anerkannt sondern auch formuliert wird.

Literatur

- Black, M. (1996a): Die Metapher. In: A. Haverkamp (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Studienausgabe. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt, 55–79.
- Black, M. (1996b): Mehr über die Metapher. In: Haverkamp, A. (Hrsg.): *Theorie der Metapher*. Studienausgabe. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt, 379–413.
- Doubravá, J. (2008): *Sémiotika v teorii a praxi*. Portál. Praha.
- Keller, R. (2007): *Diskursforschung. Eine Einführung für Sozialwissenschaftler Innen*. 3., aktualisierte Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Lakoff, G. / Johnson, M. (1998): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Carl-Auer Systeme. Aus dem Englischen übersetzt von A. Hildenbrand. Heidelberg.
- Larsen, S. E.: *Die negativen Metaphern der Stadt*. Aus dem Dänischen übersetzt von M. Oligschläger; [http://litteraturhistorie.au.dk/forskning/forskningspublikationer/arbejdspapirer/arbejdspapir20.pdf](http://litteraturhistorie.au.dk/fileadmin/www.litteraturhistorie.au.dk/forskning/forskningspublikationer/arbejdspapirer/arbejdspapir20.pdf) (Zugriff am 29. 5. 2010).
- PIELENZ, M. (1993): *Argumentation und Metapher*. Gunter Narr. Tübingen.
- Skirl, H. / Schwarz-Friesel, M. (2007): *Metapher*. Universitätsverlag Winter. Heidelberg.

„Farmers in the City“. Metaphorical Borders of a City in the feuillets of the Bratislavaer Zeitung am Abend from the year 1920

Abstract

The article deals with conceptual metaphors determining the boundary line between the *urban* and *non-urban* within the media discourse about the modern city of 1920s as represented in the German-language Bratislava newspaper “Bratislavaer Zeitung am Abend” from the year 1920. The paper’s aim is to find the answer to where lies the abstract dividing line between the *urban* and *non-urban*. The division is created and/or updated in the process of the interaction of metaphorical concepts from the domain of a city (urban concepts such as A MACHINE, A CITIZEN) or

of a non-city (such as A VILLAGE) with other concepts and their organization in the metaphorical expressions and the conceptual metaphors implied within them.

**„Sedliaci v meste“. Metaforické hranice mesta vo fejtóne
novín Bratislavaer Zeitung am Abend v roku 1920**

Abstract

Uvedený článok sa zaoberá konceptuálnymi metaforami, ktorými sa vymedzuje rozhranie mesta a ne-mesta v rámci mediálneho diskurzu o modernom (vel'ko)meste 20-tych rokov minulého storočia vo fejtónoch bratislavských nemecky písaných novín „Bratislavaer Zeitung am Abend“ z roku 1920. Článok sa snaží hl'adat' odpoveď na to, kde sa nachádza prenesená hranica medzi mestom a nie-mestom. Táto vzniká alebo sa aktualizuje na základe interakcie metaforických konceptov z oblasti mesta (napríklad STROJ, OBYVATEL' MESTA) alebo nie-mesta (napríklad DEDINA) s inými konceptami, a ich organizácie v metaforických výrokoach a v nich implikovaných konceptuálnych metaforách.

Larissa Borissenkova

Stilistische Aspekte der kognitiven Wortbildung

In der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts wurden die Grenzen zwischen den klassischen immanenten Wissenschaften, die den Menschen erforschen, transparent und beweglich, gar flüssig. Die antropozentrischen Wissenschaften wie Psychologie, Linguistik, Neurophysiologie u.a. griffen ineinander: so entstand auch die Kognitivistik als ein neuer interdisziplinärer Forschungsbereich.

Die kognitive Linguistik/Kognitologie wird als nur ein Bestandteil der Kognitivistik betrachtet, aber als deren wichtigster Teil dank ihrem Objekt, der Sprache:

„Wenn der Gott den Menschen geschaffen hat, so hat der Mensch die Sprache geschaffen, seine größte Schöpfung. Wenn der Gott seine Gestalt in dem Menschen geprägt hat, so hat der Mensch seine Gestalt in der Sprache geprägt. Er hat in der Sprache alles widerspiegelt, was er von sich selbst erkannt hat und was er jemandem vermitteln wollte. Der Mensch hat in der Sprache seine Gestalt geprägt, seinen Gemütszustand, seine Emotionen, seinen Intellekt, sein Verhalten zur materiellen und immateriellen Welt, zur irdischen und kosmischen Natur, seine Handlungen, seine Beziehungen zu einem anderen Menschen“ (Arutjunowa 1999: 3).

Eine natürliche menschliche Sprache ist unermesslich kompliziert, denn sie widerspiegelt die ganze Vielfalt der Welt. Die Sprache ist einerseits ein optimales Mittel zur Transformierung der Menschengedanken, ohne welches kein einziger Vertreter des Menschengeschlechts als *homo socialis* auskommen kann. Andererseits ist die Sprache das Objekt der linguistischen Forschung.

Wird der komplizierte Charakter der Sprache in Betracht gezogen, so ist die Linguistik „nicht eine Wissenschaft, sondern viele, die unterschiedlich sind, dazu so unterschiedlich, dass sie nicht selten fast nichts gemeinsam haben [...] Die Standarte der «hohen Mode» wird seit einiger Zeit von der kognitiven Linguistik einhergetragen“ (Frumkina 2001), die heute schon als anerkannter Forschungsbereich mit seinen Erkenntniseinstellungen gilt, die sich aber wesentlich von der rationalistischen Tradition bei der Erforschung einer natürlichen Sprache unterscheiden (Berestnev 1997).

Aber die kognitive Linguistik wird in den linguistischen Kreisen nicht eindeutig aufgenommen: sie hat sowohl viele Verfechter, als auch viele Gegner. Die Letzteren verwerfen sie häufig wegen ihres interdisziplinären Charakters; nicht selten wird sie von ihnen als eine vergängliche Modeerscheinung betrachtet.

Worin bestehen aber positive, konstruktive Besonderheiten der kognitiven Linguistik, die hoffen lassen, dass sie eine ernst zu nehmende und zukunftssträchtige Wissenschaft ist?

Die kognitive Linguistik ist in erster Linie **persönlichkeitsbezogen**, was der traditionellen klassischen Linguistik fremd ist. Jede natürliche Sprache ist eine kollektive Schöpfung einer Sprachgemeinschaft, sowohl in diachronischer als auch in synchronischer Sicht. Und gerade in der kognitiven Linguistik ist zum ersten Mal die Gestalt eines Beobachters, d.h. eines anonymen Sprachschöpfers als Mitglieds dieser Sprachgemeinschaft aufgekommen. Sein Bewusstsein *widerspiegelt* das Wahrgenommene und – was prinzipiell neu ist – *interpretiert* es im Einklang mit der Mentalität seines Soziums, die seinen Lebensverhältnissen entstammt: so wurde das gleiche 7-Sterne-Gestirn „der Große Wagen“ im Deutschen und „Bolschaja Medweditza“ („die Große Bärin“) im Russischen genannt.

Die kognitive Linguistik ist auch **situationsbezogen**; darin besteht ihre nächste Stärke, die den Sprachschöpfer durch seine konkrete Situation individualisieren lässt und sein Werk dadurch wahrheitsgetreu und überzeugend macht.

Der Kognitologe vermag den Gehalt eines beliebigen Wortes zu rekonstruieren, d.h. er nimmt ein wahrgenommenes physisches Objekt unter die Lupe, um verstehen zu können, was davon in den Gehalt des mentalen Objekts übergegangen ist, welcher Teil dieses Gehalts durch seine Form bezeichnet wird und was davon implizit bleibt, aber das Verhalten des Wortes bei der Kommunikation, die auch einen kognitiven Charakter hat, beeinflussen kann. Solch eine eindeutige Berücksichtigung der Ontologie dieser Welt lässt den Kognitologen **die Sprache**, das Objekt seiner Forschung, **als ein natürliches System betrachten**.

Solche Erweiterung des linguistischen Forschungsgegenstandes trägt wesentlich zur Bereicherung des kreativen Potentials jeder natürlichen Sprache bei, die den Reichtum der Welt in ihrer ganzen Vielfalt zum Ausdruck bringt.

Die kognitive Linguistik hat unsere Aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass die Sprache kein streng geregeltes System ist, denn sie widerspiegelt diese dynamische Welt, wo die Grenzen zwischen den Objekten oft verschwommen sind. Die traditionelle immanente Linguistik systematisiert die Sprache entsprechend ihren Gesetzmäßigkeiten durch klassische Aristoteles' Kategorien, die in Bezug auf eine Spracherscheinung nur eine von zwei alternativen Entscheidungen zulässt, und zwar Regel vs. Ausnahme. Aber die Kognitologie vermag die Welt auf einer natürlichen, prototypischen Grundlage zu ordnen (Rosch 1975), als ein System, wo die Grenzen nicht scharf gezogen, sondern

flüssig sind. Und darin besteht eine große Stärke der kognitiven Linguistik, die gut bekannte Tatsachen einer Sprache neu erscheinen lässt. Eine besonders große Rolle kommt bei der prototypischen Kategorisierung der Welt der **Wortbildung** zu.

Das universale Ökonomiegesetz wird in der Linguistik zum Gesetz der Sprachökonomie. Die Wortbildung ist der Sprachbereich, wo es am konsequentesten und effizientesten funktioniert. In einem typischen Fall birgt eine Wortbildungskonstruktion eine Proposition in sich. Aus diesem Grund entspricht einer Ein-Wort-Form einer Wortbildungskonstruktion ihr satzwertiger Inhalt (ihr Konzept, wenn man sich der kognitiven Termini bedient). Das könnte als ein triftiger Grund betrachtet werden, warum gerade die Wortbildung der wichtigste onomasiologische Weg der Sprachbereicherung in allen modernen europäischen Sprachen ist und 70% bis 80% des Weltbildes eines Europäers heutzutage ausmacht. Die Wortbildung dominiert nicht nur bei der Rekonstruktion der schon existenten Sprachzeichen, sondern auch beim Schaffen der neuen – sowohl konventioneller als auch okkasioneller Art.

Eine dominante Rolle der Wortbildung ist in erster Linie für die deutsche Sprache wegen ihrer typologischen Spezifik kennzeichnend: eine vorherrschende Art der deutschen Wortbildung ist die Zusammensetzung, dank welcher ein beliebiges komplexes physisches Objekt als ein Wort bezeichnet werden kann. Die meisten Zusammensetzungen werden nach entsprechenden Wortbildungsmodellen serienweise gebildet, lassen sich systematisieren und in Wörterbüchern festlegen. Aber das Modell der Zusammensetzung hat einen erhöhten Freiheits- und Mobilitätsgrad: dank diesem Umstand entstehen unzählige Ad-hoc-Komposita, darunter sehr viele okkasionelle, die in keinen Nachschlagewerken belegt werden. Das könnte auch den Anteil der Wortbildung am deutschsprachigen Weltbild etwas ausbauen.

„Während die Zahl der Stammwörter für den Kernbestand der deutschen Sprache (außer den Fachsprachen) bei 3000 bis 4000 liegt, werden daraus durch Ableitung Zehntausende, durch Zusammensetzung Hunderttausende von geltenden Wörtern gewonnen“ (Weisgerber 1971: 110).

Das Gesagte zeugt auch von einem offenen und aktiven Charakter der deutschen Wortbildung, die die deutsche Sprache heute ununterbrochen durch neue Wörter bereichert und vervollständigt. Wortbildungskonzepte und -konstruktionen müssen den ihnen gebührenden Platz im Weltbild haben. Zu diesem Zweck müssen sie geordnet, systematisiert werden, d.h. entsprechenden kognitiven prototypischen Kategorien zugeordnet werden.

Die Wortbildung ist ein Sprachbereich, der Exaktheit und Flexibilität in sich optimal vereint. Die Exaktheit der Wortbildung ist eine zuverlässige Grundlage für die Kategorisierung der Welt. Und dank ihrer Flexibilität können die ausgegliederten Kategorien weiter subkategorisiert werden, u.zw. bis ins detaillierteste. Das entspricht optimal der kognitiven Betrachtungsweise der Sprache als natürliches prototypisches System, wo scharf gezogene

Grenzen fehlen. **Die Subkategorisierung der Welt ist eine spezifische kognitive Funktion der Wortbildung.**

Wie oben gesagt wurde, ist die Sprache ein natürliches System, das die Welt mit ihrer Erscheinungsvielfalt in ihrem Wandel widerspiegelt. Und deren ontologisch bedingte Dynamik und Flexibilität werden auf die beste Weise vor die Augen geführt, wenn drei wichtigste Wortarten – Substantiv/Adjektiv/Verb zu einem **kognitiven prototypischen System der Weltpräsentation** vereint werden.

Dieses System entwickelt die Idee der Skala der temporalen Stabilität T. Givons anhand der deutschen Wortbildung. Zwei Gegenpole der Skala bilden zum einen ein Gegenstandskonzept, durch temporale Stabilität und Raumbezogenheit gekennzeichnet, das durch ein Substantiv verbalisiert wird, und zum anderen ein temporal instabiles Bewegungskonzept, durch ein Verb bezeichnet. Dazwischen platzieren adjektivische Konzepte, durch ein Adjektiv ausgedrückt, die je nach von ihnen bezeichneten Eigenschaften dem Substantiv oder dem Verb näher sind.

Das in diesem Aufsatz vorgelegte kognitive System der Weltpräsentation stellt eine prototypische Wortarten-Megakategorie dar, wo Nachbarglieder durch Familienähnlichkeit (Wittgenstein) gekennzeichnet sind, d.h. sie haben wie Familienmitglieder einige Eigenschaften gemeinsam und gehen nach den anderen auseinander. Dadurch entstehen flüssige, flexible Übergänge nicht nur zwischen den Wortartenkategorien, sondern auch zwischen den ihnen untergeordneten Subkategorien und sogar zwischen deren weiteren Unterteilen. Dank der Exaktheit und Flexibilität der deutschen Wortbildung lassen sich drei wichtigste Wortarten als ein ausgewogenes Ganzes darstellen, das die ganze Daseinsvielfalt dieser Welt adäquat widerspiegelt.

Eine empirische Grundlage für diese Forschung bildet das „Wörterbuch der Wortbildungselemente der deutschen Sprache“ [Slovar slovoobrasovatelynych elementov nemetskogo jazyka 2000; weiter: „Slovar“], das die Wortbildung der deutschen Sprache als ein antropozentrisches System betrachtet, dessen Mittelpunkt der Mensch selbst ist, in erster Linie seine innere Welt, und alles, was für ihn sonst wichtig ist.

Die meisten Konstituenten der kognitiven Subkategorie „Die innere Welt des Menschen“, Wortbildungskonzepte, die durch adjektivische und substantivische Derivata und Komposita bezeichnet werden, **sind stilistisch geprägt**, u.zw. haften ihnen Intensivierungs-, Expressivierungs- und Einschätzungscharakteristika an, dank welchen die genannten Wortbildungskonstruktionen umgangssprachlich wirken. Solche Substantive und Adjektive sind häufig idioethnisch geprägt, und deren adäquate Übersetzung in andere Sprachen bereitet einem Schwierigkeiten.

Adjektivische Wortbildungskonstruktionen dieser Art, die die innere Welt des homo sapiens vor die Augen führen, stellen eine reichhaltige Spannweite seiner Eigenschaften dar, die nur auf dem flexiblen Wortbildungsweg benannt werden können. Entweder verschmelzen zwei oder mehr mental spaces (Fauconnier) zu einem neuen, ganzheitlichen Blend, und meist entsteht dabei eine

axiologische Wirkung: *Bierheld*, *Maulheld*; oder wird einem mental space ein anderes, in erster Linie zwecks Intensivierung zugefügt: *grundehrlich*; *blitzdumm*. Aber in den beiden Fällen sind die Wortbildungskonzepte und -konstruktionen durch alle drei stilistische Charakteristika gekennzeichnet: Intensivierung, Expressivierung und Einschätzung, nur im unterschiedlichen Grad.

Mit Hilfe der Wortbildungsmittel lässt sich nicht nur das Vorhandensein einer Eigenschaft bezeichnen, sondern auch sein Grad: *-voll* (*charaktervoll*, *freudevoll*, *gefühlsvoll*, *taktvoll*) oder sein Fehlen: *-los* (*charakterlos*, *freudlos*, *gefühllos*, *taktlos*).

Das Fehlen einer Eigenschaft bedarf keiner variativen Ausdrucksformen, aber sein Vorhandensein setzt eine graduierte Spannbreite von denen voraus.

So kann eine Eigenschaft mit Hilfe der ersten Komponenten der **adjektivischen** Komposita zum Ausdruck gebracht werden.

1. Dabei wird sie intensiviert: *grund-* (*grundanständig*), *haar-* (*haargenau*), *höchst-* (*höchstpersönlich*), *hyper-* (*hyperkorrekt*), *tief-* (*tiefernst*), *ur-* (*uralt*, *urkräftig*).
2. Neben der Intensivierung kann die Eigenschaft zusätzliche Expressivierungs- und Einschätzungscharakteristika bekommen, sowohl positive als auch negative. Solche Wortbildungskonstruktionen sind in der Regel umgangssprachlich geprägt: *blitz-* (*blitzschön*, *blitzböse*), *blut-* (*blutjung*), *erz-* (*erzattraktiv*, *erzdumm*), *maus-/mäuschen-/mause-/mäuse-* (*mauseflink*, *mausearm*) u.a.
3. Aber die ersten Komponenten, die die Bedeutung der Wortbildungskonstruktion modifizieren, können eindeutig einem bestimmten, positiven oder negativen axiologischen Typ der Intensivierungs- oder Expressivierungscharakteristika zugeordnet werden.

Positive Charakteristika:

baum- (*baumstark*), bomben- (*bombenfest*), brand- (*brandneu*), engel- (*engelrein*), gold- (*goldecht*), herz-/herzens- (*herzensfroh*), hoch- (*hochempfindlich*), kern- (*kerngesund*), kreuz- (*kreuzehrlich*), piek- (*piekflein*), seelen- (*seelenruhig*), wunder- (*wunderfein*).

Negative Charakteristika:

affen- (*affenjung*), hunde- (*hundeehend*), ober- (*oberfaul*), sau- (*saublöde*), scheid- (*scheidfreundlich*), sterbens- (*sterbenslangweilig*), stink- (*stinkfaul*), stock- (*stockbesoffen*).

Die angeführte Spannbreite der Wortbildungsmittel, mit deren Hilfe der Grad einer jeweiligen positiven oder negativen Eigenschaft variiert werden kann, indem sie intensiviert vs. expressiviert wird, hebt deutlich ihre Ausdruckskraft und Flexibilität im Vergleich mit herkömmlichen analytischen Systemmitteln hervor.

So bezeichnet das Adjektiv „ehrlich“ die entsprechende positive Eigenschaft. Bei deren Intensivierung wird in erster Linie eine analytische Konstruktion mit dem neutralen intensivierenden „sehr“ oder dem umgangssprachlich geprägten „ganz“ verwendet.

Durch Wortbildungsmittel kann die Eigenschaft aber weiter intensiviert werden, bis zu ihrem höchsten Grad: *grundehrlich*, *kreuzehrlich*. Die beiden Komposita sind synthetische Ein-Wort-Formen, die in semantischer Hinsicht jeweils eine unzertrennliche Ganzheit der beiden ursprünglichen mental spaces darstellen, u.zw. des expressiven intensivierenden *grund-/kreuz-* und des semantischen Kerns *-ehrlich*. Schon aus diesem Grund allein wirken die beiden Komposita *grundehrlich* und *kreuzehrlich* als Bezeichnungen des höchsten Grades dieser Eigenschaft viel überzeugender als *sehr/ganz ehrlich*. Die Wortbildungselemente *grund-* und *kreuz-* sind die ersten Komponenten, deren lexikalische Bedeutung bis zum Sem „der höchste Eigenschaftsgrad“ verblasst ist, und die auch eine Expressivierungs- und Einschätzungsfunktion erfüllen. Solche adjektivischen Wortbildungselemente mit verblasster lexikalischer Bedeutung sind Wortbildungssynonyme des Superlativs als des grammatischen Systemmittels.

Die negative Eigenschaft „dumm“ kann auch sowohl auf dem analytischen Wege intensiviert werden: „*sehr/ganz dumm*“, als auch synthetisch, mit Hilfe der Wortbildungsmittel: *blitzdumm*; *mordsdumm*; *saudumm*; *stockdumm*.

Es sei hervorgehoben worden, dass eine zusätzliche Intensivierung einer Eigenschaft samt begleitenden Expressivierungs- vs. Einschätzungscharakteristika durch eine weitere modifizierende Wortbildungskomponente in der deutschen Wortbildung recht verbreitet ist und zu ihrer typologischen Spezifik gehört: *mäuschenstill* – *mucksmäuschenstill*; *mausetot* – *steinmausetot*; *splitternackt* – *splitterfasernackt/splitterfadennackt*; *blitzdumm* – *blitzhageldumm*; *stockdumm* – *steinstockdumm* usw.

Die angeführten Beispiele zeugen davon, dass deutsche Intensivierungs-, Expressivierungs- und Einschätzungsadjektive, die Menscheneigenschaften bezeichnen, eine der ausdruckskräftigsten Erscheinungen im System der deutschen Wortbildung darstellen. Das reichhaltige System der Intensivierungsmittel einer Eigenschaft, zu welcher analytische Redewendungen und stilistisch geprägte synthetische adjektivische Wortbildungskonstruktionen gehören, optimiert die Auswahl eines betreffenden Mittels, das mit der kommunikativen Intention des Sprechenden übereinstimmt.

Das Gesagte gilt auch für die deutschen substantivischen Wortbildungskonstruktionen, Derivata mit einem Halbpräfix (Stepanova). Deren Inhalt machen Eigenschaftskonzepte aus; Eigenschaften, die von ihnen widerspiegelt und interpretiert werden, können auf dem semasiologischen Wege durch Intensivierung, Expressivierung und Einschätzung graduiert werden.

1. Manche Halbpräfixe verleihen den substantivischen Wortbildungskonstruktionen sowohl positive als auch negative Charakteristika: *Bäringesundheit* und *Bärenschlaf* sind positiv konnotiert, während *Bärensprache* – „eine

grobe Sprache“ ist; *Hauptkerl* heißt „*braver Kerl*“, aber *Hauptmacher* bedeutet „*Anstifter*“, und *Hauptnarr* heißt „*ein großer Narr*“.

Das Halbpräfix *Himmel(s)-* kann einem Derivatium nicht nur gehobene positive Konnotationen verleihen: *Himmelsgeduld* als „*Engelsgeduld*“, sondern auch negative Konnotationen intensivieren: *Himmelangst* – „*Todesangst*“. Das Halbpräfix ***Schweine-*** mit Vermerk „grob“ im „Slovar“ ist kennzeichnend für Schimpfbezeichnungen eines Menschen: *Schweinehund*, *Schweineigel*, *Schweinebande* u.a. Aber es kann unerwartet eine Komponente des Substantivs zwar mit einer abschätzigen stilistischen Färbung, aber mit einer auffälligen positiven Konnotation werden: *Schweineglück* – „*ein großes Glück, ein Teufelsglück*“. Eine ähnliche Bedeutung hat auch *Heidenglück* – „*ein außergewöhnliches, ein nie dagewesenes Glück*“, obwohl mit Hilfe des Halbpräfixes *Heiden-* meist Wortbildungskonstruktionen mit einer eindeutig negativen Konnotation gebildet werden: *Heidenangst* – „*ein großer Schreck*“; *Heidenarbeit* – „*eine kolossale Arbeit, eine schwere Arbeit*“ u.a.

2. Manche Halbpräfixe, die ein Eigenschaftskonzept graduieren können, spezialisieren sich auf positive Intensivierungs-, Expressivierungs- und Einschätzungscharakteristika der Objekte:

Blitz- (*Blitzjunge, Blitzmädel*) mit der allgemeinen Bedeutung «sehr schnell», «sehr flink», „*feurig*“; *Engels-* (*Engelsgeduld, Engelskind*) – „*schön, gut, rein*“; *Gold-* (*Goldkind, Goldjunge*) – „*lieb, brav, reizend*“; *Pfunds-* (*Pfundskerl, Pfundsstimmung*) – „*schön, wunderbar, hervorragend*“; *Pracht-* (*Prachtjunge, Prachtmensch*) – „*gut, wunderbar, brav*“; *Spitzen-* (*Spitzenmannschaft, Spitzensportler*) – „*der beste, der erste*“.

3. Halbpräfixe, die negative Expressivierungs- und Einschätzungscharakteristika der Objekte bezeichnen, wirken a) sehr intensivierend oder b) grob:

a) *Bier-* sarkastisch: *Bieridee* – eine total dumme, verrückte Idee, *Bierruhe* – eine Ruhe, unerschütterlich aus Dummheit oder Hartherzigkeit; *Erz-* *Erzschurke* – ein ganz gemeiner Schurke, *Erzbösewicht* – 1) ein ganz gemeiner Schurke 2) scherzhaft: ein sehr leichtsinniger Mensch, ein großer Luftikus; *Heiden-* *Heidenangst, Heidenschreck* – ein ungemein großer Schreck.

b) *Dreck-* *grob*: (*Dreckfink/Dreckspatz* – Schlampe); *Hunde-* sarkastisch: *Hundegeld* – schwer verdientes Geld; ein paar Groschen; *Hundepack* – Gesindel; *Laus* – sarkastisch: *Lausbub* – ein ausgelassener Bube, ein Frechling.

Alle oben aufgezählten Affixe (die ersten Komponenten der Komposita und Halbpräfixe) mit Intensivierungs-, Expressivierungs- und Einschätzungsfunktion bezeichnen jeweils eine Eigenschaft des Menschen, die zu seiner inneren Welt gehört. In der Regel wird dieses Eigenschaftskonzept durch das betreffende Affix graduiert. Solchen Wortbildungskonstruktionen haftet meist eine umgangssprachliche Färbung an: *saudumm*, manchmal eine gehobene: *Seelensangst*.

Wenn ein stilistisch geprägtes Derivatium mit einem Halbpräfix nicht eine Eigenschaft nennt, sondern die Person selbst als Träger dieser Eigenschaft: Blitzjunge, Goldjunge, Prachtjunge, so geht es nicht um die Graduierung dieser Eigenschaft, sondern um ein Charakteristikum der Person, das durch das Halbpräfix bezeichnet ist: Blitzjunge – ein feuriger, blitzschneller Junge; Goldjunge – der Junge, der des Goldes wert ist, Prachtjunge – ein stattlicher, attraktiver, arbeitsamer Junge.

Wenn eine neutrale oder umgangssprachliche Personenbezeichnung zu einer zweiten Wortbildungskomponente wird, verblasst ihre Bedeutung wesentlich, u.zw. bis zwei Semen: Person und Geschlecht (in der Regel männlich). Ihre semantische Reduzierung wird einigermaßen auf Kosten der ersten Komponente pragmatisch kompensiert: umgangssprachliche Bezeichnungen und sogar diejenigen, die im Sprachsystem neutral sind, bekommen in dem neuen Wortbildungsblend eine negative Einschätzung und werden expressiviert:

-bruder (Radaubruder/Raufbruder – Streithahn, Raufheld); -berger (Drückberger – Faulpelz); -weib (Waschweib – Plaudertasche, Klatschbase). Die letzte Bezeichnung wird sowohl auf eine weibliche, als auch auf eine männliche Person bezogen, und im letzten Fall wirkt sie besonders verächtlich, weil das grammatische und das biologische Geschlecht auseinandergehen, und gerade das wird vom Sprechenden beabsichtigt.

Manchmal können die erwähnten pragmatischen Expressivierungs- und Einschätzungscharakteristika die zweite Komponente in dem neuen Wortbildungsblend in dem Maße semantisch beeinflussen, dass ihre ursprüngliche Bedeutung wesentlich transformiert wird. In der unten angeführten Reihe von Wortbildungsbeispielen wird die zu nennende Person ironisch behandelt, aber als *-held* bezeichnet; als Folge büßt die Komponente *-held* wenigstens die übliche Bedeutung des Substantivs *Held ein*: *Bierheld* – 1) Trinker 2) Prahlhans; *Maulheld* – Prahlhans; *Raufheld* – Radaubruder/Raufbruder, Streithahn; *Pantoffelheld* – Ehemann, der von seiner Frau beherrscht wird.

Bierheld und *Maulheld* sind ideographische Synonyme mit der Bedeutung «Prahlhans». Aber durch die kognitive Analyse wird der Unterschied zwischen den beiden deutlich: der erste prahlt, wenn er betrunken ist, aber dem zweiten ist es wesenseigen. Die beiden Derivata *Rauf-* und *Pantoffelheld*, könnten bei der Graduierung eines distanzierten Verhaltens zur zu nennenden Person zwei Gegenpole darstellen: im ersten Fall ironisiert der Sprechende, aber im zweiten wird er sarkastisch.

Heutzutage wird in der kognitiven Linguistik die Sprache als ein natürliches System betrachtet, das die ganze Daseinsvielfalt der Welt in ihrem Wandel widerspiegeln und interpretieren kann. In der modernen deutschen Sprache dominiert **die Wortbildung** als der wichtigste onomasiologische Weg ihrer Bereicherung; sie herrscht auch im deutschsprachigen Weltbild vor. In diesem Sprachbereich funktioniert das Gesetz der Sprachökonomie am

konsequentesten und effizientesten, und das könnte wohl die wichtigste Voraussetzung für das Dominieren der Wortbildung sein.

Dank der Exaktheit und Flexibilität der deutschen Wortbildung läßt sich die ganze Daseinsvielfalt der Welt adäquat als ein ausgewogenes Ganzes darstellen, wo die Grenzen nicht scharf gezogen, sondern flüssig sind. Das in diesem Aufsatz dargelegte kognitive antropozentrische System der Weltpräsentation stellt eine Wortarten-Megakategorie dar, die in drei wichtigste Kategorien eingeteilt wird. Dank der flexiblen Wortbildung können sie weiter subkategorisiert werden; dabei sind die Übergänge zwischen den Kategorien, Subkategorien und sogar deren weiteren Unterteilen transparent und beweglich.

Einen besonderen Blickfang bilden dabei die Konstituenten der kognitiven Subkategorie "Die innere Welt des Menschen", Wortbildungskonzepte, die durch adjektivische und substantivische Derivata und Komposita bezeichnet werden. Alle Wortbildungskonstruktionen, die dieser Subkategorie angehören, sind stilistisch geprägt, u.zw. haften ihnen Intensivierungs-, Expressivierungs- und Einschätzungscharakteristika an, dank welchen die genannten Wortbildungskonstruktionen umgangssprachlich wirken.

Die genannten Wortbildungskonstruktionen stellen eine der ausdruckskräftigsten Erscheinungen im System der deutschen Wortbildung dar. Das reichhaltige System der Intensivierungsmittel einer Eigenschaft, zu welcher stilistisch neutrale analytische Redewendungen sowie stilistisch geprägte, bildhafte, synthetische Wortbildungskonstruktionen gehören, optimiert die Auswahl eines betreffenden Mittels, das mit der kommunikativen Intention des Sprechenden völlig übereinstimmt, z.B. beim Produzieren der Werbetexte.

Bibliographie

- Arutjunowa, N.D. Logičeskij analiz jazyka // Obraz čeloveka w kulture i jazyke. Moskau 1999.
- Berestnew, G.I. O "nowoj realnosti" jazykoznanija // Filologičeskije nauki, Nr. 4. 1997. 47–55.
- Slovar slovoobrasovatelnych elementov nemetzkogo jazyka / M.D. Stepanowa, A.N. Sujew, I. D.Molčanowa u.a. Moskau: Russkij jazyk, 2000.
- Frumkina, R. M. Lingwistika včera i segodnja o čestnom slowe dworjanina // NLO. 2001. Nr. 50. <http://www.nlo.magazine.ru/scientist/52.html> (Zugriff: 25.04.2004)
- Givon, T. On understanding grammar // New York: Academic Press, 1979.
- Rosch, E. Human categorization // Advances in cross-cultural psychology. London 1975. 23–57.
- Schröder, M. Wortbildung in Familiengesprächen // Grosse R. u.a. Beiträge zur Phrasologie, Wortbildung, Lexikologie. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 70. Geburtstag. Frankfurt/M.: Peter Lang, 1992. 93–99.
- Weisgerber, L. Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung. Düsseldorf: Schwann, 1971.

Stylistic aspects of the cognitive word-building

Abstract

This article deals with the anthropocentric cognitive category “Man’s inner world” illustrated by affixed derivatives as the dominant onomaseological mechanism of the vocabulary enrichment in the German language. The said category is represented by word-building concepts verbalized in adjective and substantive derivatives and composites characterized by a vivid stylistic colouring dealt with by the author in its cognitive aspect.

Стилистические аспекты когнитивного словообразования

Абстракт

В данной статье на материале словообразования, доминирующего в немецком языке как основной ономазиологический путь его обогащения и пополнения, рассматривается антропоцентрическая когнитивная категория «Внутренний мир человека». Названная категория представлена словообразовательными концептами, вербализованными адъективными и субстантивными дериватами и композитами, имеющими яркую стилистическую окраску, особенности которой рассматриваются в статье в когнитивном аспекте.

Paulina Mańka

*Cool Electro*sounds, *powervolle* Popsongs
und *groovige Dance*hits. Zur stilistischen Wirkung
von Anglizismen in der Jugendpresse

Ein in der modernen Sprachwissenschaft häufig behandeltes Problem ist die stark verbreitete Verwendung von Anglizismen im Deutschen. Englisch Wortgut scheint überall präsent zu sein und sich in unaufhaltsamem Tempo auszubreiten. Der fremdsprachliche Einfluss auf den deutschen Wortschatz an sich ist jedoch nicht neu: Das Deutsche hat bereits mehrere Entlehnungswellen erlebt und durch Sprachkontakte ihren Erbwortschatz kontinuierlich erweitert. Im Mittelalter hat das Lateinische, als die Sprache der Kirche und der Wissenschaft den stärksten Einfluss auf andere europäische Sprachen ausgeübt. Nach dem dreißigjährigen Krieg kam mit dem Übergang von der frühbürgerlichen Renaissance zur absolutistischen Barockzeit eine starke Verbreitung des französischen Wortschatzes auf, welche die politische und kulturelle Dominanz Frankreichs unter König Ludwig XIV. in Europa zurückstrahlte. Für den globalen Sprachkontakt des 20. Jh. spielt natürlicherweise die wirtschaftliche, technologische und politische Vormachtstellung der Vereinigten Staaten die größte Rolle. Die gegenwärtige *lingua franca* ist Englisch.

Trotz allem soll man mit Formulierungen wie ‚Anglisierung des Deutschen‘ und ‚Denglisch‘¹ vorsichtig und möglichst ohne emotionale Wertung umgehen. Die Verwendung von Anglizismen ist nämlich ein gruppenspezifisches und kontextbedingtes Phänomen, das sich in erster Linie im Sprachgebrauch enthüllt und das Sprachsystem als Ganzes kaum betrifft.² Die traditionelle Rechtssprache zum Beispiel bleibt gegen den englischen Einfluss resistent, der Jargon der Musikbranche hingegen ist mit Anglizismen

¹ http://www.vds-ev.de/verein/wissenschaftlicher_beirat_grundsatz.php abgerufen am 15.03.2010

² Eine klare Differenzierung zwischen der Allgemeinsprache und Fach- und Sondersprachen postuliert BUSSE (1999: 19). Er weist darauf hin, dass die Anzahl der Anglizismen in bestimmten Kommunikationsbereichen ungleich der in der Allgemeinsprache ist. SCHIEWE (2000: 61) indiziert „nicht zu unterschätzende Stilqualitäten der Fremdwörter“, die jedoch immer von der konkreten sprachlichen Situation abhängen und betont (ders. 2001: 118), dass von Angloamerikanismen zuallererst der Sprachgebrauch betroffen ist. Schließlich konstatiert HOBERG (2000: 306), dass die Zahl der Anglizismen im Verhältnis zum gesamten deutschen Wortschatz immer noch gering ist.

überflutet. Deshalb ist es sinnvoll, die neusten Entlehnungen gezielt in bestimmten Sprachvarietäten oder Kommunikationsbereichen zu untersuchen. Die Jugendsprache gehört zweifelsohne zu den Varietäten, die heutzutage einem starken angloamerikanischen Einfluss ausgesetzt werden. Von modernen puristischen Organisationen wird die Anglisierung oft kritisiert und als „geschmack- und stillose[r] Jargon“³ bezeichnet. Die Kritik beruht dabei weitgehend auf semantischen Kriterien: Das Denotat kann auch mit nativem Wortschatz bezeichnet werden. Fremdwörter haben allerdings neben dem denotativen auch einen konnotativen Gehalt, letzterer scheint sogar von wesentlicherer Bedeutung zu sein. Die emotional-stilistische Färbung spielt bei der bewussten Verwendung eines Anglizismus eine sehr wichtige Rolle. SCHIEWE (2001: 120f.) erläutert:

„Ihr Reiz besteht weniger darin, dass sie etwas bezeichnen, was man nicht auch mit indigenen Ausdrücken bezeichnen könnte (in vielen Fällen ist das aber gar nicht mehr möglich), ihr Reiz besteht vielmehr in der Schaffung und im Transport einer bestimmten Aura. Eben das macht sie für einige interessant, für andere anstößig. Man könnte auch sagen: Angloamerikanismen werden interessant und auffällig durch Konnotationen, sie haben einen stilistischen Mehrwert.“

Für die Analyse der stilistischen Funktionen von Anglizismen wurden drei aktuelle Jugendzeitschriften ausgewählt: *BRAVO* Nr. 10 / 2010, *Mädchen* Nr. 6/ 2010 und *Hey!* Nr. 4/2010. Zu beachten ist, dass es sich nur bei wenigen Rubriken in den Zeitschriften, u.a. bei Leserbriefen, um eine authentische Jugendsprache handelt. Ansonsten ist es eine von den Erwachsenen bewusst kreierte Sprache, die die junge Leserschaft ansprechen soll. (vgl. WEHRLI 2002: 56) Unter dem Begriff Anglizismus verstehen wir eine lexikalische Einheit, die aus dem englischsprachigen Raum entlehnt wurde oder durch die englische Vermittlung ins Deutsche gekommen ist. Mit einbezogen werden auch die so genannten Scheinentlehnungen, die lediglich aus englischem Morphemmaterial gebildet wurden. In den neusten Studien (vgl. z.B. GÖTZELER 2008: 145, ALTLEITNER 2007: 13, ADLER 2004: 48, ZÜRN 2001: 65, YANG 1990: 8) wird auf die Unterscheidung zwischen Amerikanismen und Britizismen grundsätzlich verzichtet, es dürfte dennoch klar sein, dass es sich bei den neusten Anglizismen zum größten Teil um Entlehnungen aus dem amerikanischen Englisch handelt. Symptomatisch ist nicht nur die gegenwärtige Beeinflussung des britischen Englisch durch das amerikanische, sondern auch eine voranschreitende Ersetzung der älteren britischen Entlehnungen im Deutschen durch neue amerikanische, wie im folgenden Beleg:

Im November startet dann das erste von zwei „Harry Potter und die Heiligtümer des Todes“-Movies. (BRAVO, 21)

³ http://www.vds-ev.de/verein/wissenschaftlicher_beirat_grundsatz.php abgerufen am 15.03.2010.

In Bezug auf die Ersetzbarkeit von Anglizismen durch native Lexik werden nach CARSTENSEN (1965: 266 ff.) Luxus- und Bedürfnisentlehnungen unterschieden. Bei letzteren handelt es sich meistens um Bezeichnungen für neue Produkte und Sachverhalte aus dem englischen Sprachraum, die gemeinsam mit dem Bezeichneten übernommen wurden. Da die Nehmersprache über keine lexikalische Entsprechung verfügt, ist die Entlehnung obligatorisch. Zu den Bedürfnislehnwörtern gehören viele technische Begriffe wie *CD* oder *SMS*, die Bezeichnungen für Musiktrends wie *R'n'B* oder *Rock* und Exotismen wie *Country* oder *Highschool*.

Die Luxusentlehnungen sind solche Anglizismen, die native Entsprechungen haben, wobei es sich jedoch nicht um völlige Synonymie handelt. Bei der Alternative zwischen den sinnverwandten Varianten spielen stilistische Merkmale eine große Rolle. Dank ihrer graphisch-phonetischen Attraktivität oder Konnotation haben Anglizismen einen größeren kommunikativen Wert. Die bewusste Verwendung von Anglizismen steht in einem engen Zusammenhang mit ihrer Funktion und stilistischen Markierung. Im Folgenden werden also die stilistischen Funktionen von Anglizismen in den Jugendzeitschriften angeführt.

Kolorit

Wir unterscheiden drei verschiedene Koloritbereiche: das Lokalkolorit, das Fachkolorit und das Sozialkolorit. Das Lokalkolorit wird vor allem in Reportagen, Romanen und Reiseberichten vermittelt, um die einzigartige, landesspezifische Aura wiederzugeben. Für diesen Zweck sind Exotismen wie z.B. *sombrero* oder *geisha* besonders gut geeignet. In den Jugendzeitschriften, die in hohem Maße für die amerikanische Popkultur werben, werden dementsprechend Anglizismen verwendet. Das Lokalkolorit wird in den meisten Fällen von Eigennamen wie etwa *New-York-Diät*, *Hollywood-Girl*, oder *Disney-Star* vermittelt. Ausdrücke wie *hollywoodtaugliche XXL-Brille* wirken auf den Rezipienten stark assoziativ und erzeugen eine klare bildliche Vorstellung. Das Lokalkolorit wird auch oft durch Verwendung von Exotismen erschafft. Über Stefan Salvatore, den Star aus „The Vampire Diaries“ berichtet *Hey*:

Der Look: Lässiger Highschool-Boy mit geheimnisvoller Aura. (Hey, 26)

Das Wort *Highschool* ist ein typischer Exotismus – es bezeichnet eine landesspezifische Besonderheit, die dem deutschsprachigen Kulturraum fremd ist und spiegelt dadurch eine amerikanische Eigenheit wieder. Um einem Text Authentizität zu verleihen und konnotativ zu wirken, müssen Exotismen die Umstände eines konkreten Landes eindeutig wiedergeben. In den aktuellen Jugendzeitschriften sind das selbstverständlich Amerikanismen.

Eine sehr wichtige Funktion von Fremdwörtern ist die Verleihung eines Sozialkolorits. Sie markieren einen gruppenspezifischen Wortschatz, der

vom Geschlecht, Alter, Interessen, Weltanschauung oder Bildungsniveau der Sprachteilhaber bestimmt wird. In der Jugendsprache als eine Varietät der deutschen Standardsprache wird das Sozialkolorit vor allem in Form von Anglizismen realisiert. Sie haben einen großen konnotativen Wert, den ihre indigenen lexikalischen Entsprechungen nicht erreichen. Als Beispiele dienen hier die im deutschen Sprachsystem mittlerweile etablierten Wörter *cool* oder *easy*. Beide Adjektive wirken im Vergleich zum nativen Wortschatz informal, ansprechend und attraktiv. Außerdem manifestieren sie die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe (,in-group'-Phänomen).

Besonders auffällig ist in den Jugendzeitschriften die enorme Frequenz der Anglizismen *Girl* und *Boy*. Diese Anglizismen wurden in verschiedenen Kontexten sowohl als Simplicia als auch als Teile der Komposita wie etwa *Super-Girl*, *Pop-Girl*, *Hollywood-Girl*, *Luxus-Girl*, *It-Girl*, *Rock-Girl*, *Normalo-Boy*, *Super-Boy*, *Traumboy* registriert. Die Bezeichnungen *Girl* und *Boy* beziehen sich größtenteils auf berühmte *Stars* wie Lady GaGa (*Diesem Girl liegt die Welt zu Füßen* – BRAVO, 28), Ke\$ha (*Aber ein Girl wie Ke\$ha kriegt nun mal alles, was sie will!* – BRAVO, 11) oder „*Harry Potter*“-*Girl* (BRAVO, 93) Emma Watson. Die Bezeichnungen werden aber auch in Bezug auf die junge Leserschaft verwendet: Die Zeitschrift scheint sich nicht mehr an *Mädchen* und *Jungen*, sondern eben an *Girls* und *Boys* zu richten:

Auf Deinem Schulhof wird ein Boy/Girl von anderen bedroht: Greifst du ein?
(BRAVO, 92)

Boys verwenden im Schnitt nur 7 000 Wörter (...). (Mädchen, 17)

Boys lieben Girls, die auch mal über sich selbst lachen können. (Hey, 87)

Bei der beratend-aufklärerischen Rubrik ‚*Dr. Sommer*‘ in BRAVO wird aber zumeist auf die Anglizismen verzichtet:

Doch da die Pille nicht vor sexuell übertragbaren Krankheiten schützt, verwenden viele Mädchen und Jungen zusätzlich Kondome, um eine mögliche Ansteckung zu verhindern. (BRAVO, 68)

Obwohl manche Anglizismen (z.B. *Recycling* – BRAVO Nr. 10/2010, S. 79) der Äußerung durchaus Kompetenz und Wissenschaftlichkeit verleihen können, wäre in diesem Fall die Verwendung von Anglizismen zwecklos. *Boy* und *Girl* klingen zweifelsohne modern und attraktiv, aber auch locker und unseriös. Bei der Beratung handelt es sich dagegen um eine ernste, sachliche und vertrauenswürdige Aussage. Das einheimische Wort wurde auch in einem Bericht über eine Foto-Montage des R'n'B-Sängers und Mädchenschwarms Justin Bieber registriert. Das Bild stellt sein mit Lippenstift und Rouge geschminktes Gesicht zusammen mit folgender Botschaft dar: „Justin Biber is a girl“, die ins Deutsche „Justin Biber ist ein Mädchen“ übersetzt wurde. Das native Wort ist in Bezug auf einen Mann negativ konnotiert: Mädchen heißt hier unmännlich, unviril, schließlich unattraktiv.

Schließlich spielen Anglizismen auch bei der Vermittlung des Fachkolorits eine große Rolle. Englisch ist heute die Sprache der Wissenschaft und Technologie, so werden englische Ausdrücke als Internationalismen zu Fachtermini in Natur- oder Wirtschaftswissenschaften. Freilich gelangen manche Anglizismen wie etwa *Baby* oder *Job* in den alltäglichen Sprachgebrauch, aber im Grunde genommen bezieht sich der gegenwärtige englische Einfluss in erster Linie speziell auf bestimmte Kommunikationsbereiche und Sprachvarietäten. In einer bewegenden Reportage über Tierquälerei in ‚Mädchen‘ werden Anglizismen kaum verwendet. Der englische Einfluss macht sich dafür im Musikjargon (*Song, Hit, Single, HipHop, R'n'B, Band*) sowie in den Kommunikationsbereichen Mode (*Outfit, Look, Styling, Beauty, Style, High Heels, Make-up, Designer*) und Unterhaltung (*Star, Cover, Red Carpet, Action, Aftershow-Party, Movie*) besonders bemerkbar. Die Grenzen zwischen Fach- und Sozialkolorit sind fließend. Da sich beispielsweise viele Jugendliche für neue Musikrends interessieren, werden selbstverständlich viele Fachjargonismen der Musikbranche in der Jugendsprache auftreten.

Sprachökonomie

Im Konkurrenzverhältnis zwischen einem Anglizismus und einer nativen lexikalischen Einheit ist oft das sprachökonomische Kriterium ausschlaggebend. Eine kurze und prägnante Wortform wird von den Sprachteilhabern langen Paraphrasen oder unpräzisen Synonymen gegenüber bevorzugt. Die Knappheit der Anglizismen im Vergleich zu der des nativen Wortschatzes bzw. anderen Fremdwörtern liegt auf der Hand: *Band* vs. *Musikgruppe*, *Fan* vs. *Anhänger*, *Date* vs. *Randevouz*, *Hit* vs. *Schlager*, *Single* vs. *Alleinstehender*, *sorry* vs. *Entschuldigung*. Bei oft verwendeten Wörtern ist eine übermäßige Länge äußerst ungünstig und kann in extremen Fällen sogar die Kommunikation stören. So entscheidet sich der Sprachteilhaber für die rationalste sprachliche Lösung, um sein kommunikatives Ziel zu erreichen. In der Presse resultiert das sprachökonomische Handeln auch aus notwendigen Platzeinsparungen.

Auffälligkeit

Fremdwörter haben einen großen pragmatischen Wert – sie sind neu, attraktiv und regen die Phantasie der anvisierten Zielgruppe an. Gerade in den Zeitschriften sind der Neuheitseffekt und die Bildwirkung von Fremdwörtern von großer Bedeutung. Neue Anglizismen dienen als Blickfänge und sprechen die potentiellen Leser neben grellen Farben und auffälligen Bildern an. So lauten die Schlagzeilen auf den Covers von ‚BRAVO‘, ‚Hey!‘ und ‚Mädchen‘:

So sexy: Tatoos!
Rock it! Step by Step: Emilia zeigt dir, wie der Film-Tanz geht (als Poster)
Hot Gossip! Liebt Nick Jonas Selena Gomez?
Style –Queen. So setzt du Trends!
Frecher Boyfriend-Klau
Percy Jackson oder Harry Potter. Wer ist hotter?
Hot. Party-Time in Hollywood! Hier feiern, shoppen, flirten Miley, Zac & Co.!
18 coole Poster inklusive 4 XXL-Poster

Auffällig sind ganze Phrasen, die aus dem Englischen übernommen werden wie z.B.:

Das ultimative Love-Game. For Girls only: (...) (Mädchen, 14)

Auf der Wortebene fallen vor allem Komposita bzw. Hybriden auf. Die Glieder werden oft mit Bindestrich verbunden: *Aftershow-Party, Must-Have, Used-Look-Röhre, Casual-Look, Stalker-Alarm, Hammer-Soundrack*. Eine große Anhäufung von Anglizismen in einem Satz, wirkt anziehend und weckt die Aufmerksamkeit des Lesers⁴:

Ke\$ha – Animal. Der erste Knüller des Jahres: Randvoll mit coolen Electrosounds, powervollen Popsongs und groovigen Dancehits – Ke\$ha kann's! (Hey, 76)

Für die bewusste Verwendung von Anglizismen als Blickfänge ist die fremde, nicht assimilierte Form entscheidend. Die starke Bildwirkung bezieht sich aber nicht nur auf die graphematische Auffälligkeit:

Das Schriftbild, welches vom Auge wahrgenommen wird, deutet aber zumindest – auch beim stillen Lesen – auf die fremde Phonemfolge hin und läßt ein passives Klangbild im Ohr des Lesers entstehen. (PFITZNER 1978: 122)

Mit graphematisch-phonetischer Auffälligkeit sind oft Okkasionalismen – einmalig verwendete englische Wörter – gekennzeichnet. Der Neuheitseffekt wird hier bewusst angestrebt, weil die alten Ausdrücke die Anziehungskraft verloren haben. Bei den Okkasionalismen handelt es sich oft um ad hoc gebildete Hybriden wie *Fashion-Verstand, Nummer-eins-Girl*, oder *Diebes-Story*. Der Bindestrich verstärkt den graphematischen Neuheitseffekt.

Darüber hinaus haben Anglizismen eine große aufwertende und intensivierende Rolle. Die meisten sind positiv konnotiert und verstärken die Aussagekraft der Äußerung. Diesen Effekt beobachten man sowohl bei Phrasen

⁴ Zusätzlich garantiert die Hybridenbildung ein besseres Verständnis der fremden lexikalischen Einheiten.

Cooler Elektro-Pop mit Hit-Potenzial! (BRAVO, 4)

als auch auf der Wortebene: *Hitlady, supersexy, CD-Highlights, Action-Spaß*

Euphemistische Funktion

Eine sehr wichtige Funktion der Fremdwörter ist ihre verhüllende Wirkung. Durch seinen Fremdheitscharakter wirkt das Englische nicht so direkt wie das Deutsche und verschönert den unangenehmen, oft gesellschaftlich tabuisierten Inhalt. Eine allgemeine Erscheinung in der deutschen Gegenwartssprache sind beispielsweise verblümete Berufsbezeichnungen. Hierfür werden sowohl native Äquivalente verwendet (*Raumpflegerin* statt *Putzfrau*) als auch Fremdwörter eingesetzt (*Facility Manager* statt *Hausmeister*). Im untersuchten Material wird das Wort *Frisöse* durch einen Anglizismus ersetzt:

Während die Hairstylisten noch an ihr rumzupfen, erledigt das Topmodel schnell ein paar Telefonate. (BRAVO, 88)

Das englische Wort substituiert in diesem Fall den bereits graphematisch assimilierten Gallizismus. Entlehnungen aus dem Französischen sind in den Kommunikationsbereichen Mode und Kosmetik häufig vertreten und sehr wirksam, da das Image Frankreichs auf die Wahrnehmung der Produkte und Dienstleistungen in diesem Bereich einen großen Einfluss hat (der sog. Country-of-Origin-Effekt). Die integrierte Form verlor aber an Attraktivität – *Frisöse* ist lediglich eine schlichte Bezeichnung eines handwerklichen Berufs, *Hairstylistin* klingt dagegen modern und attraktiv. Der Rezipient assoziiert den aus dem Englischen übernommenen Begriff mit großer Phantasie, Kreativität, originellen Ideen und innovativen Techniken.

Die euphemistische Funktion erstreckt sich auch auf physiologische Prozesse und auf die Sexualität. Der Anglizismus *Sex* ist beispielsweise nicht so direkt wie die medizinisch-physiologische Bezeichnung *Geschlechtsverkehr*:

Mädels denken laut einer Befragung alle fünf Minuten an Sex... Boys alle zwei Minuten, das macht 720-mal am Tag. (Mädchen, 17)

Sex ist kein heikles Thema mehr, man braucht es nicht mehr zu vermeiden. In dem Interview mit einer BRAVO-Redakteurin sagt Ke\$ha:

„Es ist furchtbar, aber ich habe gerade keine Zeit für Boys! Ich hätte am liebsten mehrmals am Tag Sex, aber meine Termine lassen so etwas nicht zu.“ (BRAVO, 11).

Das Wort *Sex* weist in den Jugendzeitschriften eine relativ hohe Verwendungsfrequenz auf. Die Enttabuisierung liegt natürlicherweise nicht nur an

der euphemistischen Kraft des Anglizismus, sondern auch an dem entsprechenden Themenspektrum der Zeitschriften und nicht zuletzt an der heutzutage großen gesellschaftlichen Offenheit. Selbst in der festen Rubrik ‚Frag Gabi‘ in der intime Fragen der jungen Mädchen beantwortet werden, heißt es: *Sex ist vom Gesetz herab erst ab 14 erlaubt.* (Mädchen, 57)

Stilfärbung

Jeder produzierte Text hat eine bestimmte Grundhaltung, die je nach sprachlicher Darstellung sachlich, humoristisch, ironisch, pathetisch oder melancholisch sein kann. Einer dieser tonartbestimmenden Faktoren ist die Verwendung von Fremdwörtern. Auch Anglizismen können durch ihren fremden Klang den Stil der Äußerung bestimmen. Englische Fachausdrücke können beispielsweise zur Sachlichkeit eines in der Zeitschrift für Computertechnologie veröffentlichten Textes beitragen. In den Jugendzeitschriften markieren Anglizismen vor allem einen lässigen und informalen Stil:

Ganz schön crazy, aber so ist das nun mal. (BRAVO, 88)

Hottie Alarm. (...) Dieser knackige Kerl wird Samanthas neuen Lover spielen. (Mädchen, 4)

Der R'n'B-Schnuckel kommt so cool rüber, dass man meint: Dem gelingt alles. (Hey, 5)

Als sie merkte, dass ihm nichts fehlte, war sie so happy, dass sie ihm prompt eine VIP-Einladung zu ihrem ersten USA-Konzert 2010 schenkte. Dazu gab's noch eine Einladung in ein Edel-Restaurant für ihn und seine Frau! Coole Action, Xtina! (Hey, 7)

Auch in der medial verarbeiteten Jugendsprache markieren die Anglizismen die umgangssprachliche und jugendliche Art:

Jan ist mir zu strange. (BRAVO, 71)

Einen unzeremoniellen Ton verleihen der Äußerungen auch oft verwendete Interjektionen wie *hi, okay, wow, shit, sorry*:

Sorry, aber ich hab erst mal keine Zeit. (BRAVO, 5)

Sorry klingt in diesem Kontext zwanglos und unverbindlich, gilt nicht wirklich als eine ernste Bitte um Verzeihung wegen eines falschen Verhaltens, sondern bedeutet so viel wie „auch wenn es dir nicht passt“.

Der Gebrauch von Anglizismen wird nur selten von einem einzigen der genannten Faktoren determiniert. Vielmehr wirken meistens verschiedene funktionale Aspekte der Fremdwortverwendung zusammen. Ihr stilistisch-emotionaler Wert ist für den bewussten Einsatz von Anglizismen von großer Bedeutung, von daher sind sie in der aktualisierten Sprache manchmal nicht

austauschbar, obwohl sie, systematisch gesehen, durchaus über native Substitute verfügen.

Literatur

- ADLER, Manuela (2004): *Form und Häufigkeit der Verwendung von Anglizismen in deutschen und schwedischen Massenmedien*. Jena.
- ALTLEITNER, Margret (2007): *Der Wellness-Effekt. Die Bedeutung von Anglizismen aus der Perspektive der kognitiven Linguistik*. Frankfurt am Main [u.a.].
- BUSSE, Ulrich (1999): Keine Bedrohung durch Anglizismen. In: *Sprachdienst* 43, 18–20.
- CARSTENSEN, Broder (1965): *Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945*. Heidelberg.
- GÖTZELER, Christiane (2008): *Anglizismen in der Pressesprache. Alte und neue Bundesländer im Vergleich*. Bremen.
- HOBERG, Rudolf (2000): Sprechen wir bald alle Denglisch oder Germeng? In: Eichhoff-Cyrus, Karin/Hoberg, Rudolf (Hrsg.): *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende*. Mannheim, 303–316.
- PFITZNER, Jürgen (1978): *Der Anglizismus im Deutschen. Ein Beitrag zur Bestimmung seiner stilistischen Funktion in der heutigen Presse*. Stuttgart.
- SCHIEWE, Jürgen (2000): Sprachpurismus als Aufklärung. Soll man Fremdwörter ver-deutschen? In: PÖRKSEN, Uwe/STROCKA Volker M. (Hrsg.): *Die Deutschen und ihre Sprache*. Bremen.
- SCHIEWE, Jürgen (2001): Müssen wir wirklich um unsere Sprache fürchten? Vor- und Nachteile einer Sprachveränderung. In: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung*, 280–296.
- WEHRLI, Christa (2002): *Anglizismen im BRAVO. Eine empirische Untersuchung mit Schülern*. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich.
- YANG, Wenliang (1990): *Anglizismen im Deutschen. Am Beispiel des Nachrichtenmagazins 'Der Spiegel'*. Tübingen.
- ZÜRN, Alexandra (2001): *Anglizismen im Deutschen. Eine Untersuchung zur Häufigkeit von Anglizismen und deren Inkorporiertheit im Deutschen am Beispiel dreier deutschsprachiger Nachrichtenmagazine; mit einem historischen Abriss und einer Typologie der Entlehnungsarten*. Karlsruhe.

Cool Electrosounds, powervolle Popsongs and groovige Dancehits.
The stylistic value of English borrowing in German teen magazines
Abstract

The aim of this paper is to investigate stylistic functions of English borrowings in modern German teen magazines. Anglicisms give the text a special local, social or professional colour. The unintegrated form make them eye-catching, which is important for the appeal of the magazine and gaining potential readers. The short forms of English borrowings are advantageous regarding economy in language. Anglicisms provide an indirect way (euphemism) to address certain taboo issues. Finally, the use of English borrowings determines the style of the register.

Cool Electrosounds, powervolle Popsongs i groovige Dancehits. O wartości
stylistycznej anglicyzmów w niemieckiej prasie młodzieżowej
Streszczenie

Celem artykułu jest zbadanie znaczenia stylistycznego zapożyczeń z języka angielskiego we współczesnej niemieckiej prasie młodzieżowej. Anglicyzmy nadają tekstom charakterystyczny dla danego kraju, grupy społecznej lub specjalizacji koloryt. W wielu przypadkach wyróżniają się ze względu na niezintegrowaną formę i przyciągają uwagę odbiorcy, co ma istotny wpływ na podniesienie atrakcyjności czasopisma i zyskanie potencjalnych czytelników. Cechą zapożyczeń z języka angielskiego jest zwykle krótki element znaczący, co jest korzystne w myśl zasady ekonomii językowej. Anglicyzmów używa się również w celu osłabienia słów i zwrotów, które ze względu na tabu kulturowe lub poprawność polityczną nie są powszechnie akceptowane. W końcu, użycie zapożyczeń determinuje zabarwienie stylistyczne określonego rejestru językowego.

Iwona Legutko-Marszałek

Lexikalischer Zugriff auf das mentale Lexikon im Lichte psycholinguistischer Theorien und Modelle

Der lexikalische Zugriff wird meistens vor dem Hintergrund der Sprachrezeptions- und Sprachproduktionsprozesse analysiert und als Aktivierung der zum sensorischen Input bzw. zur konzeptuellen Intention passenden sprachlichen Einheiten im mentalen Lexikon verstanden. Deshalb steht die Organisationsstruktur des mentalen Lexikons, das auch als inneres Lexikon bezeichnet wird, im Zentrum der Überlegungen zum lexikalischen Zugriff. Es besteht eine Uneinigkeit über die Definition bezüglich des mentalen Lexikons und so können beispielsweise jene Teilbereiche des Langzeitgedächtnisses als mentales Lexikon verstanden werden, in denen unser Wortwissen in hoch organisierter Weise gespeichert ist (Dannenbauer 1997). Schwarz und Chur (2007) definieren das mentale Lexikon als den Teil des Langzeitgedächtnisses, in dem alle in Form von so genannten Lexikoneinträgen organisierten Informationen über Wörter einer Sprache gespeichert sind. Börner und Vogel (1997) dagegen sehen das mentale Lexikon als ein Gebilde aus sprachlichen Einheiten, also den Wörtern, den sprachlichen Operationen und den dazugehörigen operativen Regeln. Nach Raupach (1997) wiederum besteht das mentale Lexikon aus mehreren Teillexika – dem phonologischen, morphologischen, syntaktischen, semantischen und so weiter – in denen auch andere Informationen enthalten sein können. Diese Teillexika sind individuell repräsentiert, gleichzeitig aber auch miteinander verbunden und voneinander abhängig. Abgesehen von den unterschiedlichen Interpretationen kann man mit Sicherheit feststellen, dass jeder, der ein Wort kennt, weiß, was es bedeutet, wie man es ausspricht bzw. schreibt, und in welcher sprachlichen Umgebung man es verwenden kann (Miller 1990). Demnach muss das mentale Lexikon das unbewusste Sprachwissen über phonetisch-phonologische Formen und ihre graphemischen Entsprechungen, morphologische Strukturen, semantische Repräsentationen und syntaktische Regularitäten der einzelnen lexikalischen Einträge enthalten, das im Sprachverarbeitungsprozess abgerufen wird. Das mentale Lexikon lässt sich auch nicht von der

menschlichen Kognition trennen und sollte als jener Teil des Langzeitgedächtnisses betrachtet werden, in dem alle Informationen über einzelne Wörter der Sprache in Form von Zugriffsrepräsentationen gespeichert sind. All diese Informationen werden mit dem Zugriff auf die lexikalische Einheit aktiviert. Das mentale Lexikon ist natürlich auch mit anderen Gedächtnissystemen, wie dem semantischen Gedächtnis¹, wo nichtsprachliche Begriffe und grammatikbezogenes Wissen gespeichert sind, und dem prozeduralen¹ Gedächtnis, wo das Wissen bezüglich der Anwendung von grammatischen Regeln gespeichert ist, verbunden.

Was man unter einem lexikalischen Eintrag bzw. einer lexikalischen Einheit versteht, wird auch unterschiedlich formuliert. Laut Handke (1997) besteht ein Lexikoneintrag aus einem Zugriffselement (access unit) und der lexikalischen Spezifikation, d.h. der linguistischen Information, die mit einem Lexikoneintrag gekoppelt ist. Die einzige Aufgabe des Zugriffselements ist es, den Kontakt des Eingabesignals mit dem Lexikon zu ermöglichen und den Abruf der lexikalischen Spezifikation einzuleiten. Levelt (1989) nimmt an, dass ein Lexikoneintrag zwei Einheiten umfasst: ein Lemma, das die semantischen und syntaktischen Eigenschaften des jeweiligen Wortes speichert, und ein Lexem, das morphologische und phonologische Informationen spezifiziert. Vor diesem Hintergrund enthält das Lemma die sprachspezifischen, semantischen und syntaktischen Informationen und fungiert somit als Vermittler zwischen konzeptueller und phonologischer Ebene. Das Lexem enthält die phonologischen und morphologischen Informationen, die mit dem phonologischen Enkodierungssystem in Zusammenhang stehen. Nach Levelt (1989) besteht gerade durch diese enge Verbindung eine frühe und gleichzeitig zum Lemma-Zugriff stattfindende phonologische Aktivierung. Wir verstehen den lexikalischen Eintrag als eine Zugriffsrepräsentation auf alle mit diesem Eintrag verbundenen sprachlichen Informationen, d.h. phonetisch-phonologische, graphemische, morphologische, semantische, syntaktische und pragmatische. Mit der Aktivierung eines Wortes werden solche Informationen wie Silben-, Laut- und Buchstabenzahl, Phonem- und Akzentstruktur dieses Wortes, Derivations- und Kompositionswortbildungsschemata, Wortart, die potentielle Satzgliedstellung und Kombinationsrestriktionen in Bezug auf die Argumentstruktur und die Subjekt-Prädikat-Objekt-Relation, die sprachliche Bedeutung des Wortes und seine innere Merkmalsstruktur samt der thematischen Rollen an Argumente einer regierenden Kategorie und pragmatisches Wissen bezüglich des situativen Kontextes der sprachlichen Kommunikation, zugänglich. Abhängig davon, ob das abgerufene Wort ein Substantiv, ein Verb oder ein Adjektiv bzw. ein Adverb ist, werden auch zusätzliche Informationen, wie Deklinations-, Konjugations- bzw. Komparationsflexionsmusterwissen, Wortstrukturwissen in Bezug auf Genus, Tempus, Modus, Numerus, Partizipformen und Person aktiviert.

¹ Zu den Begriffen semantisches und prozedurales Gedächtnis vgl. Squire (1986, 1993).

Die Art und Weise des lexikalischen Zugriffs hängt stark mit der Organisationsstruktur des mentalen Lexikons zusammen. Damasio und Damasio (1993) haben gezeigt, dass der Wortspeicher nicht nach einem Zufallsprinzip in unserem Kopf angelegt ist, sondern äußerst rationell strukturiert ist. Die große Anzahl von Wörtern (von 100 000 bis 200 000 Einträge)², die ein Mensch kennt, und die Schnelligkeit (3–4 Wörter pro Sekunde)², mit der er sie abrufen kann, deuten auf die Existenz eines perfekt organisierten mentalen Lexikons hin. Die sprachlichen Einheiten im mentalen Lexikon beruhen in Aufbau und Organisation auf denselben kognitiven Strukturprinzipien wie die im Gedächtnis gespeicherten sprachunabhängigen Begriffe. Die Organisationsstruktur des mentalen Lexikons wird von solchen Faktoren wie begriffliche Hierarchie, Form und Bedeutung der Wörter, Zugehörigkeit zu einer Wortklasse, Frequenz, Typikalität, Kollokation, Plural- bzw. Singulardominanz beeinflusst. Mit dem Zugriff auf eine lexikalische Einheit werden auch andere mit dieser Einheit assoziative Relationen eingehende Wörter aktiviert. Das im mentalen Lexikon repräsentierte sprachliche Wissen stellt also ein komplex strukturiertes Gebilde dar, das aus Formen, Inhalten und deren Strukturen besteht.

Anhand des lexikalischen Zugriffs versucht man Schlussfolgerungen zu ziehen, wie genau die lexikalischen Einträge im mentalen Lexikon organisiert sind und welche sprachlichen Informationen mitaktiviert werden. Dabei ist es wesentlich, ob im mentalen Lexikon Wörter, Morpheme oder vielleicht Phoneme eine lexikalische Einheit repräsentieren, auf die in Prozessen der Sprachverarbeitung zugegriffen wird. Zu dieser Frage gibt es drei mögliche Positionen (Schriefers 1999). Die wortzentrierten Modelle nehmen an, dass sowohl die morphologisch einfachen als auch die komplexen Wörter ihre eigene, voll ausgeprägte Zugriffsrepräsentation besitzen. In den morphemzentrierten Modellen dagegen werden die Wortstämme und die Affixe durch separate Einträge repräsentiert. Schließlich gibt es auch die so genannten Zwei-Routen-Modelle, die besagen, dass sowohl für Vollformen als auch für morphologische Komponenten wie Stämme und Affixe Zugriffsrepräsentationen existieren. Falls nur Affixe und Wortstämme, aber nicht die Vollformen der Wörter, Zugriffsrepräsentationen besitzen, müssen morphologisch zusammengesetzte Wörter in ihre morphologischen Bestandteile oder Konstituenten zergliedert werden, bevor der lexikalische Eintrag im mentalen Lexikon aufgefunden werden kann. Damit wird die prälexikalische morphologische Analyse zu einem obligatorischen Teil des Worterkennungprozesses. Bei den Modellen, die annehmen, dass die morphologische Struktur in irgendeiner Weise im mentalen Lexikon gespeichert ist, lassen sich Modelle mit gemeinsamen Einträgen und Modelle mit separaten Einträgen unterscheiden. Den Modellen mit gemeinsamen Einträgen zufolge teilen sich alle Wörter mit demselben Stamm- oder Wurzelmorphem einen einzigen lexikalischen Eintrag. In Auflistungsmodellen sind alle

² Vgl. Kurcz (1992).

morphologischen Verwandten eines Stammes in demselben Eintrag aufgeführt, und zwar in morphologisch zerlegter Form. In Netzwerkmodellen dient der Wortstamm als lexikalischer Eintrag, der positiv mit den Affixen, mit denen er kombinierbar, und negativ, mit denen er nicht kombinierbar ist, verbunden ist. In den Modellen mit separaten lexikalischen Einträgen ist jedes morphologisch zusammengesetzte Wort vollständig als eigener lexikalischer Eintrag im mentalen Lexikon repräsentiert. Morphologische Beziehungen zwischen Wörtern spiegeln sich darin wider, wie die Knoten miteinander verbunden sind, die die verschiedenen Mitglieder einer morphologischen Familie repräsentieren. Im so genannten vollständigen Auflistungsmodell wird angenommen, dass jede morphologische Variante eines bestimmten Stammes oder einer Grundform ihre eigene Zugriffsrepräsentation und ihren eigenen separaten Eintrag im mentalen Lexikon besitzt. Als mögliche Verbindungen zwischen morphologischen Verwandten werden assoziative oder semantische Beziehungen angenommen. Somit spielt die Morphologie keine wirkliche Rolle bei der Worterkennung (Butterworth 1983). In diesem Modell findet keine prälexikalische morphologische Analyse statt und morphologisch verwandte Wörter besitzen separate Einträge. Es gibt auch Modelle, die einen obligatorischen prälexikalischen morphologischen Analyseprozess vorsehen. Im „prefix-stripping model“ von Taft / Forster (1975) und Taft (1981) werden Wortstämme durch einen obligatorischen prälexikalischen Analyseprozess von ihren Affixen getrennt. Das nicht weiter reduzierbare Wurzelmorphem des morphologisch zusammengesetzten Wortes dient als Zugriffskode für die Suche im mentalen Lexikon. Wird im mentalen Lexikon ein übereinstimmender Eintrag eines Wortstammes aufgefunden, so sind alle morphologisch komplexen Varianten dieses Stammes unter seinem Eintrag aufgeführt. Im Modell mit Satelliteneinträgen (Lukatela et al. 1980) besitzt jedes morphologisch zusammengesetzte Wort einen separaten lexikalischen Eintrag im zentralen Lexikon. Für jede Gruppe morphologisch verwandter Wörter bildet ein Wort den so genannten Nucleus, der als die morphologische Form mit der schnellsten Erkennung definiert ist. Alle morphologisch verwandten Wörter sind mit diesem Nucleus verknüpft, aber nicht direkt miteinander verbunden. In ähnlicher Weise nehmen die so genannten Netzwerkmodelle die Existenz separater lexikalischer Einträge für jedes morphologisch zusammengesetzte Wort an (Fowler / Napps / Feldman 1985, Schriefers / Zwitserlood / Roelofs 1991, Schriefers / Freiderici / Graetz 1992). Morphologische Beziehungen zwischen Wörtern werden durch entsprechende Verbindungen in einem lexikalischen Netzwerk dargestellt. So stellen sich beispielsweise Fowler / Napps / Feldman (1985) vor, dass das mentale Lexikon aus einem Netzwerk verschalteter Knoten für Wörter, Morpheme, Silben und Phoneme besteht. Weiterhin nehmen sie an, dass es für jede morphologische Variante eines bestimmten Wortstammes einen Wortknoten gibt. Jeder Wortknoten ist mit einem Morphemknoten verbunden, der den Wortstamm repräsentiert. Morphologische Varianten eines Stammes sind somit durch den gemeinsamen Morphemknoten eng miteinander verbunden,

ohne dass sie gemeinsam einen lexikalischen Eintrag bilden. Das Modell der Satelliteneinträge und die Netzwerkmodelle stimmen mit dem Modell der vollständigen Auflistung in der Annahme überein, dass jede morphologische Variante eines Wortes einen separaten Lexikoneintrag besitzt. Anders als die Hypothese der vollständigen Auflistung nehmen sie jedoch an, dass das mentale Lexikon Informationen über die morphologischen Beziehungen zwischen Wörtern enthält. Im Augmented Addressed Morphology Model (Burani / Caramazza 1987) und im Morphological Race Model (Frauenfelder / Schreuder 1992) wird angenommen, dass morphologisch zusammengesetzte Wörter entweder auf einer Route erkannt werden, die eine prälexikalische morphologische Analyse voraussetzt, oder auf einer direkten Route, die auf morphologisch zusammengesetzte Wörter als Vollformen zugreift. Welche Route ein morphologisch zusammengesetztes Wort einschlägt, um erkannt zu werden, hängt von einer Reihe von Prozessfaktoren ab. Nach dem Augmented Addressed Morphology Model besitzen alle Wörter, ob morphologisch einfach oder komplex, ihre eigene vollständige Zugriffsrepräsentation, die mit zentralen Repräsentationen verknüpft ist. Diese bestehen aus einem Netzwerk, das Stämme enthält, die wiederum mit den Affixen, mit denen sie kombiniert werden können, positiv, und mit den Affixen, mit denen sie nicht kombiniert werden können (z.B. unregelmäßige Flexionsformen), negativ verknüpft sind. Im mentalen Lexikon wird die Repräsentation eines komplexen Wortes erstellt. Zusätzlich zum Zugriff auf das zentrale Lexikon durch die Zugriffsrepräsentationen der Vollformen lässt das Modell auch einen anderen Zugriff auf das mentale Lexikon zu, nämlich über einen morphologischen Analyseprozess, der die orthographische Inputkette in ihre morphologischen Komponenten zerlegt. In der ursprünglichen Version des Augmented Addressed Morphology Model kommt diese Analyseroute nur bei neuartigen zusammengesetzten Wörtern, die morphologisch regelmäßig gebildet sind, zum Einsatz. In neueren Versionen (Chialant / Caramazza 1995) besteht auch die Möglichkeit, dass Wörter mit geringer Auftretenshäufigkeit, die aus morphologischen Komponenten mit hoher Vorkommenshäufigkeit bestehen, ebenfalls entlang der Analyseroute verarbeitet werden. Im Augmented Addressed Morphology Model soll das Erkennen morphologisch zusammengesetzter Wörter auf dem Wege der Zugriffsrepräsentationen durch Vollformen (d.h. über die direkte Route) schneller erfolgen als über die Analyseroute. Deshalb lässt sich die Analyseroute nur in bestimmten Fällen nachweisen, in denen die Route, die mit dem Zugriffskode der Vollformen operiert, besonders langsam ist oder gar nicht zur Verfügung steht, etwa im Fall morphologisch komplexer Wortneubildungen. Die Analyseroute im Augmented Addressed Morphology Model ist außerdem nicht nur langsamer, sondern kommt auch nur dann ins Spiel, wenn die direkte Route nicht zum Erfolg führte. Nach dem Morphological Race Model ist das mentale Lexikon ein Aktivationsausbreitungsnetzwerk mit drei Schichten. Die erste Schicht besteht aus Zugriffskodes für Vollformen, für Wortstämme und für Affixe. Die zweite Schicht besteht aus zentralen Repräsentationen von Stämmen und Affixen und so

genannten Integrationsknoten, in denen mögliche Kombinationen aus Stämmen und Affixen kodiert sind. Die dritte Schicht enthält die semantischen und syntaktischen Repräsentationen von Wörtern. Stößt das System auf ein morphologisch zusammengesetztes Wort, werden sowohl die Zugriffsrepräsentationen der Stämme und Affixe als auch die Zugriffsrepräsentationen der Vollformen aktiviert. Die direkte Route bildet die Vollform-Zugriffsrepräsentationen direkt auf die entsprechenden Lemma-Repräsentationen ab. Auf der Analyseroute aktivieren die Zugriffsrepräsentationen der Stämme und Affixe ihre zugehörigen zentralen Repräsentationen. Im Anschluss an diesen Schritt prüft ein so genannter Lizenzierungsprozess die Kompatibilität der aktivierten morphemischen Konstituenten. Die direkte Route und die Analyseroute sind somit schon von Beginn der Wortverarbeitung an parallel aktiv. In Weiterentwicklungen des Morphological Race Model (Schreuder / Baayen 1995) wird das Modell auch quantitativ spezifiziert, und zwar durch die Annahme, dass die relative Geschwindigkeit der beiden Routen stochastisch variiert, wobei sich die Verteilungen der für den Abschluss des jeweiligen Prozesses benötigten Zeiten überschneiden. Zusätzlich enthält das Modell eine dynamische Komponente, insofern die Stärke der Zugriffsrepräsentationen, d.h. die Ruheaktivierung der Knoten, die den Zugriffskode für Vollformen, Stämme und Affixe repräsentieren, als Funktion der Verwendungshäufigkeit der jeweiligen Knoten variieren kann. Falls bei einem bestimmten morphologisch zusammengesetzten Wort die direkte Route vor der Analyseroute zum Ziel kommt, wird die zugehörige Vollform-Zugriffsrepräsentation etwas verstärkt, ihre Ruheaktivierung wird erhöht, und damit wächst auch die Chance, dass dieses Wort zukünftig auf dem Wege der direkten Route erkannt wird. Kommt jedoch die morphologische Analyseroute vor der Vollformen-Route ins Ziel, werden die Zugriffsrepräsentationen des zugehörigen Wortstammes und der Affixe verstärkt. Daraus ergibt sich, dass wenig häufige, in ihrer morphologischen Zusammensetzung transparente Formen, die sehr produktive Affixe enthalten, gute Kandidaten für die Route der morphologischen Analyse sind. In Zwei-Routen-Modellen wird also bei allen Wörtern eine prälexikalische morphologische Zerlegung versucht. Doch wird die Funktion dieser Route die Worterkennung nur dann beeinflussen, wenn die direkte Route langsam ist oder misslingt. Im Morphological Race Model wird der Ausgang des Rennens zwischen der direkten Route und der Analyseroute von Faktoren wie Worthäufigkeit, Produktivität und Häufigkeit von Affixen und semantische Transparenz beeinflusst. Morphologisch zusammengesetzte Wörter unterscheiden sich nämlich hinsichtlich ihrer semantischen Transparenz (Schriefers 1999). Ein morphologisch zusammengesetztes Wort wird dann als semantisch transparent betrachtet, wenn man seine Bedeutung auf der Grundlage der Bedeutung seiner morphologischen Konstituenten vorhersagen kann (z.B. eckig). Dem stehen semantisch undurchsichtige Wörter gegenüber (z.B. artig). Die semantische Transparenz spielt bei der Verarbeitung von Komposita eine Rolle. Sandra (1990) berichtet über Belege dafür, dass insbesondere semantisch undurchsichtige Komposita separate

Repräsentationen des gesamten Wortes besitzen. Es kommt jedoch hinzu, dass die Beziehung zwischen einem Kompositum und seinen morphologischen Komponenten ebenfalls im mentalen Lexikon kodiert zu sein scheint. Zusammengefasst zeigen die vorliegenden Befunde, dass die semantische Transparenz die Verarbeitung morphologisch zusammengesetzter Wörter so beeinflusst, dass semantisch undurchsichtige Wörter mit größerer Wahrscheinlichkeit auf der direkten Route verarbeitet werden als semantisch transparente Wörter.

Marslen-Wilson et al. (1994) nehmen eine lexikalische Organisation an, die dem Vorschlag von Caramazza et al. (1988) ähnelt. Lexikalische Einträge bestehen aus Stamm-Morphemen und Affixen, wobei die Stämme mit denjenigen Affixen verbunden sind, mit denen sie sich zusammenschließen können. Der Zugriff auf ein zusammengesetztes abgeleitetes Wort impliziert deshalb immer auch den Zugriff auf eine zentrale Repräsentation seines Stammes, woraus folgt, dass alle abgeleiteten Formen wechselseitige Primingeffekte aufeinander ausüben sollten. Das Ausbleiben des Priming zwischen suffigierten Formen wird mit der Annahme inhibitorischer Verbindungen zwischen den verschiedenen Suffixen eines vorliegenden Stammes erklärt, was durch die Erfordernisse des Erkennens gesprochener Wörter motiviert ist. Das Erkennen eines gesprochenen suffigierten Wortes beginnt mit der Erkennung seines Stammes. Dieser Stamm wird alle Suffixe aktivieren, die mögliche Vervollständigungen des Stammes bilden. Wenn die Information über das tatsächliche Suffix eingeht, muss die Aktivierung der anderen Suffixe unterdrückt werden.

Die Untersuchungen sprechen stark dafür, dass keine dieser beiden extremen Positionen die richtige ist (Schriefers 1999). Das Worterkennungssystem scheint vielmehr in flexibler Weise strukturiert zu sein und sowohl die Speicherung als auch die Berechnung zuzulassen. Außerdem scheint das mentale Lexikon die Informationen über morphologische Strukturen so zu enthalten, dass unterschiedliche morphologische Beziehungen zwischen Wörtern in unterschiedlicher Weise kodiert sind. Die vorhandenen Befunde lassen erkennen, dass ein angemessenes Modell entweder wie ein Netzwerkmodell beschaffen sein sollte, das separate Vollform-Repräsentationen besitzt, die auf variable Weise mit ihren Stämmen verknüpft sind, oder als Modell mit morphologisch zerlegten Einträgen gestaltet ist, in dem variable Verbindungen zwischen den Stämmen und den Affixen bestehen. Deshalb vertreten wir die Ansicht, dass alle Wörter mit demselben Stammmorphem und unter Berücksichtigung der Zugehörigkeit zu einer Wortklasse im mentalen Lexikon durch einen Eintrag repräsentiert werden, d.h. dass beispielsweise die Wörter *lieben, liebt, liebst, liebt, liebte, liebe, geliebt* zusammen eine Zugriffsrepräsentation bilden. Andere, zur selben Wortfamilie gehörende Wörter, wie z.B. *Liebe, lieblich, liebevoll, liebenswert* bilden zwar weitere separate Zugriffsrepräsentationen, sind aber stark miteinander verbunden oder in unmittelbarer Nähe voneinander gespeichert. Auch Komposita, deren Bedeutung nicht aus den Bedeutungen ihrer Teile ermittelt werden kann, werden

durch einen Eintrag im mentalen Lexikon repräsentiert (z.B. *Traumtänzer* – unrealistischer Mensch), während transparente Zusammensetzungen im Sprachverarbeitungsprozess durch Anwendung der Wortbildungsregeln aus separaten Einträgen gebildet werden (z.B. *Balletttänzer*). Mehrdeutige Wörter sind ebenfalls mit mehr als einem Eintrag vertreten (z.B. *Bank* als Geldinstitution und *Bank* als Sitzgelegenheit in einem Park).

Mit der Annahme, dass der lexikalische Zugriff auf sprachliche Informationen in zwei Etappen erfolgt, beeinflusste Fromkin (1973) spätere Modelle (z.B. Levelt 1989). Demnach werden zuerst semantische und syntaktische Merkmale von Morphemen aktiviert, dann kommt die phonologische Form hinzu. Aktuelle Modelle des lexikalischen Zugriffs im Sprachproduktionsprozess gehen von der Annahme aus, dass die verschiedenen sprachlichen Eigenschaften von Wörtern auf unterschiedlichen Ebenen repräsentiert sind. Der Input für den lexikalischen Zugriff wird auf einer so genannten konzeptuellen Ebene spezifiziert. Hier wird eine vorsprachliche semantisch-konzeptuelle Repräsentation der kommunikativen Intention generiert. Bezüglich der repräsentationalen Einheiten auf dieser Ebene lassen sich zwei Sichtweisen unterscheiden. Im Modell von Levelt / Roelofs / Meyer (1999) sind die relevanten Einheiten so genannte lexikalische Konzepte. Andere Modelle (Caramazza 1997; Dell 1986; Dell / O'Seaghdha 1992) gehen dagegen davon aus, dass der Lexikalisierungsprozess nicht von einheitlichen Konzepten, sondern von Bündeln semantisch-konzeptueller Merkmale gesteuert wird. Im Modell lexikalischer Verarbeitung von Levelt (1989) ist jedes lexikalische Konzept mit einer abstrakten lexikalischen Repräsentation, dem so genannten Lemma, auf der syntaktischen Ebene verbunden. Lexikalische Verarbeitung geschieht in diesem Modell durch Aktivierungsausbreitung über Verbindungen zwischen den Knoten der verschiedenen Repräsentationsebenen und die Selektion von aktivierten Einheiten. Im Modell von Levelt ist der Aktivierungsfluss vom Lemma zu phonologischen Formen und vom Lemma zu den lexikalisch-syntaktischen Eigenschaften unidirektional. Weiterhin handelt es sich um ein strikt diskret-serielles Modell, d.h. dass die phonologische Form eines Zielwortes erst aktiviert wird, nachdem das entsprechende Lemma selektiert worden ist. Dells Modell (1986) unterscheidet ebenfalls die konzeptuelle, syntaktische und phonologische Ebene. Im Gegensatz zu Levelts diskret-seriellem Modell beinhaltet Dells Modell die Annahme kaskadierender Aktivierungsausbreitung zwischen den Ebenen. Die Aktivierung kann bereits von der syntaktischen an die phonologische Ebene weitergegeben werden, bevor das entsprechende Lemma selektiert worden ist. Weiterhin werden Rückkopplungsverbindungen postuliert, über die aktivierte phonologische Formen Aktivierung an alle mit ihnen verbundenen Lemmas zurückgeben. Caramazza und Miozzo (1997, 1998) haben dagegen ein Modell vorgeschlagen, welches keine zwischen konzeptuellen und phonologischen Repräsentationen vermittelnde Lemma-Ebene annimmt. In diesem Independent Network Model werden auf der Basis konzeptuell-semantischer Repräsentationen

gleichzeitig die Wortformen (Lexeme) einer Gruppe semantisch ähnlicher Wörter aktiviert. Konzeptuell-semantische Repräsentationen aktivieren zugleich mit den Wortformen diejenigen syntaktischen Merkmale, die eine semantische Basis haben (z.B. Tempus eines Verbs). Diese Aktivierung ist allerdings nur schwach und die Selektion der syntaktischen Merkmale unzureichend. Lexeme aktivieren sowohl die assoziierten lexikalisch-syntaktischen Merkmale (z.B. das grammatische Geschlecht eines Nomens) als auch die assoziierten phonologischen Segmente und andere phonologische Information wie etwa die Silbenstruktur des Wortes. Der Aktivationsfluss ist undirektional kaskadierend. Caramazza und Miozzo (1997) betonen, dass in diesem Modell die lexikalisch-syntaktischen Eigenschaften und die phonologischen Segmente eines Wortes unabhängig voneinander abgerufen werden können.

Wie aus diesem Artikel ersichtlich wird, gibt es viele Unstimmigkeiten in Bezug auf die Frage, wie genau der lexikalische Zugriff erfolgt. Das kommt daher, dass man bis heute nicht weiß, wie die lexikalischen Einträge im mentalen Lexikon organisiert sind und welche Struktur sie aufweisen. Zahlreiche Modelle und Theorien beweisen nur diese Unwissenheit. Jeder lexikalische Eintrag muss eine Zugriffsrepräsentation auf phonetisch-phonologische, graphemische, morphologische, syntaktische, semantische und pragmatische Informationen bilden, die in Sprachverarbeitungsprozessen aktiviert werden und eine Kommunikation mittels eines sprachlichen Systems ermöglichen. Mit dem Zugriff auf eine lexikalische Einheit und der Aktivierung von zusammenhängenden sprachlichen Informationen wird auch der Zugang zum grammatischen Wissen geschaffen, das nach Bedarf aktiviert werden kann. Im Sprachproduktionsprozess erfolgt der lexikalische Zugriff von dem Konzept her auf die sprachliche Bedeutung, die dieser Begriffsrepräsentation entspricht, und dann auf weitere mit der aktivierten Bedeutung stark verbundene Informationen. Mit dem Zugriff auf eine lexikalische Einheit werden sowohl die über relationale Vernetzungen nahen Bedeutungen als auch die phonologisch ähnlichen Wörter, meistens derselben Wortklasse, mitaktiviert. Im Sprachrezeptionsprozess erfolgt der lexikalische Zugriff dagegen von der lautlichen oder graphischen Form her auf andere mit dieser Form verbundene sprachliche Informationen. Fraglich bleibt auch, ob die sprachliche Verarbeitung modular und seriell oder interaktiv und parallel zustande kommt. Wir nähern uns der Auffassung, dass diese Prozesse interaktiv und parallel verlaufen, aber mit minimalem Vorsprung der semantischen Analyse während der Sprachproduktion und der phonologisch-morphologischen Analyse während der Sprachrezeption. Das hängt mit der Richtung des Verarbeitungsprozesses zusammen: entweder müssen wir zur konzeptuellen Intention entsprechende Elemente des sprachlichen Systems aufsuchen, um sie auszudrücken, oder wir müssen aus dem Fluss der wahrgenommenen sprachlichen Elemente die konzeptuelle Absicht erschließen. Wird aber auf das mentale Lexikon zugegriffen, so werden alle Informationen parallel und interaktiv verarbeitet.

Bibliographie:

- Börner, W. / Vogel, K. (1997): Mentales Lexikon und Lernalterssprache. In: Börner, W. / Vogel, K. (Hrsg.): *Kognitive Linguistik und Fremdspracherwerb*. Tübingen: Gunter Narr.
- Burani, C. / Caramazza, A. (1987): Representation and processing of derived words. *Language and Cognitive Processes* 2, 217–227.
- Butterworth, B. (1983): Lexical representation. In: B. Butterworth (Hrsg.): *Language production*. London: Academic Press, 257–294.
- Caramazza, A. (1997): How many levels of processing are there in lexical access? In: *Cognitive Neuropsychology* 14, 177–208.
- Caramazza, A. / Laudanna, A. / Romani, C. (1988): Lexical access and inflectional morphology. In: *Cognition* 28, 297–332.
- Caramazza, A. / Miozzo, M. (1997): The relation between syntactic and phonological knowledge in lexical access: Evidence from the 'tip-of-the-tongue' phenomenon. In: *Cognition* 64, 309–343.
- Caramazza, A. / Miozzo, M. (1998): More is not always better: A response to Roelofs, Meyer and Levelt. In: *Cognition* 69, 231–241.
- Chialant, D. / Caramazza, A. (1995): Where is morphology and how is it represented? The case of written word recognition. In: L.B. Feldman (Hrsg.): *Morphological aspects of language processing*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 55–76.
- Damasio, A.R. / Damasio (1993): Sprache und Gehirn. In: *Spektrum der Wissenschaft – Gehirn und Geist*, 46–55.
- Dannenbauer, F. M. (1997): *Grammatik*. In: S. Baumgartner / I. Füssenich (Hrsg.): *Sprachtherapie mit Kindern*. München – Basel: E. Reinhardt, 123–203.
- Dell, G.S. (1986): A spreading activation theory of retrieval in sentence production. In: *Psychological Review* 93, 283–321.
- Dell, G.S. / O'Seaghdha, P.G. (1992): Stages of lexical access in language production. In: *Cognition* 42, 287–314.
- Fowler, C.A. / Napps, S.E. / Feldman, L.B. (1985): Relations among regular and irregular morphologically related words in the lexicon as revealed by repetition priming. In: *Memory and Cognition* 13, 241–255.
- Frauenfelder, U.H. / Schreuder, R. (1992): Constraining psycholinguistic models of morphological processing and representation: The role of productivity. In: G.E. Booij / J. van Marle (Hrsg.): *Yearbook of morphology 1991*. Dordrecht: Kluwer, 165–183.
- Fromkin, V.A. (1973): Introduction. In: V.A. Fromkin (Hrsg.): *Speech errors as linguistic evidence*. The Hague: Mouton.
- Handke, J. (1997): Zugriffsmechanismen in mentalen und maschinellen Lexikon. In: Börner, W. / Vogel, K. (Hrsg.): *Kognitive Linguistik und Fremdspracherwerb*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Kurcz, I. (1992): *Język a psychologia*. Warszawa: WSiP.
- Levelt, W.J. (1989): *Speaking: From intention to articulation*. Cambridge, MA: MIT Press.

- Levelt, W.J.M. / Roelofs, A. / Meyer, A.S. (1999): A theory of lexical access in speech production. In: *Behavioral and Brain Sciences* 22, 1–75.
- Lukatela, G. / Gligorijevic, G. / Kostic, A. / Turvey, M.T. (1980): Representation of inflected nouns in the mental lexicon. In: *Memory and Cognition* 8, 415–423.
- Marslen-Wilson, W.D. / Tyler, L.K. / Waksler, R. / Older, L. (1994): Morphology and meaning in the English mental lexicon. In: *Psychological Review* 101, 3–33.
- Miller, G.A. (1990): Linguists, Psycholinguists, and the Cognitive Sciences. In: *Language* 66, 317–322.
- Sandra, D. (1990): On the representation and processing of compound words: Automatic access to constituent morphemes does not occur. In: *Quarterly Journal of Experimental Psychology* 42A, 529–567.
- Schreuder, R. / Baayen, R.H. (1995): Modelling morphological processing. In: L.B. Feldman (Hrsg.): *Morphological aspects of language processing*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, 131–154.
- Schriefers, H. (1999): Morphologie und Worterkennung. In: A. Friederici (Hrsg.): *Sprachrezeption*. Göttingen: Hogrefe, 117–153.
- Schriefers, H. / Friederici, A.D. / Graetz, P. (1992): Inflectional and derivational morphology in the mental lexicon: Symmetries and asymmetries in repetition priming. In: *Quarterly Journal of Experimental Psychology*. 44A, 373–390.
- Schriefers, H. / Zwisterlood, P. / Roelofs, A. (1991): The identification of morphologically complex spoken words: Continuous processing or decomposition. In: *Journal of Memory and Language* 30, 26–47.
- Schwarz, M. / Chur, J. (2007): *Semantik*. Narr Studienbücher. Tübingen: Gunter Narr.
- Squire, L. (1986): Mechanisms of memory. In: *Science* 232, 1612–1619.
- Squire, L. (1993): The organization of declarative and non-declarative memory. In: Ono, T. / Squire, L. / Raichle, M.F. / Perrett, D. / Fukuda, J. (Hrsg.): *Brain mechanism of perception and memory: From neuron to behavior*. New York: McGraw-Hill, 219–227.
- Taft, M. (1981): Prefix stripping revisited. In: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 20, 263–272.
- Taft, M. / Forster, K.I. (1975): Lexical storage and retrieval of prefixed words. In: *Journal of Verbal Memory and Verbal Behavior* 14, 630–647.

Lexical access to the mental lexicon in the context of psycholinguistic theories and models

Abstract

The topic of the present article is presentation of issues connected to lexical access and activation of lexical units in the processes of linguistic production and perception. Lexical access is often understood as activation of linguistic information, stored in the mental lexicon. Therefore considerations on this phenomenon concentrate also on the organization structure of the mental lexicon. In spite of numerous theories and models engaged in this issue, there is no consensus on the activation process of lexical units, as well as an uniform definition of the mental lexicon. The definition of the

lexical unit itself is also diversely understood. All the vagueness result from the fact, that we are not able to comprehend, how the human brain is capable of processing so quickly and in such a short time phenomena, which are so complex.

Dostęp do jednostek leksykalnych i aktywacja leksykonu mentalnego w świetle psycholingwistycznych teorii i modeli

Streszczenie

Tematem niniejszego artykułu jest przedstawienie problematyki związanej z dostępem do jednostek leksykalnych i ich aktywacją w procesach produkcji i percepcji językowej. Dostęp do jednostek leksykalnych rozumiany jest często jako aktywacja informacji językowych zgromadzonych w leksykonie mentalnym. Dlatego też rozważania dotyczące tego zjawiska koncentrują się również na strukturze organizacyjnej leksykonu mentalnego. Mimo licznych teorii i modeli zajmujących się tą problematyką nie ma zgodności co do przebiegu aktywacji jednostek leksykalnych ani jednolitej definicji leksykonu mentalnego. Samo pojęcie jednostki leksykalnej jest także w różny sposób rozumiane. Wszystkie te niejasności wynikają z faktu, iż nie jesteśmy w stanie objąć tego, w jaki sposób mózg człowieka może w tak krótkim czasie przetwarzać w tak szybki sposób tak kompleksowe zjawiska.

Anna Małgorzewicz

Verstehensprozesse bei der Translation

Das breite Spektrum der Fragestellungen in Bezug auf Translationsphänomene ist Gegenstand einer kontinuierlichen Debatte, die in den letzten Jahren in Polen an Intensität gewonnen hat. Von besonderer Bedeutsamkeit sind die Diskussionen, die während der germanistischen Konferenzen geführt werden. Zu nennen wären hier: die internationale wissenschaftliche Konferenz des Verbandes Polnischer Germanisten zum Thema *Translatorik in Forschung und Lehre* im Mai 2008, die Breslauer Konferenz *Germanistische Linguistik extra muros* mit der Paneldiskussion zum Thema Translationsdidaktik 2008 oder die 2009 ebenfalls in Breslau veranstaltete Konferenz *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Auch im Rahmen der seit 2002 von der Krakauer Gesellschaft für die Verbreitung von Wissen über die sprachliche Kommunikation *TERTIUM* veranstalteten Konferenzen werden translationsrelevante Aspekte zur Diskussion gestellt. Darüber hinaus waren Probleme der polnischen Translatorik und Translationsdidaktik auch Gegenstand der von der Polnischen Gesellschaft für Angewandte Linguistik 2009 und 2010 an der Universität Warschau organisierten Konferenzen.

Als Translator kann nach Grucza (2008:41) jemand bezeichnet werden, der nicht nur eine natürliche, praktische Translationskompetenz mitbringt, sondern sich auch eine entsprechende kognitive – eben: translatorische – Kompetenz angeeignet hat. So soll die Kompetenz eines Translators nicht allein als eine Ergänzung der bilingualen sprachlichen Kompetenz betrachtet, sondern als ein sog. wesentlicher Mehrwert definiert werden:

„Denn ein jeder erfahrene Translator besitzt zum einen eine Menge von selbst erzeugten spezifischen Regeln, Fertigkeiten und Kenntnissen, die diesen bestimmten Mehrwert bzw. Überschuss seiner Kenntnisse darstellen. Zum anderen verfügt er über einen bestimmten Mehrwert bzw. Überschuss von Wissen als seine eigene individuelle Translationstheorie gegenüber einer jeden anderen monolingualen Kommunikationskompetenz mit prätranslatorisch-bedingendem Charakter“. (Żmudzki 2010: 119)

In seinen Ausführungen plädiert Żmudzki dafür, die Faktoren, die diesen Mehrwert ausmachen und somit Menschen und nicht Texte betreffen,

herauszufinden und zu beschreiben. Die auf diesem Wege gewonnenen Erkenntnisse könnten den Ausgangspunkt für die Entwicklung der didaktischen Translationsmodelle darstellen, die offensichtlich in der germanistischen Translationsdidaktik fehlen. Der von Żmudzki (2008, 2009, 2010) in allen Einzelheiten geschilderte Zustand der polnischen Translationsdidaktik gibt der Entwicklung der Translationskompetenz wenig Raum und noch weniger Chancen zur Entwicklung der translatorischen Kompetenz, so wie sie von Grucza aufgefasst wurde. Es besteht also die Notwendigkeit, solche Modelle zu entwerfen, die diese Kompetenzen in ihren vielfältigen Dimensionen durchdringen und damit die Basis für die Konzipierung sowohl von translationsdidaktischen Makro- als auch Mikrostrategien schaffen.

Im Rahmen des vorliegenden Beitrags wird das Ziel verfolgt, Einsicht in die sich in der Translation vollziehenden Verstehensprozesse zu nehmen. Dabei wird sowohl das Verstehen des Translators als auch das vom Translator intendierte Verstehen des Zientextempfängers in Betracht gezogen. Gegenstand meiner Untersuchungen stellen somit einerseits mentale Prozesse des Translators in der Rezeptionsphase und andererseits Strategien dar, die dieser beim Formulieren des Translats mit dem Ziel einsetzt, das von ihm angestrebte Verstehen des Translats zu gewährleisten.

Für die Zwecke der Translationsdidaktik eignen sich diejenigen Ansätze, die ein authentisches Bild des Übersetzungs- und Dolmetschvorgangs liefern, also solche, die der übersetzungs- und dolmetschbezogenen Prozessforschung entspringen. Diese Modelle werden allerdings als kompatible Ergänzung zu einer produktorientierten translationswissenschaftlichen Forschung verstanden. Diese Forderung hat ihren Ursprung in dem von Franciszek Grucza 1976 (Grucza 1981) vorgestellten Schlüsselmodell des Translationsgefüges. Der Begründer der polnischen Translatorik hat damals postuliert, zum zentralen Gegenstand der autonomen Erkenntnis der Translation den Translator selbst und seine Texte unter Bezugnahme auf andere Disziplinen zu machen.

Der translationswissenschaftlichen Forschung sind Studien bekannt, deren Gegenstand die mentalen Operationen des Translators bilden. Exemplarisch sollen hier *Strategie der Übersetzung: ein Lehr- und Arbeitsbuch* von Höning und Kussmaul (1982), *Was in den Köpfen von Übersetzern vorgeht* von Krings (1986), *Konstruktives Übersetzen* von Höning (1995), *Konsequenzdolmetschen. Handlungen – Operationen – Strategien* von Żmudzki (1995) *Situated Embedded Cognition* von Risku (2000, 2004), *Erfolgreich Übersetzen* von Hansen oder *Verstehen und Übersetzen* von Kussmaul (2007/2010) angeführt werden (siehe auch Małgorzewicz 2003, 2008).

Aufschlussreich bei der Klärung der Verstehensprozesse in der Translation sind Ergebnisse von Studien, die die Verfahrensweisen professioneller Übersetzer mit denen von Anfängern vergleichen. Kußmaul (2009:317) nennt in seiner Abhandlung u.a. folgende Ergebnisse der in unterschiedlichen translationswissenschaftlichen Zentren durchgeführten Untersuchungen:

- Professionelle Translatoren organisieren ihre Prozesse effektiver, indem sie das Sachgebiet des Textes im Auge behalten und sich von ihrem Verständnis von dessen kommunikativer Funktion leiten lassen (vgl. Jakobsen 2005:115, Krings 1987).
- Professionelle Translatoren setzen globale, den gesamten Text erfassende Strategien ein, angehende Translatoren dagegen bedienen sich eher linearer, d.h. die einzelnen Textabschnitte berücksichtigender Strategien (vgl. Krings 1987).
- Professionelle Translatoren setzen Strategien von ausgeprägter Rekursivität ein. Sie verwenden globale Textverarbeitungsstrategien und bewegen sich souverän im Text vor und zurück (vgl. Opitz 2004:668f.)
- Professionelle Translatoren berücksichtigen bei der Ausgangstextverarbeitung den größeren Kontext, den Texttyp, die Textsorte und rhetorische Muster (vgl. Barosa/Neiva 2003:150).

Auf Grund der angeführten Untersuchungsergebnisse kann festgestellt werden, dass professionelle Translatoren im Vergleich zu Anfängern in ihrer Ausgangstextverarbeitung autonomer und wissensbasierter vorgehen. Sie unterstützen also ihre Verstehensprozesse mit der Analyse von Faktoren, die außerhalb der einzelnen Textsegmente liegen. Sie haften nicht am Wortlaut des Ausgangstextes, sondern versuchen diesen auf der Grundlage aller ihn konstituierenden Aspekte zu interpretieren. In die Ausgangstextverarbeitung wird mithin die Kenntnis des situativen Kontextes, der auf Texttyp und Textsorte verweisenden sowie rhetorischen Indikatoren und Sachwissen einbezogen. Solch ein Verfahren setzt den Einsatz geeigneter globaler Strategien sowie das volle Vertrauen auf die Richtigkeit der getroffenen Entscheidungen voraus.

Das Festgestellte bestätigt die These von Risku (2004: 82), dass die Translation „eine Form intelligenten, auf Kognition basierenden Verhaltens“ ist. Kognition ist dabei als subjektiver Prozess zu betrachten. Somit werden auch die in der Translation stattfindenden interpretatorischen Prozesse als nicht objektiv definiert. Sie entspringen individuellen, auf der Erfahrung basierenden Dispositionen des Translators. Situationskontext, Weltwissen, Können und Erwartungen des Translators tragen also wesentlich zum Verstehen bei, so wie es Schnotz (1994:50) für monolinguales Textverstehen festgestellt hat:

„Textverstehen erfordert die Aktivierung nicht nur von sprachlichem, sondern auch von inhaltlichem Vorwissen. Dadurch geht die beim Verstehen konstruierte mentale Repräsentation immer über explizit vermittelte Information hinaus, und das Verstehen ist jeweils kontextabhängig“.

Auch Heinemann und Viehweger (1991:74) setzen für jeden Verstehensprozess Hörer-Aktivitäten voraus. Der Verstehensprozess erweist sich somit

„als aktiver fortlaufender Konstruktionsprozess [...] des Hörers, bei dem die durch einen Text in seinem Bewusstsein aktivierten Bedeutungsein-

heiten mit zusätzlichen Wissens-elementen aus einem bei ihm gleichfalls aktivierten globalen Muster verknüpft werden; in der Regel wird ein Text erst auf der Grundlage eines solchen komplexen Konstruktionsprozesses wirklich verstanden“.

In der Psycholinguistik wird ein Verstehensmodell diskutiert, das zwei Prozesse umfasst, die ständig interagieren und einander gegenseitig ergänzen: *bottom-up*-Prozesse, das, „was als Input von draußen reinkommt“, und *top-down*-Prozesse, alles, was „dem Einlaufenden formend, aufnehmend oder auch ablehnend entgegentritt“ (Hörmann 1980:18). Die beiden Prozesse wirken zusammen und hängen voneinander ab. Erst in ihrer strategischen Interaktion kann Verständnis entstehen. In diesem Sinne postuliert Seleskovitch (1984:40) für den Verstehensprozess unter dolmetschspezifischen Gesichtspunkten den „Brückenschlag zwischen bereits vorhandenem Wissen und dem Wortlaut der Aussage“. In ihrer früheren Arbeit illustriert Seleskovitch (1980:155) den Verstehensvorgang im Zusammenspiel von Sprachsignal und kognitiver Ergänzung wie folgt:

- richtiges Sprachsignal vom Sprecher emittiert + richtige kognitive Ergänzung = richtiges Verständnis
- richtiges Sprachsignal + falsche kognitive Ergänzung = falsches Verständnis
- falsches Sprachsignal + richtige kognitive Ergänzung = richtiges Verständnis

Es wird ersichtlich, dass für das erfolgreiche Verstehen allein die richtige kognitive Ergänzung, also die Verbindung mit den richtigen kognitiven Strukturen im mentalen System des Translators, von ausschlaggebendem Belang ist. Der Translator kann also etwas verstehen, wenn er es „in bereits vorhandene Wissensbestände“ integrieren kann (Hönig 1995:66).

Die von Kussmaul (2009:317) angeführten Studienergebnisse lassen darüber hinaus darauf schließen, dass professionelle Translatoren den Ausgangstext gleichzeitig auf mehreren Ebenen verarbeiten, also auf der Ebene der Wörter, der Sätze und der Makrostruktur des Textes. Zur Veranschaulichung dieser rezeptiven Prozesse scheint das von van Dijk und Kintsch (1983) entworfene kognitiv-strategische Modell des Verstehens eine für die Translation relevante Erklärungsmöglichkeit zu sein.

Das Mehr-Ebenen-Modell der Textverarbeitung von van Dijk und Kintsch unterscheidet folgende Ebenen:

- „Ebene der atomaren Propositionen: semantische Grundeinheiten, Wörter;
- Ebene der komplexen Propositionen: Teilsätze;
- Ebene der lokalen Kohärenz: Satzverbindungen;
- Ebene der Makrostruktur: aus den komplexen Propositionen inferierte allgemeine Aussagen, die zusammen die Makrostruktur des Textes bilden;
- Ebene der Superstruktur: konventionalisierte Formen von Textsorten“ (Rickheit/Strohner 1993:77).

Die Propositionen verdeutlichen die Relationen zwischen den Konzepten und bilden die sog. Textbasis (Myczko 1995:23). Sie wird von van Dijk und Kintsch (1983:11) als die semantische Repräsentation des Inputs im episodischen Gedächtnis definiert. Gleichzeitig mit ihrem Aufbau wird ein Situationsmodell (die kognitive Repräsentation der Situation, die der Text beschreibt) im episodischen Gedächtnis aktiviert, mit dem die Textbasis laufend verglichen und auf den neuesten Stand gebracht wird.

Die Propositionen können zu so genannten Makropropositionen zusammengefasst werden, die sich wiederum auf konzentrierte Makropropositionen reduzieren lassen. So sind diese Makropropositionen auf verschiedenen, hierarchisch angeordneten Ebenen möglich, wobei die oberste Makroproposition (Makrostruktur) die Kernaussage des Textes darstellt.

Infolgedessen ist anzunehmen, dass der Translator nicht wartet, bis er alle Daten aufgenommen hat, sondern dass er schon beim ersten rezipierten Wort mit der Verarbeitung beginnt. Bei jedem weiteren Input ergänzt er die mentale Repräsentation des Ausgangstextes, die Textbasis also, die im Verarbeitungsprozess nicht konstant bleibt. Sie wird ständig modifiziert und an die aus dem rezipierten Text einlaufenden Informationen aktuell angepasst.

Im Hinblick auf das oben Gesagte lässt sich das Sprachverstehen als ein konstruktiver, von kontextuellen und rezipientenspezifischen Faktoren determinierter Prozess beschreiben. Mit Hörmann (1976:495) kann folglich festgelegt werden, dass das Verstehen ein durch vielerlei „Anweisungen“ determinierter Vektor unseres Bewusstseins ist. Das Bewusstsein des Translators determiniert also dessen Verstehen, und dieses Verstehen determiniert wiederum sein Bewusstsein.

Für die Auslegung der gravierenden Rolle des Bewusstseins in den verstehensorientierten Operationen eignen sich theoretische Ansätze der kognitiven Semantik (vgl. dazu auch Szeluga 2008), wie z.B. das Modell der *Scenes-and-frames-Semantik* von Fillmore, das von Vannerem und Snell-Hornby (1986) in die translationswissenschaftliche Diskussion eingeführt wurde. Dieses Modell schafft überdies eine Grundlage für die Erörterung der translatorischen Prozesse, die das Verständnis des Zieltextrezipienten zum Ziel haben. Es genügt meiner Ansicht nach nicht, das Augenmerk auf die Verstehensprozesse des Translators zu konzentrieren, da der Erfolg der Translation in ihr Resultat, also in das vom Auftraggeber intendierte, vom Translator richtig identifizierte zu erreichende Ziel mündet. Voraussetzung für die Erreichung des translationsgerechten Zieles ist also nicht nur das richtige Verstehen des Translators, sondern auch des Zieltextrezipienten. In beiden Prozessen ist die oben erwähnte kognitive Kompetenz des Translators von grundlegender Relevanz.

Die prospektive Orientierung auf das Translat und zugleich seine Kontextgebundenheit und kulturelle Verwicklung werden im Rahmen des funktionalen Paradigmas der Translationsforschung akzentuiert. Das Modell von Reiß

und Vermeer (1984¹) betrachtet außer den Merkmalen des Ausgangstextes auch die außertextlichen Faktoren der Kommunikationssituation und des soziokulturelles Hintergrundwissens. Diesem Ansatz folgend besteht die Aufgabe des Translators im Einsatz adäquater Übersetzungs- oder Dolmetschstrategien, die das intendierte Verstehen bewerkstelligen und zugleich die von Vermeer (1978) postulierte Kohärenz in der translatorischen Handlung herstellen können. *Kohärent* bedeutet für den Zieltextempfänger ein *Glaube – verstanden – zu – haben*, ein *Ist – für – Empfänger – interpretierbar* (Vermeer 1978:101). Daraus ergibt sich die Forderung, die Produktionsstrategien auf den Zieltextempfänger auszurichten: „Bei jeder Translation wird auf eine intendierte Rezipientenschaft hin übersetzt/gedolmetscht (Reiß/Vermeer ebd.:85).“ Dabei soll berücksichtigt werden, wie oben erörtert, dass Texte unterschiedlich verstanden werden, weil der jeweilige Rezipient die Intention des Ausgangstextes entsprechend seinen individuellen Erwartungen, Erfahrungen und Kenntnissen interpretiert. In diesem Zusammenhang schlägt Kupsch-Losereit (1995:195) für die translationsrelevante Textbehandlung die Auseinandersetzung mit folgenden Fragen vor: „Welches Wissen ist im Bewusstsein der Mitglieder der Ausgangssprachkultur vorhanden?“ und „Kann der Zieltextempfänger dieses Wissen besitzen, kann er es in vorhandenes Vorwissen eingliedern, bzw. will ich (als Translator) es vermitteln und wenn ja, mit welchen zielkulturellen Mitteln?“ In der Fortführung dieses Gedankens lässt sich konstatieren, dass für eine erfolgreiche translatorische Handlung ein breit ausgeprägtes *interkulturelles* oder aber *transkulturelles Bewusstsein* (vgl. dazu den von Prof. Barbara Lewandowska-Tomaszczyk auf der Konferenz der Polnischen Gesellschaft für Angewandte Linguistik 2010 gehaltenen Vortrag) des Translators vorausgesetzt wird. Eine hinreichende Ausprägung dieses Bewusstseins ist meines Erachtens Vorbedingung für eine optimale Entwicklung der kognitiven Kompetenz des Translators. Rückschlüsse auf die Funktionsweise des transkulturellen Bewusstseins erlaubt uns das bereits erwähnte Modell der *Scenes-and-frames-Semantik*.

Frame wird von Fillmore für jedes System der sprachlichen Möglichkeiten benutzt, das mit prototypischen Szenen in Verbindung gebracht werden kann, und *scene* für jede Art von zusammenhängenden Segmenten menschlicher Überzeugungen, Erfahrungen und Vorstellungen (Hönig 1998:330). Der Sprachbenutzer im Kommunikations- und Verstehensvorgang findet zu jeder linguistischen Form (*frame*) zunächst Zugang mittels eigener Erfahrung bzw. einer Situation, die für ihn persönlich von Bedeutung ist (*scene*). *Scenes*, unsere Wissensbestände und Erfahrungen also, formieren sich als Erwartungsstrukturen in Bezug auf die Welt und Texte, die wir wahrnehmen. Einerseits ermöglichen sie die Identifizierung und Interpretation der Objekte und Ereignisse unserer Umwelt und andererseits modellieren sie unsere Wahrnehmungen. Die Bausteine eines solchen konstruktiven

¹ Im Buch von Reiß/Vermeer *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* treffen sich Reiß' Theorie der textsortenorientierten Methode und Vermeers Skopostheorie.

Bewusstseinsbegriffs werden in der Psychologie u.a. als *mentale* bzw. *kognitive Struktur* bezeichnet (Oeser/Seitelberger 1988:144).

Der Translator baut also auf der Basis der wahrgenommenen ausgangssprachlichen *frames* die von ihnen aktivierten *scenes* (mentalen Bilder) auf, die zusammen die Gesamtszene des Ausgangstextes bilden. Der Translator muss somit den ausgangssprachlichen Input vor dem Hintergrund der ausgangskulturellen Faktoren, der Erwartungen und Intentionen des Ausgangstextproduzenten, auf Grund seines (Vor-)Wissens, seiner Erfahrungen und unter Einbeziehung der anderen ausgangssprachlichen *frames* interpretieren. So kommen in Verstehensprozessen neben den Antizipations- auch Inferenzstrategien zum Einsatz (vgl. dazu u.a. Kalina 1986, 1991, Kautz 2002, Żmudzki 2004, Małgorzewicz 2003, 2007). Zu einem erfolgreichen Verstehen des Ausgangstextes kommt es, wenn das Resultat der Verstehensprozesse die vom Ausgangstextproduzenten intendierte *scene* ist. Das Erzielen dieser Übereinstimmung ist nur im Falle einer vollkommen ausgebildeten Ausgangssprache und eines transkulturellen Bewusstseins des Translators und dessen Vermögens möglich, die ausgangssprachlichen Konzeptualisierungsverfahren nachvollziehen zu können.

Wie aber verfährt der Translator in der folgenden Etappe der Translation? Auf welchem Wege wird das von ihm angestrebte Verstehen durch den Zieltextrezipienten erreicht? An dieser Stelle ist es wichtig festzuhalten, dass den Gegenstand der translatorischen Auseinandersetzung in dieser Phase nicht die ausgangssprachlichen *frames*, sondern die von ihnen evozierten *scenes* bilden. Die mentalen Prozesse des Translators zielen auf die Überführung der ausgangskulturellen *scenes* in die zielkulturellen *scenes* ab. Die vom sprachlichen Gewand gelöste Gesamtszene des Ausgangstextes wird in die von dem Zieltextrezipienten wahrnehmbare Ziel-*scene* des Zieltextes transformiert. Im Resultat entsteht der zielsprachliche *frame*, der wiederum im mentalen System des Ziel-*frame*-Empfängers Konzepte aktiviert, die eine vom Translator angestrebte *scene* hervorrufen sollen. Der Translator soll bei der Formulierung des Zieltextes solche linguistischen Formen auswählen, die entsprechende Konzepte hervorrufen, die der Zieltextrezipient in seine kognitiven Strukturen integrieren kann. Dies ist die Voraussetzung für die Aktivierung einer äquivalenten zielsprachlichen Szene.

Mit Recht suggeriert Kußmaul (2009:321, 2010:33), an die Prototypensemantik anknüpfend, eine Ähnlichkeit der Fillmores *scene* mit etwas Visuellem, Akustischem, Taktilen und macht darauf aufmerksam, dass sich viele unserer Vorstellungen, auch wenn sie mit einem abstrakten Begriff bezeichnet werden, als mentale Bilder darstellen lassen. Gerade diese Bilder sind Ausgangspunkt für die Formulierung des zielsprachlichen *frames*.

Die ausgangssprachlichen *frames* werden vor dem Hintergrund der zur Zeit ihrer Rezeption entstandenen Gesamtszene verarbeitet, wobei die im mentalen System des Translators hervorgerufenen Vorstellungen im Verlauf des Prozesses der einlaufenden sprachlichen Informationen modifiziert und korrigiert werden können. Die Angemessenheit des Translats wird

überprüft, indem der Translator darauf achtet, dass es mit dem Kern einer szenischen Vorstellung übereinstimmt (vgl. Kußmaul 2009:324). Der metakognitiven Kompetenz des Translators kommt also in den Rezeptionsprozessen eine besonders gewichtige Rolle zu, daher muss sie im Rahmen der Translationsdidaktik ihren festen Platz finden. Die metakognitive Kompetenz ist in möglichst authentischen Arbeitssituationen zu didaktisieren. Die Lernenden sollten also zum Einsatz solcher Teilkompetenzen animiert werden wie z.B. *Recherche, Konsultation, Situationsanalyse, Formulierung des Translationsziels, Kontrolle und Selbstkorrektur*. Die Konfrontation mit der authentischen Translationskultur, mit den realen oder zumindest realistischen Aufgaben und Handlungen der translatorischen Tätigkeit zwingt die Studierenden dazu, die der Problemlösungskompetenz zugrunde liegenden Strategien einzusetzen. Das Agieren in der Rolle des Translators und die Ausführung eines praxisnahen Translationsauftrags veranlassen darüber hinaus die Lernenden zu kreativen Handlungen im Rahmen des didaktischen Translationsgefüges, wodurch der didaktische Prozess effizienter wird (vgl. dazu Erkenntnisse von Lewicka 2007 und Skowronek 2009 in Bezug auf die Entwicklung von kreativem Verhalten im Fremdsprachenunterricht).

Auch Żmudzki (2002:23) weist auf die Notwendigkeit hin, translatorische Teilkompetenzen in praxisgerechten Kommunikationssituationen auszubilden. Den Studierenden soll also Raum für das selbstständige Formulieren der Translationsaufgabe geschaffen werden. Diese ermöglicht es ihnen in der nachfolgenden Phase, sich an einer konkreten Rezeptionsstrategie zu orientieren (ebd.:24).

Zusammenfassend ist im Lichte des Gesagten festzuhalten, dass in die Betrachtung der bei der Translation ablaufenden Verstehensprozesse sowohl der Sprachbenutzer als auch die von ihm jeweils hergestellte aktuelle Beziehung zwischen Sprache, konzeptuellem Wissen und der konkreten Situation mit einbezogen werden sollen. Die Verankerung dieser Prozesse in der Situation einer kommunikativer Handlung erlaubt es, alle auf das Verstehen Einfluss nehmenden Faktoren in eine verstehensrelevante Relation zu bringen.

Literatur

- Barbosa, H.G. / Neiva, A. M. S., 2003. Using think-aloud protocols to investigate the translation process of foreign language learners and experienced translators. In: Alves, F. (Hrsg.): *Triangulating Translation. Perspectives in process oriented research*. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins, 137–155.
- Fillmore, Ch.J., 1977. Frames and Scenes Semantics. In: Zampolli, A. (Hrsg.): *Linguistic Structures Processing*. Amsterdam: North-Holland, 55–81.
- Grucza, F., 1981. Zagadnienia translatoryki. In: Grucza, F. (Hrsg.): *Glottodydaktyka a translatoryka*. Warszawa: WUW, 9–29.
- Grucza, F., 2008. Germanistische Translatorik – ihr Gegenstand und ihre Aufgaben. In: Grucza, F. (Hrsg.): *Translatorik in Forschung und Lehre der Germanistik*. Warszawa: Wydawnictwo Euro-Edukacja, 27–53.

- Dijk, T. A., van / Kintsch, W., 1983. *Strategies of Discourse Comprehension*. New York: Academic Press.
- Hansen, G., 2006. *Erfolgreich übersetzen. Entdecken und Beheben von Störquellen*. Tübingen: Narr.
- Heinemann, W. / Viehweger, D., 1991. *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Niemeyer.
- Hönig, H., 1995. *Konstruktives Übersetzen*. Tübingen: Stauffenburg.
- Hönig, H., 1998. Sind Dolmetscher bessere Übersetzer? In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 24, 323–343.
- Hönig, H., G. / Kußmaul, P., 1982. *Strategie der Übersetzung: ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Hörmann, H., 1976. *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hörmann, H., 1980. Der Vorgang des Verstehens. In: Kühlwein, P. / Raasch, A. (Hrsg.): *Sprache und Verstehen: Kongressberichte der 10. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik GAL e.V., Band 1*. Tübingen: Narr, 17–29.
- Jakobsen, A.L., 2005. Instances of Peak Performance in Translation. In: *Lebende Sprachen* 50.3, 111–116.
- Kalina, S., 1986. Das Dolmetschen – Theorie und Praxis. In: *Text con Text* 3, 171–192.
- Kalina, S., 1991. Zur Rolle der Theorie in der Dolmetscherausbildung. In: *Text con Text* 6, 101–113.
- Kautz, U., 2002. *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München: Iudicium.
- Krings, H.P., 1986. *Was in den Köpfen von Übersetzern vorgeht. Eine empirische Untersuchung zur Struktur des Übersetzungsprozesses an fortgeschrittenen Französischlernern*. Tübingen: Narr.
- Krings, H.P., 1987. Der Übersetzungsprozess bei Berufsübersetzern – Eine Fallstudie. In: Arntz, R. (Hrsg.): *Textlinguistik und Fachsprache. Akten des Internationalen übersetzungswissenschaftlichen AILA-Symposiums Hildesheim 13.–14.4.1987*. Hildesheim: Olms.
- Kupsch-Losereit, S., 1995. Die Modellierung von Verstehensprozessen und die Konsequenzen für den Unterricht. In: *Text con Text* 10, 179–196.
- Kußmaul, P., 2007/2010. *Verstehen und Übersetzen. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Kußmaul, P., 2009. Können wir besser übersetzen, wenn wir wissen, wie wir denken? In: Ahrens, B. / Černý, L. / Krein-Kähle, M. / Schreiber, M. (Hrsg.): *Translationswissenschaftliches Kolloquium I. Beiträge zur Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft (Köln/Germersheim)*. Frankfurt/M.: Lang, 515–330.
- Lewicka, G., 2007. *Glottodydaktyczne aspekty akwizycji języka drugiego a konstruktywistyczna teoria uczenia się*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe.
- Małgorzewicz, A., 2003. *Prozessorientierte Dolmetschdidaktik*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe.

- Małgorzewicz, A., 2007. Rezeptive Fähigkeiten von Dolmetschern und ihre Ausbildung mittels *prozessorientierter* didaktischer Methoden. In: Dolník, J. / Bohušová, Z. / Hut'ková, A. (Hrsg.): *Translatológia a jej súvislosti*. Banská Bystrica: Univerzita Mateja Bela, 122–135.
- Małgorzewicz, A., 2008. Konzeptualisierungsfähigkeiten des Translators. In: *Orbis Linguarum*, 33, 185–192.
- Myczko, K., 1995. *Die Entwicklung des Hörverstehens auf der Fortgeschrittenenstufe des Fremdsprachenunterrichts unter besonderer Berücksichtigung des Germanistikstudiums*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM.
- Oeser, E./Seitelberger, F., 1988. *Gehirn, Bewusstsein und Erkenntnis*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Opitz, C., 2004. Zum Aufschlusswert prozesswissenschaftlicher Untersuchungen für Übersetzungsdidaktik. In: Fleischmann, E. / Schmitt, P.A. / Wotjak, G. (Hrsg.): *Translationskompetenz. Tagungsberichte der LICTRA* (Leipzig International Conference on Translation Studies 4. – 6.10.2002). Tübingen: Stauffenburg, 659–677.
- Reiß, K. / Vermeer, H. J., 1984. *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen: Niemeyer.
- Rickheit, G. / Strohner, H., 1993. *Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung: Modelle, Methoden, Ergebnisse*. Tübingen: Francke.
- Risku, H., 2000. Situated Translation and Situated Cognition: Ungleiche Schwestern. In: Kadric, M. / Kaindl, K. / Pöchhacker, F. (Hrsg.): *Translationswissenschaft. Festschrift für Mary Snell-Hornby zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Stauffenburg, 81–92.
- Risku, H., 2004. *Translationsmanagement. Interkulturelle Fachkommunikation im Informationsalter*. Tübingen: Narr.
- Seleskovitch, D., 1980. Beitrag der Sprachmittlung zur Untersuchung des Verstehens. In: Kühlwein, P. / Raasch, A. (Hrsg.): *Sprache und Verstehen*. Kongressberichte der 10. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik GAL e.V., Band 1. Tübingen: Narr, 155–160.
- Seleskovitch, D., 1984. Zur Theorie des Dolmetschens. In: Kapp, V. (Hrsg.): *Übersetzer und Dolmetscher: theoretische Grundlagen, Ausbildung, Berufspraxis*. München: Francke, 37–50.
- Schnotz, W., 1994. *Aufbau von Wissensstrukturen. Untersuchungen zur Kohärenzbildung beim Wissenserwerb mit Texten* (= *Fortschritte der psychologischen Forschung* 20). München/Weinheim: Beltz.
- Skowronek, B., 2009. Nauczanie języków obcych: tradycja a współczesność, instrukcja a konstrukcja. In: *Lingwistyka stosowana*, Nr. 1, 227–235.
- Szeluga, A., 2008. Trzecia droga w translatoryce? Kognitywna teoria przekładu w świetle współczesnych badań językoznawczych. In: *Studia Niemcoznawcze XXXVII*, 479–485.
- Vannerem, M. / Snell-Hornby, M., 1986. Die Szene hinter dem Text: 'scenes-and-frames-semantics' in der Übersetzung. In: Snell-Hornby, M. (Hrsg.): *Übersetzungswissenschaft – Eine Neuorientierung zur Integrierung von Theorie und Praxis*. Tübingen: Francke Verlag, 194–205.
- Vermeer, H.J., 1978. Ein Rahmen für allgemeine Translationstheorie. In: *Lebende Sprachen* 23, 99–102.

- Żmudzki, J., 1995. *Konsekutivdolmetschen. Handlungen – Operationen – Strategien*. Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej.
- Żmudzki, J., 1998. Zum Stand der Translatork in Polen. In: Grucza, F. (Hrsg.), *Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa. Geschichte – Stand – Ausblicke*. Warszawa: Graf-Punkt, 487–499.
- Żmudzki, J., 2002. Tłumaczenia awista – implikacje dydaktyczne. In: Kardela, H. / Gonet, W. (Hrsg.): *Badania naukowe*, H. 8, 21–31.
- Żmudzki, J., 2004. Translationsaufgabe als Kommunikationsaufgabe – Etablierung eines Kategorie-Begriffs. In: Bartoszewicz, I. / Hałub, M. / Jurasz, A. (Hrsg.): *Werte und Wertungen. Sprach-, literatur- und kulturwissenschaftliche Skizzen und Stellungnahmen. Festschrift für Eugeniusz Tomiczek*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, 320–330.
- Żmudzki, J., 2008. Zum Stand der Translationsdidaktik in den polnischen Germanistikinstitutionen. (Ein Arbeitsbericht). In: *Glottodidactica XXXIV*, 153–171.
- Żmudzki, J., 2009. Problemy, zadania i wyzwania translatoryki. In: *Lingwistyka stosowana*, Nr. 1, 41–60.
- Żmudzki, J., 2010. Aktuelle Profile der germanistischen Translationsdidaktik in Polen. In: Małgorzewicz, A. (Hrsg.): *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Dresden – Wrocław: Neisse Verlag / Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, 117–136.

Comprehension processes in translation

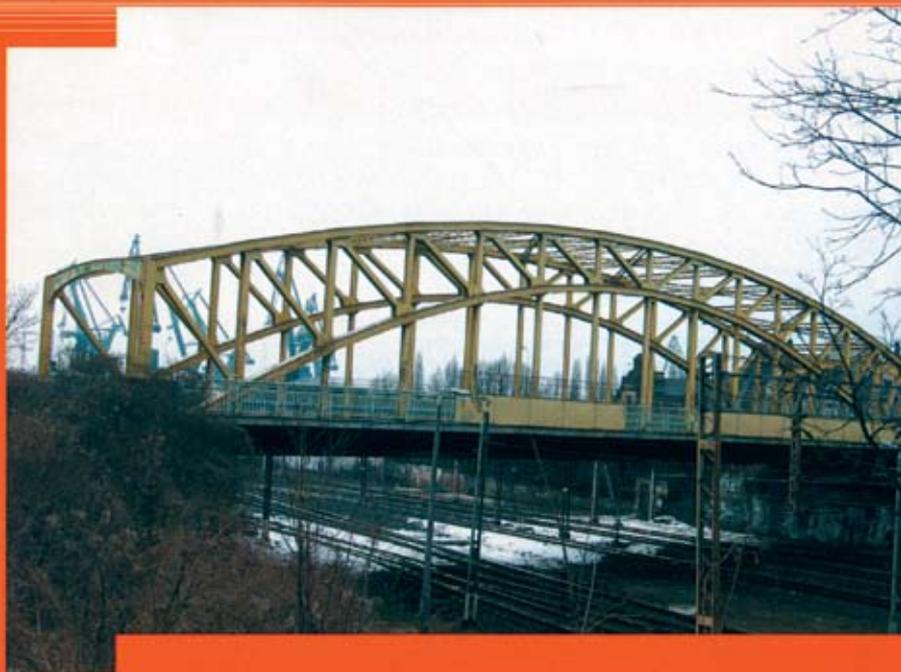
Abstract

The article is concerned with understanding processes occurring during translation. In order to explain the essence of receptive processes it refers among others to Strategies of Discourse Comprehension theory and cognitive semantics, with particular attention to *Frames and Scenes Semantics* by Fillmore.

Procesy rozumienia w przekładzie

Streszczenie

W artykule rozpatrywane są procesy rozumienia zachodzące podczas translacji. Dla wyjaśnienia istoty procesów receptywnych odwołano się m.in. do modelu strategicznego przetwarzania dyskursu i semantyki kognitywnej ze szczególnym uwzględnieniem modelu *Frames and Scenes Semantics* Fillmore'a.



Das Weltbild und die literarische Konvention als Übersetzungsdeterminanten

Adam Mickiewicz
in deutschsprachigen Übertragungen

Katarzyna Lukas

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Katarzyna Lukas

Zwischen Information und Ästhetik. Zur Gestaltung von Werbetexten im Polnischen und Deutschen aus übersetzungsdidaktischer Perspektive

1. Textsorte Werbeanzeige: Eine Herausforderung an die translatorische Textkompetenz

Die Übersetzung von Werbetexten gehört zu den häufigsten Aufträgen, mit denen der heutige Translator in seinem Berufsalltag konfrontiert wird. Zugleich erfordert diese Übersetzungsaufgabe besonders viel translatorische Textkompetenz – eine Fertigkeit, die Renate RESCH wie folgt definiert: „[ein] profundes Sprach*verwendungswissen* und ein Bewusstsein für die kulturen-spezifisch anderen Realitätszugänge, Wissensstände, Werte und Einstellungen [sowie] die Fähigkeit, diese Wissensbereiche in einzelne Texte zu integrieren“ (RESCH 2006: 122, Hervorhebung im Original). Das Wissen um die Kulturspezifik tritt in dieser Definition nicht ohne Grund neben die Fähigkeit der Neuvertextung ausgangssprachlicher Inhalte: Wird der Translationsvorgang heute doch mit „professioneller interkultureller Kommunikation“ (RESCH 2006: 7) und der Übersetzerberuf mit einem Kommunikationsberuf gleichgesetzt – eine Auffassung, die sich besonders in der Translationsdidaktik durchgesetzt hat. Und da die intuitive Vermutung, dass gerade Werbetexte einen hohen „Kulturgehalt“ aufweisen, durch empirische Analysen bestätigt wird (vgl. FLOROS 2003: 169–171), erscheint das Postulat, dass die in der professionellen Übersetzerausbildung stiefmütterlich behandelte Übertragung von Werbeanzeigen mehr Aufmerksamkeit verdient (vgl. SMITH/KLEIN-BRALEY 1995: 173), als durchaus berechtigt.

In diesem Artikel, der sich als Beitrag zur Übersetzungsdidaktik versteht, werden Beispiele von deutschen und polnischen Werbetexten im Bereich Gastronomie und Kosmetik im Hinblick auf die jeweiligen (kulturspezifischen) Strategien der Textgestaltung untersucht. Auf Grund derselben Thematik kann man hier von Paralleltexten sprechen, die als Lehrmaterial aus dem

Übersetzungsunterricht nicht wegzudenken sind. Es werden allerdings keine fertigen Übersetzungslösungen angeboten. Vielmehr sollen die präsentierten Werbeanzeigen als Anlass zur Diskussion in translationsdidaktischen Lehrveranstaltungen dienen. Des Weiteren hat die Auswahl der Beispieltex-te zum Ziel, auf die Vielfalt und die interne Ausdifferenzierung der Textsorte Werbeanzeige hinzuweisen und die angehenden Übersetzer dafür zu sensi-bilisieren, dass man in der jeweils angenommenen Translationsstrategie den Mittelweg zwischen Ästhetik und Informativität finden soll.

2. Die interne Ausdifferenzierung der Textsorte Werbetext

Voraussetzung für eine erfolgreiche Translation ist nach RESCH die rich-tige Erkennung des **Genres**¹ der Originalvorlage sowie des **Diskurses** (der Art und Weise, wie typischerweise in einer Kultur über bestimmte Themen kommuniziert wird), der sich im Ausgangstext manifestiert. Eine weitere Bedingung sei die Rekonstruktion der ausgangssprachlichen **Lese-position** (d.h. einer dem Rezipienten zgedachten Rolle) und ggf. die Bestimmung einer neuen Lese-position für das Translat (vgl. RESCH 2006: 42–52).

Gerade in Bezug auf pragmatische Texte leisten die drei Größen: Genre, Diskurs und Lese-position in der übersetzungsrelevanten Textanalyse eine große Hilfe. Für die folgenden Ausführungen ist in erster Linie die Dis-kurskategorie relevant. Dabei wird die These vertreten, dass die Strategie der Diskursivierung, die in einem Werbetext realisiert wird (nachstehend auch als rhetorische Strategie bezeichnet), in der – für die gegebene Kultur weitgehend spezifischen – Ausbalancierung der referentiellen, expressiven und impressiven Funktion der Sprache besteht.

Nach der von Katharina REIß eingeführten und besonders in der Überset-zungsdidaktik bewährten Einteilung von Texten in ausdrucks-, inhalts- und appellbetonte sowie multimediale Texttypen (vgl. REIß 2000: 82–83) han-delt es sich bei Werbeanzeigen um appellbetonte Aussagen – solche, die den Empfänger zu einer bestimmten Handlung bewegen und seine Denkweise beeinflussen sollen.² Allerdings wird zu Recht darauf hingewiesen, dass die einzelnen Textsorten in reiner Ausformung nur selten vorkommen (vgl. REIß 2000: 84). Die Funktionen der Sprache, auf denen Reiß' Modell basiert, tre-ten in Texten meist gemeinsam auf, wenn auch in einem unterschiedlichen Mischungsverhältnis (vgl. NORD 1997: 43). Somit ist ein Werbetext ein Gefüge

¹ Mit diesem Begriff will Resch die übliche Bezeichnung Textsorte ersetzen – vgl. die Argu-mentation in RESCH (2006: 42), Fußnote 63.

² Einen Werbetext kann man natürlich auch dem multimedialen Texttyp zuordnen: Es ge-hört ja geradezu zum Wesen der Reklame, dass Bild und Ton die Wirkung der Sprache unter-stützen bzw. diese sogar ersetzen. Auf die Verbindung der Sprache mit nonverbalen Mitteln wird hier allerdings nicht eingegangen, denn dieser Beitrag konzentriert sich auf Werbetexte, die sich ausschließlich des Mediums Sprache bedienen. Übrigens ist auch in einer multimedialen Werbung der Medienverbund der Appellfunktion untergeordnet.

von appellativen und poetischen (expressiven) Sprachmitteln, das auch bestimmte sachliche Informationen transportiert. In einem Werbetext, der als Übersetzungsvorlage gilt, ist der Appell die Dominante und die Invariante der Translation. Ihm sind die poetische (expressive) und die informative Funktion untergeordnet – auch in dem Fall, wenn die Appellativität des Textes nur indirekt über diese Funktionen realisiert wird, wie etwa in der Automobilwerbung, die offene persuasive Mittel durch „reine“ Information über Tatsachen ersetzt (vgl. NORD 1997: 41), oder wo ästhetische Elemente die Manipulation zu verhüllen haben (vgl. JETTMAROVA/PIOTROWSKA/ZAUBERGA 1995: 190). Daher muss der Translator die im Ausgangstext enthaltenen Signale sowohl der Referenz als auch der Expressivität beachten, damit die Werbung auch in der Zielsprache die erwünschte Wirkung nicht verfehlt.

Die Textsorte Werbetext an sich ist alles andere als einheitlich. Sie reicht von Werbespots, die beinahe ohne Sprache auskommen, über kurze Werbesprüche bis hin zu umfangreichen Katalogen, z.B. im touristischen Bereich. Ihre interne Ausdifferenzierung richtet sich aber nicht nur nach der Länge, sondern in erster Linie nach dem Anteil an Sprachmitteln, die im jeweiligen Text die referentielle und die poetische Funktion erfüllen. Die Relation von persuasiven, informativen und poetischen Sprachelementen zueinander hängt zum einen von dem **zu bewerbenden Produkt** ab, da verschiedene Gegenstände unterschiedliche Werbestrategien erfordern:

„Advertisements are usually geared to one of two generally accepted response dimensions, namely thinking versus feeling, or cognitive versus emotional response. A cognitive strategy based on the presentation of information is used for products and services such as purchasing a new car or selecting an insurance policy where rational thinking and economic considerations prevail. (...) Emotional or affective strategies are used for purchases such as cosmetics and jewellery and also those which appeal to immediate sensory gratification: cigarettes, alcohol, sweets”. (SMITH/KLEIN-BRALEY 1995: 175)

Mit Recht argumentiert Peter Holz, dass sich eine Parfümannonce und ein Text, der zum Kauf eines Autos oder einer Waschmaschine anregen soll, wesentlich voneinander unterscheiden. Während der Letztere eine Produktbeschreibung mit konkreten Tatsachen liefert (Größe, Komfort, Umweltverträglichkeit, Energieverbrauch usw.), müssen in einem Parfümwerbetext sinnliche (olfaktorische) Eindrücke versprachlicht werden, deren Referenzbereich kognitiv (im menschlichen Gehirn) nur sehr diffus vorstrukturiert ist.³ Da der zu beschreibende Gegenstand (der Duft) schwer zu benennen ist, muss die schwache semantische Struktur des wahrgenommenen

³ Dies ergibt sich aus dem neurophysiologischen Phänomen, dass das menschliche Erkennungssystem, welches für die Interpretation von Geruchsreizen zuständig ist, nicht so stark ausgeprägt ist wie das System zur Kategorisierung von visuellen oder akustischen Stimuli. Daher fällt es uns wesentlich leichter, über Farben, deren Schattierungen und Helligkeit, über Töne und deren Lautstärke Auskunft zu geben als Geruchsqualitäten zu präzisieren (vgl. HOLZ 2002: 136 f.).

Sachverhaltes durch die poetische Funktion der Sprache ausgeglichen werden, die eine starke formale Vernetzung im beschreibenden Text herstellt (vgl. HOLZ 2002: 138). In diesem Fall ist der Informationsgehalt des Textes auf ein Minimum reduziert, während die Wirksamkeit des Appells in hohem Maße von der Ästhetik des Wortes abhängt.

Ein anderes Beispiel gibt Snell-Hornby an: Ein Werbeprospekt, der ausländische Touristen in einem Krakauer Hotel dazu bewegen sollte, die Mahn- und Gedenkstätte in Auschwitz-Birkenau zu besuchen. Der „beworbene“ Gegenstand verlangt einen schlichten, rein informativen Text, in dem die appellative Funktion möglichst zurücktritt, da jedes Signal der Persuasion die intendierte Textwirkung vernichtet (vgl. SNELL-HORNBY 2003: 90–92).

Da Werbeanzeigen also entweder die Gefühle oder das rationale Denken des potenziellen Kunden ansprechen, ist der Letztere für die Gestaltung des Kommunikationsvorgangs genauso ausschlaggebend wie das Produkt – in dem Sinne, dass Werbetexter das Verhältnis von appellativen, informativen und expressiven Mitteln auf die Rezeptivität und die Erwartungen der Textempfänger abstimmen müssen. In der pragmatisch orientierten Translationswissenschaft weist man darauf hin, dass die Zuordnung eines Textes zu einem bestimmten Texttyp (d.h. die Identifizierung der vorherrschenden Sprachfunktion) von der passiven Textkompetenz des Rezipienten abhängt (vgl. BILUT-HOMPLEWICZ 2006: 12). Die aktive Textkompetenz, die einen Texter (und somit auch den Translator) von einem „durchschnittlichen“ Textempfänger unterscheidet, erfordert, dass dieser seinen Text mit ausreichend deutlichen Signalen ausstattet, damit die Aussage als appellativ, informativ bzw. expressiv verstanden wird (vgl. NORD 1977: 39). Mitglieder verschiedener Kulturen haben unterschiedliche Erwartungen an die Quantität und Qualität von solchen Signalen:⁴ Während deutsche Kunden in Werbetexten eher nach sachlichen Informationen suchen, erwarten etwa britische Konsumenten von dieser Textsorte vor allem eine lustige, humorvolle, unterhaltsame Form, also ein höheres Maß an Ästhetik (vgl. SMITH/KLEIN-BRALEY 1995: 178).

3. Rhetorik in Werbetexten: Ästhetik im Dienste des Appells

Die Sprache, die in Werbetexten Trägerin von ästhetischen Qualitäten ist, unterscheidet sich von der poetischen Sprache *sensu stricto*, wie sie etwa der Lyrik eigen ist und zur Aufgabe hat, die Leseraufmerksamkeit auf die Aussage selbst zu lenken. In vielen Werbetexten geht es nicht so sehr um Poetizität, die mit Metaphern, Vergleichen, Alliterationen u.a. ausgesprochen literarischen Mitteln erreicht wird, sondern vielmehr um eine stilistisch einwandfreie, „gut lesbare“ Ausformulierung des Textes. Diese wird durch bestimmte **rhetorische Mittel** gewährleistet.

⁴ Vgl. NORD (1997: 40). Nord meint hier zwar Stilmittel in literarischen Texten, ihre Überlegungen treffen aber genauso für appellative Texte zu.

Die Werbekunst weist bekanntlich viele Gemeinsamkeiten mit der Rhetorik auf, die bereits in ihrer antiken Ausprägung darauf hinzielte, einen Überredungserfolg zu bewirken und einen optimalen kommunikativen Effekt zu erreichen (vgl. HEINEMANN/VIEHWEGER 1991: 20). Heute macht die Werbung Gebrauch von der „modernen“ Rhetorik, die als „sorgfältig geplante, auf Wirkung bedachte sprachliche Gestaltung“ im öffentlichen Bereich, als „sozialpsychologisch fundierte Kommunikationstechnik“ (BUßMANN 2007: 568) verstanden wird. Deswegen scheint es plausibel, in Bezug auf Werbetexte den Begriff Rhetorik dem der Ästhetik vorzuziehen: Rhetorik ist hier nämlich mit einer Ästhetik gleichzusetzen, die im Dienste des Appells steht. Die rhetorische Strategie, die für die jeweilige Textsorte verwendet wird, deckt sich überdies mit der Diskursivierung im Sinne von RESCH.

Im Folgenden werden Beispiele von authentischen Texten⁵ untersucht, die sich zwar alle der Textsorte Werbung zuordnen lassen, aber ein jeweils unterschiedliches Verhältnis von Informationsgehalten und rhetorischen Mitteln aufweisen. Es handelt sich um die Genres: SPEISEKARTE und WERBEZETTEL FÜR KOSMETISCHE PRODUKTE. Es wird der Frage nachgegangen, welche rhetorischen Mittel für die jeweilige Textsorte (in deutscher und polnischer Sprache) charakteristisch sind, und in welchem optimalen Verhältnis die Ästhetik und die Informativität zueinander stehen sollen, damit die primäre Appellfunktion des Textes⁶ verwirklicht wird.

Dabei ist vorauszuschicken, dass diese Texte zum Teil von nichtprofessionellen Textern verfasst wurden; daher gewinnt man häufig den Eindruck, dass die jeweils erkennbaren rhetorischen Mittel nicht gezielt, sondern nur intuitiv eingesetzt werden. Die Professionalität der Textgestaltung hängt hier von dem jeweiligen Produkt ab: Während exklusive Duftkreationen namhafter Parfüm-Hersteller weltweit mit hohem finanziellen Aufwand vermarktet werden – wobei man professionelle Copywriter beschäftigt, um die passende Werbebotschaft für das anvisierte Absatzgebiet zu entwerfen –, verfassen Marketingchefs in kleineren Herstellerbetrieben, Hotels, Restaurants usw. ihre Werbetexte selbst. Die einzigen Fachleute, die herangezogen werden, wenn etwa eine Speisekarte den Gästen mehrsprachig vorgelegt werden soll, sind Übersetzer – die sich allerdings der Diskursivierungsmittel in ihren Arbeitssprachen nicht immer bewusst sind. Dabei sind gerade Fremdenverkehr

⁵ Zum Teil sind es Texte, die ursprünglich nicht zur Übersetzung bestimmt, sondern nur einsprachig an die jeweilige Kundschaft gebracht werden sollten, meistens per Internet (deren Existenz also dort nachweisbar ist). Eine andere Gruppe sind Übersetzungsvorlagen, die von vornherein als Einwegprodukte behandelt wurden, indem sie nur für kurze Zeit im Umlauf waren (z.B. Speisekarte in einem Restaurant) und heute nur noch in übersetzerischen Privatarchiven belegt werden können. Die Texte aus beiden Gruppen werden hier für didaktische Zwecke gekürzt und ggf. aufgearbeitet.

⁶ Der Begriff Text wird hier im Sinne einer Übersetzungsvorlage verwendet. Man muss nämlich vorausschicken, dass nicht alle angeführten Beispiele die textlinguistischen Kriterien der Textualität erfüllen (z.B. ist Kohäsion zwischen den einzelnen Positionen einer Speisekarte schwer auszumachen, daher wäre diese nach DE BEAUGRANDE/DRESSLER als Nicht-Text zu klassifizieren). Zur Diskussion von Kriterien der Textualität vgl. etwa VATER (1992: 31–66).

und Gastronomie diejenigen Bereiche, wo besonders häufig schlechte Übersetzungen entstehen – was auf das geringe Prestige von Texten in diesen Branchen zurückzuführen ist.⁷

Die Texte, die hier analysiert werden, sind nicht ohne weiteres als sorgfältig durchdachte, raffinierte Sprachgebilde zu bezeichnen. Es handelt sich vielmehr um typische, mit so manchen Mängeln und Unzulänglichkeiten behaftete Übersetzungsvorlagen, mit denen Übersetzer jedoch am häufigsten konfrontiert werden.⁸

4. Wie viel Ästhetik – wie viel Information?

a) Übersetzungsfall 1: Speisekarte

Als erstes Beispiel dient eine Speisekarte aus einem typischen deutschen Gasthaus:⁹

Spargel

(Spargelsaison: Mitte April bis zum 24. Juni (Johannistag))

Spargelcrème

Spargelcrèmesuppe mit gebratenen Lachsstreifen

Carpaccio vom Rinderfilet mit Spargelsalat

Frischer Stangenspargel auf Schweinefilets mit Sauce Hollandaise und Käse überbacken, dazu Pommes Croquettes

„Seniorenteller“: Kl. Portion Spargel mit gekochtem Schinken, Sauce Hollandaise und Kartoffeln

Mousse au Chocolat

Wildspezialitäten

(Wildsaison: Ende September bis Anfang Februar)

Hirschkalbsbraten in Pfefferrahmsauce mit gefüllten Früchten, Rosenkohl und Kroketten

Sauerbraten vom Wildschwein mit gefüllten Früchten, Apfelrotkohl und Kroketten

⁷ „The translation is more likely to be poor if the prestige, importance or dissemination of the text is low: in-house literature, hotel brochures and tourist information material frequently suffer from major linguistic howlers [...]“ (SMITH/KLEIN-BRALEY 1995: 174).

⁸ In der Sekundärliteratur – auch derjenigen, die aus der Übersetzungsdidaktik heraus erwächst, wie etwa die Studie von RESCH – werden vorwiegend professionelle Übersetzungen von qualitativ wertvollen Translationsvorlagen behandelt. Derartige Fallstudien sind methodisch besonders ergiebig, da sie den Übersetzungsadepten veranschaulichen, wie sich die translatorische Textkompetenz in der Praxis manifestiert. M.E. sollte man aber im Übersetzungsunterricht auch weniger gelungene Originalvorlagen heranziehen, um die Studierenden auf die typischen Aufgaben im künftigen Berufsalltag vorzubereiten. Es ist nämlich schwieriger, auf Grund eines schlechten Originals einen guten Zieltext anzufertigen, als eine gute Vorlage adäquat zu übersetzen.

⁹ Aufbereitet nach <http://www.restaurant-ohlenforst.de/restaurant/restaurant.htm>, Zugriff vom 22.10.2009.

„Wilddieb“ – Wildspezialitäten für zwei Personen: Geschmortes und Gebratenes vom Wild mit verschiedenen Garnituren und Beilagen

Fischspezialitäten

Fischsuppe „Marseille“ mit Croutons und Käse überbacken

Heringsfilets „Hausfrauen Art“ mit Speckbratkartoffeln

Petersfilets „Florentiner Art“ auf Blattspinat mit Kartoffeln und Salatteller

Schollenfilets „Finkenwerder Art“ mit Zwiebeln, Speck und Garnelen, Salat und Salzkartoffeln

Die Speisekarte enthält Aussagen von rein informativem Wert: Angaben, wann die einzelnen Gerichte bestellt werden können (*Spargelsaison: Mitte April bis zum 24. Juni (Johannistag), Wildsaison: Ende September bis Anfang Februar*). Die Bezeichnungen der Gerichte sind ebenfalls sachlich und vermitteln die richtige Menge an Informationen zu den verwendeten Zutaten, der Koch- und Zubereitungsmethode (*Spargelcrème mit gebratenen Lachsstreifen; Hirschkalbsbraten in Pfefferrahmsauce mit gefüllten Früchten, Rosenkohl und Krokette*). Damit die Attraktivität der Speisen erhöht wird, erhalten manche Gerichtsnamen phantasievolle Zusatzbezeichnungen – ohne dass man auf die Angabe der Zutaten verzichtet (*Schollenfilets „Finkenwerder Art“ mit Zwiebeln, Speck und Garnelen, Salat und Salzkartoffeln; „Wilddieb“ – Wildspezialitäten für zwei Personen*). Eine gezielte Werbestrategie ist die Verwendung von Attributen, die Assoziationen mit der – weltweit positiv konnotierten – französischen oder italienischen Küche hervorrufen (*Fischsuppe „Marseille“ mit Croutons und Käse überbacken; Petersfilets „Florentiner Art“ auf Blattspinat mit Kartoffeln und Salatteller*). Demselben Zweck dient auch die konsequent beibehaltene französische Rechtschreibung (*Mousse au Chocolat*) – auch dort, wo eine eingedeutschte Version zulässig und üblich ist (*Crème – Creme, Sauce Hollandaise – Holländische Soße*). Manche Bezeichnungen wiederum vermitteln den Eindruck von Gemütlichkeit, Häuslichkeit und suggerieren, dass die Speise „wie daheim“, nach altbewährten Kochrezepten zubereitet wird (*Heringsfilets „Hausfrauen Art“ mit Speckbratkartoffeln*; die Beifügung *nach Hausfrauenart* ist ein beliebtes rhetorisches Mittel in der gastronomischen Werbesprache).

Die angeführte Speisekarte ist ein Beispiel, wie man Gerichte der traditionellen deutschen Küche attraktiv präsentieren kann: durch das ausgewogene Verhältnis zwischen Informationen und dezenten rhetorischen Mitteln, die Mondänität und Raffinesse der französischen Küche nahelegen. Die einzige bedenkliche Lösung scheint die Bezeichnung *Seniorenteller* zu sein: Es ließe sich wohl darüber diskutieren, ob damit die potentielle Zielgruppe nicht vor den Kopf gestoßen wird (es wird angedeutet, dass ältere Personen wenig essen und womöglich unter gastrischen Problemen leiden); ein besserer Vorschlag wäre vielleicht *Kinderteller*.

Als Gegenbeispiel wird eine polnische Speisekarte präsentiert, die Bestandteil einer Einladung zum Silvesterball ist:

Zaproszenie na Wenecki Bal Sylwestrowy

w Hotelu [...]

Bal sylwestrowy

2008/2009

Bal wenecki

Zaproszenie dla 1 osoby

Stolik nr

MENU

Przekąska:

„Spotkanie z Dożą Weneckim”

Fantazja z wędzonego łososia z serem feta i orzechami w sosie brandy

Danie główne:

„Róża wenecka”

Grilowana pierś z kaczki z modrą kapustą, pieczonymi jabłkami i żurawiną,
w otoczeniu diamentów z kartofli

Deser:

„Eliksir młodości”

Słodki bufet: faworki, ciasteczka koktajlowe, pączki, pianki, galaretki,
świeże owoce

Przekąski:

Bufet „Tajemnice Mostu Westchnień”

Po północy:

„Delikatesy z gondoli”

Bogracz i żurek w kociołkach

Pieczona szynka w aromatycznym sosie grzybowym

[...]

(Quelle: Archiv d. Verf.)

Die polnische Speisekarte ist ein Beispiel für einen Werbetext, der durch das unausgewogene Verhältnis zwischen Information und Ästhetik einen ungünstigen, präventösen Eindruck macht. Die Ankündigung, dass der Silvesterball „im venezianischen Stil“ veranstaltet wird, weckt die Erwartung, dass auch das angebotene Menü italienischen Charakter hat. Unter den bombastischen Bezeichnungen verstecken sich jedoch schlichte, deftige Speisen, die mit italienischer Küche nichts Gemeinsames haben. Die Zusammenstellung *‘Delikatesen aus der Gondel’* (*delikatesy z gondoli*) mit *Bogratsch* (einem ungarischen Fleischeintopf) sowie einer traditionellen altpolnischen Suppe (*żurek*) wirkt eher lächerlich als raffiniert. Den Bezeichnungen: *‘Diamanten aus Kartoffeln’*

(?) (*diamenty z kartofli*) oder ‘*Geheimnisse der Seufzerbrücke*’ (*Tajemnice Mostu Westchnień*) fehlt jegliche Referenz, und beim ‘*Elixier der Jugend*’ (*eliksir młodości*) weiß der Kunde nicht, ob es eine besondere Süßspeise ist oder ob darunter das nachstehende süße Buffet zu verstehen ist. Die falsch eingesetzte rhetorische Strategie, bei der ästhetische Mittel über die Informativität des Textes dominieren, wirkt sich zuungunsten der Appellfunktion aus.

Folgende polnische Speisekarte – weitaus besser gelungen als das vorherige Beispiel – könnte als Diskussionsanlass und/oder als Übersetzungsaufgabe dienen. Es ginge darum, die angewendeten rhetorischen Mittel zu identifizieren und zu entscheiden, nach welcher Strategie die Speisenamen ins Deutsche zu übertragen sind, damit der Kunde dem Zieltext das richtige Maß an Informationen in einer ästhetisch attraktiven sprachlichen Form entnimmt:

PROPOZYCJA KARTY MENU WIOSNA/LATO 2008

STARTER

- Pieczone szparagi owinięte szynką parmeńską, podane z jajkiem
- Prowansalska sałata z grzankami z koziego sera

RYBY

- Pieczone sandacz z duszonymi porami w towarzystwie ziemniaków dauphinoise.

KUCHNIA POLSKA

- Żurek staropolski z jajkiem
- Łosoś marynowany odrobiną cytryny i tequili podany z musem chrzanowym
- Smażony dorsz z kurkami, odrobiną śmietany i puree ziemniaczanym
- Pasztet z dziczyzny podany z domowymi marynatami i żurawiną
- Mix pierogowy podany z czerwonym barszczem (9 pierogów: 3 ruskie, 3 z kapustą i grzybami, 3 z mięsem)

DUŻY TALERZ – DLA NAPRAWDĘ GŁODNYCH

Golonka Zagłoba podana z kapustą duszoną, leśnymi grzybami i ziemniakami

DESERY

- Creme brullee z malinami
- Klasyczne Creppes suzette podane z lodami waniliowymi

(Quelle: Archiv d. Verf.)

Dabei wären folgende Aspekte zu bedenken:

Genauso wie in deutschen Speisekarten ist es auch in polnischen Restaurants eine beliebte rhetorische Strategie, französische Speisenamen zu verwenden – was die intendierte Wirkung allerdings nur dann erzielen lässt, wenn die Begriffe orthographisch richtig geschrieben werden; die Namen

in einer entstellten Form zu gebrauchen (wie oben: *Creme brullee* anstatt richtig: *Crème brûlée* oder *creppes suzette* anstatt *Crêpes Suzette*, *puree* statt *purée*), ist eine Unsitte, die den Kunden (insbesondere einen Französisch sprechenden) abschreckt.¹⁰ Ein professioneller Übersetzer beweist seine translatorische Textkompetenz, indem er die richtige Schreibweise nachschlägt und ggf. auch in den Ausgangstext eingreift.

Einen Eindruck von Vornehmheit und Raffinertheit sollen außerdem die Ausdrücke wie: *podany z* (‘serviert mit...’), *w towarzystwie...* (‘in Begleitung von...’) erwecken.

Die hier analysierte Speisekarte ist ein klarer Beweis für die Globalisierung und Internationalisierung der heutigen Kochkunst und des damit verbundenen Fachwortschatzes, so dass man diesen Lebens- und Kulturbereich mit Recht als einen „kulinarischen Schmelztiegel“ (TURSKA 2009: 45) bezeichnet. Die Globalisierungstendenzen haben zur Folge, dass immer weniger Kulturphänomene (zu denen auch nationale Speisen gehören) als „wirklich spezifische Artefakte“ und somit als sog. unübersetzbare Wörter gelten (vgl. ALBRECHT 2005: 10). Im angegebenen Beispieltext findet man neben französischen und italienischen Produkten (*Parmaschinken*) auch Gerichte der polnischen und russischen bzw. ukrainischen Küche. Dabei ergibt sich allerdings das Problem, dass die Letzteren für potentielle deutsche Konsumenten wenig Aussagekraft besitzen, so dass die Übersetzung mehr Information als die ausgangssprachlichen Lexeme enthalten sollte.

Als Übersetzung für die traditionelle altpolnische Suppe *zurek* findet man Bezeichnungen wie etwa: *Sauerteigsuppe*, *saure Mehlsuppe*, *Sauermehlsuppe*, *Suppe aus vergorenem Roggenschrot*, *Sauerteig-Brühe*, *Schur-Suppe* (!).¹¹ Es wäre zu entscheiden, welche Variante das richtige Maß an Informationen zu den Zutaten und der Zubereitungsweise der Suppe vermittelt, ohne dass die Ästhetik der Übersetzung darunter leidet (der Hinweis auf Gärungsprozesse, die bei der Zubereitung der Speise notwendig sind, ist nicht gerade appetitlich).

Den Eindruck von Gemütlichkeit und Tradition – eine Strategie, die für persuasive Zwecke verwendet wird – vermittelt die Bezeichnung *golonka* (‘Eisbein’) *Zagłoba*, benannt nach dem Protagonisten der in Polen überaus populären historischen Romane von Henryk Sienkiewicz: Der Held Onufry Zagłoba steht hier für einen typischen altpolnischen Adligen, der üppiges Essen und Trinken in fröhlicher Gesellschaft über alles schätzt. Dieses kulturell so stark verhaftete Lexem spricht polnische Gäste an: Man könnte hier in Anlehnung an RESCH von einer Strategie der Emotionalisierung sprechen (vgl. RESCH 2006: 83), die jedoch ein Übersetzungshindernis darstellt. Es wäre

¹⁰ TURSKA (2009) stellt in ihrem Vergleich von Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie fest, dass das Polnische und Spanische die Tendenz aufweisen, Fremdwörter orthographisch zu assimilieren, wogegen das Deutsche und Englische bei der Übernahme von Internationalismen an der originalen Schreibweise festhalten, „was als Ausdruck der Bindung an die humanistische Tradition verstanden werden kann“ (TURSKA 2009: 160). Schon aus diesem Grund wäre es angebracht, dem deutschen Kunden eine übersetzte Speisekarte vorzulegen, wo dieser französische oder italienische Bezeichnungen von Gerichten in Originalform, an die er womöglich von zu Hause gewöhnt ist, wieder erkennt.

¹¹ Belege auf diversen WWW-Seiten.

zu bedenken, ob man im Translat dieses Element, dem in der Zielsprache der Referenzbezug fehlt, der Appellfunktion zuliebe nicht auslassen sollte.

b) Übersetzungsfall 2: Werbetexte für Kosmetika

In der kosmetischen Branche ist es besonders schwierig, auf dem übersättigten Markt ein neues Produkt durchzusetzen – vor allem deswegen, weil in der Kosmetik z.Zt. nichts Neues erfunden werden kann: Alle chemischen Substanzen – ob synthetischer oder organischer Herkunft –, die man für die Pflege von Haut und Haaren verwenden kann, finden bereits Anwendung. Produkte, die als innovativ bezeichnet werden oder angeblich einen Umbruch in der Hautpflege herbeiführen sollen, basieren auf Stoffen, die von alters her bekannt sind. Sie können allenfalls neu kombiniert und unter einem neuen Label vermarktet werden.

Der Text, den man auf der Packung einer Creme findet, ist für den Kauf meistens ausschlaggebend – zumindest für diejenigen Kundinnen, die sich nicht etwa auf den Rat eines Apothekers oder die Empfehlung einer Freundin verlassen. Für die Textsorte **WERBETEXT FÜR SCHÖNHEITSPFLEGEMITTEL** sind zwei Merkmale charakteristisch. Erstens: ein schematischer Aufbau und eine relativ geringe Anzahl von lexikalischen Mitteln, die sich stets wiederholen, einen stereotypen Charakter haben und positive Konnotationen mit Jugend, Gesundheit und Schönheit hervorrufen. Zweitens: die Informationen, die vermittelt werden, lassen sich nicht überprüfen (ob das Versprechen, dass die aufgetragene Creme etwa *die hauteigenen Erneuerungsprozesse beschleunigt*, wirklich erfüllt wird, hängt ausschließlich von der subjektiven Einschätzung der Kundin ab).¹² Es handelt sich vielmehr um **Pseudo-Informationen**, die zwar sachlich und wissenschaftlich anmuten sollen, es in Wirklichkeit aber nicht sind. Den Eindruck, dass das Produkt das Ergebnis aufwändiger Forschungsarbeiten im Labor unter Einsatz hochmoderner Technik ist, unterstützen scheinbare Fachbegriffe, unter denen sich in der Tat längst bekannte chemische Verbindungen verbergen (z. B. *Oligopeptide, Phytosterine, Avokadin*).¹³

¹² Manche Hersteller versuchen, die im Werbetext angeführten Behauptungen von der Wirksamkeit des Kosmetikmittels durch entsprechende Untersuchungsergebnisse zu belegen, z.B.: „Die Hautfeuchte nahm nach vierwöchiger Anwendung um 76% zu, die Hautfaltentiefe wurde um 29,3 % verringert. Bei Probanden über 40 bzw. 50 Jahre zeigten sich noch deutlichere Verbesserungen des Hautbildes. Diese positiven Testresultate der hautphysiologischen Untersuchungen konnten durch die kosmetische Produktbewertung der Probanden bestätigt werden. Das Hautgefühl während und nach der Anwendung des Produktes wurde als sehr angenehm bzw. angenehm beschrieben, die Haut fühle sich wesentlich glatter an (...). Die durchgeführte Untersuchung bestätigt die Aussage, dass die Haut nach vierwöchiger Anwendung um 10 Jahre jünger aussieht, nach 14 Tagen bei 30%, nach vier Wochen bei 90% der Probanden.“ (nach http://www.violey.com/de/alva-naturkosmetik-sanddorn-feuchtigkeitscreme_p_1605.html, Zugriff vom 03.06.2010). Es ist unschwer zu bemerken, dass die Prozentangaben auf subjektiven Gefühlen der Testpersonen basieren, worauf auch der Gebrauch des Konjunktivs I hinweist (*die Haut fühle sich... glatter an*).

¹³ Ein kosmetischer Beipackzettel enthält obligatorisch auch „echte“ Informationen: Im Abschnitt über „Inhaltsstoffe (INCI)“ werden die chemischen Substanzen unter ihren lateinischen

Daher ist ein kosmetisches Produkt in der Regel eher eine Entwicklung von Textern als von Chemikern.

Die rhetorischen Strategien der Gestaltung von deutschen und polnischen Werbetexten für Kosmetika weisen neben Gemeinsamkeiten auch Unterschiede auf. Diese lassen sich auf die jeweils unterschiedlichen Erwartungen zurückführen, die deutsche und polnische Kundinnen an Körper- und Schönheitspflegemittel stellen. Worauf die deutsche Zielgruppe Wert legt und welche Produkteigenschaften sie überzeugen, ist aus folgendem Text ersichtlich (Beipackzettel für eine Nachtcreme):

Alva Sanddorn Nachtcreme

Jeden Tag knabbern Umweltgifte, UV-Strahlen und Stress an den empfindlichen Kollagen- und Elastinfasern der Haut. [...] Reine Pflanzenöle tragen erheblich zur Regeneration der gestressten Haut bei – je hochwertiger das Öl, so intensiver die Wirkung! Deshalb setzt alva auf Jojobaöl, Kakao- und Sheabutter sowie Sanddornöl aus kontrolliert biologischem Anbau und „natürliches“ Vitamin E. Diese Stoffe zählen zu den hochwertigsten, die uns die Schatzkammer der Natur zu bieten hat.

ZU JEDER (JAHRES)ZEIT!

- Mit ihren hochwertigsten Zutaten unterstützt die alva Sanddorn Nachtcreme intensiv die Regeneration Ihrer Haut.
- Zusätzlich leistet sie aber auch bei extremen Wetterbedingungen, Sommer wie Winter, auch am Tage hervorragende Dienste!
- Menschen mit sehr (licht)empfindlicher Haut sowie diejenigen, die an trockenen Hautstellen (...) oder Schuppenflechte leiden, wissen die hohe Pflegekraft dieser Nachtcreme sehr zu schätzen.
- Aber auch zur Pflege Ihres Babys ist die alva Sanddorn Nachtcreme bestens geeignet.

Gönnen Sie Ihrer Haut und der Ihrer Liebsten einen hochwertigen Schutz und eine regenerative Pflege – es lohnt sich!

ÜBRIGENS: Die alva Sanddorn Nachtcreme ist sehr ergiebig und damit äußerst sparsam im Gebrauch. Zieht rasch ein!¹⁴

Der Werbetext folgt einem Aufbauschema, das sich in vielen Texten aus der Kosmetikbranche erkennen lässt. Zu Beginn werden der potentiellen Käuferin die Gefahren bewusst gemacht, denen ihre Haut täglich ausgesetzt ist. Die emotionsgeladenen Ausdrücke wie: *Umweltgifte*, *UV-Strahlen*, *Stress*, *knabbern* werden der als *empfindlich* dargestellten Beschaffenheit der menschlichen Haut gegenübergestellt. Damit soll das Gefühl der Gefährdung

Namen aufgelistet. Dieser Textteil ist allerdings für eine durchschnittliche Verbraucherin ohne entsprechendes Fachwissen kaum verständlich und wird daher an einer wenig exponierten Stelle im Beipackzettel oder auf der Packung platziert.

¹⁴ Nach: <http://www.visana.de/index.htm?id=4c07d8163308837>, Zugriff vom 03.06.2010.

geweckt und die Notwendigkeit erkannt werden, sich gegen negative Umwelteinflüsse wehren zu müssen – eine Strategie der (in diesem Fall negativen) Emotionalisierung im Sinne von RESCH.

In weiteren Abschnitten werden die Hauptbestandteile der Nachtcreme dargestellt – mit der Betonung, dass es sich um Naturprodukte, d.h. Inhaltsstoffe pflanzlicher Herkunft handelt: *Jojobaöl, Kakao- und Sheabutter sowie Sanddornöl aus kontrolliert biologischem Anbau und „natürliches“ Vitamin E*. Der „ökologische“ Charakter des Produktes kommt zudem in der Formulierung *die Schatzkammer der Natur* zum Ausdruck. Diese Vorteile sollen Kundinnen ansprechen, die lieber natürliche, umweltfreundliche Pflegemittel benutzen als künstliche Kosmetika auf Basis synthetischer Stoffe.

Eine weitere rhetorische Strategie besteht darin, die hohe Qualität der Inhaltsstoffe anzupreisen – mit solchen Wortverbindungen, wie: *hohe Pflegekraft, hochwertiger Schutz, regenerative Pflege, unterstützt... intensiv die Regeneration*. Es werden der Creme sogar quasi-therapeutische Eigenschaften zugeschrieben, indem sie Personen mit Problemhaut empfohlen wird (*Schuppenflechte*); lexikalische Anspielungen auf den medizinischen Bereich sind eine beliebte Werbestrategie bei Kosmetika und sollen dem Text Glaubwürdigkeit verleihen. Ein solches Produkt-Image spricht das ausgeprägte Gesundheitsbewusstsein deutscher Konsumenten an (vgl. SMITH/KLEIN-BRALEY 1995: 183).

Weitere als positiv dargestellte Produkteigenschaften sind: vielseitige Verwendungsmöglichkeiten (*zu jeder (Jahres)Zeit, Sommer wie Winter, auch zur Pflege Ihres Babys*); angenehme Verwendung (*zieht rasch ein*); ökonomische Vorteile (*sehr ergiebig und damit äußerst sparsam im Gebrauch*). Zudem appelliert der Text an das Familiengefühl der Verbraucherin (*Gönnen Sie Ihrer Haut und der Ihrer Liebsten einen hochwertigen Schutz*).

Im nächsten Textbeispiel wird die Vorliebe deutscher Kundinnen für Kosmetika aus biologischen Stoffen angesprochen. Die hier erkennbare rhetorische Strategie besteht in einer wirkungsvollen Bündelung von echten, wissenschaftlich belegten Informationen, Pseudoinformationen und ausgesuchten bildhaften Ausdrücken:

Aufbau Creme

Nachtcreme für anspruchsvolle, reife Haut

Sie baut den gerade für die reife Haut wichtigen Lipid-Film auf und unterstützt die selbstregenerierende Funktion der Haut. Beim alternen Menschen werden die Zellen kleiner, sie schrumpfen durch Wasserverlust ein. Der Säftestrom lässt nach, (...) [d]ie Haut verliert an Geschmeidigkeit und Spannkraft, die Vitalität wird gemindert. Durch die richtige Pflege mit den richtigen Mitteln kann die Haut weitgehend reaktiviert und ihr Alterungsprozess hinausgeschoben werden. Aufbau-Creme, ein Spezial-Präparat für müde und alternde Haut, (...) enthält Avocadin und Aloe-Extrakt mit regenerierender Wirkung auf

mangelhaft versorgte und funktionsschwache Epidermis-Zellen sowie die hautaktiven Vitamine A und E. Die Formel Plus schenkt der Haut darüber hinaus ein Plus an Vitalität, Energie und Wohlbefinden.

Wirkstoffe

Aloe Vera gehört zu den Liliengewächsen und wird hauptsächlich in Texas und Florida angebaut. Der Extrakt wird gewonnen aus den fleischigen Blättern, und zwar nur aus dem inneren, hellen Gel. Ihm werden regenerierende und feuchtigkeitsspendende Eigenschaften zugeordnet.

Vitamin A stimuliert die Zellerneuerung in der Haut. Die Regeneration der Haut wird beschleunigt, die natürlichen Hautfunktionen optimiert. Vitamin A hilft reifer Haut länger straff, frisch und rosig auszusehen.

Vitamin E bietet aktiven Zellschutz. Bei regelmäßiger Anwendung trägt es zur Verbesserung des Hautbildes bei [...]. Vitamin E steigert nachweislich den Feuchtigkeitsgehalt in der Haut. [...]

Avocadin ist ein Konzentrat der Wirksubstanzen des Avocado-Öls. Phytosterine, chemisch den Hormonen verwandt, und Vitamine machen das Avocadin so wirkungsvoll.

Artemia Salina ist eine Planktonart, die hervorragend in der Lage ist, Zellenenergie zu speichern. Der phosphorreiche Extrakt stimuliert die Zellregeneration, stärkt die Haut und wirkt darüber hinaus als Radikalfänger.

Chlorella ist eine Mikroalge, die in speziellen Kulturen gezüchtet wird. Diese Mikroalge ist eine anerkannte Quelle für Vitamine, Mineralstoffe, Spurenelemente und Aminosäuren. Der Extrakt hilft der Haut das natürliche Gleichgewicht zu erhalten und wirkt als Repair- und Vital-Aktivator.¹⁵

Zu Beginn werden Fakten über den Alterungsprozess genannt (*Beim alternden Menschen werden die Zellen kleiner...*), die in anschaulicher, suggestiver Form vermittelt werden (*die Zellen... schrumpfen ein, der Säftestrom lässt nach*) und das Bedürfnis wecken sollen, in einem gewissen Alter nach einer Aufbaucreme zu greifen. Im Abschnitt *Wirkstoffe* fällt eine Regelmäßigkeit auf: Jeder Absatz, der die jeweilige Substanz betrifft, enthält am Anfang sachliche, verifizierbare Angaben, die sich auf die objektive Wirklichkeit beziehen (*Aloe Vera gehört zu den Liliengewächsen und wird hauptsächlich in Texas und Florida angebaut; Chlorella ist eine Mikroalge, die in speziellen Kulturen gezüchtet wird*). Allerdings wird jeder von diesen lexikonartigen Definitionen eine kaum überprüfbare Feststellung angehängt (*Der Extrakt*

¹⁵ Nach: http://www.topkosmetik-shop.com/product_info.php?info=p258_HILDEGARD-BRAUK-MANN-P--Aufbaucreme.html, Zugriff vom 03.06.2010.

hilft der Haut das natürliche Gleichgewicht zu erhalten), welcher der Anschein von Seriosität und Wahrhaftigkeit verliehen wird, indem man sich auf vermeintliche (wissenschaftliche) Autoritäten beruft und die genannten Dinge (Inhaltsstoffe der Creme) essenzialisiert: *Diese Alge ist eine anerkannte Quelle für Vitamine..., Vitamin E steigert nachweislich den Feuchtigkeitsgehalt in der Haut, Ihm werden regenerierende und feuchtigkeitsspendende Eigenschaften zugeordnet*. Die konsequent verwendete rhetorische Strategie besteht hier also darin, eine Pseudo-Information durch die vorausgegangene „echte“ Information zu beglaubigen und den Wechsel zwischen Informativität und Persuasion zu vertuschen, so dass bei der Kundin das Gefühl aufkommt, anhand von Fakten eine bewusste Wahl getroffen zu haben.

Unter den Wirkstoffen der beworbenen Creme werden einerseits organische Substanzen genannt, deren Namen an das Naturgefühl der Verbraucherin appellieren (*Aloe Vera, Avocadin, Chlorella*). Andererseits kommen hier auch modern und innovativ anmutende Neubildungen vor – Anglizismen bzw. Internationalismen (*Formel Plus, Repair- und Vital-Aktivator, Spezial-Präparat*), die sich als Pseudo-Fachbegriffe bezeichnen lassen.

Der Text enthält außerdem eine ganze Palette an stereotypen Wörtern und Formulierungen, die sich der deutschen Fachsprache der Kosmetik zuordnen lassen und durch ihre Ästhetik die persuasive Wirkung erzielen sollen:

- Substantive: *Geschmeidigkeit, Spannkraft, Vitalität, Regeneration, Wohlbefinden, Energie; Wirksubstanzen, Feuchtigkeitsgehalt, Radikalfänger;*
- Adjektive und Adverbien: *straff, frisch, rosig, glatt, wirkungsvoll, hautaktiv, intensiv;*
- Wortverbindungen, die in der Sprache der Kosmetikbranche zu festen Formen (Phraseologismen) verwachsen sind:
 - Verbalphrasen: *den Alterungsprozess hinauschieben, das natürliche Gleichgewicht erhalten, die selbstregenerierende Funktion der Haut unterstützen, den Feuchtigkeitsgehalt in der Haut steigern, die Regeneration der Haut beschleunigen, die Zellerneuerung stimulieren, den Lipid-Film aufbauen, die natürlichen Hautfunktionen optimieren;*
 - Nominalphrasen: *feuchtigkeitsspendende Eigenschaften; anspruchsvolle, reife Haut.*

Wie unterscheiden sich nun Ästhetik und Informationsgehalt in der polnischen und deutschen Werbung in der Kosmetikbranche?

Werbetexte für Schönheitspflegemittel polnischer Hersteller lassen vermuten, dass polnische Kundinnen eher auf Modernität und Innovativität ansprechen: Fremd klingende, „wissenschaftliche“ Namen von Wirkstoffen regen stärker zum Kauf an als der Hinweis auf deren natürlichen Ursprung, was womöglich darauf zurückzuführen ist, dass das Umweltbewusstsein in Polen weniger ausgeprägt ist als in Deutschland bzw. in Westeuropa im Allgemeinen.

Als Beispiel sei hier folgender Beipackzettel für eine polnische Gesichtereinigungsmilch angeführt, die in Deutschland vermarktet werden sollte:

Mleczko do demakijażu z ekstraktem z pereł

Mleczko do cery ze skłonnością do zmarszczek, wykazującej zwiększone zapotrzebowanie na składniki odżywcze i wspomagające regenerację. Te wymagania doskonale zaspokaja specjalny kompleks naturalnych witamin A, E, F i B5. Uwzględniając specyficzne wymagania skóry suchej i dojrzałej mleczko wzbogacono w specjalny kompleks otrzymywany z pereł, bogatych w sole mineralne, oligoelementy i peptydy. Stymulujący kompleks perłowy wpływa na przyspieszenie procesów regeneracyjnych w skórze, zapewniając jej zdrowie, witalność i blask. Mleczko doskonale oczyszcza skórę z makijażu oraz naturalnych zanieczyszczeń, nie naruszając jej ochronnej warstwy lipidowej i zapobiegając jej przesuszeniu.

Sposób użycia: nanieść odrobinę mleczka na płatek kosmetyczny, oczyścić twarz, szyję i dekolt. Przy demakijażu oczu unikać bezpośredniego kontaktu z oczami.

(Quelle: Archiv d. Verf.)

Auf den ersten Blick vermittelt der Text recht viele Informationen, die sich allerdings beim näheren Hinsehen als Scheininformationen erweisen, die unter dem Deckmantel ästhetischer Mittel verborgen sind. „Echte“ Informationen werden nur selten direkt vermittelt:

- Das Präparat ist für reife (im Klartext: alte) Haut bestimmt – was man euphemistisch als eine Gesichtshaut bezeichnet, die *‘zur Faltenbildung neigt‘* (cera ze skłonnością do zmarszczek) oder die *‘einen erhöhten Bedarf nach Nährstoffen aufweist‘* (wykazująca zwiększone zapotrzebowanie na składniki odżywcze). Der Sachverhalt wird somit verschönert.
- Die Milch enthält Vitamine, Mineralelemente und Peptide – Bestandteile eines *‘Perlenkomplexes‘* (kompleks perłowy); die genaue chemische Zusammensetzung dieses *Perlenkomplexes* bleibt das Geheimnis des Herstellers, das Wort an sich soll aber den Eindruck erwecken, dass es sich um hochwertige, sorgsam ausgewählte und speziell aufbereitete Substanzen handelt (*Perlen* assoziiert man mit edlem, wertvollem Schmuck und dadurch indirekt mit Schönheit, *Komplex* ist Bestandteil von vielen Fachbegriffen; das Kompositum hat daher keinen informativen Wert, vereinigt aber die Merkmale *Ästhetik* und *Wissenschaftlichkeit*).
- Die Milch reinigt die Haut – allerdings unterliegt die Hinzufügung *‘ohne ihren Lipidschutzmantel zu zerstören‘* (nie naruszając jej ochronnej warstwy lipidowej) einer subjektiven Einschätzung, ist also eine Pseudoinformation.
- Der Anwendungshinweis dient zwar ausschließlich der Information, allerdings impliziert die Empfehlung, *‘beim Entfernen von Augen-Make-up direkten Kontakt mit den Augen zu meiden‘* (przy demakijażu oczu unikać

bezpośredniego kontaktu z oczami), dass das Produkt die Augen reizen mag.

Sowohl „unechte“ Informationen als auch Hinweise auf negativ konnotierte Tatsachen werden also durch geschickt gewählte ästhetische Mittel verschönert bzw. verbrämt.

Zu den standardmäßigen rhetorischen Mitteln, die die Ästhetik eines polnischen kosmetischen Werbetextes ausmachen, gehören positiv konnotierte Verben: ‘stimulieren’ (*stymulować*), ‘fördern, unterstützen’ (*wspomagać*), ‘gewährleisten, sichern’ (*zapewniać*), ‘vorbeugen’ (*zapobiegać*), ‘erfüllen’ (*zaspokajać*), ‘beschleunigen’ (*przyspieszać*), ‘bereichern’ (*wzbogacać*); Substantive: ‘Nährstoffe’ (*składniki odżywcze*), ‘Regeneration’ (*regeneracja*), ‘Gesundheit’ (*zdrowie*), ‘Vitalität’ (*witalność*), ‘Ausstrahlung’ (*blask*). Die Adjektive: ‘speziell’ (*specjalny*), ‘spezifisch’ (*specyficzny*) heben die Besonderheit und Einmaligkeit des Produktes hervor.

Anhand der Beispiele konnte aufgezeigt werden, dass die Textsorte WERBETEXT FÜR KOSMETIKA sowohl im Deutschen als auch im Polnischen eine Kombination von stereotypen lexikalischen Mitteln ist, auf denen die rhetorische Textgestaltungsstrategie basiert. Das Fachvokabular der Kosmetikbranche scheint ebenso begrenzt zu sein wie die Anzahl der Wirkstoffe der beworbenen Pflegemittel – für den Übersetzer sicherlich eine erfreuliche Tatsache. Wäre nun das polnische Gesichtspflegemittel für die Zielgruppe der deutschen Verbraucherinnen neu zu vertexten, so bräuchte man im Grunde genommen nur auf fertige „Bausteine“ aus der deutschen Werbesprache im Kosmetikbereich zurückzugreifen. Es wäre bloß zu bedenken, welche (Pseudo)Informationen hinzugefügt bzw. unterstrichen werden sollten, um die Appellwirksamkeit in der Zielsprache zu verstärken (z.B. die Umweltfreundlichkeit, ökonomische Vorteile oder die gesundheitsfördernde Wirkung des Produktes).

5. Schlussbemerkung

Da sich der heutige Übersetzungsmarkt in hohem Maße mit dem Werbemarkt überschneidet, kommt der Werbung als appellativem Texttyp in der Übersetzerausbildung eine wichtige Rolle zu. Eine Schlüsselfertigkeit im Rahmen der heute so gefragten translatorischen Textkompetenz ist die Identifizierung der rhetorischen Strategie – der Art und Weise, wie man über die zu vermarktenden Produkte und Dienstleistungen kommuniziert. Dabei muss der Übersetzer über folgende Fragen reflektieren: Wie viele und welche Informationen werden in der Werbung vermittelt? Wie hoch ist dabei der Anteil an „echten“ und „unechten“ Informationen? Wie werden Informationen über negativ konnotierte Produkteigenschaften gehandhabt: verschwiegen oder durch ästhetische Mittel verschönert? Welches ist das für den gegebenen Werbeartikel im anvisierten (zielsprachlichen) Kundenkreis erwartete/zumutbare/optimale Verhältnis zwischen sachlichen Angaben und ästhetischen bzw. rhetorischen Mitteln?

Das Universum von Werbetexten bleibt von der allgemeinen Globalisierungstendenz zwar nicht verschont, dennoch lassen sich Unterschiede in der Vertextung derselben Produkte für verschiedene Sprach- und Kulturgemeinschaften beobachten. Im gastronomischen Bereich scheint die deutsche Werbung in Form von Speisekarten auf niveaувollen, raffinierten, zugleich aber sachlichen Ausdruck zu setzen. Polnische Menüs dagegen zeichnen sich einerseits durch (immer noch) wenig gepflegten Umgang mit dem Fachwortschatz der französischen und italienischen Küche aus, andererseits durch einen oft übertriebenen, irreführenden Gebrauch ästhetischer Mittel ohne Informationswert. Auf dem Gebiet der Kosmetik appelliert die Werbung deutlich an das Gesundheits- und Umweltbewusstsein sowie den praktischen Sinn der Kundinnen (in Deutschland) bzw. an die Präferenz der Verbraucherinnen für (angebliche) Innovationen und neueste Technologien (in Polen). Der Translator beweist seine Textkompetenz, indem er bei der Neuvertextung von Werbeanzeigen diese feinen Unterschiede erkennt und die zielsprachliche rhetorische Strategie zur Richtschnur nimmt. Es sind nämlich oft gerade diese diskursbezogenen Asymmetrien, von deren Berücksichtigung die Werbewirksamkeit des Zieltextes abhängt. Dies soll den angehenden Übersetzern im Translationsunterricht bewusst gemacht werden.

Literaturverzeichnis

- Albrecht, Jörn (2005): *Übersetzung und Linguistik*. Tübingen.
- Bilut-Homplewicz, Zofia (2006): *Problemy pragmatyki tekstu użytkowego i literackiego w aspekcie tłumaczeniowym*. In: Jaśkiewicz, Grzegorz / Tęcza, Zygmunt (Hrsg.): *Neophilologica Sandeciensia* 1. Nowy Sącz. 7–29.
- Bußmann, Hadumod (Hrsg.) (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- Floros, Georgios (2003): *Kulturelle Konstellationen in Texten. Zur Beschreibung und Übersetzung von Kultur in Texten*. Tübingen.
- Heinemann, Wolfgang / Viehweger, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen.
- Holz, Peter (2002): *Haben Parfümwerbetexte poetische Qualitäten?* In: Jaroszewski, Marek (Hrsg.): *Studia Germanica Gedanensia* 10. Gdańsk. 135–147.
- Jettmarova, Zuzana / Piotrowska, Maria / Zauberga, Ieva (1995): *New advertising markets as target areas for translation*. In: Snell-Hornby, Mary / Jettmarova, Zuzana / Kaindl, Klaus (Hrsg.): *Translation as Intercultural Communication. Selected Papers from the EST Congress – Prague 1995*. Amsterdam – Philadelphia. 183–194.
- Nord, Christiane (1997): *So treu wie möglich? Die linguistische Markierung kommunikativer Funktionen und ihre Bedeutung für die Übersetzung literarischer Texte*. In: Keller, Rudi (Hrsg.): *Linguistik und Literaturübersetzen*. Tübingen. 35–59.
- Reiß, Katharina (2000): *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Wiener Vorlesungen*. Hrsg. von Mary Snell-Hornby und Mira Kadric. Wien.

- Resch, Renate (2006): *Translatorische Textkompetenz. Texte im Kulturtransfer*. Frankfurt/M.
- Smith, Veronica / Klein-Braley, Christine (1995): *Advertising – A five-stage strategy for translation*. In: Snell-Hornby, Mary / Jettmarova, Zuzana / Kaindl, Klaus (Hrsg.): *Translation as Intercultural Communication. Selected Papers from the EST Congress – Prague 1995*. Amsterdam – Philadelphia. 173–184.
- Snell-Hornby, Mary (2003): *Translationskultur und Politik. Wege und Irrwege der Kommunikation*. In: Krysztofiak-Kaszyńska, Maria (Hrsg.): *Studia Germanica Posnaniensia XXIX. Probleme der literarischen Übersetzung*. Poznań. 79–93.
- Turska, Marta (2009): *Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie und Kochkunst im fünfsprachigen Vergleich*. Frankfurt/M.
- Vater, Heinz (1992): *Einführung in die Textlinguistik. Struktur, Thema und Referenz in Texten*. München.

Between information and aesthetics. On Polish and German advertisements from the perspective of translation teaching

Abstract

The paper deals with rhetorical strategies pursued in Polish and German menus and leaflets for cosmetics. Starting from the notion of the translator's textual competence by Renate Resch, the paper shows that the crucial skill of a translator is to identify the discourse in the source text and to use adequate rhetorical devices in the target text, these being conceived of as poetic devices in service of the appellative function. The proportions between information, persuasion and aesthetics in a given text depend on the product to be advertised and on the expectations of the consumers and vary according to different languages and cultures.

Między informacją a estetyką. O polskich i niemieckich tekstach reklamowych z perspektywy dydaktyki przekładu

Streszczenie

Artykuł omawia strategie retoryczne realizowane w polskich i niemieckich kartach dań i ulotkach reklamujących kosmetyki. W oparciu o kategorię kompetencji tekstowej tłumacza wg R. Resch pokazano, że kluczową umiejętnością tłumacza jest poprawna identyfikacja sposobu kształtowania dyskursu w tekście wyjściowym oraz właściwe zastosowanie w przekładzie środków retorycznych, rozumianych jako środki poetyckie podporządkowane funkcji apelatywnej. Proporcje między informacją, środkami perswazyjnymi i estetycznymi w tekście zależą od reklamowanego produktu oraz oczekiwań odbiorców i różnią się w zależności od języka i kultury.

Rafał Szubert

Juristische Phraseologie – lexikalisierte Benennungseinheiten der Rechtssprache

In seinen Prolegomena zu einer richterlichen Hermeneutik unternimmt Ernst Forsthoff (Forsthoff 1940) einen Versuch, Recht und Rechtswissenschaft von der Sprache her zu verstehen. Forsthoff macht in den Prolegomena zwei aufschlussreiche Voraussetzungen:

(1) Eine bestimmte, nicht nur zufällige, sondern ins Wesen treffende Verbindung des Rechts zur Sprache.

(2) Sprache hat einen besonderen Rang, ohne welchen sie eines heuristischen Wertes entbehren würde (vgl. Forsthoff 1940:1)

Diese Verbindung des Rechts zur Sprache will ich im Folgenden am Beispiel der gewählten juristischen Phraseologismen erörtern. Nach Anne Luise Kjaer fasse ich *festе Wortverbindungen der Rechtssprache* als:

„Wortverbindungen, die in juristischen Fachtexten der Gegenwartssprache wiederholt in der gleichen festen Form auftreten und die eine fachsprachlich spezialisierte Bedeutung bzw. eine fachlich bedingte Funktion haben“ (Kjaer 1991:115).¹

Ich gehe davon aus, dass dies kein Merkmal ist, das den Anspruch der allgemeinen Gültigkeit erheben darf. Denn in gängigen Wörterbüchern begegnet man lediglich einen winzigen Teil von diesen fachspezifischen Wortverbindungen.²

Um auf die Frage zu antworten versuchen, welche Merkmale den *festen Wortverbindungen der Rechtssprache* eigen sind, sollte man zuerst Überlegungen darüber anstellen, welche Merkmale den festen Wortverbindungen

¹ Kjaer präzisiert: „Es handelt sich [...] um fachspezifische Wortverbindungen, die in einem Wörterbuch mit der Markierung „juristisch“ / „Rechtssprache“ zu kennzeichnen wären“ (Kjaer 1991:115).

² Kjaer führt diese Unterscheidung deswegen ein, weil sie damit eine Gruppe von fachspezifischen Wortverbindungen ausgliedert, die zwar in Texten der Rechtssprache statistisch nachweisbar verwendet werden, die aber fachunspezifisch sind, z.B. *im Hinblick auf, Art und Weise, in Anspruch nehmen, etwas in Besitz nehmen, von etwas Mitteilung machen*“ (vgl. Kjaer 1991:115).

überhaupt eigen sind (mehr dazu vgl. Burger 1998: 11).

Diesen festen Wortverbindungen schreibt Burger zwei gemeinsame Merkmale zu, und zwar:

- (1) das Bestehen aus mehr als einem Wort
- (2) keine Spontaneität, keine einmalige Zusammenstellung, sondern eine überindividuelle Kombination von Wörtern (vgl. Burger 1998: 11).³

Mit anderen Worten heißt es: feste Wortverbindungen, die zu 1: aus mehr als einem Wort bestehen und zu 2: in dieser einzigen (d.h. festen) Kombination von Wörtern gebraucht werden, die in der Sprachgemeinschaft ähnlich wie ein Wort gebräuchlich sind, sind Phraseologismen im weiteren Sinne (vgl. Burger 1998: 14). Außerdem unterscheidet Burger auch noch Phraseologismen im engeren Sinne.⁴

Im zweiten Merkmal (Festigkeit) ist eigentlich noch ein zusätzliches Merkmal enthalten, nämlich Lexikalisierung / Lexikalität, denn in der Definition der Festigkeit schloss Burger eine Konjunktion von zwei Merkmalen ein.⁵

Im zweiten Teil dieser Konjunktion kommt das folgende Merkmal der festen Wortverbindungen, d.h. Lexikalisierung / Lexikalität zum Ausdruck.

Demnach können folgende Merkmale der festen Wortverbindungen zusammengestellt werden:

- (1) **Polylexikalität**⁶
- (2) **Stabilität** (auch: Festigkeit)⁷
- (3) **Lexikalisierung** (auch Lexikalität)⁸

³ Nach Burger stellen diejenigen Phraseologismen, die die ersten zwei Merkmale erfüllen, den Bereich der Phraseologie im weiteren Sinne dar. Ausdrücke, die diese beiden Eigenschaften haben, werden von Burger Phraseologismen genannt, wobei als äquivalente Ausdrücke feste Wortverbindung und phraseologische Wortverbindung gelten. Mehr dazu vgl.: Burger 1998: 12. Wortwörtlich heißt es bei Burger: "Erstens bestehen sie [diese Ausdrücke – Hinzufügung von Rafał Szubert] aus mehr als einem Wort, zweitens sind die Wörter nicht für dieses eine Mal zusammengestellt, sondern es handelt sich um Kombinationen von Wörtern, die uns als Deutschsprechenden genau in dieser Kombination (eventuell mit Varianten) bekannt sind, ähnlich wie wir die deutschen Wörter (als einzelne) kennen" (Burger 1998: 11). Einen aufschlußreichen Beitrag zu den Varianten stammt aus der Feder von Edyta Błachut. Mehr dazu vgl.: Błachut E. (2004), Sprachspielerische Modifikationen formelhafter Wendungen. Wrocław.

⁴ Bei Burger lesen wir: „Von Phraseologismen im engeren Sinne sprechen wir, wenn zu den beiden ersten Eigenschaften [d.h. zu der Polylexikalität und zu der Stabilität/Festigkeit – Hinzufügung von Rafał Szubert] noch eine dritte hinzukommt: (3) Idiomatizität. Damit ist gemeint, dass die Komponenten eine durch die syntaktischen und semantischen Regularitäten der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit bilden“ (Burger 1998: 15).

⁵ Dazu ein Kommentar von Burger: „(...) wir kennen den Phraseologismus in genau dieser Kombination von Wörtern [Festigkeit – Hervorhebung von Rafał Szubert], und er ist in der Sprachgemeinschaft – ähnlich wie ein Wort – gebräuchlich“ (Burger 1998: 14).

⁶ Vgl. dazu Fleischer (1997: 249 ff., 262 ff.); vgl. auch Burger (1998: 14 ff.)

⁷ Vgl. dazu Fleischer (1997: 6 f., 36 ff., 58 ff.); vgl. auch Burger (1998: 16ff., 17 ff., 20 ff., 29 f.)

⁸ Vgl. dazu Fleischer (1997: 62 ff.). Hervorzuheben ist hier eine Verflechtung aller hier erwähnten charakteristischen Merkmale der Phraseologismen. Vgl. dazu Fleischer (1997: 62f.): Idiomatizität und Stabilität parallelisieren den Phraseologismus dem Wort, führen zu seiner Lexikalisierung, der Speicherung im Lexikon. Das ist für ein Wort das „Normale“, für eine syntak-

(4) **Idiomatizität**⁹(5) **Reproduktion** (auch: Reproduzierbarkeit)¹⁰

Was geschieht, wenn man jetzt diese Merkmale auf das Gebiet der *festen Wortverbindungen der Rechtssprache* überträgt?

Kjaer behauptet, dass das einzige Merkmal der juristischen Wortverbindungen ihre **Reproduzierbarkeit** ist, d.h. ihre ständige Wiederholung in juristischen Fachtexten (vgl. Kjaer 1991:116). Dabei betont sie, dass die genannten lexikalischen Einheiten nur in ihrem fachlichen und fachsprachlichen Kontext als reproduzierbare Einheiten zu erkennen sind (vgl. Kjaer 1991:116). Dieses Merkmal ist dadurch aufschlussreich, dass das Merkmal der Reproduzierbarkeit der *festen Wortverbindungen der Rechtssprache* nur für den Bereich des Faches Recht gilt.

Folgende Zitate sollen die Reproduzierbarkeit der juristischen Wortverbindungen **bewegliche Sache**/rzecz ruchoma (einfache zweigliedrige Nomination) an einigen Beispielen aus den deutschen Gesetzestexten illustrieren:

BGB – § 92. [Verbrauchbare Sachen]

(1) Verbrauchbare Sachen im Sinne des Gesetzes sind **bewegliche Sachen**, deren bestimmungsmäßiger Gebrauch in dem Verbrauch oder in der Veräußerung besteht.

(2) Als verbrauchbar gelten auch **bewegliche Sachen**, die zu einem Warenlager oder zu einem sonstigen Sachinbegriffe gehören, dessen bestimmungsmäßiger Gebrauch in der Veräußerung der einzelnen Sachen besteht.

StGB – § 133. Verwahrungsbruch

(1) Wer Schriftstücke oder andere **bewegliche Sachen**, die sich in dienstlicher Verwahrung befinden oder ihm oder einem anderen dienstlich in Verwahrung gegeben worden sind, zerstört, beschädigt, unbrauchbar macht oder der dienstlichen Verfügung entzieht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.

(2) Dasselbe gilt für Schriftstücke oder andere **bewegliche Sachen**, die sich in amtlicher Verwahrung einer Kirche oder anderen Religionsgesellschaft des öffentlichen Rechts befinden oder von dieser dem Täter oder einem anderen amtlich in Verwahrung gegeben worden sind.

tische Wortverbindung dagegen eine zusätzliche Markierung. Die Lexikalisierung der syntaktischen Konstruktion bedeutet, dass sie nicht mehr nach einem syntaktischen Strukturmodell in der Äußerung „produziert“, sondern dass sie als „fertige“ lexikalische Einheit „reproduziert“ wird: „Diese im Wortbestand der Sprache bereits fertig vorhandenen geprägten Wortverbindungen brauchen im Prozess der Rede nur reproduziert zu werden, sie verhalten sich also auch in dieser Hinsicht wie die kleinsten selbständigen, potentiell isolierbaren Bedeutungsträger der Sprache, die Wörter“ (Schmidt 1967, 70).

⁹ Vgl. dazu Fleischer (1997: 30 ff., 42 f., 123 ff., 259 ff.); vgl. auch Burger (1998: 31 f., 93 f.).

¹⁰ Vgl. dazu Fleischer (1997: 62ff., 212f.). Kjaer paraphrasiert dieses Merkmal als ständige Wiederholung von einer Wortverbindung in Texten (vgl. Kjaer 1991: 116).

ZPO – § 847. Herausgabeansprüche auf bewegliche Sachen

(1) Bei der Pfändung eines Anspruchs, der eine **bewegliche** körperliche **Sache** betrifft, ist anzuordnen, dass die Sache an einen vom Gläubiger zu beauftragenden Gerichtsvollzieher herauszugeben sei. (...).

InsO – § 107. Eigentumsvorbehalt

(1) Hat vor der Eröffnung des Insolvenzverfahrens der Schuldner eine **bewegliche Sache** unter Eigentumsvorbehalt verkauft und dem Käufer den Besitz an der Sache übertragen, so kann der Käufer die Erfüllung des Kaufvertrages verlangen. Dies gilt auch, wenn der Schuldner dem Käufer gegenüber weitere Verpflichtungen übernommen hat und diese nicht oder nicht vollständig erfüllt sind.

(2) Hat vor der Eröffnung des Insolvenzverfahrens der Schuldner eine **bewegliche Sache** unter Eigentumsvorbehalt gekauft und vom Verkäufer den Besitz an der Sache erlangt, so braucht der Insolvenzverwalter, den der Verkäufer zur Ausübung des Wahlrechts aufgefordert hat, die Erklärung nach § 103 Abs. 2 Satz 2 erst unverzüglich nach dem Berichtstermin abzugeben. Dies gilt nicht, wenn in der Zeit bis zum Berichtstermin eine erhebliche Verminderung des Wertes der Sache zu erwarten ist und der Gläubiger den Verwalter auf diesen Umstand hingewiesen hat.

An den obigen Beispielen wird deutlich, dass die Wortverbindung **bewegliche Sachen** sich in vielen Gesetzestexten wiederholt, also reproduzierbar ist (Reproduzierbarkeit). Ein Blick in den Schönfelder (Schönfelder plus. Deutsche Gesetze: 1999) erlaubt es, zu prüfen, ob diese Wortverbindung (**bewegliche Sachen**) alle Kriterien für die Klassifizierung von Phraseologismen erfüllt.

Das Kriterium der **(1) Polylexikalität** ist erfüllt, da der Phraseologismus **bewegliche Sache** aus mehr als einem Wort besteht. Was die **(2) Stabilität** dieses Phraseologismus angeht, da muss gesagt werden, dass es hier nicht eine fixierte Nennform gibt, sondern dass es hier zwei sehr ähnliche Varianten gibt. Zu unterscheiden sind hier grammatische Varianten in einer Komponente, und zwar im Numerus. Das Recherchieren im Schönfelder (Schönfelder plus. Deutsche Gesetze: 1999) hat folgendes Ergebnis gebracht:

Singular:

eine bewegliche Sache (InsO – § 51. Sonstige

Absonderungsberechtigte)

eine bewegliche Sache (ZVG – § 65. [Besondere Versteigerung; anderweitige Verwertung])

eine bewegliche Sache (ZPO – § 883. [Herausgabe bestimmter beweglicher Sachen])

Plural:

bewegliche Sachen (BGB – § 92. [Verbrauchbare Sachen])

bewegliche Sachen (ZPO – § 885. [Herausgabe von Grundstücken oder Schiffen])

Manchmal beruht eine Variation auf der Hinzufügung einer Komponente, was damit verbunden ist, dass man die im Text verwendete Wortverbindung zusätzlich präzisiert haben will. Zum Beispiel:

- **andere bewegliche Sachen**¹¹
- **eine fremde bewegliche Sache**¹²
- **eine bewegliche körperliche Sache**¹³
- **die entzogene bewegliche Sache**¹⁴

Das Wort **beweglich** geht auch Verbindungen mit anderen Komponenten als Sache ein, was aber nicht zur Entstehung einer Variation des Phraselogismus **bewegliche Sachen** führt, sondern eine andere, selbständige Wortverbindung ist, die auch einen anderen Bedeutungsgehalt hat. Ein Beispiel hierfür ist:

- **das bewegliche oder unbewegliche Vermögen**¹⁵
- **das bewegliche Vermögen**¹⁶
- **bewegliche Brücke**



StVO – § 40. [1] Gefahrzeichen

Bewegliche Brücke Zeichen 131

¹¹ Im vollständigen Wortlaut: StGB – § 133. Verwahrungsbruch: (...)Wer Schriftstücke oder andere bewegliche Sachen, die sich in dienstlicher Verwahrung befinden oder ihm oder einem anderen dienstlich in Verwahrung gegeben worden sind, zerstört, beschädigt, unbrauchbar macht oder der dienstlichen Verfügung entzieht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.

¹² Im vollständigen Wortlaut: StGB – § 289. Pfandkehr: (1) Wer seine eigene bewegliche Sache oder eine fremde bewegliche Sache zugunsten des Eigentümers derselben dem Nutznießer, Pfandgläubiger oder demjenigen, welchem an der Sache ein Gebrauchs- oder Zurückbehaltungsrecht zusteht, in rechtswidriger Absicht wegnimmt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.

¹³ Im vollständigen Wortlaut: ZPO – § 847. Herausgabeansprüche auf bewegliche Sachen: (1) Bei der Pfändung eines Anspruchs, der eine bewegliche körperliche Sache betrifft, ist anzuordnen, dass die Sache an einen vom Gläubiger zu beauftragenden Gerichtsvollzieher herauszugeben sei.

¹⁴ Im vollständigen Wortlaut: EGBGB – Art. 53. Rechte von Grundstücksgläubigern: (2) Ist das Recht des Dritten eine Reallast, eine Hypothek, eine Grundschuld oder eine Rentenschuld, so erlischt die Haftung des Entschädigungsanspruchs, wenn der beschädigte Gegenstand wiederhergestellt oder für] die entzogene bewegliche Sache Ersatz beschafft ist.

¹⁵ Im vollständigen Wortlaut: ZPO – § 916. Arrestanspruch: (1) Der Arrest findet zur Sicherung der Zwangsvollstreckung in das bewegliche oder unbewegliche Vermögen wegen einer Geldforderung oder wegen eines Anspruchs statt, der in eine Geldforderung übergehen kann.

¹⁶ Im vollständigen Wortlaut: ZPO – § 872. Voraussetzungen: Das Verteilungsverfahren tritt ein, wenn bei der Zwangsvollstreckung in] das bewegliche Vermögen ein Geldbetrag hinterlegt ist, der zur Befriedigung der beteiligten Gläubiger nicht hinreicht.

Das dritte zu prüfende Kriterium, das zur Charakterisierung der Phraseologismen herangezogen wird, ist die **(3) Lexikalisierung**. Dieses Kriterium ist eng mit dem Kriterium der **Stabilität** (Festigkeit) verbunden. Burger erwähnt es bei Gelegenheit der psycholinguistischen Festigkeit (vgl. Burger et al. 1982: 168ff., Burger 1998: 17). Seine Motive leuchten durchaus ein. Den Phraseologismus sieht er als eine einem Wort ähnliche Einheit dann mental gespeichert, wenn er als ganzer abgerufen und produziert werden kann.

Er zieht eine Grenze zwischen den Wörtern und den meisten Phraseologismen, die keine „kompakten“ Einheiten sind, sondern die sich in mancher Hinsicht wie „normale syntaktische Gebilde“ verhalten (Burger 1998: 17). Denn ein Wort „kann man nur als Ganzes deklinieren oder konjugieren oder im Satz in eine andere Position bringen“ (Burger 1998: 17), was bei den Phraseologismen nicht der Fall ist, da bei Phraseologismen die einzelnen Komponenten dekliniert, konjugiert, umgestellt werden können. Deswegen ist diese Zwiespältigkeit zu beachten, wenn man von der Einheit der Phraseologismen spricht.

Dabei ist anzumerken, dass die von Burger angesprochene begrenzte Menge von Varianten der Phraseologismen für die juristischen Wortverbindungen der juristischen Fachsprache wahrscheinlich nicht gilt.¹⁷ Wenn man bedenkt, dass die Charakteristika der Fachsprachen (auch der Rechtssprache) auf der besonderen Präzision bzw. Genauigkeit und auf der Ökonomie des Ausdrucks beruhen und dass es somit nutzbringend ist, „einen die Bedeutung eines fachsprachlichen Ausdrucks festlegenden Zusammenhang zwischen einem Terminus und einem Gegenstand zu etablieren“ (Wimmer 1998: 9), so muss man vorsichtig sein, wenn man von den Varianten der juristischen Wortverbindungen spricht.

Meine Untersuchung der juristischen Wortverbindungen in der deutschen und in der polnischen Sprache bestätigt die Richtigkeit der von Kjaer aufgestellten These über die Auflösbarkeit der Wortverbindungen (vgl. Kjaer 1991: 116). Kjaer schreibt:

¹⁷ Burger schreibt Folgendes zu der psycholinguistischen Festigkeit der Phraseologismen: „Evidenz dafür, dass Phraseologismen als Einheiten gespeichert sind, liefern psycholinguistische Tests. Bei Sprichwörtern – als relativ langen und oft syntaktisch zweiteiligen Kombinationen – kann man beispielsweise den einfachen Test machen, Versuchspersonen nur den Anfang des Sprichwortes vorzulegen und sie den Rest ergänzen zu lassen. Dies ist eine spezielle Variante von „Lückentests“, die für Phraseologismen jeder Ausdehnung Anwendung finden können. Das Prinzip dabei ist: Man „verpackt“ den fraglichen Phraseologismus in einen Satz oder Text und lässt dabei eine Komponente des Phraseologismus als „Lücke“ offen. Die Versuchspersonen sollen dann diese Lücke auszufüllen versuchen. Während bei freien Wortverbindungen entsprechende Lücken durch lexikalisches Material aus einem „Wortfeld“ auffüllbar sind, kommt bei einem Phraseologismus in der Regel nur ein bestimmtes Wort (bzw. beim Sprichwörtertest der ganze Wortlaut des zweiten Teils), allenfalls eine sehr begrenzte Menge von Varianten, infrage“ (Burger 1998: 17f.). Eine andere Auffassung von Festigkeit schlägt Mel’čuk vor. Er bezeichnet Festigkeit als Vorhersagbarkeit der Komponenten. (vgl. Mel’čuk 1960), S. 73–80).

„Die relative Auflösbarkeit der Wortverbindungen bzw. die relative Verbundenheit der in sie eingehenden Wörter bewirkt, dass die herkömmlichen lexikologischen Tests, vor allem die zum Nachweis von lexikalischer Stabilität verwendete Austauschprobe, bei diesen Wortverbindungen versagen“ (Kjaer 1991: 116).

Kjaer erläutert ihre These an einem Beispiel:

„*ändern* in der Wortverbindung *die Klage ändern* aus dem Rechtsgebiet „Zivilprozessrecht“ hat keine an die Wortverbindung gebundene, spezialisierte Bedeutung angenommen. *Ändern* bedeutet hier – wie in anderen Verbindungen auch – *verändern, abändern, umgestalten, revidieren, neu fassen*. Eine Austauschprobe kann die Gebundenheit von *ändern* deshalb nicht nachweisen, stellt man doch mit der Austauschprobe eine Frage, die eine absolute Antwort voraussetzt: „Ist es möglich, *ändern* in der Verbindung *die Klage ändern* unter Beibehaltung der Gesamtbedeutung der Wortverbindung durch synonymische Verben zu ersetzen?“. Im konkreten Fall müsste man mit einem „Ja“ beantworten. Die Gesamtbedeutung der Wortverbindung – verstanden als ihre denotative Bedeutung – würde sich durch eine Synonymenersetzung nicht ändern. Man müsste aber danach die Antwort relativieren: In bestimmten aufzählbaren fachlichen Kontexten wäre eine Ersetzung von *ändern* durch Synonyme ausgeschlossen oder zumindest ungewöhnlich. „Die Klage ändern“ ist eine fachlich definierte Handlung, die in Texten des Zivilprozesses zur Sicherung der fachlichen Eindeutigkeit und der fachsprachlichen Kontinuität wiederholt *die Klage ändern* benannt wird, bzw. benannt werden muss“ (Kjaer 1991: 116).¹⁸

Auf unsere Beispiele übertragen bedeutet das jedoch, dass das Wort *beweglich* in der Wortverbindung *bewegliche Sache* aus dem Rechtsgebiet „Zivilprozessordnung“ doch eine an die Wortverbindung gebundene, spezialisierte Bedeutung angenommen hat.¹⁹

Es ist möglich, *beweglich* in der Verbindung **bewegliche Sache** (ebenfals gilt das Umgekehrte: man kann *Sachen* in der Verbindung **bewegliche Sache**) gegen ein synonymes Wort auswechseln. So hätten wir statt

¹⁸ Eine ähnliche Situation herrscht nicht nur im Bereich der juristischen Wortverbindungen, sondern auch im Bereich der ganzen juristischen Terminologie. Es ist bekannt, dass die Ebene der Rechtssprache Ausdrücke enthält, „die zwar der Gemeinsprache entnommen sind, aber durch eine fachliche Umformung mit anderer Bedeutung verwendet werden.“ (Sander 2004: 2) Die Sprache greift auf das Vokabular der Standardsprache zurück (Luttermann 1999: 53). Und das ist ein Dilemma der Rechtssprache. Zuerst besteht dieses Dilemma darin, dass die natürlichen Begriffe der Gemeinsprache in ihrer Bedeutung durch Legaldefinitionen eingengt und präzisiert werden. Dieses Dilemma beruht auch darauf, dass die juristische Festlegung der Begriffe vom Allgemeinverständnis oft abweicht.

¹⁹ Um das nachweisen zu können, genügt es, wenn man die Bedeutung der Lemmata 'beweglich' und 'Sache' in einem Wörterbuch der deutschen Sprache prüft, z.B. im DUDEN oder im DWDS.

bewegliche Sache	veränderliche Sache^a
	flinke Sache^b
	rege Sache^c
	lebhaftes Sache^d
	rührende Sache
	ergreifende Sache^e
	bewegende Sache

^a „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine Herrlichkeit ist wie des Grases Blume. Wenn du aber darauf dein Begehren richtest, so erkennst du selbst, daß du tierisch gesinnt bist. Oder liebst du seine Kraft? Jeder Schmerz beugt und bricht sie. Oder seine Schönheit? Sie ist eine leicht wiegende und veränderliche Sache; eine Sache, die ein einziges Fieber oder sonst ein Unfall zerstört“ (<http://www.unifr.ch/bkv/kapitel2831-8.htm>).

^b „Eigentlich sollte das ja ne flinke Sache werden. Mal schnell die Kiste aussortieren und nun bin ich schon ne ganze Weile an diesem Buch hängen geblieben. Zart streiche ich über die Seiten. Wenn alte Dinge doch nur ihre Geschichte erzählen könnten“ (<http://frauenzimmer.twoday.net/topics/Archiv/>).

^c „Briefwechseln bei uns ist eine interessante und rege Sache wenn Sie einen Brief an eine bei uns registrierte Dame senden garantieren wir Ihnen dass Sie innerhalb weniger Tage eine Antwort auch erhalten“ (<http://kontaktanzeigen-russische-frauen.com/suchen/braute/Osteuropa-women-Partnervermittlung-shtml>).

^d In Südostasien ist Essengehen eine lebhaftes Sache, warum nicht auch hier? (http://lexikon.meyers.de/meyers/Spezial:Zeitartikel/Die+56+Kr%C3%A4uter+des+Herrn+Vuong?tease_rID=453909).

^e „Es waren auch wieder einige sehr nette Natives da, die sich offensichtlich sehr wohl fühlten auf dieser Tanzveranstaltung. Unfassbarerweise müssen zwei von ihnen in den Irak. Kraftvolle Worte wurden gesprochen seitens ihrer Verwandten, die ganze Halle betete mit – es war eine ergreifende Sache und man konnte es fast anfassen, dieses Besondere, was Powwows ausmacht. Wir alle wollen wieder mit Euch tanzen, Mädels, come home safe!!!!“ (<http://www.powwow-kalender.de/report/westerwald05.htm>).

Und die andere Seite der Medallie sieht so aus:

bewegliche Sache	bewegliche Gegenstände
	bewegliche Angelegenheit^a
	bewegliche Handlung

^a „Die Welterfahrung des Kindes ist eine körperliche und bewegliche Angelegenheit, und je förderlicher die Bewegungserziehung und je anregender die Bewegungswelt in der frühen Kindheit ist, desto reichhaltiger und geglückter fällt die Weltbewältigung aus“ (Größing 1992: 67).

Es ist aber deutlich zu sehen, dass die Gesamtbedeutung der Wortverbindung – verstanden als ihre denotative Bedeutung – sich durch eine Synonymenersetzung kardinal ändert. Da braucht man die Antwort sogar nicht zu relativieren. Denn es liegt auf der Hand, dass eine Ersetzung von *beweglich* oder von *Sache* in der Wortverbindung **bewegliche Sachen** im konkreten

fachlichen Text der Zivilprozessordnung durch Synonyme ausgeschlossen oder zumindest ungewöhnlich ist.

Zurück zu unseren Beispielen. Der Fachausdruck **bewegliche Sachen** hat in der Rechtssprache eine genau definierte Bedeutung. Neben den einfachen und zusammengesetzten Sachen unterscheidet man in erster Linie Grundstücke und bewegliche Sachen. Der juristischen Definition nach sind **bewegliche Sachen** alle Sachen, die nicht ein abgegrenzter Teil der Erdoberfläche oder ein Bestandteil dieses Grundstücks sind.²⁰

Es ist deutlich, dass diese Wortverbindung auch das Kriterium der (4) **Idiomatizität** erfüllt. Man versteht hier unter der Idiomatizität eines Ausdrucks eine Diskrepanz zwischen der phraseologischen Bedeutung und der wörtlichen Bedeutung des ganzen Ausdrucks. Die wörtliche Bedeutung entspricht hier offensichtlich der fachlichen juristischen Bedeutung des Ausdrucks nicht. **Bewegliche Sachen** ist ein fachlich definierter Begriff, der in Texten des Zivilprozesses zur Sicherung der fachlichen Eindeutigkeit und der fachsprachlichen Kontinuität wiederholt so und nicht anders benannt wird, bzw. benannt werden muss.

Die von mir ermittelten Variationen sind eigentlich meistens separate Fachbegriffe und können somit nicht als Variationen eingestuft werden.

Der Ausdruck **Bewegliche Sachen** (BGB – § 92, ZPO § 885) ist kein Synonym für **unbewegliche Sachen** (ZPO § 848)²¹ ebenso wie eine **bewegliche körperliche Sache** (ZPO § 847) kein Synonym für eine **bewegliche Sache** und schon gar nicht für **bewegliche Brücke** (StVO § 40) ist.

Es wäre wohl vergeblich in einem nicht fachsprachlichen Kontext nach **beweglichen unkörperlichen Sachen** zu suchen. In der Rechtssprache bestehen sie aber. Im österreichischen Sachenrecht sind sie Gegenstand vom § 298 ABGB [Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch für Österreich]. Darin werden die Immaterialgüterrechte als **bewegliche unkörperliche Sachen** betrachtet.

Außerhalb jeglicher Konkurrenz befindet sich in dieser Liste **bewegliche Brücke**. Obwohl das Tragwerk dieser Brücke als Ganzes oder in Teilen bewegt werden kann, wird sie juristisch als unbewegliche Sache eingestuft.

Die Erfüllung des Kriteriums der (5) **Reproduzierbarkeit** bestätigt das Ergebnis der Recherche im Schönfelder (Schönfelder plus. Deutsche Gesetze 1999). Die Wiederholung der Wortverbindung **bewegliche Sachen** wird in vielen deutschen Gesetzestexten bestätigt: im BGB (§ 92; § 237; § 937;

²⁰ Die Unterscheidung von beweglichen und unbeweglichen Sachen ist besonders im Sachenrecht von entscheidender Bedeutung. In der Sprache dieses Rechtes ist Sache nur ein körperlicher (auch flüssiger oder gasförmiger) Gegenstand. Der Gegenstand muss: sinnlich wahrnehmbar sein und beherrschbar sein. Daher kann er nicht die freie Luft, das Meerwasser, aber er kann z.B. Gas in Flaschen sein. Sachen werden geteilt in zwei Hauptgruppen: (1) einfache Sachen und (2) zusammengesetzte Sachen (vgl. Creifelds Rechtswörterbuch).

²¹ Ich zitiere hier den Wortlaut des ersten Punktes dieses Paragraphen in extenso: "(1) Bei Pfändung eines Anspruchs, der **eine unbewegliche Sache** betrifft, ist anzuordnen, dass die Sache an einen auf Antrag des Gläubigers vom Amtsgericht der belegenen Sache zu bestellenden Sequester herauszugeben sei" (Schönfelder plus. Deutsche Gesetze. 2009).

§ 948; § 959), im StGB (§ 133; § 289), in der ZPO (§ 777; § 847; § 854; § 883; § 885; § 930) und in vielen, vielen anderen.

<p>bewegliche Sache</p>	<p>sind alle beweglichen Sachen</p> <p>(alle Sachen, die weder Grundstücke noch Bestandteile von Grundstücken sind, die ohne Beschädigung ihrer Substanz bewegt werden können)</p> <p>→ Mobilie, → Fahrnis</p> <p>Gegensatz: Liegenschaft, Immobilie</p>
<p>unbewegliche Sache</p>	<p>alle nicht beweglichen Sachen</p> <p>(d.h. Grundstücke und deren Bestandteile, d.h. diejenigen Sachen, die ohne Beschädigung ihrer Substanz nicht bewegt werden können)</p> <p>→ Liegenschaft, → Immobilie, → Grundstück, → Sachenrecht;</p> <p>Gegensatz: Fahrnis, Mobilie</p>
<p>bewegliche körperliche Sache</p>	<p>sind alle beweglichen Sachen, die man mit den Sinnen wahrnehmen kann, die angefasst werden können (z.B. Auto, Haus, Wasser, Geldscheine und Münzen)</p>
<p>bewegliche unkörperliche Sache</p>	<p>sind alle beweglichen Sachen, die physisch nicht existent sind, z.B. Rechte, Forderungen, objektive Werte (Geschäftswert einer Firma; Energieleistungen)</p>
<p>das bewegliche Vermögen</p>	<p>die Gesamtheit der Aktiva, die einer natürlichen oder juristischen Person zustehen, die weder Grundstücke noch Bestandteile von Grundstücken sind, die ohne Beschädigung ihrer Substanz bewegt werden können</p>
<p>das unbewegliche Vermögen</p>	<p>die Gesamtheit der Aktiva, die einer natürlichen oder juristischen Person zustehen, Grundstücke, Liegenschaften, d.h. diejenigen Sachen, die ohne Beschädigung ihrer Substanz nicht bewegt werden können</p>

Literatur

- Blachut, Edyta (2004): *Sprachspielerische Modifikationen formelhafter Wendungen*. Wrocław.
- Creifelds Rechtswörterbuch. Elektronische Version auf CD. C.H. Beck.
- Burger, Harald et al. (1982): *Handbuch der Phraseologie*. Berlin. New York.
- Burger, Harald (1998): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin.
- Drosdowski, Günther (Red.) (1989): *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim / Wien / Zürich.
- Fleischer, Wolfgang (1997): *Phraseologie der deutschen Sprache*. Tübingen.
- Forsthoff, Ernst (1940): *Recht und Sprache. Prolegomena zu einer richterlichen Hermeneutik*. Halle (Saale).
- Größing, Stefan (1992): Das Erziehungskonzept des „Natürlichen Turnens“ und die Bewegungserziehung von heute – Versuche einer Annäherung. In: Altenberger, H., Maurer, F. (Hrsg.) (1992): *Kindliche Welterfahrung in Spiel und Bewegung*. Bad Heilbrunn. 65–78.
- Kjaer, Marie Luise (1991): Phraseologische Wortverbindungen in der Rechtssprache? In: Palm, Ch. (Hrsg.): *Europhras 90. Akten der internationalen Tagung zur germanistischen Phraseologieforschung Aske/Schweden. 12–15. Juni 1990*. Stockholm.
- Kjaer, Marie Luise (1992): Normbedingte Wortverbindungen in der juristischen Fachsprache (Deutsch als Fremdsprache). In: *Fremdsprachen Lehren und Lernen*. 21. Jg., *Idiomatik und Phraseologie*.
- Luttermann, Karin (1999): Übersetzen juristischer Texte als Arbeitsfeld der Rechtlinguistik. In: Groot, de, René, Schulze Reinaer (Hrsg.): *Recht und Übersetzen*. Nomos Verlagsgesellschaft. Baden-Baden. 47–57.
- Mel’čuk, Igor A. (1960): O terminach „ustojčivost” i „idiomatičnost”. In: *V Ja*, 4, 73–80.
- Sander, G. Gerald (2004): *Deutsche Rechtssprache. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen und Basel.
- Schmidt, Wilhelm (1967): *Lexikalische und aktuelle Bedeutung. Ein Beitrag zur Theorie der Wortbedeutung*. Berlin.
- Schönfelder plus. Deutsche Gesetze. Beck Texte* (1999): CD-ROM. Verlag C.H. Beck.
- Wimmer, Rainer (1998): Zur juristischen Fachsprache aus linguistischer Sicht. In: *Sprache und Literatur*. Bd. 81. Darmstadt.

Internetquellen

- <http://www.dwds.de/>
- <http://frauenzimmer.twoday.net/topics/Archiv/>
- <http://kontaktanzeigen-russische-frauen.com/suchen/braute/Osteuropa-women-Partnervermittlung-.shtml>
- <http://lexikon.meyers.de/meyers/Spezial:Zeitartikel/Die+56+Kr%C3%A4uter+des+Herrn+Vuong?teaserID=453909>
- <http://www.powwow-kalender.de/report/westerwald05.htm>
- <http://www.unifr.ch/bkv/kapitel2831-8.htm>

The legal phraseology – lexicalized terminology units of the legal language

Abstract

In this article I will explore the phenomenon of compounds in legal German and Polish. I am interested in both their lexical and morphosyntactic stability and the specialist situational context, i.e. the conditions for use of these lexical units – the legal terms consisting of multiple words.

The research of this aspects seems to be particularly important in the context of legal language didactics. The concentrations of terms in the legal language may be of interest for lawyers and translators, as well as constitute the means for gaining language, topical and intercultural competencies and allow students to achieve the better understanding of an important language communication element.

I have been developing my interest in this subject throughout my didactic, translatable and scientific activities.

This article is a modified version of the paper delivered on the Europhras conference held in Helsinki on 13–16 August, 2008.

Frazeologia prawnicza – zleksykalizowane jednostki terminologiczne języka prawniczego

Streszczenie

Przedmiotem niniejszego artykułu jest fenomen złożzeń wyrazowych w niemieckim i w polskim języku prawa. Oprócz ich leksykalnej i morfo-syntaktycznej stabilności interesujący jest specjalistyczny kontekst sytuacyjny, tzn. warunki, w których używane są owe jednostki leksykalne – terminy prawnicze składające się z wielu słów.

Zbadanie tego aspektu wydaje się szczególnie ważne w kontekście dydaktyki języka prawa. Skupienia terminologiczne występujące w języku prawa mogą być nie tylko przedmiotem zainteresowań prawników i translatorów, ale również przedmiotem zdobywania kompetencji językowej, przedmiotowej i międzykulturowej oraz stanowić drogę do poszerzenia wiedzy na temat ważnego fragmentu komunikacji językowej dla studentów.

Ewa Wojaczek

Die Texttypen und deren Übersetzungsmethoden

Seit jeher wird diskutiert, ob es nur eine oder aber mehrere Übersetzungsmethoden gibt und welche dann am besten ist. Es werden allerlei Argumente angeführt, die zwar für ganz konkrete Beispiele zutreffen, doch nicht alle, so dass sie früher oder später widerlegt werden. Diese Probleme ergeben sich meiner Meinung nach sehr oft daraus, dass man sich vielmehr für das *Wie* als das *Was* einer Übersetzung¹ interessiert. Die Übersetzung wird bloß als Prozess betrachtet, und der Text selbst, d.h. das Ziel- oder Ausgangsprodukt bzw. der Stoff, mit dem der Übersetzer arbeitet, wird dabei völlig vergessen.

In meinem Beitrag werden daher Übersetzungsmethoden in Bezug auf unterschiedliche Texttypen präsentiert. Es werden zunächst der Text als linguistische Größe und seine Merkmale (vgl. 1) besprochen. Demzufolge werden Klassifikationskriterien für Texttypen (vgl. 2) genannt. Dargestellt wird auch die Übersetzungsäquivalenz (vgl. 3) als das Hauptprinzip der Textidentität. Letztendlich wird der Zusammenhang zwischen den Übersetzungsmethoden und der Identität des Ausgangs- und Zieltextes (vgl. 4) gezeigt.

Da diese Problematik überwiegend den Gegenstand der Textlinguistik bildet, stütze ich meine Überlegungen auf textlinguistischen Arbeiten. Nur gelegentlich wird auf die Fragen der kontrastiven Linguistik (vgl. 3) eingegangen.

1. Der Text und seine Merkmale

Alltagssprachlich wird der Begriff *Text* oft nur im Hinblick auf schriftsprachliche Sprachdokumente als eine Reihe von aufeinanderfolgenden Sätzen verstanden. In der traditionellen Textlinguistik werden jedoch als Texte zunächst mal sowohl mündliche als auch schriftliche sprachliche Einheiten genannt, die einen mehr oder weniger komplexen Charakter haben. Eine abschließende, einheitliche linguistische Definition der Größe *Text* gibt es jedoch

¹ So spricht man beispielsweise vom Wort-für-Wort-Übersetzen vs. Satz-für-Satz-Übersetzen oder vom Übersetzen vs. Dolmetschen, ohne auf den Texttyp und seine ganz spezifischen Eigenschaften zu achten. Infolge dessen entstehen zwar grammatisch korrekte Übersetzungen, doch der zu erwartende Effekt wird damit trotzdem nicht erzielt (vgl. 4).

bis heute noch nicht. Die meisten Textlinguisten bezeichnen Texte als Folgen von kohärenten Sätzen² mit spezifischen kommunikativen Funktionen (Hundsnurscher 1986, Motsch/Viehwegger 1981) oder – obwohl seltener – als „Gesamtmenge der in einer kommunikativen Interaktion auftretenden kommunikativen Signale“ (Kallmeyer 1980). Auf diesem Forschungsgebiet zeichnet es sich also letztens eine immer stärkere und deutliche Abkehr von der strikt strukturalistischen zugunsten der kommunikativen Linguistik. Problematisch scheinen nonverbale Signale (Heinemann/Viehwegger 1991), aus denen z.B. sog. *Bild-Texte*, das Flaggenalphabet bzw. die Körpersprache bestehen, oder Einwort-/Einsatz-Texte (z.B. *Feuer!* oder *Platz da!*), die in meiner Auffassung den Hauptkriterien einer Textzuordnung ebenso wie übliche Texte entsprechen (s. weiter) und deshalb als *texthaftig* angesehen werden können³. Damit kommen wir zur Textdefinition, die von Linke/Nussbaumer/Portmann (1991: 245) vorgeschlagen wird:

Ein Text ist eine komplex strukturierte, thematisch wie konzeptuell zusammenhängende sprachliche Einheit, mit der ein Sprecher eine sprachliche Handlung mit erkennbarem kommunikativem Sinn vollzieht

Sich auf die angegebene Definition stützend, unterscheiden Textlinguisten (Beaugrande/Dressler 1981, Brinker 2001, Coseriu 1994, Vater 1992) folgende Hauptmerkmale eines Textes, die dann relevant für die Textklassifikation sind: Kohäsion, Kohärenz, Informativität, Intentionalität, Akzeptabilität, Situationalität und Intertextualität.

2. Kriterien für Textklassifikation

Laut den genannten Merkmalen (vgl. 1) lassen sich allerlei Texte textsortenspezifisch bezeichnen. Ihre spezifischen Strukturen und Formulierungen resultieren nämlich aus bestimmten Intentionen der Textproduzenten und ergeben sich aus typischen kognitiven Mustern für die Realisierung spezifischer Zwecke. Die meisten Textklassifikationen gehen vom sogenannten *Organon-Modell* von Bühler (1982: 25) aus, in dem den Sprachzeichen drei mögliche Grundfunktionen zugeschrieben werden:

- 1) die Funktion der *Darstellung* von Gegenständen, Sachverhalten und Ereignissen,
- 2) die Funktion des *Ausdrucks* der inneren Befindlichkeit, der Emotionen und der Einstellungen des Zeichenbenutzers,
- 3) die Funktion des *Appells*, mit dem ein Zeichenbenutzer einen Rezipienten zu bestimmten Reaktionen veranlassen möchte.

² Dabei legen sie den größten Wert meist bei nur einem der Texthauptmerkmale: der Kohäsion oder viel öfter der Kohärenz.

³ In ihrem Fall entfallen manchmal höchstens solche Merkmale wie Kohäsion oder Kohärenz.

Tab. 1 Texttypen und ihre Merkmale (in Anlehnung an Reiß 1983)

Texttyp	Textfunktion	Kennzeichen	Autor-Leser-Verhältnis	Titel	Lexika	Syntax	Informationsdichte	Informationsgliederung
informativ	Vermittlung von Informationen	sachorientiert	sachbezogen	sachbezogen	sachlich-fachlich	komplex	>5 pro Satz	konstante Progression
expressiv	künstlerische Aussage	senderorientiert	autorbezogen	expressiv	ästhetisch-vielfältig	variierend	variierend	häufiger Themawechsel
operativ	Auslösung von Verhaltensimpulsen	verhaltensorientiert	interaktiv zwischen Autor und Leser	appellbe-ton	einfach-umfangs-sprachlich	einfach	ca. 2-3 pro Satz	häufiger Themawechsel

Tab. 2 Texttypen und Übersetzungsmethoden (nach Reiß 1983: 20)

Texttyp	Äquivalenzmaßstab	Übersetzungsmethode (Primärfunktion)
informativ	Invarianz auf der Inhaltsebene	sachgerecht (= schlicht-prosaisch)
expressiv	Analogie der künstlerischen Gestaltung	autogerecht (= identifizierend)
operativ	Identität des textimmanenten Appells	appellgerecht (= parodistisch, später adaptierend)
audio-medial	wie in allen obengenannten Texttypen	medien- bzw. verbundgerecht (= suppletorisch)

Auf diesem Modell basiert auch die *übersetzungsbezogene Texttypologie* von Reiß (1983)⁴, die drei Grundtypen von Texten (s. Tab. 1) unterscheidet. Der vierte Texttyp, der sog. audio-mediale Text (s. Tab. 2), bei dem alle drei Funktionszuordnungen möglich sind und dessen sprachliche Gestaltung vom technischen Medium abhängt, wird daher nicht eigens, sondern in Bezug auf Übersetzungsmethoden (vgl. 4) besprochen.

Da Reiß nicht nur die Textfunktion, sondern auch andere Textaspekte (s. Abb.1) berücksichtigt, gehört ihre Textklassifikation nicht mehr zu ein-dimensionalen, sondern eher zu Mehrebenen-Klassifikationen (vgl. Heinemann/Viehweger 1991, Lipiński 2010), die eine gute Grundlage für eine terminologische Dreiordnung *Texttyp – Textklasse – Textsorte* (z.B. *Bericht – Reisebericht – Zugreisebericht*) bilden (s. auch Heinemann 2000). Solche Trias, auf die hier aber nicht näher eingegangen wird, entstehen, weil keiner der drei Texttypen in seiner idealen, „reinen“ Form vorkommt. Viel öfter haben wir es mit ihren Mischformen (Snell-Hornby 1998) zu tun, die im Überschneidungsbereich der Texttypen als Textklassen und im Überschneidungsbereich der Textklassen als Textsorten mit jeweils mehreren Merkmalen (s. Abb. 2) klassifiziert werden.

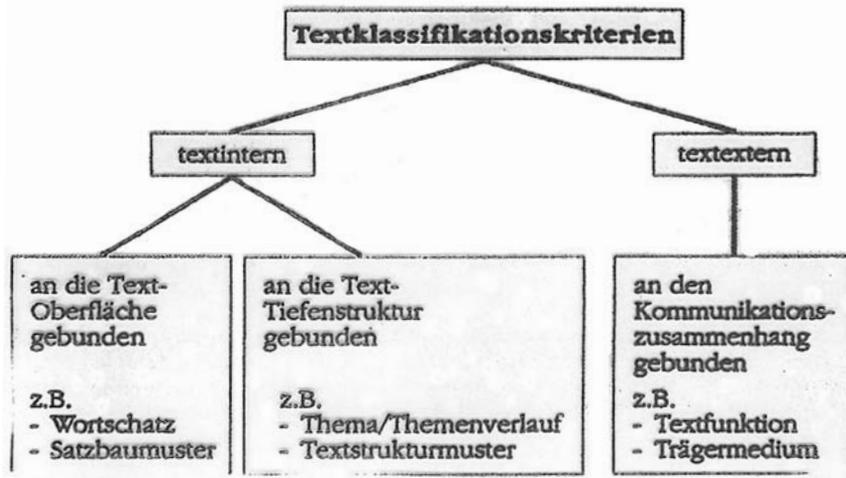


Abb. 1. Textklassifikationskriterien (nach Linke/Nussbaumer/Portman 1991: 251)

⁴ Von vielen unterschiedlichen Texttypologien habe ich für meine Überlegungen die Reißsche absichtlich gewählt, weil sie mir sehr anschaulich scheint und bereits zur Kanontypologie geworden ist, an die bis heute zahlreiche Linguisten (u.a. Gerzymisch-Arbogast 1994, Lipiński 2010, Stolze 1994) in ihren Werken anknüpfen.

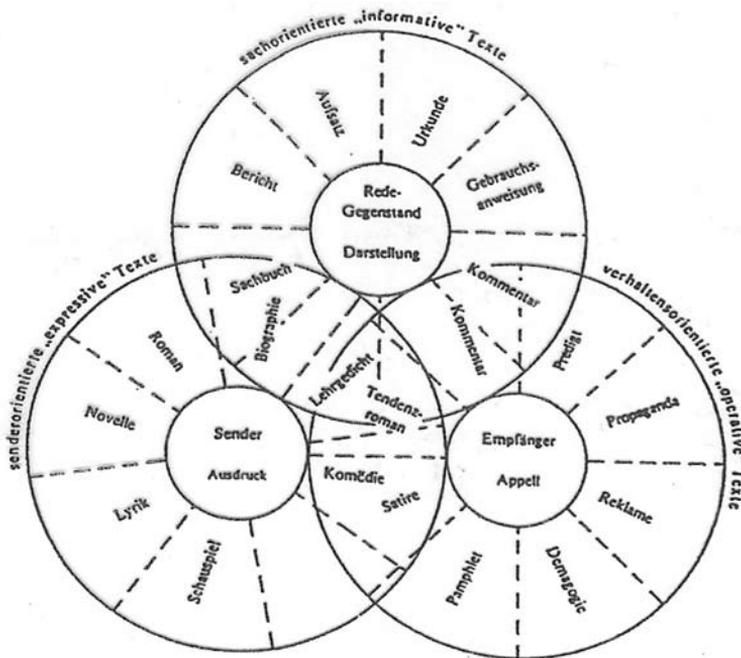


Abb. 2. Überschneidungsbereich der Texttypen (nach Reiß 1983: 19)

3. Die Übersetzungsäquivalenz als das Hauptprinzip der Textidentität

Der *Äquivalenzbegriff* ist der „präskriptive Kernbegriff für den Gesamtprozess der Translation“ (Bausch 1973: 611), obwohl sich mehrere Disziplinen mit den Übersetzungs- und Äquivalenzregeln befassen. Die Übersetzungswissenschaft untersucht die Bedingungen von Äquivalenz und beschreibt die Zuordnungen von Äußerungen und Texten in zwei Sprachen; sie ist die Wissenschaft der *parole*. Die kontrastive Linguistik dagegen untersucht Bedingungen und Voraussetzungen von Korrespondenz (formaler Ähnlichkeit) und beschreibt korrespondierende Strukturen und Sätze; sie ist die Wissenschaft der *langue*.

Das Konzept der sprachlichen Äquivalenz ist aber von vornherein fragwürdig, da verschiedene Sprachen die gleiche grammatische Kategorie auf verschiedene Weise realisieren können. Das Gemeinte ist dann zwar dasselbe, die Art, es zu meinen, dagegen nicht. Auch die Übersetzungsäquivalenz trägt dem Phänomen Rechnung, dass bestimmte Inhalte in verschiedenen Sprachen durch verschiedene formale Kategorien wiedergegeben werden können und müssen. Äquivalente Sätze können formal verschieden oder ähnlich sein, wobei sich Äquivalenz auf die Tiefenstruktur bezieht, die formale Verschiedenheit dagegen auf die Oberflächenstruktur (s. Abb. 3).

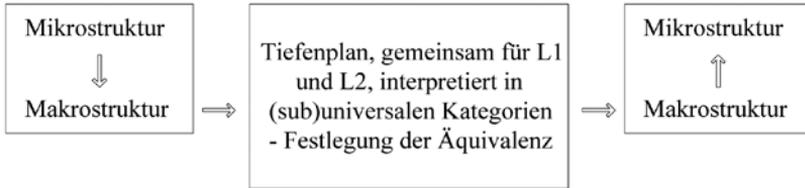
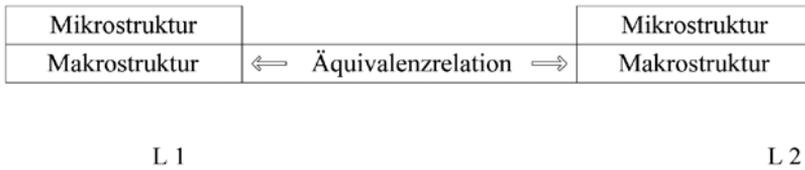


Abb. 3. Die sprachliche Äquivalenz (nach Maciejewski 1983: 75 ff. – übersetzt von E.W.)

Ein anderes Problem betrifft die definitonische Mehrdeutigkeit. Es gibt keine einheitliche Definition der bi- oder multilingualen Äquivalenz und somit keinen einheitlichen Begriff, sondern eine Vielzahl von Äquivalenzauffassungen, die sich sehr oft nur terminologisch (s. weiter) voneinander abheben. Die Sprachwissenschaft benutzt den in der Logik verwendeten Begriff (unter *Äquivalenz* versteht man dort allgemein *die Gleichwertigkeit von zwei Aussagen*, wobei die Äquivalenz eine bilaterale Implikation ist) mit einer oft etwas modifizierten Interpretation. So wird die Äquivalenz in den meisten Fällen als *Invarianz* (aber auch *Übereinstimmung*, *Adäquatheit* oder *Identität*) definiert (Stolze 1994: 108 ff.).

Folgende Invarianzen müssen nach Bausch (1973: 611) eingehalten werden:

- 1) *Invarianz auf der inhaltlich-formalen Ebene*,
- 2) *Invarianz auf der pragmatischen Ebene*.

Erst wenn diese Voraussetzungen bei der Übertragung gewahrt worden sind, haben wir es mit äquivalenten Texten zu tun.

Von diesen zwei Hauptpositionen werden dann andere abgeleitet. Viehweger (1977: 261) unterscheidet beispielsweise zwischen Äquivalenz im weiteren Sinne (*semantische Äquivalenz*) und Äquivalenz im engeren Sinne (*kommunikativ-textuelle Äquivalenz*).

Als Kriterium der Äquivalenz gelten aber bei den meisten Autoren (z.B. Fischer 1973: 82 f.) mehrere Faktoren, die man versuchen muss, so weit wie möglich, zu wahren. Für die Übersetzungsäquivalenz stellt Koller (1973: 89 ff.) fest:

- 1) *denotative Äquivalenz* (= *inhaltliche Invarianz*),
- 2) *konnotative Äquivalenz* (= *stilistische Äquivalenz*),
- 3) *textnormative Äquivalenz* (= *stilistische Äquivalenz*),

Tab. 3 Texttypen und deren Übertragungsmethoden

Textfunktion		Texttyp				Übertragungsmethode				Übertragungsrichtung					
		Anzahl der Kommunikationspartner		Trägermedium		Textäquivalenz		Übertragungstechnik							
I	V	monologartig	dialogartig	geschrieben	gesprächen Kommunikationssituation			Übersetzen	Simultan-dolmetschen	Konsektiv-dolmetschen	Liaison-dolmetschen	Hin- oder Herübertragung	Hin- und Herübertragung		
					Konferenzgespräch	Alltagsgespräch	offizieller Gespräch								
informativ		+		+	+			+	+	+	+	+	+		
						+									
expressiv		+		+				+	+	+	+	+	+		
						+									
operativ		+	+	+				+	+	+	+	+	+		

- 4) *pragmatische Äquivalenz* (= *kommunikative Äquivalenz*),
- 5) *formale Äquivalenz* (= *expressive Äquivalenz*).

Die *translatorische Textidentität* beruht auf den *Äquivalenzbeziehungen* zwischen dem Ausgangs- und Zieltext. Kade (1968: 78 ff.) nennt folgende *Äquivalenzbeziehungen*, die sich auf die Invarianz der Inhaltsebene trotz Kodierungswechsels auf der Ausdrucksebene gründen:

- 1) *vollständige Äquivalenz* (= *totale Äquivalenz*) bei
 - a) *formaler Übereinstimmung*,
 - b) *formalen Abweichungen*,
 - c) *formaler Divergenz*,
- 2) *wahlweise Äquivalenz* (= *fakultative Äquivalenz*),
- 3) *teilweise Äquivalenz* (= *approximative Äquivalenz*),
- 4) *Nulläquivalenz*.

Jäger (1975: 97 ff.) differenziert wiederum vier Arten der kommunikativen *Äquivalenz* als Folge der Übereinstimmung bzw. Nichtübereinstimmung von Faktoren der Kommunikationssituation bei der semantischen Invarianz:

- 1) *maximale kommunikative Äquivalenz*,
- 2) *optimale kommunikative Äquivalenz*,
- 3) *bedingte kommunikative Äquivalenz*,
- 4) *partielle kommunikative Äquivalenz*.⁵

4. Die Übersetzungsmethoden und die Identität des Ausgangs- und Zieltextes

Die von Reiß (und Goethe) in Bezug auf die Texttypologie vorgeschlagenen Übersetzungsmethoden, die in Tab.2 präsentiert werden, lassen den Ausgangstext an dem Zieltext nach der Identität der für den entsprechenden Texttyp wichtigsten Merkmale erkennen und beide Texte demzufolge als maximal äquivalent (d.h. identisch) bezeichnen. Nun können alle von Reiß genannten Texttypen (s. Tab.1) weiter unterschieden werden, und zwar nach ihren anderen textexternen Merkmalen (s. Abb. 1), die in ihrer Merkmals-hierarchie wohl weniger bedeutend sind, bei der Wahl der Übersetzungsmethode jedoch ausschlaggebend scheinen. Es handelt sich um das Trägermedium (= Kommunikationsmedium) und die Kommunikationssituation als textsortenspezifizierende Faktoren. Je nach Trägermedium können wir alle drei Texttypen in geschriebene oder gesprochene Formen aufteilen, die dann übersetzt respektive gedolmetscht werden⁶. Beim Dolmetschen muss noch

⁵ Den beiden Theorien nach können wir also vollständig, wahlweise, teilweise oder nullidentische bzw. kommunikativ maximal, optimal, bedingt oder partiell identische Texte unterscheiden.

⁶ An dieser Stelle scheint es angemessener, von den Übertragungsmethoden als Oberbegriff für beide translatorische Prozesse zu sprechen. Das Übersetzen wird nämlich als schriftliche Übertragung, das Dolmetschen dagegen als mündliche Übertragung von Texten definiert. Problematisch wird es nur dann, wenn z.B. ein geschriebener Text gedolmetscht oder ein gesprochener Text übersetzt wird, was aber sehr selten der Fall ist.

die Kommunikationssituation geachtet werden. Die Situationsart determiniert nämlich das Simultan-, Konsekutiv- bzw. Liaisondolmetschen. Von der Anzahl der Kommunikationspartner hängt dagegen der monolog- bzw. dialogartige Charakter eines Textes ab, der in eine respektive mehrere Richtungen gedolmetscht wird. Nach der Ergänzung der Tab.2 um obengenannte Aspekte entsteht dann eine mehr detaillierte Klassifikation der Übertragungsmethoden in Bezug auf Identität des Ausgangs- und Zieltextes (Tab.3).

Zusammenfassung

Die Kenntnis der Texttypen und der Hierarchie ihrer Merkmale ermöglicht dem Übersetzer bzw. Dolmetscher, die maximale Äquivalenz bei der Textübertragung zu erreichen, indem die dafür beste aus der Zahl der möglichen Übertragungsmethoden gewählt wird. Es muss also im Sprachunterricht, insbesondere aber im translatorischen Unterricht, vermieden werden, allerlei Texttypen automatisch zu übersetzen. Statt dessen werden Übungen zur nach einheitlichen Kriterien „programmierten“ Übertragung von unterschiedlichen Texten empfohlen.

Bibliographie

- Albrecht, Jörn (2005): *Übersetzungswissenschaft und Linguistik*. Tübingen.
- Beaugrande, Robert; Dressler, Wolfgang (1981): *Introduction to text linguistics*. London.
- Bausch, Karl-Richard (1973): Kontrastive Linguistik. In: Koch, Walter (Hg.): *Perspektiven der Linguistik*. Bd. 1. Stuttgart.
- Brinker, Klaus (2001): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in die Grundbegriffe und Methoden*. Berlin.
- Bühler, Karl (1982): *Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart.
- Coseriu, Eugenio (1994): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen, Basel.
- Fischer, Walter (1973): Die Äquivalenz- und Toleranzstrukturen in der Linguistik. Zur Theorie der Synonyme. (= *Linguistische Reihe* 15). München.
- Gerzymisch-Arbogast, Heidrun (1994): *Übersetzungswissenschaftliches Propädeutikum*. Tübingen.
- Heinemann, Wolfgang; Viehweger, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen.
- Heinemann, Wolfgang (2000): Textsorte – Textmuster – Texttyp. In: Antos, Gerd / Brinker, Klaus / Heinemann, Wolfgang / Sager, Sven F. (Hgg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Bd. 1. Berlin, New York. 507–523.
- Hundsnurscher, Franz (1986): Dialogmuster und authentischer Text. In: Hundsnurscher, Franz / Weigand, Edda (Hgg.): *Dialoganalyse. Referate der 1. Arbeitstagung*. Tübingen. 35–49.

- Jäger, Gert (1975): *Translation und Translationslinguistik*, Tübingen.
- Kade, Otto (1968): Zufall und Gesetzmäßigkeit in der Übersetzung. In: *Beihefte zur Zeitschrift Fremdsprachen 1*. Leipzig.
- Kallmeyer, Werner (1980): *Lektürekolleg zur Textlinguistik*, Bd. 1. Frankfurt/M.
- Koller, Werner (1973): Prolegomena zu einer Typologie schwedisch-deutscher Übersetzungsprobleme. In: Neubert, Albrecht / Kade, Otto (Hgg.): *Neue Beiträge zu Grundfragen der Übersetzungswissenschaft*. Frankfurt/M.
- Koller, Werner (2004): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Wiesbaden.
- Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus / Portmann, Paul (Hgg.) (1991): *Studienbuch Linguistik*. Tübingen.
- Lipiński, Krzysztof (2010): Textsorte und Translation. In: Bał, Paweł / Sieradzka, Małgorzata / Wawrzyniak, Zdzisław (Hgg.): *Texte und Translation*. Frankfurt/M. 229–235.
- Maciejewski, Witold (1983): *Podstawy polsko-szwedzkiej kontrastywnej lingwistyki tekstowej*. Uppsala.
- Motsch, Wolfgang / Viehweger, Dieter (1981): Sprachhandlungen, Satz und Text. In: Rosengren, Ingo (Hg.): *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980*. 125–153.
- Reiß, Katharina (1983): *Texttyp und Übersetzungsmethode. Der operative Text*. Heidelberg.
- Snell-Hornby, Mary / Hönig, Hans / Kußmaul, Paul / Schmitt, Peter (1998): *Handbuch Translation*. Tübingen.
- Stolze, Radegundis (1994): *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen.
- Vater, Heinz (1992): *Einführung in die Textlinguistik*. München.
- Viehweger, Dieter (1977): Zur semantischen Struktur des Textes. In: *Studia Grammatica 18*. Tübingen.
- Wilss, Wolfram (1996): *Übersetzungsunterricht. Eine Einführung*. Tübingen.

The text types and methods of their translation

Abstract

This paper discusses translation methods of texts, depending on their type. Initially, the concept of text itself and the most important text types are characterised on the basis of the criteria suggested chiefly by Katharina Reiß (among other things: function, vocabulary, syntax, density and distribution of information, topic). Essentials of translation equivalence as the main translational principle are presented, too. Finally, a table is included which contains the full range of factors influencing the way of text translation.

Key words: text and its types, text classification criteria, text linguistics, contrastive linguistics, translation equivalence, translation methods

Rodzaje tekstów i metody ich tłumaczeń

Streszczenie

W niniejszym artykule omówione zostały metody tłumaczenia tekstów w zależności od ich rodzaju. Na wstępie scharakteryzowano samo pojęcie tekstu oraz jego najważniejsze typy w oparciu o kryteria zaproponowane głównie przez Katharinę Reiß (m.in. funkcję, słownictwo, składnię, gęstość i rozmieszczenie informacji, tematykę). Przedstawiono również podstawy ekwiwalencji tłumaczeniowej jako głównej zasady translatoryki. W efekcie końcowym zaprezentowano w formie tabelarycznej pełen zestaw czynników mających wpływ na sposób tłumaczenia tekstów.

Słowa kluczowe: tekst i jego rodzaje, kryteria klasyfikacji tekstów, lingwistyka tekstu, językoznawstwo kontrastywne, ekwiwalencja tłumaczeniowa, metody tłumaczenia

Magdalena Bielenia-Grajewska

Corporate Social Responsibility and Communication with Stakeholders

Modern companies – introduction

The power of business organizations is very strong since they “control vast resources, cross national borders, and affect every human life” (Philips 2003: 1). Organizations do not exist thanks to themselves and for themselves. Consequently, they are obliged to take part in the life of “the communities on which they rely so heavily for employees and financial or other resources” (Werther and Chandler 2006: 50). What is more, “organizational lives” (May 2006: 3) are part of our everyday existence since they “operate in an increasingly boundaryless world in which information and relationships are both important and more fluid” (Svendsen 1998:47). These two notions, namely information and relationships, are both related to communication, with the first notion, information, being even treated as a synonym for communication (Schement 1993). Consequently, the communicative aspect of a company’s performance will be discussed in greater detail in the coming section.

Modern companies and communication

The discussion of the second element constituting the above-mentioned contemporary postmodern world, relationships, should begin with a quote: “if you want to build a relationship, start a conversation” (Foley and Kendrick 2006: 127). Thus, interacting with people is an indispensable element in forging bonds with others, be they of a personal or societal type. Consequently, discourse can be treated as a part of social activity (Chiapello and Fairclough 2008) since “it is through discourse that individuals develop their own views of morality; through discourse that organizations develop and through discourse that organizations inculcate core values and ethical codes; and through discourse that incongruities within individual and organizational value sets of different persons are negotiated” (Conrad 1993 quoted in McMillan 2007: 24). Language is also visible in such notions as

public relations, marketing communication, reputation management, and branding, which are used by enterprises to differentiate themselves from others. The above-mentioned domains are not only used to promote products or services, but they also reflect corporate identity and values (Clegg, Kornberger and Pitsis 2005). Without suggesting that social discourse is univocal or ignoring competing and conflicting positions within discursive domains, Livesey and Graham make the case that the talk of large corporations has the potential to transform not only the perceptions, but also the actual practices of different social actors, including themselves (quoted in Christensen 2007). Companies have to praise themselves because “if the organization does not “toot its own horn,” who will? Horn tooting (or positive identity creation), either loudly rendered or in hushed, subtle tones is the stuff of legitimation” (Cheney and Christensen 2001 quoted in Christensen 2007: 22). What is more, by discourse companies establish the relation with their environment which will be discussed in the coming sections.

Stakeholders

My discussion of corporate social responsibility cannot take place without stakeholders since an organization can be treated as “a constellation of stakeholder groups” (Ford 1999: 387). Organizations depend on constituency groups which determine their success (Philips 2003). This trend in corporate behavior, that is, “this widespread adoption of the stakeholder perspective in business marks a move away from the neo-classical economic theory of organizations to a socio-economic theory, within which the stakeholder perspective is embedded” (Cornelissen 2008: 38). To be competitive in a changing and dynamic economy, companies have to find new ways of fighting for stakeholders’ consent (Lauring and Thomsen 2008). Economic entities should also take into consideration that the satisfaction of different groups is necessary for company’s success (Carroll and Buchholtz 2008). Consequently, modern ventures show an interest in moral principles by starting ethics programs, values initiatives and other issues stressing the company-stakeholder relation (Paine 2003), such as human rights, work-family balance, corporate volunteerism, community assistance, product safety, customer service and philanthropy, among others (May 2006). The above-mentioned plethora of actions taken by companies to meet the needs of different interest groups suggests that there are many entities which can be described as stakeholders. In this article stakeholders are understood as “the individuals and groups who can affect, and are affected by the strategic outcomes achieved and who have enforceable claims on a firm’s performance” (Hitt et al. 2008: 20). A similar definition is presented by Weintraub Austin and Pinkleton (2006: 64) who claim that “stakeholders are those who should care and be involved or those who can be affected by or who can affect your program”. Since I am discussing organizations the aim of which is to gain profit, the role of

stakeholder-company cooperation has also to deal with cooperative ties that lead to competitive advantage (Heugens, van den Bosch and van Riel 2002). Stakeholders are classified in different ways. Let me provide some typologies: shareholders, customers, suppliers and distributors, employees, local communities (Friedman and Miles 2006: 13), and company, customers, competitors, suppliers, influencers and facilitators (Manning 2002: 29). Cornellisen (2008: 43) divides shareholders into contractual shareholders (customers, employees, distributors, suppliers, shareholders, lenders) and community stakeholders (consumers, regulators, government, media, local communities, pressure groups). Other notions such as region (community, city, state and nation), ethnic or racial identification, as well as political orientation, can also determine the classification of stakeholders (Ferguson 1999). What is more, some authors (e.g. Starik) go even further and state that non-living entities can be treated as stakeholders (those who have died or have not been born yet) or even such concepts as love, honesty or community (Friedman and Miles 2006: 9). However, the non-living entity is, in a way, in a less privileged position since, with the natural environment being one example, it is “without a voice of its own” (Sama, Welcomer and Gerde 2004: 149–150). Consequently, more interaction is required from the active participant in the communication process. To show the importance of communication in the stakeholder-organization relation, I quote Caywood (1997: 56) who states that “the public relations/corporate communications managers of the future not only have a finger on the pulse of their stakeholders, they have an intravenous tube connected to the stakeholders inserted into them”.

Stakeholders and communication

As I have already stated, companies depend on how the public views them. It is not enough for them to produce products and offer services. They must also “produce talk” which explains their corporate behavior (Brunsson 2007: 70). As Lydenberg (2005) claims, the way a company communicates with stakeholders mirrors the social expectation that a company cares for social issues. Those responsible for interaction with stakeholders should remember that “they should communicate for the sake of communication” (Freeman, Harrison and Wicks 2007: 128) since without on-going communication among all stakeholders, people cannot control the project completely (Verzuh 2003). What is more, it is also important for a company that is interested in effective communication with stakeholders to set up its own common starting points (CSPs). These can include such notions as innovativeness, quality or shareholder value (van Riel 2000: 163) and take into consideration such important notions for a company as strategy, identity and image (Balmer and Greyser 2003: 143). I should also stress that this type of communication involves treating both partners equally. Thus, “even if we speak about the powerful and the powerless, a relatively neutral language is used”

(Mraović 2004: 71). Since “discourse is not simply the imposition of one ideology onto subordinate groups” (Laclau and Mouffe in Spence 2007: 865), both sides should have a possibility to express their views. What is more, CSR rhetoric should show that corporate profit, success and stakeholders’ benefit can be achieved simultaneously (Morsing 2006).

The importance of stakeholder communication is also stressed by Martin (2003: 43) who states that “the stakeholder vocabulary is common currency in developed and developing countries (often disseminated by the activities of management consultants and international institutions)”. Shareholder communicative participation is especially important in a risky situation when the stakeholders can see “what is known about the risk, how the risk will be managed, and how decisions are reached” (Lundgren and McMakin 2009: 122). For example, effective internal communication helps to convince the stakeholders that a particular change is necessary (Smith and Moutner 2008).

A company should also remember that it may take a lot of effort to inform a stakeholder since one or two information sources may not be enough (Sellnow et al. 2008). That is why some companies use different communicative channels, such as annual reports, sustainability reports, press releases, consumer information channels, intranet, open days, shows for investors, specialist publications (e.g. Henkel).

Moreover, any message should be coherent and should never irritate the listener (van Riel 2000). A good way to avoid misunderstanding is to apply the strategy of active listening, which encompasses rephrasing the speech or text produced by the conversation participant (Hemmati 2002). Other features of effective stakeholder communication include the possibility of an organization to respond to pressure from the stakeholder’s side (Butterfield, Reed, and Lemak 2004). It should be also stressed that the image of a responsible company is not fixed among stakeholders and changes with the flow of time (Morsing 2006). Stakeholders, depending on the interests they represent, can have different opinions on key features of corporate responsibility. Consequently, if the company wants to be viewed as reliable on the market, it has to pay careful attention to communication with every stakeholder group (Keyton 2005). This is also stressed in Schultz and Kitchen’s metaphor of the “corporate umbrella,” in which the ribs of the umbrella signify different communication strategies to be employed in interacting with stakeholders (quoted in Ahlering 2008). Since a stakeholder group can act collectively if group members communicate effectively (Laplume, Sonpar and Litz 2008; Rowley and Moldoveanu 2003), the idea of multi-stakeholder processes (MSPs) is often applied to study the stakeholder communication which allows for effective decision making processes, taking into consideration a stakeholder’s opinion. The important aspect of this approach is that significance is placed on “achieving equity and accountability in communication between stakeholders, involving equitable representation of three or more stakeholder groups and their views”

(<http://www.stakeholderforum.org/index.php?id=multistake>).

Corporate Social Responsibility

The relation between an organization and its stakeholders can be studied in various ways. The one presented in this paper highlights the issue of responsibility and mutual trust. The above-mentioned link between a company and society is stressed by different notions in professional literature, including “corporate citizenship, strategic philanthropy, corporate social responsiveness, and latterly good governance, environmentalism and sustainability” (Hazlett, McAdam and Murray 2007: 670). Although the terms corporate responsibility and ethics cannot be used interchangeably, since “the discourse of CSR is constructed around the nodal point of the “business case”, whereby notions of responsibility are married to commercial concerns, where ethics are confated with reputational issues” (Spence 2007: 865), for the sake of clarity, I will use the term Corporate Social Responsibility (CSR) throughout my discussion to denote all the activities performed by company which aims at good contacts with the corporate environment, as well as sustainable development of the company itself. The company is pictured as a responsible organization since Corporate Social Responsibility “means that a corporation should be held accountable for any of its actions that affect people, their communities and their environment” (Patton 2006: 448). Let me discuss the most important notions connected with corporate social responsibility. CSR is especially important when an applicable policy is not completely developed or when corresponding legislation is still missing (Wolff et al. 2009). Thus, it can be useful during moments of change and implementation of new strategies. As far as its application is concerned, CSR should not be exercised just from time to time, but it should constitute the fixed basis of corporate communication. For example, as far as production is concerned, “the extent to which CSR activities cover a product’s life cycle influences how deep sustainability impact will be” (Wolff et al. 2009: 296). What is more, Corporate Social Responsibility influences the profitability of a given company. The way a company is viewed by others determines its financial outcome since “the projection of a positive reputation can lower the cost of capital and attract trading partners because these inimitable, intangible resources serve as signals about firms’ present and future action” (Teece et al. 1997 quoted in Kuhn 2008: 1230).

A discussion of the issue of corporate social responsibility should not ignore skeptical voices on the subject of CSR. Some say that ventures rather talk about CSR than implement real sustainable action (Roberston and Nicholson 1996 quoted in Abreu and David 2004: 112). Some have even suggested that “corporate social responsibility is little more than rhetoric, issued for public relations motives” (Frederick 2006: 32). There are also opinions that CSR is used by some “unscrupulous companies to legitimate shady practice, adopted as a soft substitute and in place of regulation, as in the Enron case” (Shaw 2006: 115). Consequently, the language of CSR is viewed by some as “earnest and dull” (Grayson and Hodges 2004: 9). For those remembering

communist times in Central Europe “this distrust is also reinforced by the CSR rhetoric, which appeals to blurry and general goals that are set far into the future, as well as some abstract expressions, such as common good, sustainable development. These phrases seem to recall the propaganda of the times of planned economy – the propaganda which nobody took seriously – and as a result many managers and employees regard the CSR declarations as a sort of smokescreen, devoid of practical meaning” (Lewicka- Strzalecka 2006: 444). However, no matter whether the attitude to CSR is positive or negative, both sides stress the immense role of communication and language in corporate social responsibility. Since “research on CSR communication is in its infancy” (Ihlen 2009: 370), in the coming section a detailed analysis of CSR discursive patterns will be provided.

CRS and its communicative aspect

Let me first outline the importance of the discursive side of CSR. As Moskowitz states, CSR is composed in 95% of rhetoric and only in 5% of actions (Steiner 2005). The communicative aspect is also stressed in the definition of CSR since “to be responsible is to be answerable” (Lukas 1993), “to be able and willing to answer” (den Hond, de Bakker and Neergaard 2007: 2). Thus, the issue of CSR rhetoric is worth a more detailed consideration. CSR communication can be defined as “using promotional techniques that are directed at informing about a company’s CSR and supporting CSR-based identity and relational as well as behavioral loyalties or switching behavior” (Kitchen 1999 quoted in Bueble 2009: 18). There are several notions which underline effective CSR communication. For example, realism, relevance, responsiveness, and sustainability should determine how social issues are handled (Martin and Hetrick 2006). Other important notions are creativity, convergence and transparency (Bessire 2008). Different types of CSR strategies are provided by Doorley and Garcia (2007 quoted in Ihlen 2009: 365–366). They are as follows: accuracy, transparency and credibility. The principle of accuracy stresses the importance of information on any current situation. The notion of transparency underlines such features of information as sufficiency and relevance. The last item, namely credibility, draws our attention to the importance of third parties which verify the proper conduct of shareholders’ interests and rights. Another typology of CSR communicative strategy encompasses reactive rhetorical strategy and proactive rhetoric strategy (Windell 2007). The first rhetorical strategy is that of minimalizing risk. If a company does not introduce CSR, then this behavior leads to financial losses and a loss of trust among stakeholders. The second strategy, namely a proactive rhetorical strategy, underlines that incorporating CSR into a company makes it able to meet its customers’ expectations. The other popular strategies in CSR communication are: informing strategy, interacting strategy, and process strategy. The informing strategy reflects

the one-way communication process and encompasses the issues which the company thinks should be communicated to the stakeholders. The interaction strategy, on the other hand, is a two-way communicative process. Hence, it involves active participation from the stakeholders, which results in a better understanding of stakeholders' needs and expectations. The process of going from one strategy to another is connected with effective strategic management (Morsing 2006). Taking the temporal aspect into consideration, leading performance indicators, discussing how business action can be improved, are more important than lagging performance indicators picturing what has been already done by the company (Gillis 2006). As far as communication channels used in CSR communication are concerned, I can enumerate, among others, annual reports (den Hond et al. 2007), newsletters (e.g. Grayson and Hodges 2004), and company websites (e.g. Hopkins 2007). Apart from the above-mentioned modes of direct communication, there are also indirect channels, represented by journalists from the local newspaper or participants in direct oral communication (Nielsen and Thomsen 2009). Of course, the channels described in the section on stakeholder communication also apply in CSR discourse. As Gillis (2006) states, content message should be focused rather on impacts (what is the outcome of company's actions) than on outputs (how much money it costs). As far as topics are concerned, CSR communication includes mission, vision, values, corporate climate, social dialogue, human rights, community involvement, local economy development, environment, and ethical issues, etc (Birth et al. 2007). All the above-mentioned elements shape corporate identity. An example of such a company is Shell, which, by using the rhetoric of sustainable development, both "served its own identity needs and contributed to revising the progress myth that underpins modern corporations and a capitalist economy" (Peterson and Norton 2007: 364). Following this line of reasoning, the corporate image has a direct influence on profits since "the projection of a positive reputation can lower the cost of capital and attract trading partners because these inimitable, intangible resources serve as signals about firms' present and future action" (Teece et al. 1997 quoted in Kuhn 2008: 1230). These signals, mainly of a verbal type, will be given a more detailed examination in the coming sections.

Symbolism in CSR

Symbols are part of our everyday existence. Since a person is an "animal symbolicum" (Cassirer 1995), a company, consisting of various individuals, can be treated as a symbolic entity, being itself a symbol-processing social system (Boulding quoted in Weick 2001:71). What is more, discussing the communicative aspect of CSR cannot be realized without taking into consideration such notions as symbolism, since communication, as such, can be described as a process of exchanging symbols (Kuhn 2008). Moreover, communication with stakeholders should rely on well-known concepts and notions

since “people trust others who share their own symbols and interpretative frames” (Zucker 1986 quoted in Puncheva 2008: 279). In our case, “the social reality of the organization is created and maintained through language and symbolic interaction” (Cheney and Christiansen 2000 quoted in Peterson and Norton 2007: 364). The used imagery “serves to focus on warm and fuzzy themes of human protection and comfort” (Meister 1999 quoted in Ganesh 2007: 382). As far as images in CSR are concerned, they are used to “the construction of a speaker’s ethos as well as a construction of a dwelling place (ethos) for collaborative and moral deliberation” (Hyde 2004: xviii). Not only visual but also verbal symbolism plays a crucial role in CSR communication, thus the coming section will be devoted to linguistic symbols.

Metaphors in CSR

The symbolic function of language should be stressed since “of all forms of symbolism, language is the most developed and subtle” (Viviers and Van Schalkwyk 1992: 22).

As Edelman (quoted in Mio 1996: 130) states, metaphors, symbols and other linguistic cues are employed to make people behave or think in a particular way. Let me discuss one of these symbolic tropes, namely metaphors, and their implication for CSR communication. There are different reasons why metaphors are used in CSR rhetoric. One of them is the feature that metaphor can stress certain features while hiding others (Mc Millan 2007), having “a dual nature and a sort of mystery embodied in it” (Bielenia-Grajewska 2009a: 4). To digress, the duality is also stressed by Yasukawa (2008: 7) during an interview on the concept of CSR itself, since he states that if people “borrow a baseball metaphor, CSR has two facets – one is being in the outfield and the other is being in the batter’s box”. Secondly, metaphors are used to picture new concepts by using well-known ideas (e.g., Brown 1994; Mladenov 2006). Thirdly, metaphors are used to discuss socially difficult matters since a friendly concept from a fairytale or the animal world calms down a tense situation (Bielenia-Grajewska 2009b). What is more, metaphors are useful when people have to present complicated issues in as few words as possible (Tilley 1999). Since the aim is to make readers understand the message and behave in a given way, sesquipedalian vocabulary (long words) should be avoided, both in speech and in texts (Bell and Smith 2005). A short metaphorical name serves best its purpose, but “many companies rather meaninglessly state that they ‘strive for excellence’ or aim to be a ‘world leader’. Such (often) pious, smug and even arrogant statements add little” (Stittle 2003: 10).

To digress, the concept of CSR itself can be described by using the mash-up metaphor since, comparably to music, its sources are used simultaneously, in various combinations (Mc Manus 2008). There are of course other metaphors which can be used in the discussion on CSR. One of them is the

open systems metaphor which pictures an organization as a structural entity, constituting of diverse elements, being “separated from its environment by a boundary” (Taber 2007: 543). This metaphor is very useful in management since it shows that “the environment dictates the changes an organization has to implement in order to survive in the given environmental circumstances. Whatever steps managers and/or owners deem necessary to undertake (for downsizing, developing new products, or finding new markets) can be justified and legitimized within the open systems metaphor as necessary and unavoidable” (Tietze, Cohen and Musson 2003: 42). The other metaphor describing the company-environment relation is the metaphor of a lens which is used to “examine one-way (inside –outside) and two-way (inside-outside, outside-inside) dissemination between organizations and stakeholders” (Putman, Phillips and Chapman 1999: 131).

The metaphor of family (Ganesh 2007: 382) is also popular in the discussion on CSR. Since families “create their own unique culture and personal symbols” (Socha 1999: 481), they (or rather their connotations) are used, for example, to show how all people work together for common aims. This trope can be used in ecological communication which stresses that since people share one Earth, they should take care of it as much as they can (Ihlen 2009).

It also implies that you can rely on the organization as you can on family members. On the other hand, I can say that this family trope can evoke some negative connotations since family involves hierarchy and a generation gap. Thus, symbolic communication with stakeholders on CSR issues can be very effective, but cultural differences have to be taken into consideration when the symbolic linguistic tools are chosen.

Conclusion

As has been discussed in this article, companies have to respect their stakeholders if they not only want to survive in the economic jungle, but also belong to the top ventures in their league. To cooperate means to communicate; thus effective communicative strategies are indispensable if a company wants to be perceived as a reliable partner. It is especially CSR discourse which has to be handled with great effort and scope in order to meet the needs of diverse and dispersed stakeholders. It can be also estimated that more and more companies will adopt successful CSR rhetoric strategies since “organizations imitate organizations that they perceive as successful” (Göthberg 2007: 94–95). Thus, in the future it can be expected that even more companies will be using well-known CSR discursive strategies, but maybe also new verbal methods to conduct effective communication with stakeholders.

Bibliography:

- Abreu, R. and David, F. (2004): Corporate Social Responsibility: Exploration Inside Experience and Practice at the European Level. In: Crowther, D. and Rayman-Bacchus, L. (eds.). *Perspectives in Corporate Social Responsibility*. Aldershot: Ashgate Publishing Limited, pp. 109–139.
- Ahlering, J. (2008): The Face of the Firm: Articulating Identity through CSR-Related Diversity Rhetoric. In: *Proceedings of the 2008 Association for Business Communication Annual Convention*. <http://www.businesscommunication.org/conventionsNew/proceedingsNew/2009New/JaneAhlering.pdf>
- Balmer, J.M.T. and Greyser, S.A. (2003): *Revealing the corporation: perspectives on identity, image, reputation, corporate branding, and corporate-level marketing*. London: Routledge.
- Bell, A.H. and Smith, D.M. (2005): *Management communication*. Hoboken, NJ: John Wiley and Sons.
- Bessire, D. (2008): Corporate Social Responsibility: From Transparency to ‘Constructive Conflict’. In: Crowther, D. and Capaldi, N. (eds). *The Ashgate Research Companion to Corporate Social Responsibility*. Aldershot: Ashgate Publishing Company, pp.65- 86.
- Bielenia-Grajewska, M. (2009a): A Rhetorical Approach to Analyzing Turbulent Environments. The Role of Symbolism in Communicating Global Financial Crisis. In: *IACCM Online Proceedings*. <http://www.wu.ac.at/iaccm/conferproc09>
- Bielenia-Grajewska, M. (2009b): The role of metaphors in the language of investment banking. *Special Issue of Iberica 2009*. www.aelfe.org/documents/09_17_Bielenia.pdf
- Birth, G., Illia, L., Lurati, F. and Zamparini, A. (2007): Communicating CSR: practices among Switzerland’s top 300 companies. *Corporate Communications: An International Journal*, 13/2, pp. 182 – 196.
- Brown, V. (1994): The economy as text. In: R. Backhouse (ed.). *New Directions in Economic Methodology*. London: Routledge, pp. 368–382.
- Brunsson, N. (2007): *The consequences of decision-making*. Oxford: Oxford University Press.
- Bueble, I. (2009): *Corporate Social Responsibility: CSR Communication as an Instrument to Consumer- Relationship Marketing*. Norderstedt: GRIN Verlag.
- Butterfield, K.D., Reed, R. and Lemak, D. J. (2004): An Inductive Model of Collaboration From the Stakeholder’s Perspective. *Business Society*, 43/2, pp. 162–195.
- Carroll, A.B. and Buchholtz, A. K. (2008): *Business & Society. Ethics and Stakeholder Management*. Mason: OH, South-Western Cengage Learning.
- Cassirer, E. (1995): *Nachgelassene Manuskripte und Texte*. Hamburg: Felix Meiner Verlag GmbH.
- Caywood, C.L. (1997): *The Handbook of Strategic Public Relations & Integrated Communications*. New York: McGraw Hill.
- Chiapello, E. and Fairclough, N. (2008): Nowa ideologia zarządzania. Podejście transdyscyplinarne krytycznej analizy dyskursu i nowej socjologii kapitalizmu. In: Duszak, A. and Fairclough, N. (eds.). *Krytyczna analiza dyskursu*. Cracow: Universitas, pp. 373–404.

- Christensen L.T. (2007): The Discourse of Corporate Social Responsibility. Postmodern Remarks. In: May, S.K., Cheney, G. and Roper J. (eds.). *The debate over corporate social responsibility*. New York: Oxford University Press US, pp. 448–458.
- Clegg, S., Kornberger, M. and Pitsis, T. (2005): *Managing and Organizations. An Introduction to Theory and Practice*. London: Sage Publications.
- Cornelissen, J. (2008): *Corporate Communication. A Guide to Theory and Practice*. London: Sage Publications Ltd.
- Den Hond F., De Bakker F.G.A. and Neergaard P. (2007): *Managing corporate social responsibility in action*. Aldershot: Ashgate Publishing Limited.
- Ferguson, S.D. (1999): *Communication planning: an integrated approach*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications, Inc.
- Foley, J. and Kendrick, J. (2006): *Balanced Brand: How to Balance the Stakeholder Forces that can make or break your business*. San Francisco, CA: Jossey-Bass.
- Ford, C. (1999): Corporate Culture. In: Runco, M.A. and Pritzker, S.R. (eds.). *Encyclopedia of Creativity*. San Diego, CA: Academic Press, pp. 385–394.
- Frederick, W.C. (2006): *The Story of Corporate Social Responsibility*. Indianapolis, IN: Dog Ear Publishing.
- Freeman, E.F., Harrison, J.S. and Wicks, A.C. (2007): *Managing for Stakeholders. Survival, Reputation and Success*. Caravan Book.
- Friedman, A.L. and Miles, S. (2006): *Stakeholders: Theory and Practice*. New York: Oxford University Press.
- Ganesh, S. (2007): Sustainable Development Discourse and the Global Economy: Promoting Responsibility, Containing Change. In: May, S., Cheney, G. and Roper, J. (eds.). *The Debate over Corporate Social Responsibility*. New York: Oxford University Press, pp. 379–390.
- Gillis, T.L. (2006): *The IABC Handbook of Organizational Communication: A Guide to Internal Communication, Public Relations, Marketing, and Leadership*. San Francisco: John Wiley and Sons.
- Göthberg, P. (2007): Lost in Translation: The Case of Skandia's 'Ideas for Life'. In: Den Hond, F., De Bakker, F.G.A. and Neergaard P. (eds.). *Managing corporate social responsibility in action*. Aldershot: Ashgate Publishing Limited, pp. 93–110.
- Grayson, D. and Hodges, A. (2004): *Corporate Social Opportunity! 7 steps to make corporate social responsibility work for your business*. Sheffield: Greenleaf Publishing Limited.
- Hazlett, S.H., McAdam R. and Murray, L. (2007): From quality management to socially responsible organisations: the case for CSR. *International Journal of Quality & Reliability Management*, 24/7, pp. 669–82.
- Hemmati, M. (2002): *Multi-stakeholder processes for governance and stability*. London: Earthscan Publications Ltd.
- Heugens, P., Van den Bosch, F. and Van Riel, C. (2002): Stakeholder integration: Building mutually enforcing relationships. *Business & Society*, 41/1, pp. 36–60.
- Hitt, M.A., Ireland, R.D. and Hoskisson, R.E. (2008): *Strategic management: competitiveness and globalization: concepts & cases*. Mason, OH: South Western Cengage Learning.

- Hopkins, M (2007): *Corporate Social Responsibility & International Development. Is Business the Solution?* London: Earthscan. <http://www.stakeholderforum.org/index.php?id=multistake>
- Hyde, M.J. (2004): *The ethos of rhetoric*. Columbia: University of South California.
- Ihlen, Ø. (2009): Good Environmental Citizens? The Green Rhetoric of Corporate Social Responsibility. In: Heath, R.L., Toth, E.L. and Waymer, D. (eds.). *Rhetorical and Critical Approaches to Public Relations*. New York: Routledge, pp. 360–374.
- Keyton, J. (2005): *Communication and organizational culture. A key to understanding work experiences*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications Ltd.
- Kuhn, T. (2008): A Communicative Theory of the Firm: Developing an Alternative Perspective on Intra-organizational Power and Stakeholder Relationships. *Organization Studies*, 29, pp. 1227 – 1254.
- Laplume, A., Sonpar, K. and Litz, R. (2008): Stakeholder theory: A longitudinal review of a theory that moves us. *Journal of Management*, 24/6, pp. 1152–1189.
- Lauring, J. and Thomsen, Ch. (2008): Collective ideals and practices in sustainable development: managing corporate identity. *Corporate Social Responsibility and Environmental Management*, 16/1, pp. 38–47
- Lewicka-Strzalecka, A. (2006): Opportunities and Limitations of CSR in the postcommunist countries. *Corporate Governance*, 6/4, pp. 440–448.
- Lundgren, R.E. and McMakin, A.H. (2009): *Risk Communication. A Handbook for Communicating Environmental, Safety and Health Risk*. Hoboken, NJ: John Wiley and Sons.
- Lydenberg S. (2005): *Corporations and the public interest: guiding the invisible hand*. San Francisco: Berrett-Koehler Publishers.
- Manning, T. (2002): *Making sense of strategy*. New York: Amacom.
- Martin, J. (2003): Great Expectations-But Whose? Stakeholder Theory and its Implications for Ethical Behavior in Public Organisations. In: Bishop, P. Connor, C. and Sampford, Ch. (eds.). *Management, organization, and ethics in public sector*. Aldershot: Ashgate Publishing Limited, pp. 43–66.
- Martin, G. and Hetrick, S. (2006): *Corporate reputations, branding and people management: a strategic approach to HR*. Burlington: Elsevier Ltd.
- May, S. (2006): *Case studies in organizational communication: ethical perspectives and practices*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications Inc.
- Mc Manus, T. (2008): The business strategy/corporate social responsibility “mash-up”. *Journal of Management Development*, 27/10, pp. 1066–1085.
- McMillan J. (2007): Why Corporate Social Responsibility: Why Now? How? In: May S.K., Cheney, Grand Roper J. (eds.). *The debate over corporate social responsibility*. New York: Oxford University Press US, pp. 15–29.
- Mio, J.S. (1996): Metaphor, Politics, and Persuasion. In: Mio, J.S. and Katz, A.N. (eds.). *Metaphor. Implications and applications*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, pp. 127–146.
- Mladenov, I. (2006): *Conceptualizing Metaphors. On Charles Peirce’s marginalia*. Abingdon: Routledge.

- Morsing, M. (2006): CSR as strategic auto-communication – on the role of external stakeholders for member identification. *Business Ethics: A European Review*, 15/2, pp. 171–182.
- Mraović, B. (2004): The power of networks: Organizing versus organization. In: Crowther, D. and Rayman-Bacchus, L. (eds.). *Perspectives in Corporate Social Responsibility*. Aldershot: Ashgate Publishing Limited, pp. 59–84.
- Nielsen, A.E. and Thomsen, Ch. (2009): Investigating CSR Communication in SMEs: a case study among Danish middle managers. *Business Ethics* 18/1, pp. 83–93.
- Paine, L.S. (2003): *Value shift: why companies must merge social and financial imperatives to achieve superior performance*. New York: The McGraw Hill Companies.
- Patton, D. (2006): Corporate responsibility and the environment. In: Worthington, I. and Britton, Ch. (eds.). *The business environment*. Harlow: Pearson Education Limited, pp. 447–470.
- Peterson, T.R. and Norton, T. (2007): Discourses of Sustainability in Today's Public Sphere. In: May S.K., Cheney G. and Roper J. (eds.). *The debate over corporate social responsibility*. New York: Oxford University Press US, pp. 351–364.
- Philips, R. (2003): *Stakeholder Theory and Organizational Ethics*. San Francisco, CA: Berrett-Koehler Publishers, Inc.
- Puncheva, P. (2008): The Role of Corporate Reputation in the Stakeholder Decision-Making Process. *Business & Society*, 47/3, pp. 272–290.
- Putman, L.L., Phillips, N. and Chapman, P. (1999): Metaphors of communication and organization. In: S.R. Clegg, C. Hardy and W.R. Nord (eds.). *Managing organizations. Current issues*. London, Sage Publications, Ltd, pp. 125–158.
- Rowley, T. and Moldoveanu, M.C. (2003): When Will Stakeholders Act? An Interest and Identity-Based Model of Stakeholder Mobilization. *Academy of Management Review*, 28, pp. 204–219.
- Sama, L.M., Welcomer, S.A. and Gerde, V.W. (2004): Who speaks for the trees? Invoking an ethic of care to give voice to the silent stakeholder. In: Sharma, S. and Starik, M. (eds.). *Stakeholders, the Environment and Society*. Cheltenham: Edward Edgar Publishing Limited, pp. 140–165.
- Schement, J.R. (1993): Communication and Information. In: Schement, J.R. and Ruben, B.D. (eds.). *Between communication and information*. New Brunswick, NJ: Transaction Publishers, pp. 3–34.
- Sellnow, T.L., R.R. Ulmer, M.W. Seeger, R.S. Littlefield (2008): *Effective risk communication. A message-centred approach*. New York, Springer.
- Shaw, J.A. (2006): CSR : Where is the Love? *Social Responsibility Journal*, 2/1, pp. 112–119.
- Smith, L. and Moutner, P. (2008): *Effective Internal Communication*. London: Kogan Page Limited.
- Socha, T.J. (1999): Communication in family units. Studying the first “group”. In: Frey, L.R. (eds.). *The handbook of group communication theory and research*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications, Ltd, pp. 475- 492.
- Spence, C. (2007): Social and environmental reporting and hegemonic discourse. *Accounting, Auditing & Accountability Journal*, 20/ 6, pp. 855–882
- Svensden, A. (1998): *The stakeholder strategy: profiting from collaborative business relationships*. San Francisco, CA: Berrett- Koehler Publishers Inc.

- Steiner J.F. (2005): *Business, government, and society: a managerial perspective: text and cases*. New York: McGraw-Hill Professional.
- Stittle, J. (2003): *Annual reports: delivering your corporate message to stakeholders*. Aldershot: Gower Publishing Limited.
- Taber, T.D. (2007): Using Metaphors To Teach Organization Theory. *Journal of Management Education*, 31/4, pp. 541–554.
- Tietze, S., Cohen, L. and Musson, G. (2003): *Understanding the organizations through language*. London: Sage Publications Ltd.
- Tilley, Ch.Y. (1999): *Metaphor and material culture*. Malden, MA: Blackwell Publishers Ltd.
- van Riel, C.B.M. (2000): Corporate Communication Orchestrated by a Sustainable Corporate Story. In: Schultz, M., Hatch, M.J. and Larsen, H. (eds.). *The expressive organization: linking identity, reputation, and the corporate brand*. Oxford: Oxford University Press, pp. 157–181.
- Verzuh, E. (2003): *The portable MBA in project management*. Hoboken, NJ: John Wiley and Sons.
- Viviers, D and Van Schalkwyk, H. (2002): *Success with English Language and Communication skills*. Cape Town: Maskew Miller Longman (Pty).
- Weick, K.E. (2001): *Making Sense of the Organization*. Malden, MA: Blackwell Publishing.
- Weintraub Austin, E. and Pinkleton, B.E. (2006): *Strategic Public Relations Management. Planning and Managing Effective Communication Programs*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, Inc.
- Werther, W.B. and Chandler, D. (2006): *Strategic corporate social responsibility. Stakeholders in a global environment*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications, Inc.
- Windell, K. (2007): The Commercialization of CSR: Consultants Selling Responsibility. In: den Hond, F., de Bakker, F.G.A., Neergaard, P. (eds.). *Managing corporate social responsibility in action*. Aldershot: Ashgate Publishing Limited, pp. 33–52.
- Wolff, F., Barth, R., Hochfeld, Ch. and Schmitt, K. (2009): Rhetoric and realities in CSR: main findings and implications for public policy and research. In: Barth, R. and Wolff, F. (eds.). *Corporate social responsibility in Europe. Rhetoric and realities*. Cheltenham: Edward Edgar Publishing, pp. 289–311.
- Yasukawa, S. (2008): Message from the president. In: *Manufacturing for the brighter future. Aichi steel report 2008*. http://www.aichi-steel.co.jp/ENGLISH/envi_rep/pdf/08/all.pdf

Corporate Social Responsibility and Communication with Stakeholders

Abstract

The aim of this article is to present the idea of Corporate Social Responsibility through a discursive prism. This aspect is one of the less-researched fields in various discussions of CSR. Thus, in my paper I would like to draw attention to how words determine sustainable development via the example of CSR communication. Since companies do not exist in a vacuum and their performance is determined by their environment, stakeholders need to be taken into consideration during any discussion on corporate social responsibility. It is communication which is responsible for spreading, understanding and implementing CSR strategies; the focus is placed on language and its instruments in putting the CSR strategy into practice. Since we live in a world of symbols, linguistic symbolism, especially metaphors and their role in communicating CSR issues, will be also discussed in this article.

Społeczna odpowiedzialność biznesu i komunikacja z interesariuszami

Streszczenie

Celem artykułu jest przedstawienie korporacyjnej odpowiedzialności biznesu z perspektywy dyskursywnej. Ten aspekt jest jednym z najmniej podejmowanych tematów podczas dyskusji na temat CSR. W tym krótkim artykule zwracam uwagę na to, jak słowa determinują zrównoważony rozwój organizacji w kontekście komunikacji CSR. Firmy nie istnieją w próżni, ich działanie jest uzależnione od otoczenia, w którym funkcjonują, więc interesariusze powinni być także uwzględniani podczas analizowania CSR. To dzięki komunikacji idee CSR są rozpowszechniane, rozumiane i wprowadzane, więc język i instrumenty językowe są przedmiotem analizy. Żyjemy w świecie symboli i symbolizm lingwistyczny, szczególnie reprezentowany przez metafory, został szerzej omówiony w tej pracy.

Manfred Bayer

Interkulturelle Kommunikation in aktuellen Kontexten von sprachlichen, philosophischen und bildungswissenschaftlichen Studien

1. Interkulturelle Philosophie und Kommunikation

Interkulturelle Philosophie bezieht sich im Vergleich der Kulturen gegenwärtig verstärkt auf einen zugleich philosophischen und interkulturellen Erkenntnisprozess. Hierbei werden u.a. die Bedingungen des wechselseitigen Verstehenwollens und -könnens in der real existierenden kulturellen Vielfalt – auch im Sinne von Interkultureller Kommunikation – untersucht.

Das Studium von interkultureller Philosophie fungiert vielfach nach dem hermeneutischen Modell, nach dem das Selbstverständnis des Betrachters nicht nur als ein Echo seines Selbst erscheinen sollte. Wenn auch im Verstehen des Fremden der „hermeneutische Zirkel“ stets zur Geltung kommt, sollte dieser hierbei nicht ausschließlich wirksam werden. Die hierfür von mir befürwortete interkulturelle Hermeneutik zeichnet sich durch ihre wechselseitige Offenheit und die hierbei notwendige Kreativität aus: Wir empfinden demnach das jeweils Fremde in seiner spezifischen Alterität sowohl mit ihren Analogien in uns selbst als auch in ihren Differenzen zu der eigenen Identität. Dadurch wird ein kommunizierbares Verständnis von Inter- und Transkulturalität als wichtige Voraussetzung für die Akzeptanz unterschiedlicher Weltdeutungen und Wertorientierungen sowie auch historischer, sprachlicher und sozialer Strukturen ermöglicht, um dadurch schließlich unsere europaweit zunehmende kulturelle Vielfalt mit der Zielsetzung zu akzeptieren, diese nicht mehr als Gefahr der Entfremdung oder als Bedrohung des jeweils Eigenen wahrzunehmen.

Unter diesen Voraussetzungen können sich allerdings interkulturelle Kommunikationsprozesse in der wechselseitigen Verständigung auch weiterhin nach grundsätzlich zwei unterschiedlichen Reaktionsmustern vollziehen:

- Das eine Muster besteht darin, dass sich die Begegnung mit dem Fremden im beharrlichen Bestätigen und Festhalten des Eigenen der Akteure

darstellt und dadurch entsprechende Abwehrreaktionen auf der Gegenseite provoziert werden können.

- Die alternative Reaktion besteht in unterschiedlichen Bemühungen aller Beteiligten, das Fremde jeweils als etwas Wertvolles zu erkennen, das als erwünschte Bereicherung oder Erweiterung des Eigenen erkannt und dadurch jeweils akzeptiert oder toleriert werden kann.

Beide Reaktionsmöglichkeiten vollziehen sich in den fortgesetzten Begegnungen der gleichen Partner entweder als nachhaltige Blockierungen oder als zunehmende Intensivierungen der interkulturellen Kommunikationsvorgänge zwischen den Beteiligten unter Wahrung ihrer unterschiedlichen philosophischen Seinsdeutungen.

Die philosophische Hermeneutik *Gadamer*s enthält im letzten Teil seines Hauptwerkes *Wahrheit und Methode* (H.G. Gadamer 1975) hierfür wichtige Erkenntnisse: Für ihn sind Sprache, Verstehen und Geschichte sehr bedeutsam für das aktuelle Selbstverständnis, jedoch im dialektischen Prozess von Rede und Antwort auch für das gegenseitige Fremdverständnis. Daher betitelt er auch den letzten Teil seines Hauptwerkes als „Ontologische Wendung der Hermeneutik am Leitfaden der Sprache“.

Gadamer entwickelte hiermit zugleich ein neues Selbstverständnis der Geisteswissenschaften: Eigene Erkenntnisse erreiche man in den Geisteswissenschaften nicht durch logische Induktion in Analogie zu den Naturwissenschaften, sondern durch Anerkennung, Anwendung und Interpretation von Sprache und Geschichte. Damit befreite Gadamer die Geisteswissenschaften zugleich von tradierten Minderwertigkeitskomplexen gegenüber den Naturwissenschaften: Unser Sein erhält seine Wertschätzung in der Kommunikation mit den Anderen durch den inneren Logos, den wir im interkulturellen Verstehen miteinander versprachlichen. Dieses wechselseitige Verstehen würde weit über die gegenseitige Entdeckung gemeinsamer Merkmale in den unterschiedlichen Kulturbereichen hinausreichen.

In diesem Zusammenhang spielen auch die verschiedenen Formen der wechselseitigen Anerkennung der jeweiligen Philosophien in fremden Kulturen eine entscheidende Rolle: Erst die Erkenntnisse über die philosophischen Begründungen anderer Kulturen mit ihren unterschiedlichen Weltdeutungen und Wertorientierungen der Kommunikationspartner ermöglichen es, die eigene Bereitschaft hierfür zu entwickeln, sich selbst mit den kulturellen, philosophischen und/oder religiösen Überzeugungen jeweils aus der Perspektive aller Beteiligten wahrnehmen zu lernen. Dieser Perspektivenwechsel bei allen Beteiligten ist zugleich eine essentielle Bedingung für die gegenseitige Akzeptanz der oftmals unterschiedlichen Philosophien als notwendige Voraussetzung für gelingende Interkulturelle Kommunikation. Sie kann zusätzlich durch wechselseitigen Verzicht auf eigene Dominanz sowie eine ständige Bereitschaft zum hermeneutischen Gespräch nachhaltig gefördert werden.

Im Sinne von *Ortega y Gasset* möchte ich zusammenfassend betonen, dass diese hermeneutische Option im bisher oftmals wiederholten Konfliktzustand zwischen Kulturen jeweils die subjektive Überzeugung voraussetzt, dass „der Mensch sowohl er selbst als auch der andere ist; und dass, wenn er nicht den anderen rettet, auch nicht sich selbst retten kann.“ (*Ortega y Gasset* 1983: 322.).

2. Interkulturelle Kommunikation in Kontexten kultureller Vielfalt

Warum haben gerade wir Europäer – nach derartig langen, gemeinsamen Entwicklungen unserer Ideengeschichte, Weltdeutungen und Wertorientierungen – entweder noch immer die gleichen oder auch erneut entstehende Verständigungsprobleme?

Diese Frage lässt sich wahrscheinlich nur dann zuverlässig beantworten, wenn wir jeweils unsere eigenen unterschiedlichen soziokulturellen Prägungen erkennen und reflektieren. Die sich daraus ergebende

Vielfalt individueller Unterscheidungsmerkmale
aller hier lebenden und arbeitenden Menschen

führt bereits aus deutscher Sicht rasch zu einer unerschöpflichen Menge unterschiedlicher Weltdeutungen und Wertorientierungen, die auf internationaler Ebene noch entsprechend potenziert werden kann. Demnach können diese vielfältigen Deutungsmöglichkeiten ebenso wie die gleichzeitig vorhandenen Übereinstimmungen während interkultureller Verständigungsvorgänge durchaus parallel verlaufen:

Selbst im europäischen Kontext setzt die Fähigkeit zur Interkulturellen Kommunikation daher eine hoch entwickelte Kompetenz der daran beteiligten Partner voraus! Erst wenn sie sich der wechselseitigen Zusammenhänge zwischen ihrem kulturellen, historischen und sozialen Umfeld bewusst werden, dann können sie auch jene interkulturell bedingten Konflikte lösen, die sich aus ihren unterschiedlichen Definitionen und Positionen ergeben können.

Dieser komplizierte Lernprozess zur interkulturellen Verständigung über reale oder unsichtbare Grenzen hinweg erfordert die persönliche Befähigung zur Unterscheidung als auch zur Überwindung unterschiedlich kulturell geprägter Verhaltensmuster der Akteure. Der Einsicht in die Notwendigkeit, künftig mit Menschen unterschiedlich verinnerlichter, kultureller Wertorientierungen in einem friedlich vereinten Europa dauerhaft zusammenzuleben, sollen die nachfolgend empfohlenen Lernschritte auf dem langen Weg zu einer nachhaltigen interkulturellen Verständigung – nicht nur zwischen den Europäern – dienen:

- Reflektieren der eigenen kulturellen Normen und Wertorientierungen bei der Begegnung mit dem Fremden
- Gegenseitiges Kennen- und Respektieren lernen von persönlich als fremd empfundenen Kulturen und ihren individuellen Prägungen
- Sich gegenseitig verständigen über die Bedingungen der Akzeptanz oder Toleranz im Umgang mit unterschiedlichen Weltdeutungen und Wertorientierungen in allen Gestaltungsmöglichkeiten von Interkultureller Kommunikation
- Sich darauf einstellen, die jeweils existierende kulturelle Vielfalt im alltäglichen Umgang und Verhalten auch als persönliche Bereicherung oder Erweiterung der eigenen Lebensqualität erfahren zu können.

Das Erwerben der hierfür geeigneten interkulturellen Kompetenzen gehört schon bald zum Repertoire der Allgemeinbildung – nicht nur in europäischen, sondern in globalen Kontexten.

Die hierfür zu entwickelnden Bildungsmöglichkeiten stellen zugleich auch Forschungsschwerpunkte dar in der Interkulturellen Kommunikation im Rahmen der Sprach-, Bildungs- und Kulturwissenschaften sowie der Philosophie.

Die im Folgenden noch explizit dargestellten inter- und transkulturellen Lern- und Verhaltensprozesse mit den daraus individuell abgeleiteten Weltdeutungen und Wertorientierungen werden überall erfahren und verinnerlicht von Kindesbeinen an. Wir alle haben gelernt, damit lebenslang umzugehen, ohne uns dieser Ideen und Wertvorstellungen ständig bewusst zu sein – weil das einfach so ist im Leben! Wir beurteilen die Umwelt mit ihren fremden Aktionen und Personen ständig unter Heranziehung dieser verinnerlichten Wertvorstellungen. Daraus beziehen wir auch unser Selbstwertgefühl, das wir aus dieser individuellen Perspektive lebenslang nicht mehr verändern wollen. Aber wenn sich während oder nach Begegnungen mit verwirrenden Eindrücken, Reaktionen und Verhaltensweisen des Anderen immer wieder interkulturelle Konfliktsituationen ergeben, dann beginnt allmählich die Einsicht in die Notwendigkeit einer neuen Selbsterkenntnis und Überprüfung der eigenen Positionierung im Umgang mit dem, was wir zunächst als sprachlich, historisch oder kulturell als fremd empfinden.

3. Über den persönlichen Umgang mit ungleichen Machtverhältnissen in interkulturellen Konflikten

Definitionen des Machtbegriffs erfolgen oft mit Bezug auf *Max Weber*:

Macht bedeute jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen das Widerstreben anderer durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruhe.

Zum Beispiel kann jede ethnische Mehrheit, die in einer Gesellschaft die politische, soziale oder wirtschaftliche Macht innehat, diese zum Nachteil von ethnischen Minderheiten ausnutzen. Oder wenn sich in einer Schulklasse zwei Schülerinnen streiten, gewinnt meistens die eloquentere oder die beliebtere Schülerin! Diese Beispiele sind dadurch gekennzeichnet, dass eine Person oder Gruppe wichtige Ressourcen besitzt und den ausdrücklichen Willen hat, diese zu ihren Gunsten im Konfliktfall einzusetzen. Diese Vorstellung von Macht als Zwangsgewalt dominiert sowohl in der sozialpsychologischen, ökonomischen als auch in der politologischen Forschung über ethnische oder interkulturelle Konflikte.

Eine deutlich davon zu unterscheidende Situation liegt dann vor, wenn es um kulturell gestützte oder verschleierte Machtverhältnisse geht. Das war schon bei vielen nationalen, regionalen oder lokalen Ereignissen der Fall, in denen eine Kultur oder Religionsgemeinschaft dominant war oder unbedingt werden wollte. Kulturell abweichende Gruppen werden dann von der Kontrolle über die legitimen Normen in einer Gesellschaft ausgeschlossen: Insofern gelten deren eigenständige Ansichten, Praktiken oder Überzeugungen dann als falsch, wenn sie von denen der dominanten Gruppe abweichen. Machtunterschiede, die durch solche kulturellen Machtverhältnisse zustande kommen, bleiben jedoch für die Mehrheiten in den Konfliktparteien tendenziell unsichtbar.

Bourdieu (1992) benutzt hierfür den *Begriff der symbolischen Macht*, um eine Herrschaft zu beschreiben, die nicht auf direktem Zwang oder körperlicher Gewaltanwendung basiert, sondern die einen Schleier von kulturellen Regeln oder Normen über die objektiven Machtunterschiede legt. Von dieser symbolischen Macht kann man immer dann sprechen, wenn die Dominanzverhältnisse in einer Gesellschaft so gut institutionalisiert sind, dass die Beherrschten genau das wollen, was sie wollen sollen!

Auch in unseren modernen Gesellschaften existiert noch immer die eine oder andere dominante soziale Gruppe oder Schicht, die ihre Herrschaftsansprüche auch gerne verschleiern möchte. Insofern ist der Bourdieu'sche Begriff der symbolischen Macht gut dazu geeignet, die gesellschaftliche Dominanz einer bestimmten Mehrheit als stille Repräsentantin der Leitkultur zu erfassen und zu entlarven. Diese Vorherrschaft über die marginalisierten Gruppen, die in ihrem Verhalten als abweichend von der leitenden Norm angesehen werden, lässt sich mit Bourdieu (1992) auch als eine *Kultur des Rassismus* verstehen. In Bourdieus Argumentation wirkt sich diese symbolische Macht dadurch auf das Handeln der von ihr abhängigen, unterworfenen Gruppen aus, dass diese ihre Handlungsmöglichkeiten, unter denen ihre sozialkulturellen Interaktionen stattfinden, grundlegend den vorherrschenden Spielregeln anpassen müssen.

Grundsätzlich geht es also darum, demokratisch strukturierte Verhandlungsstrategien im Hinblick auf die gemeinsame Veränderung solcher Hierarchien mit symbolischem Machtanspruch zu entwickeln und umzusetzen. Demnach muss jeweils die dominante Gruppe dazu ermutigt werden, sich

auf die Konfliktebene mit allen anderen Gruppen einzulassen, die sie normalerweise zu vermeiden sucht. Im Idealfall kann somit die Eskalation durchbrochen werden, die interkulturelle Konflikte so schnell entgleisen lässt. Gerade im Hinblick auf die gemeinsame Lösung von interkulturellen Konflikten wäre z.B. an die Einsetzung von Ombudsleuten für diskriminierte Gruppen zu denken, aber auch an die Einführung von einem soziokulturell bedingten Minderheiten-Schutz im Gemeinwesen. Diese Lösungen würden aber auch den eigenen Anliegen der dominanten Gruppen entgegenkommen: Denn auch sie brauchen solche Foren in einer demokratischen Zivilgesellschaft – wie z.B. die Agenda 21 – in denen sie ihre besonderen Interessen ohne die Gefahr von gewaltförmigen Eskalationen diskutieren, im Einvernehmen mit den anderen, konkurrierenden Gruppen im Dialog weiterentwickeln oder sogar durchsetzen könnten.

4. Interkulturalität und Transkulturalität im Prozess der Globalisierung

Das jeweilige Verständnis von Interkulturalität wird stets durch das implizit oder explizit zugrunde gelegte Verständnis von Kultur bestimmt. In Anbetracht der in mehrfacher Hinsicht nahezu unerschöpflichen Situationen bei der aktuellen Bestimmung dessen, was Kultur ist oder sein sollte, überrascht es nicht, dass manche Kulturwissenschaftler den Begriff von Kultur mittlerweile radikal in Frage stellen, neue Definitionen dafür entwickeln oder sogar ganz auf ihn verzichten wollen. Dabei gilt ihr ideologiekritischer Vorwurf dem inklusiven wie dem exklusiven, dem partikularen wie dem universalen, dem einheitlichen wie dem pluralen Verständnis von Kultur zugleich, zumal sich diese Deutungen wechselseitig auf fragwürdige Weise ergänzen können.

Um die Dialektik zwischen eigener und fremder, vermeintlich homogener Kultur zu durchbrechen, hat *Wolfgang Welsch* (1997) angesichts der gegenwärtigen Begegnung und wechselseitigen Durchdringung der Kulturen im Prozess der Globalisierung vorgeschlagen, die Konzeptionen von Kultur wie auch die der Interkulturalität durch die Definition der Transkulturalität zu ersetzen, da diese der gegenwärtigen Situation der kulturellen Verflechtung angemessener sei (vgl. Welsch 1997).

Kultur war in der Antike – wie *Welsch* zu Recht hervorgehoben hat – zunächst ein relativer, auf einzelne Bereiche oder Tätigkeiten bezogener Ausdruck. *Cultura* (lat. Pflege, Verehrung, Bebauung, Bearbeitung) wurde dabei als spezifische Tätigkeit einer konkreten Person sowohl auf die Verehrung der Götter (*cultus* oder später im Christentum *cultura christi*), auf die Pflege des Geistes und die Liebe zum Wissen (*cultura animi philosophia est*) als auch auf die Veredelung des Landes (*agri culti* bzw. *agricultura*) bezogen. Zudem hatte sie den Sinn von guten Sitten oder tugendhaftem Handeln, d.h. *Cultura* wurde auch als ein sozial-ethisches, auf die Mitmenschen bezogenes Handeln verstanden. Der Topos Kultur betraf also eine spezifisch-relationale

Tätigkeit, insbesondere auch das von einer konkreten Person wahrgenommene wie auch gestaltete *Verhältnis von Gott bzw. Göttern – Mensch – Gesellschaft – Natur*. Er umfasste, modern gesprochen, bereits die Ebene der Persönlichkeitsbildung bzw. -kultur. Allerdings wurden nicht alle nur denkbaren menschlichen Tätigkeiten, sondern nur die auf eine Ausbildung von religiösen, sozial-ethischen und wissenschaftlich-philosophischen Kompetenzen unter den Topos Kultur subsumiert. Dieses letztlich auf die klassische Philosophie zurückweisende Kulturkonzept wird von unserer Forschungsgruppe Migration und Interkulturelle Kommunikation (MIKOM) an der Universität Duisburg-Essen als das personal-relationale Kulturverständnis bezeichnet. (vgl. Anhang: Forschungsgruppe MIKOM).

Wenngleich aus anderen Gründen, so hat doch auch *Welsch* kritisch darauf hingewiesen, dass sich seit dem späten 17. Jh. Kultur als ein Generalbegriff, der nicht nur einzelne, sondern sämtliche menschlichen Lebensäußerungen umfassen soll (*Welsch* 1997), herausgebildet hat.

Dieser, noch bis heute oftmals gebräuchliche Kulturbegriff sei nun durch drei fragwürdige Momente charakterisiert, nämlich durch soziale Homogenisierung, ethnische Fundierung und interkulturelle Abgrenzung (ebenda). Der Topos Kultur wurde dadurch zu einem autonomen Begriff, der nun – in einer kühnen Vereinheitlichung – sämtliche Tätigkeiten eines Volkes, einer Gesellschaft oder einer Nation zu umfassen beanspruchte (ebd.).

Da moderne Gesellschaften in sich bereits hochgradig differenziert seien und von einer Einheitlichkeit der Lebensformen seit langem nicht mehr die Rede sein könne, sei der traditionelle Kulturbegriff inzwischen unhaltbar geworden. Angesichts der inneren Komplexität moderner Kulturen sei dieser nicht nur deskriptiv falsch, sondern haben nur eine falsche Antwort darauf: Die eines Homogenisierungsgebots. Das traditionelle Kulturkonzept tendiere – hart gesprochen – zu einem kulturellen Rassismus und mache nicht nur ein gegenseitiges Verstehen der Kulturen unmöglich, sondern die Forderung nach einer derartigen kulturellen Identität führe auch zu Separatismus und bereite politischen Konflikten und Kriegen den Boden (vgl. *Welsch* 1997).

In konsequenter Zusammenfassung dieser Analyse äußert *Welsch* auch gegenüber dem aktuellen Konzept einer Interkulturalität ähnliche Bedenken:

Bei allen guten Intentionen schleppt auch dieses Konzept begrifflich noch immer die Prämisse des traditionellen Kulturbegriffs – die Unterstellung einer insel- oder kugelartigen Verfassung der Kulturen – mit sich fort. Es erkennt zwar, dass diese Verfassung notwendig zu interkulturellen Konflikten führt, und es sucht dem durch interkulturellen Dialog zu begegnen. Nur: Solange man die Prämisse von der Insel- oder Kugelverfassung der Kulturen mitmacht, werden diese Folgeprobleme nicht lösbar sein, weil diese Probleme der genannten Primärthese entspringen. Das klassische Kulturkonzept schafft durch den separatistischen Charakter der Kulturen das Sekundärproblem der schwierigen Koexistenz und strukturellen Kommunikationsunfähigkeit dieser Kulturen. Daher wird dieses Problem auf der Basis dieses Konzepts nicht gelöst werden können. (*Welsch* 1997)

Demnach sind für Welsch die heutigen Kulturen daher längst nicht mehr durch die Form der Homogenität und Separiertheit, sondern durch Mischungen und Durchdringungen gekennzeichnet. Er bezeichnet daher diese neue Form der Kulturen als transkulturell, da diese über den traditionellen Kulturbegriff hinaus- und durch die traditionellen Kulturgrenzen wie selbstverständlich hindurchgeht. (Ebenda). Auf der Makroebene seien als Folge von Migrationsprozessen, ökonomischen Abhängigkeiten und der weltweiten Verflechtung von Verkehrs- und Kommunikationssystemen die zeitgenössischen Kulturen aufs stärkste miteinander verbunden und durch externe Vernetzung gekennzeichnet. Die Lebensformen endeten seit langem nicht mehr an den Grenzen der Nationalkulturen. Da für jede einzelne Kultur alle anderen tendenziell zu Binnengehalten und Trabanten geworden wären, seien diese generell durch Hybridisierung gekennzeichnet. Dies gelte nicht nur für die hohe Kultur der Kunst, der Philosophie und der Wissenschaften, sondern in einem umfassenden Sinne auch für die gewöhnlichen Lebensformen und die tägliche Routine. Transkulturalität dränge nicht allein auf der Makroebene der Gesellschaft, sondern ebenso auf der Mikroebene der Individuen vor. Wir alle seien kulturelle Mischlinge, da die meisten unter uns in ihrer kulturellen Formation durch mehrere kulturelle Herkunft und Verbindungen bestimmt seien. Weil wir heute zumeist mehrere *cross-cutting identities* besäßen, dürfe man eine kulturelle Identität solch komplexer Art nicht mit nationaler Identität gleichsetzen. Vielmehr komme es in demokratischen Gesellschaften auf eine Entklammerung von staatsbürgerlicher und persönlicher bzw. kultureller Identität an. (Ebenda). Die gegenwärtige Aufgabe der kulturellen Identitätsbildung des Individuums, das durch unterschiedliche kulturelle Anteile geprägt ist, werde die Arbeit an der eigenen Identität sein, die zunehmend die Integration von Komponenten unterschiedlicher kultureller Herkunft leisten müsse. In diesem Sinne zielt Welsch mit seiner Konzeption der Transkulturalität auf ein vielmaschiges und inklusives, nicht separatistisches und exklusives Verständnis von Kultur. Es intendiert eine Kultur und Gesellschaft, deren pragmatische Leistungen nicht in Ausgrenzungen, sondern in Anknüpfungen und Übergängen bestehen. Stets gibt es im Zusammentreffen mit anderen Lebensformen nicht nur Divergenzen, sondern auch Anschlussmöglichkeiten, und diese können entwickelt und erweitert werden, so dass sich eine gemeinsame Lebensform bildet, die auch Bestände einbegreift, die früher nicht anschlussfähig schienen. Solche Erweiterungen stellen heute eine vordringliche Aufgabe dar (vgl. Welsch 1997).

Über seine Kritik an exklusiv homogenisierenden wie separatistischen Kulturkonzepten hinaus bleibt allerdings auch Welsch mit seiner abstrakten, von konkreten Kulturinhalten absehbenden Konzeption der Transkulturalität nicht nur eine Antwort auf die Frage schuldig, ob wir überhaupt einer kulturellen Identität bedürfen. Auch auf inhaltliche Fragen wie z.B., welche spezifisch kulturellen Vorstellungen zu gesellschaftspolitischen Konflikten führen können, geht Welsch gar nicht ein. Der zumeist unheilvoll konstruierte Gegensatz von Eigen- und Fremdkultur wird jedoch in aller Regel in der

Praxis nicht in abstrakter Absicht nur um des Ausschließens Anderer wegen vorgenommen, sondern immer auch im Hinblick auf konkrete Glaubensinhalte und auf vermeintlich oder tatsächlich bestehende Weltanschauungsdifferenzen, von denen Welsch vollständig abstrahiert.

5. Theoretische Grundlagen zum Kulturverständnis in kultureller Vielfalt

Unabhängig davon, ob man nun dem Topos der Kultur in vielfältigen Erscheinungen, der Interkulturalität oder der Transkulturalität den Vorzug gibt, reicht es daher nicht aus, das Kulturverständnis der Antike bzw. das der Moderne zu hinterfragen und durch ein sozial-inklusives zu ersetzen. Vielmehr ist es in einer aktualisierenden Rückwendung auf die klassische Philosophie erforderlich, die moderne Kulturkonzeption durch ein *personalrelationales Kulturverständnis* zu begrenzen, um einerseits der Gefahr einer abstrakt homogenisierenden Vergegenständlichung des Kulturbegriffs und andererseits seiner tendenziellen Entgrenzung entgegen zu wirken. Zwar haben die Kritiker des klassischen Kulturverständnisses und des multikulturellen Paradigmas einen ersten Schritt in die richtige Richtung unternommen. Über deren Kritik hinaus muss jedoch hervorgehoben werden, dass unter dem Topos Kultur im Alltag noch immer ein homogenisiertes Kollektiv verstanden wird, das losgelöst von konkreten menschlichen Vorstellungen scheinbar selbständig handeln könne: Kultur wird somit oftmals als eine Sache, ein System oder als ein homogenes, selbständig handelndes Wesen aufgefasst, welches dann seinerseits das Denken oder Handeln der Menschen insgesamt herausfordern oder doch zumindest bestimmen kann.

Eine kritische Erörterung unseres Kulturverständnisses darf zumal dann, wenn dies in der Absicht erfolgt, die kulturellen wie die interkulturellen Kompetenzen konkreter Personen feststellen und fördern zu können, die personalbezogene Dimension hierbei nicht ausklammern. Eine fundierte Kritik an dem klassischen, sozial-exklusiven Kulturverständnis der Moderne bedarf demnach nicht nur einer Beachtung der postmodernen Transkulturalität, sondern auch einer Rückwendung auf das antike, relational-personenzentrierte Verständnis von Kultur. Dabei darf allerdings das in der Moderne hinzugefügte soziale und individuelle Sinnmoment nicht wieder ausgeklammert werden, da diese Rückwendung nicht um ihrer selbst willen, sondern in aktualisierender Absicht erfolgen muss. Ebenso wenig reicht es aus, wenn man den Kulturbegriff auf alle menschlichen Tätigkeiten ausweitet, um der Exklusionstendenz der klassischen Konzepte entgegenzuwirken. Da auch Welsch das Phänomen der Transkulturalität vor allem auf die Globalisierung, die Migration und die fortschreitende Vermischung der Kulturen zurückführt, schleppt auch er noch die Voraussetzungen des von ihm traditionell genannten Kulturbegriffs mit sich fort. Jedenfalls führt auch er das Phänomen der Transkulturalität nicht bis auf die Interaktion zwischen konkreten

Personen mit unterschiedlicher oder ähnlicher Kultur zurück und schenkt der personal-relationalen Dimension zu wenig Aufmerksamkeit. Dies dürfte nicht zuletzt der Grund dafür sein, dass auch er die sozialdominanten Weltdeutungs- und Wertorientierungsformen konkreter Personen nicht berücksichtigt, die gegenwärtig ständig zu kulturellen Konflikten führen können.

Mit Rücksicht auf die hier nur angedeuteten Probleme und Aporien hat unsere Forschungsgruppe MIKOM (s. Anhang) Kultur weder substantiell-exklusiv noch inklusiv, sondern zunächst abstrakt als einen grundbezogenen Topos der Relationen bestimmt. Um einerseits der Gefahr eines exklusiven Reduktionismus zu entgehen, hat sie den Topos inhaltlich weder allein mit dem Verhältnis der Menschen zur äußeren Natur identifiziert, noch mit dem Verhältnis zu ihrer inneren Natur, zu sich selbst und/oder zu ihren Mitmenschen. Die Forschungsgruppe geht vielmehr davon aus, dass der Topos Kultur nicht in erster Linie auf die arbeitsteilige Pflege der verschiedenen Daseinsbereiche der menschlichen Existenz in Gesellschaft und Geschichte, sondern vor allem auf das dabei implizit oder explizit erfahrene Verhältnis der verschiedenen Daseinsbereiche zueinander bezogen werden sollte. Die Aufgabenfelder von Interkulturalität sollten vor allem das Verhältnis der verschiedenen Seins- und Daseinsbereiche zueinander beachten. Denn dadurch kann gerade die Eigenständigkeit der sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Sphäre berücksichtigt werden. Deshalb hat die Forschungsgruppe MIKOM die empirisch immer erneut zu ermittelnde, jeweils besondere Art und Weise, wie konkrete Gruppen oder Individuen das Verhältnis zu ihrem Grund, zu sich selbst, zu ihren Mitmenschen und zur Natur wahrnehmen, inhaltlich in den Mittelpunkt ihres Kulturverständnisses gerückt. Erst dadurch erscheint es realistisch, das Kulturverständnis auf nicht-exklusive Weise so weit als möglich einzugrenzen und auch jeweils neu zu bestimmen.

Zur näheren Bestimmung des Topos Kultur stellt die Forschungsgruppe MIKOM die Weltdeutungen und Wertorientierungen konkreter Personen jeweils in den Mittelpunkt, um den bereits erwähnten Gefahren einer abstrakten, inhaltsleeren Vergegenständlichung zu entgehen. Um das relationale Verständnis von Kultur in einem ersten Schritt zu konkretisieren, versteht die Forschungsgruppe unter einer Weltdeutung das je besondere, empirisch stets neu zu ermittelnde Bewusstsein von Mensch, Gesellschaft, Geschichte und Natur sowie vor allem den Zusammenhang zwischen diesem Bewusstsein und der Religiosität oder deren Negation. Nicht das Bewusstsein vom Menschen oder die Religiosität allein, die als Gegenstand einer vornehmlich fachwissenschaftlichen Erforschung vorbehalten bleiben sollten, sondern deren Verhältnis zueinander wird somit als das spezifisch Kulturelle inhaltlich näher bestimmt.

Um das grundbezogen-relationale Kulturverständnis der Forschungsgruppe in einem zweiten Schritt bis hin zu den alltäglichen Erscheinungen noch weiter zu konkretisieren, schlägt sie zudem vor, unter einer Wertorientierung ein zielgerichtetes Handeln zu verstehen, das sich durch eine abwägende Güterorientierung an ideellen oder kulturellen Werten auszeichnet. Konkretes

Handeln kann sich z.B. an gesellschaftlichen, materiellen, personalen und/oder ideell-religiösen Gütern ausrichten. Diese können das Ergebnis faktischen Handelns, aber auch Instrumente der individuellen Orientierung sein. Sofern – zumindest gelegentlich – auf unterschiedliche Güter reflektiert und dabei eine eigene Präferenzordnung ausgebildet wird, sprechen wir von einer kulturellen Wertorientierung. Nicht jedes Handeln ist damit schon ein kulturelles Handeln, sondern nur diejenigen Handlungen zählen zur Kultur im engeren Sinne, die einer persönlich abwägenden Güterorientierung entsprechen. Wer in verschiedenen Situationen unter Berücksichtigung der erwartbaren Folgen seines Handelns auf der Grundlage einer abwägenden Güterordnung handelt, habitualisiert sich zudem kulturell bzw. bildet eine spezifisch kulturelle Haltung aus: Kultur ist insofern primär ein spezifisches Bewusstseins-, Handlungs- und Habitusphänomen.

Nicht die vermeintlich feststehende Zugehörigkeit der Menschen zu einer national, ethnisch, staatlich, sprachlich oder religiös bestimmten Kulturgemeinschaft, sondern die kulturell-habitualisierten Weltdeutungen und Wertorientierungen konkreter Menschen sind damit von zentraler Bedeutung. Damit soll aber die transsubjektive oder objektive Dimension von Kultur weder verkannt noch deren Bedeutung für die Konstitution kollektiver Zugehörigkeiten ausgeblendet werden. Aufgrund der Tendenz zur Verdinglichung und Homogenisierung kultureller Kollektivvorstellungen scheint es nach unserer Auffassung jedoch sinnvoll zu sein, zunächst analytisch darauf hinzuweisen, dass es ohne die aktuellen Tätigkeiten konkreter Personen keine Kultur gibt: „Wie jedes Menschenwerk können Kulturen untergehen. Es können wieder neue entstehen, aber nicht ohne Zutun der Menschen. Das ergologische Bedeutungsmoment ist dem Wort ‚Kultur‘ eigen...“ (Perpeet 1997: 9f.) Kulturen können daher unabhängig vom konkreten Bewusstsein, Habitus und Handeln interagierender Menschen nicht verstanden werden.

Der Topos Kultur, so wie ihn diese Forschungsgruppe versteht, umfasst stets eine personale, soziale wie historische Dimension, die nur zu analytischen Zwecken mehr oder weniger scharf unterschieden werden können. Dabei kommt – mit Rücksicht auf die menschliche Würde und potentielle Handlungsfreiheit – der personalen Dimension stets der Vorrang zu, da diese die beiden folgenden mitgestalten kann, auch wenn dies empirisch keineswegs notwendig der Fall sein muss. Die kulturelle Verfassung der Menschen, deren interkulturelles Zusammenleben in einer Gesellschaft, das Zusammenwirken und die transkulturelle Durchdringung der Gesellschaften in der Geschichte sind nicht nur von der eigenen Tradition, den etablierten Institutionen und Strukturen, sondern stets auch vom kulturellen Selbstbewusstsein der Handelnden abhängig. Das aktuelle kulturelle Bewusstsein, das Menschen von sich selbst haben, kann aber nicht fatalistisch in jeweiliger Abhängigkeit von der Zugehörigkeit zu einem vermeintlich homogenen Kulturkollektiv bestimmt werden.

Damit der Topos Kultur nicht als ein sozial-inklusives, sondern mit Rücksicht auf die Würde wie auch die Glaubens-, Wissens- und Handlungsfreiheit

der Menschen primär als ein personal-relationales Phänomen betrachtet wird, kann auch unter Interkulturalität inzwischen nicht allein das gelingende Zusammenleben von Menschen mit Migrationshintergrund mit Menschen ohne Migrationshintergrund erklärt und verstanden werden, wie viele empirische Untersuchungen belegen können. Auf der Basis des relationalen Kulturverständnisses schlägt die Forschungsgruppe vielmehr vor, unter *Inter- und Transkulturalität* folgendes zu verstehen:

- *Erstens* das Mit- und Nebeneinander von Menschen mit unterschiedlichen oder gemeinsam geteilten, kulturell habitualisierten Weltdeutungen und Wertorientierungen.
- *Zweitens* die gemeinsame Wahrnehmung von Konflikten zwischen Menschen mit unterschiedlichen Weltdeutungen und Wertorientierungen, die aus einer Ablehnung, unreflektierten Hinnahme oder Fundamentalisierung kultureller Vielfalt resultieren können.
- *Drittens* die Paradigmen und Prinzipien, die einen Umgang mit diesen Konflikten eröffnen und deren Mäßigung nachhaltig fördern können.

Mit Rücksicht auf die potentielle Handlungsfreiheit aller Menschen gilt es zu beachten, dass deren kulturelle Verfassung ihr interkulturelles Zusammenwirken in einer Gesellschaft ebenso wie die transkulturelle Durchdringung der Gesellschaften in der Geschichte bestimmen kann. Umgekehrt führt die gegenwärtig intensiverte Begegnung von Menschen mit unterschiedlicher oder ähnlicher Kultur im Prozess der Globalisierung verstärkt zu einer transkulturellen Situation in den Gesellschaften. Auf diese Weise wirkt die bereits ausführlich dargestellte Transkulturalität wiederum auf die kulturelle Verfassung der Menschen zurück, die auch immer erneut durch inter- wie transkulturelle Erfahrungen geprägt werden.

Bei den hier vorgestellten Konzeptionen von Kultur, Interkulturalität und Transkulturalität auf der Grundlage von *Weltdeutung und Wertorientierung* gilt es zu berücksichtigen, dass spezifisch kulturelle Konflikte nach wie vor auch auf inter- wie auch transkulturellen Überschneidungssituationen basieren könne. Interkulturell von besonderem Interesse ist daher bei den von konkreten Personen habitualisierten Weltdeutungen und Wertorientierungen vor allem folgendes:

Es erscheint durchaus möglich, dass mit einer spezifischen Weltdeutung ein allen Seinsdimensionen und Daseinsbereichen gegenüber offenes Bewusstsein von Mensch, Gesellschaft, Geschichte und Natur (*als theologisches Prinzip*) ausgebildet wird. Ebenso ist es möglich, dass dabei kein Daseinsbereich losgelöst von der Tätigkeit konkret interagierender Menschen betrachtet wird (*Prinzip der Vollständigkeit*). Zudem ist es denkbar, dass – einhergehend mit einer offenen Weltdeutung – auch die Pluralität gesellschaftspolitischer Wertorientierungen auf der Basis der Grundwerte und Menschenrechte anerkannt wird (*Prinzip der Grundwerte*).

Andererseits muss stets auch damit gerechnet werden, dass es zu einer kulturellen Fundamentalisierung und Dramatisierung von Weltanschauungsdifferenzen kommen kann. Mit einer spezifischen Wertorientierung – sei es eine ökonomische, politische, soziale oder religiöse etc. – können Prioritäten nicht nur inklusiv, sondern auch exklusiv gesetzt und damit die Eigenständigkeit wie auch die Relativität unterschiedlicher Werte ausgeblendet werden. Derartige Wertehierarchisierungen können, aber müssen nicht zu Wertekollisionen führen. Demnach erscheint es durchaus möglich, dass künftig Kulturen vorherrschen werden, die im Geiste der pluralen Werte der Verfassung (Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit etc.) und auch des Vorrangs der *Würde* jedes einzelnen Menschen entstanden sind. Wahrscheinlicher aber ist es jedoch, dass zumindest latent entweder die Gefahren einer ökonomischen oder sozialen Wertereduktion oder die eines religiösen Fundamentalismus auftreten werden.

Daraus folgt: Kulturelle Konflikte können vor allem dann entstehen, wenn mit spezifischen Weltdeutungen und Wertorientierungen – seien diese religiös oder säkular fundiert – die Prinzipien der Gleichberechtigung und der relativen Eigenständigkeit verletzt werden, dabei das Ordnungs- mit dem Fundierungsprinzip vertauscht und last but not least das anthropologische gegen das theologische Prinzip ausgespielt wird und dadurch die wechselseitige Ergänzung wie Begrenzung von Vernunft und Glauben verkannt werden.

Es muss jedoch nicht nur damit gerechnet werden, dass oftmals eine unvollständige, nicht allen Seinsdimensionen und Daseinsbereichen gegenüber offene Weltdeutung ausgebildet wird und damit die individuellen Handlungsmöglichkeiten entweder grob über- oder aber unterschätzt werden. Im Zeitalter der Globalisierung dürfte es vor allem in den postmodern-pluralen Gesellschaften eher selten der Fall sein, dass in derartigen Extremfällen die eigene Existenz – gänzlich ohne Kenntnis anderer Weltdeutungsformen – auf nur eine oder wenige Dimensionen reduziert gedeutet wird. Wenn Weltanschauungsdifferenzen verstärkt zur Kenntnis genommen und damit bisherige Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt werden, dürfte es vor allem dann zu kulturellen Konflikten kommen, wenn in Reaktion hierauf vermeintliche oder tatsächliche Differenzen – zum Zwecke der Stabilisierung bzw. der Wiederherstellung der Geschlossenheit und Homogenität der eigenen Weltanschauung – einseitig oder sogar wechselseitig fundamentalisiert werden.

Die Forschungsgruppe hat einerseits die jeweils besondere Art und Weise in den Mittelpunkt gestellt, wie Menschen das Verhältnis zu sich selbst, zu ihren Mitmenschen, zur Religion und zur Natur wahrgenommen haben und dabei die verschiedenen Seins- und Daseinsbereiche zueinander in Beziehung gesetzt. Andererseits konnte sie in Anlehnung an die universellen Menschenrechte und die Paradigmen des Grundgesetzes wie auch der EU Charta ein gleichermaßen empirisch-deskriptives wie auch theoretisch kritisches Verständnis von Kultur, Interkulturalität und Transkulturalität entwickeln und in ihrer langjährigen Projektarbeit darstellen sowie handlungsorientiert anwenden.

Literatur

- Adorno, Th. W. (1973): *Negative Dialektik*, Frankfurt am Main.
- Arendt, H. (1989): *Vita activa oder vom Tätigen Leben*, München.
- Bayer, M. (2001): Marginalisierungsprobleme junger osteuropäischer Spätaussiedler aufgrund von fehlender interkultureller Kommunikationsförderung in ihrer deutschen Lebenswelt. In: T. Pilch (Hrsg.): *Kultury tradycyjne a kultura globalna: Konteksty edukacji międzykulturowej*. Białystok, 99–115.
- Bayer, M. (2003): Mündigkeit und Anpassung in der Interkulturellen Pädagogik – über die Vielfalt der Kulturen und die Notwendigkeit einer politischen Bildungsoffensive. In: A. Schlüter (Hrsg.): *Aktuelles und Querliegendes zur Didaktik und Curriculumentwicklung. Festschrift für Werner Habel*. Bielefeld, 192–206.
- Bayer, M. (2006) / Losemann, V. / Soja, E.M.: *Anforderungen an die Kommune: Chancen für Jugendliche mit Migrationshintergrund. Aktuelle Wegweiser für den Übergang von der Schule in die Berufsausbildung. Aus Politik und Zeitgeschichte*. Bonn.
- Bayer, M. (2007): Probleme und Herausforderungen durch die Vermittlung Interkultureller Kommunikation im europäischen Kontext. Ein deutsch-polnischer Erfahrungsaustausch. In: C. Olbracht-Prondzyński (Hrsg.): *Probleme und Herausforderungen der Interkulturellen Bildung – Deutsche und polnische Erfahrungen*. Kaszubski Uniwersytet Ludowy, Gdańsk–Wieżyca, 30–52.
- Bayer, M. (2008): Vermittlung von Interkultureller Kompetenz: Die permanente Aufgabe für Pädagogen und Philologen. In: E. Rodziewicz (Hrsg.): *ARS EDUCANDI*, Bd. V, Gdańsk, 89–99.
- Bayer, M. / Krumpolz, P. / Schmidt, A. (2009): Die Internationale Stadt Mülheim an der Ruhr auf dem Weg von der multikulturellen zu einer inter- und transkulturellen Stadtgesellschaft. In: Verkehrsverein Mülheim a.d. Ruhr e.V. (Hrsg.): *Mülheim an der Ruhr – Jahrbuch 2010*, Mülheim a. d. Ruhr, 190–203.
- Bielefeld, H. (1994): Toleranz und Menschenrechte, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 20*.
- Bourdieu, Pierre (1992): *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 3*, Bd. 1, Hrsg.: Margareta Steinrück. VSA, Hamburg 1992.
- Derrida, J. (1990): Kurs auf das andere Kap – Europas Identität, in: *Liber*, Nr. 3.
- Die Europäische Menschenrechtskonvention* (1960): Presse- und Informationsabteilung des Europarats (Hrsg.), Strassburg.
- Eagleton, T. (2001): *Was ist Kultur?* München.
- Gadamer, H.-G. (1975): *Wahrheit und Methode*. Tübingen.
- Gadamer, H.-G. (1989): *Das Erbe Europas*. Frankfurt am Main.
- Geyer, P. (2003): *Methodik und Thematik einer kritischen Kulturtheorie*. Bonn.
- Gudykunst, W. / Kim, Y. (2003): *Communicating with Strangers. An Approach to intercultural communication* (4th ed.). New York.
- Horkheimer, M. (1968): *Kritische Theorie*. Studienausgabe. Frankfurt am Main.
- Joas, H. / Wiegandt, K. (Hrsg./2005): *Die kulturellen Werte Europas*. Frankfurt am Main
- Lillig, M. (2008): *Identitätskonstruktionen von Exilantinnen*. [= Schriftenreihe: *Europäische Migrationsforschung*, Herausgeber: M. Bayer und W. Mitter, Band 6]. Frankfurt am Main.

- Mall, R.A. (1995): *Philosophie im Vergleich der Kulturen*. Darmstadt.
- Meyer, T. (2002): *Identitätspolitik. Vom Missbrauch kultureller Unterschiede*. Frankfurt am Main.
- Nordby, H. (2008): Values, Cultural Identity and Communication: A Perspective from Philosophy of Language, in: *Journal of Intercultural Communication*, 17. June 2008.
- Ortega y Gasset, J. (1983): *Obras Completas*. Bd 1. Madrid.
- Perpeet, W. (1997): *Kulturphilosophie – Anfänge und Probleme*. Bonn.
- Rawls, J. (1993): The Law of People. In: Shute, S. /Hurley, S. (Hrsg.): *On Human Rights*. New York.
- Roesler, K. (2003): *Russlanddeutsche Identitäten zwischen Herkunft und Ankunft*. [= Schriftenreihe: *Europäische Migrationsforschung*. Band 4: Herausgeber: M. Bayer und W. Mitter]. Frankfurt/M..
- Voegelin, E. (1988): *Ordnung, Bewusstsein, Geschichte*. Stuttgart.
- Welsch, W. (1997): *Transkulturalität – Die veränderte Verfassung heutiger Kulturen*. In: *Texte zur Wirtschaft und zur Wissenschaft*.
- Wierlacher, A. (Hrsg./1985): *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München.
- Wimmer, F. (1990): *Interkulturelle Philosophie*. Wien.
- Wittgenstein, L. (1980): *Culture and Value*. Oxford.
- Zdun, S. (2007): *Ablauf Funktion und Prävention von Gewalt. Eine soziologische Analyse gewalttätiger Verhaltensweisen in Cliques junger Russlanddeutscher*. [= Schriftenreihe: *Europäische Migrationsforschung*, Band 5, Herausgeber: M. Bayer und W. Mitter]. Frankfurt am Main.

Anhang

Forschungsgebiete des Autors

Forschungsgruppe Migration und Interkulturelle Kommunikation (MIKOM)

RISP an der Universität Duisburg-Essen

Bericht über die Forschungsgruppe MIKOM:

Leitung der Forschungsgruppe: Manfred Bayer und Peter Krumpholz

1. Forschungsbereiche und Aufgabenfelder

Die im Jahre 2001 im RISP neu gegründete Forschungsgruppe Migration und Interkulturelle Kommunikation befasst sich im weitesten Sinne mit Fragen der empirischen Erforschung und Problemanalyse zum Kulturverständnis in inter- und transkulturellen Kontexten aus Perspektiven der Bildungs-, Geistes-, Politik- und Sozialwissenschaften. Im Mittelpunkt stehen dabei die fünf Forschungsbereiche:

Migration und Integrationsprozesse, Interkulturelle Pädagogik und Bildungsreformen, Interkulturelle Kommunikation und Sprachwissenschaften, Kultur und Religionspolitik sowie Internationale Hochschulforschung. Im Rahmen dieser fünf Forschungsbereiche werden im Einzelnen u.a. die folgenden Aufgabenfelder bearbeitet:

- Europäische Migrationsforschung (Ursache und Folgen der Migration, Akzeptanz kultureller Vielfalt)
- Interkulturelle Pädagogik im inner- und außerschulischen Bildungsbereich einschließlich schulischer und beruflicher Integrationsförderung von Benachteiligten mit und ohne Migrationshintergrund
- Interkulturelle Fort- und Weiterbildung von Lehrer/-innen aller Schulformen und von sozialpädagogischen Fachkräften in Kooperation mit Regionalen Arbeitsstellen zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien (RAA) und beruflichen Bildungsträgern
- Interkulturelle Kommunikation in international vernetzten Master-DO Studienprogrammen für Geistes- und Bildungswissenschaften: Ein Erprobungs-Projekt für den Studienaustausch der Universitäten Danzig und Duisburg-Essen mit empirischer Begleitforschung und Evaluierung durch die Forschungsgruppe MIKOM
- Empirische Begleitforschung und Evaluation von kommunalen und regionalen Maßnahmen für internationale, interkulturelle und interreligiöse Eingliederungs- und Lernprozesse
- Interkulturelle / interreligiöse Konfliktforschung und empirische Religionspolitik (Religionen und demokratische Kultur, Politische und

säkulare Religionen, Fremdenfeindlichkeit, Fundamentalismus, Rassismus und Antisemitismus)

- Wissenschaftliche Politikberatung im Bereich der interkulturellen / interreligiösen Kommunikation und Religionspolitik
- Universitäre Kooperation im internationalen Vergleich; europäische Vernetzung von interkulturellen Studienprogrammen

2. Wissenschaftliche Zuordnung

Die fachwissenschaftlichen Kompetenzen unserer Forschungsgruppe und damit auch die Grenzen zur interdisziplinären Erforschung interkultureller Phänomene können wie folgt umrissen werden: Da ohne empirische Kenntnisse über säkulare wie religiöse Selbst-, Gesellschafts- und Weltdeutungsformen kulturelle Konflikte nicht erkannt werden können und ohne pädagogische oder sprachliche Kenntnisse interkulturelle Lernprozesse mit und für die Praxis weder initiiert noch begleitet werden können, arbeiten in der Forschungsgruppe MIKOM Bildungs-, Geistes-, Politik- und Sozialwissenschaftler kollegial zusammen. Das gemeinsame Interesse an der Philosophie verbindet uns. Im Einzelnen verfügen wir über Kompetenzen aus den nachfolgend genannten Disziplinen und Fachgebieten:

Bildungswissenschaften: Interkulturelle Kommunikation und Pädagogik, Sozialpsychologie, Interaktions- und Rollentheorie

Geisteswissenschaften: Interkulturelle Kommunikation und Sprachwissenschaften im Rahmen von internationalen Master-Studiengängen, wie z.B im Master-DUO Studienprojekt in gegenwärtiger Erprobung mit den Fakultäten für Bildungs- und Geisteswissenschaften an den Universitäten Danzig und Duisburg-Essen

Politikwissenschaften: Politische Theorie und Ideengeschichte, Politische Kulturforschung, Religionspolitikologie

Sozialwissenschaften: Empirische Sozialforschung, Symbolischer Interaktionismus und Religionssoziologie

Philosophie: Politische Philosophie, Religions-, Sozial- und Kulturphilosophie, Interkulturelle Philosophie

Intercultural Communication in the Real Context of Studies in Languages, Philosophy and Education

Abstract

Starting with an introduction into intercultural philosophy, the author describes Gadamer's Hermeneutic approach according to his main publication „Wahrheit und Methode“ (1975). In his last chapter, Gadamer has emphasized a new self-image of the Humanities by the appreciation and application of language and history. He has asked for a high esteem of communication with the others by Intercultural Communication.

In his whole paper, the author explains the intricacy of the Intercultural Communication in different contexts of cultural diversity. Finally he interprets the results of the basic research achieved by his research-team on the cultural appreciation in the context of globalisation.

Komunikacja interkulturowa w kontekście badań językowych, filozoficznych i pedagogicznych

Streszczenie

We wstępie artykułu autor szkicuje zarys filozofii interkulturowej, za punkt wyjścia przyjmując podejście hermeneutyczne H.G. Gadamera wyłożone w jego najważniejszej pracy *Prawda i metoda* (1975). W jej ostatnim rozdziale niemiecki filozof podkreśla konieczność stworzenia nowego wizerunku humanistyki poprzez akceptację i praktyczne zastosowanie wiedzy o języku i historii. Gadamer postuluje, by dowartościować refleksję nad komunikacją z Innym w ramach studiów z zakresu komunikacji interkulturowej.

W prezentowanym artykule wyjaśniono istotę komunikacji interkulturowej w rozmaitych kontekstach różnorodności kulturowej. Ponadto autor interpretuje wyniki badań, jakie zrealizował kierowany przez niego zespół badawczy, a które dotyczyły poznania kulturowego w kontekście globalizacji.

Iwona Bartoszewicz

Czemu służą błędy retoryczne?

Retoryka ze względu na swój wyjątkowo złożony charakter, jako dyscyplina łącząca bardzo rozbudowaną wiedzę teoretyczną, sięgającą do obszarów, przypisywanych współcześnie różnym działom nauki, takim jak filozofia, socjologia, psychologia, teoria komunikacji, filologia czy logika, aby wymienić tylko te z nich, które mają swoją określoną historię i ustabilizowaną pozycję w systemie nauk, z praktyką, obejmującą tradycyjnie publiczny zakres działalności człowieka, czy też, jak to wynika z analizy najnowszych publikacji retorycznych, wszelkie produkty procesu komunikacji, ze wszech miar wydaje się być godną zdecydowanie większego zainteresowania, niż to miało miejsce dotychczas. Jeśli ograniczymy się jedynie do obszaru językoznawczego, zauważymy, że wiele wieków przed tzw. 'przełomem pragmatycznym', przypadającym na koniec lat 60tych XX wieku, wyznaczonym przez opublikowanie prac z zakresu teorii aktów mowy przez Austina i Searle a jednocześnie będącym konsekwencją publikacji Bühlera, Morrisa i Carnapa, analizujących funkcjonalne aspekty znaku językowego, widziano, opisywano i do celów komunikacyjnych wykorzystywano relację między znakiem, w tym znakiem językowym, superznakiem, jakim jest tekst a ich sprawdzalnym i nakierowanym na sukces komunikacyjny zastosowaniem. Wszystko to działo się w starożytnej Grecji i w Rzymie, gdzie *ars rhetorica* powstała i znalazła doskonałe warunki rozwoju, ale także gdzie przeżywała swoje pierwsze kryzysy, niekiedy głębokie i dotykające jej fundamentów.

Być może, albo raczej nawet z całą pewnością, właśnie ze względu na to, czego retoryka słusznie i niesłusznie doznawała od jej reformatorów i niezręcznych użytkowników oraz od tych, którzy oceniali ich dzieła, możemy zapewne mówić teraz nie tylko o renesansie badań retorycznych, ale także o dowartościowaniu dorobku tej sztuki. Wszystko to dzieje się może jako odpowiedź na postępującą fragmentaryzację ale i nadmierną formalizację obszarów badawczych, co nie tylko bardzo utrudnia transfer doświadczeń i metod analitycznych między nimi ale także nie czyni go skutecznym. Tymczasem człowiek, istota twórcza a równocześnie podlegająca różnym konwencjom, których siłę ze względu na ich rolę spajającą grupy ludzkie uznaje i wykorzystuje, żyje w świecie niepodzielonym, takiego świata na swój sposób doświadcza i na taki świat wpływa. Elementem ludzkiego świata jest język

a człowiek jest nie tylko jego dysponentem, ale przede wszystkim twórcą. Obiektem zainteresowania retoryki od jej początków był człowiek, jako istota działająca w określonych, realnych warunkach, która swojej działalności nadaje określony cel, dający się osiągnąć po spełnieniu pewnych warunków. Warto tu wspomnieć nie tylko o wiedzy, przenoszącej w czasie doświadczenia znakomitych mówców, ale także o pewnej wrażliwości komunikacyjnej i sytuacyjnej, pozwalającej widzieć wydarzenie komunikacyjne w jego pozajęzykowych uwarunkowaniach.

Z punktu widzenia retoryki język nie jest tożsamy z pewną abstrakcyjną strukturą, nie dającą się jednoznacznie i w sposób pewny opisać, której elementy pełnią określone funkcje w imię lub z powodu stałości jej samej, lecz jest on niewątpliwie narzędziem wyjątkowym, które umożliwia człowiekowi działanie w bardzo szerokim zakresie możliwości. Jest narzędziem umożliwiającym człowiekowi dotarcie do rzeczywistości, podejmowanie prób zdefiniowania jej oraz nawiązywanie i utrzymywanie więzi komunikacyjnej w obrębie różnorodnych grup ludzkich. W jednym i drugim przypadku mamy do czynienia z wytwarzaniem, utrwalaniem lub przekształcaniem reguł, które dotyczą relacji człowiek-rzeczywistość i człowiek-człowiek, ponieważ to on właśnie we wszelkich swych rolach jest istotną częścią owej rzeczywistości. Rzeczywistości, której natura i opis podlegają stałym przemianom, nie pozwalają uzyskać pewności, co do trafności wybieranych interpretacji. W takim, czyli zatem w każdym przypadku, to właśnie retoryka, jak uważa Kopperschmidt, jest, teorią działań omylnego człowieka w warunkach niespełniających wymagań ideału. Dlatego też jest ona od wieków swoistą prowokacją dla filozofii w jej platońskim wydaniu¹. A jeśli coś nie jest idealne, to może się zmieniać i w tym nasza nadzieja. I to jest zdaniem Kopperschmidta istota arystotelejskiego sposobu rozumienia sensu istnienia retoryki, jako sztuki, pomagającej spierającym się stronom nie w osiągnięciu jakiegoś ideału czy też w odsłonięciu niezaprzeczalnej prawdy, ale w wypracowaniu zgody na jakieś rozwiązanie, jedno z niekiedy wielu możliwych ale za to takie, które da się zaakceptować przez uczestników procesu komunikacyjnego.

Drogą prowadzącą do tego celu jest dyskusja, debata, u której podstaw zawsze leży sposób oceniania, interpretacji czy też wykorzystania jakiegoś wydarzenia lub pewnego obiektu rzeczywistości społecznej, przy czym takim obiektem może być także jakaś osoba lub grupa osób. Aby dochodzenie do konsensusu uczynić skutecznym i akceptowalnym z punktu widzenia *ars rhetorica*, należy założyć równouprawnienie komunikacyjne uczestników tego procesu, co oznacza, że strony kooperują ze sobą, mając nieograniczoną możliwość przedstawienia i wyjaśnienia swojego punktu widzenia i, o ile jest to zgodne z ich wolą, starają się ustalić, w jakim zakresie możliwe jest porozumienie.

¹ Por.: Kopperschmidt, J. (1998): Zur Modernität der Rhetorik. W: A. Mönnich (Red.): Rhetorik zwischen Tradition und Innovation. München, Basel, 11.

Możemy chyba zaryzykować stwierdzenie, że mamy tu do czynienia z jakimś pierwowzorem zasady kooperacji, którą wiele wieków później sformułował Grice². Zapewne wolno nam dokonać tego porównania, ponieważ w jednym i drugim przypadku od nadawcy oczekuje się podjęcia określonych działań, które mogłyby adresatowi pomóc we właściwej recepcji tekstu, co bez wątplenia leży w interesie obu stron.

W retorycznym procesie poszukiwania prawdy i wypracowywania konsensusu powinny na równych prawach³ uczestniczyć wszystkie zaangażowane strony. W takiej interpretacji logik Arystoteles i logik Grice nie ograniczają się do stwierdzenia konieczności wyrażenia pewnej gotowości do współpracy w procesie komunikacji, która powinna być rozpoznawalna nie tylko deklaratywnie, czy też być obecna i rozpoznawalna na poziomie zwyczaju językowego. Powinna ona być przekładana na określone działania, na przykład polegające na świadomym unikaniu pewnych błędów logicznych wypowiedzi, ponieważ w ten sposób można uzyskać przekaz jasny, jednoznaczny i zrozumiały dla odbiorcy, czy też, jak pisze Arystoteles: „Pisany tekst powinien być w ogóle łatwy do czytania, tym samym więc łatwy również do wygłaszania”⁴. Jednak łatwy, to nie znaczy prymitywny. Arystoteles wielokrotnie w swych pismach retorycznych daje do zrozumienia, że najlepszy porządek tekstu i to w różnych jego warstwach, to taki, który jest naturalny, przez co Stagiryta rozumie zawsze właściwy człowiekowi sposób rozumowania, porządkowania myśli oraz konstruowania wypowiedzi. Co oczywiście nie oznacza, że dawniej zabraniano wszelkich modyfikacji naturalnego ładu. Były one dopuszczane w ramach procesu komunikacji retorycznej, ale pod warunkiem, że ich autorami byli znani i poważani retorzy, cieszący się powszechnym autorytetem ze względu

² Grice, H.P. (1979) : Logik und Konversation. W: G. Meggle (Red.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung, Frankfurt/M., 243–265.

³ Choć oczywiście niekoniecznie w ten sam sposób. Ich udział określany jest przez role, jakie przyjmują na siebie i pełnią w procesie komunikacji. Inna jest rola nadawcy a inna adresata a te dodatkowo podlegają dalszym dookreśleniom o charakterze konwencjonalnym, wynikającym na przykład z ról społecznych, pełnionych przez uczestników tego procesu, ich przynależności do określonych grup społecznych, pełnionych funkcji, określonych i znanych lub nieznanymi partnerom zwyczajów komunikacyjnych zaangażowanych stron. Można niniejszy wykaz parametrów komunikacyjnych dalej uzupełniać o dalsze elementy, tym razem związane na przykład z aktualnym typem komunikacji. Inne możliwości współdziałania i inne sposoby realizowania tych możliwości mają komunikujące się strony w przypadku relacji *face to face*, a inne w przypadku, gdy bezpośredni kontakt jest utrudniony albo zgoła niemożliwy. Jednak nie te parametry decydują ostatecznie o tym, czy zasada kooperacji będzie przez nich przestrzegana i w jaki sposób się to stanie. Jedynie coś, co umyka naukowemu, to znaczy obiektywnemu i ściślemu opisowi zjawiska, a mianowicie wola komunikujących się stron, zdaje się odgrywać w całym procesie decydującą rolę. Jest to, jak o tym już była mowa, obiekt zainteresowań *ars rhetorica* w ramach sektora *ethos*. Sektor ten łączy zakresy badań filozoficznych o profilu etycznym z badaniami i wiedzą psychologiczną opisującą dynamikę zachowań ludzkich, problematykę motywacji działań i ich ukierunkowania oraz z wiedzą i praktyką dydaktyczną, której przedmiotem jest kształtowanie postaw i motywacji.

⁴ Arystoteles (2001): R Księga III, 440.

na swoją wiedzę, sposób uprawiania sztuki, walory etyczno-obywatelskie i osobowość⁵.

Co się tyczy efektów takiego działania, to należy powiedzieć, że nie ma jedynie słusznych punktów widzenia, nic tu nie jest oczywiste, nic tu nie jest bezsporne, bo taka jest natura spraw ludzkich⁶. Kienpointner⁷ wskazuje na istnienie barier technicznych (błędy argumentacji), emocjonalnych i instytucjonalnych, których specyfikę należy sobie uświadomić, aby móc skutecznie i racjonalnie przeciwdziałać możliwym zaburzeniom przebiegu procesu poszukiwania konsensusu lub łagodzenia sporu. Bez gotowości aktorów danego wydarzenia, ich praktycznej znajomości zasad grzeczności językowej, odpowiedniej dyspozycji psychicznej, określonych oczekiwań, poglądów, cech charakteru i osobowości, umiejętności rozładowywania napięć i opanowywania negatywnych emocji wobec dyskutowanej sprawy zrealizowanie zamierzonego celu perswazyjnego przy pomocy metod jeszcze dających się zaliczyć do zasobu środków, jakimi dysponuje retoryka, staje się raczej trudne lub zgoła niemożliwe⁸. Z drugiej strony Kienpointner wskazuje na konieczność stałej racjonalizacji i stałego ulepszania warunków, w których prowadzona jest komunikacja retoryczna⁹, nawet ta, zmierzająca do ideału. Racjonalizacja dokonuje się jego zdaniem przez reformy funkcjonowania instytucji publicznych, nowelizację przepisów, regulujących zachowania i procesy społeczne¹⁰. Przytoczmy w tym miejscu niezwykle trafną uwagę Rusinka: „Można więc powiedzieć, że w błędzie – związanym tak mocno z ludzką naturą i dzięki temu przekonywającym – tkwi potencjalna siła retoryczna. Błąd (...) może mieć funkcję konstruktywną i wcale nie należy go odciąć od działalności retorycznej w imię pozytywności nauki. Trzeba mieć tylko świadomość opartej na błędzeniu natury naszego języka i umieć ją obrócić na swój użytek”¹¹.

Gra z normą i konwencją językową i komunikacyjną nie jest niemożliwa. Wbrew temu, co się marzy niektórym lingwistom, nie istnieją w systemie językowym ani też w obrębie reguł określających zachowania komunikacyjne żadne reguły nadrzędne, które skutecznie zabezpieczyłyby użytkowników języka przed popełnieniem błędu. Jeśli uznamy fakt istnienia anomalii

⁵ Por.: Ottmers, C. (2007): *Rhetorik* (wydanie drugie uzupełnione). Stuttgart–Weimar, 148–149.

⁶ Por.: Kopperschmidt, J. (1998): 12.

⁷ Eemeren van, F.H./Grootendorst, R./Kienpointner, M. (1995): *Normen rationaler Argumentation und Komplikationen ihrer Anwendung und Befolgung*. W: *Deutsche Sprache* 23, 30–38.

⁸ Por. uwagi na ten temat poczynione przez: Bayer, K. (1999): *Argument und Argumentation. Logische Grundlagen der Argumentationsanalyse* (= Studienbücher zur Linguistik, Tom 1.). Opladen/Wiesbaden, 50–68.

⁹ Termin ‘komunikacja retoryczna’ (rhetorische Kommunikation) jest powszechnie używany w niemieckojęzycznej literaturze z zakresu lingwistyki politycznej i retoryki. Warunki ‘komunikacji retorycznej’ w znakomity sposób opisał Kopperschmidt w książce: (1973): *Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der Persuasiven Kommunikation*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz. Natomiast o inspirującej roli sporu w tzw. ‘komunikacji retorycznej’ napisał A.F. Herbig (1993): *Argumentation und Topik. Vorschläge zur Modellierung der topischen Dimension argumentativen Handelns*. W: *Zeitschrift für Germanistik* (NF), 584–595.

¹⁰ Por.: Van Eemeren, F.H./Grootendorst, R./Kienpointner, M. (1995): 33–34.

¹¹ Rusinek, M. (2003): *Między retoryką a retorycznością*. Kraków, 79.

w języku potocznym, to musimy wykonać następny krok i rozważyć realny zakres użycia terminów ‘błąd językowy’ i ‘błąd komunikacyjny’.

Jeśli zatem tak jest, w co trudno wątpić, że w mowie potocznej anomalie są czymś naturalnym¹², nie zawsze muszą być one postrzegane jako wykroczenie przeciwko normie językowej. Retoryka antyczna uznawała za dopuszczalne odstępstwo od normy gramatycznej pod warunkiem, że

- po pierwsze uczyniły to osoby, uznawane za autorytety z powodu swoich zasług na polu literackim lub retorycznym¹³,
- po drugie osoby, które dokonały takiego eksperymentu uczyniły to celowo i świadomie¹⁴.

W tym miejscu warto zauważyć, że mechanizmy, prowadzące do powstania anomalii językowych są jednocześnie tymi samymi, które umożliwiają tworzenie figur stylistycznych, które ze względu na ich określoną rolę w procesie komunikacji retorycznej, czyli takiej, która ma charakter perswazyjny, raczej powinniśmy nazywać figurami retorycznymi. Błędy, ale i figury retoryczne powstają przez *detractio* – opuszczenie, *adiectio* – dodanie lub powtórzenie, *transmutatio* – przestawienie, *immutatio* – zastąpienie jednego elementu innym.

Porównajmy to spostrzeżenie z komentarzem słów Fontaniera¹⁵ dokonanym przez Rusinka, który bardzo trafnie stwierdza, że „figura jest więc pewnego rodzaju niepoprawnością językową, lecz odczuwa się ją w ten sposób tylko wówczas, kiedy nie jest uzasadniona estetycznie – oto reguła, która pokazuje jedynie, iż nie można sprowadzić tej relacji do żadnej reguły. Wynika bowiem z tego fragmentu, iż to czytelnik bądź słuchacz decyduje (‘odczuwa’), czy dany element jest dla niego figurą czy błędem”¹⁶.

Jednak nie błędy logiczne czy gramatyczne albo może raczej nie jedynie one mogą się stać przyczyną nieporozumień komunikacyjnych. Czyniąc

¹² Stwierdzenie tego faktu legło u podstaw badań, które w efekcie doprowadziły do powstania pragmatyngwistyki, jako samodzielnej dyscypliny badawczej oraz do odrodzenia się retoryki w jej zasadniczym, utrwalonym przez tradycję a równocześnie tak łatwym do dostosowania do naszych czasów kształcie.

¹³ Por.: „(...) jedno z tych powiedzeń jest solecyzmem co do rodzaju gramatycznego. Choć ja sam ani jednego, ani drugiego nie uważam za błąd, bo to i tamto napisał Wergiliusz” (Kwintylian, M.F. (2002): Kształcenie mówcy. (*Institutionis oratoriae libri XII*) Księgi I, II, X. Przekład i opracowanie M. Brożek. Warszawa. Księga I, 65.).

¹⁴ Por.: „Ale jeżeli powiedzenia, które ma nawet nazwę figury stylistycznej, użyje ktoś bez świadomego zamiaru, popełni błąd solecyzmu” (Kwintylian, M.F. (2002): Księga I, 71.). Także: „Podstawę dobrego stylu stanowi poprawność językowa, która jest efektem spełnienia pięciu warunków. Pierwszy z nich dotyczy prawidłowego używania spójników: chodzi tu zwłaszcza o zachowanie ich naturalnej kolejności, jakiej niektóre z nich wymagają (...). Drugi warunek wiąże się z używaniem właściwych nazw poszczególnych rzeczy, a nie ogólników. Trzecim jest unikanie wyrazów dwuznacznych, oczywiście z wyjątkiem, gdy ktoś celowo pragnie posługiwać się dwuznacznikami. Czynią to zazwyczaj ludzie, którzy nie mają nic do powiedzenia, ale udają, że chcą coś powiedzieć. (...) Wszystkie tego rodzaju niejasne wyrażenia są podobne w skutkach, toteż należy ich unikać, chyba, że wprowadza się je celowo” (Arystoteles (2001): R Księga III, 440.).

¹⁵ Fontanier, P. (1827): *Des Figures du discours autres que les tropes*. Paris.

¹⁶ Rusinek, M. (2003): 77.

wypowiedź wieloznaczną, powodując opaczne jej zrozumienie albo nie zrozumienie jej w całości, mogą one spowodować powstanie określonego napięcia między uczestnikami interakcji, które może przerodzić się w konflikt. Konflikt bowiem nie zawsze jest skutkiem przemyślanych i świadomie podjętych działań, ale może być wynikiem nieporozumień a zatem mylnych interpretacji pewnych wydarzeń i zachowań innych ludzi.

Hinnenkamp w swojej niezwykle interesującej książce opisuje i doskonale dokumentuje przypadki nieporozumień komunikacyjnych, pociągających za sobą czasami nawet tragiczne skutki¹⁷. Przyczyną takich nieporozumień są nie tylko błędy, choćby takie, które opisano wyżej. Także niespójność lub nieadekwatność kodów komunikacyjnych, wywołana na przykład przez używanie języka lub jego odmiany, nieznanych lub nieznanych w wystarczający sposób uczestnikom interakcji, albo niewłaściwe, nieadekwatne tłumaczenie, przekaz zawierający nieznanne lub niezrozumiałe terminy, na przykład wchodzące w skład języka fachowego ale także różna wiedza, doświadczenie i wykształcenie, różnice społeczne, intelektualne, kulturowe i wszelkiego innego typu. Wprzęgnięte w mechanizm inferencyjny mogą one w oczywisty sposób upośledzić lub zablokować recepcję przekazu. Hinnenkamp m.in. w oparciu o przeprowadzone przez siebie badania stwierdza, że nieporozumienia są naturalnym i częstym elementem codziennej komunikacji. Są z procesem komunikacji związane w sposób nierozzerwalny. Ponadto wspomniany autor zauważa, że także nieporozumienia komunikacyjne są wydarzeniami o określonej strukturze, opartymi na własnych regułach a zatem i tam obowiązują określone normy, toteż można opracować matrycę działania komunikacyjnego, nazwanego 'nieporozumieniem'. Z 'nieporozumieniem' mamy zwykle do czynienia, gdy

- adresatowi wydaje się, że zrozumiał przekaz, ale w rzeczywistości jest inaczej
- i w ten sposób dochodzi do zafałszowania sensu przekazu,
- co w ostateczności może stać się powodem sporu¹⁸.

Nieporozumienie, aby mogło być za takowe uznane, musi najpierw zostać rozpoznane i zlokalizowane a dzieje się to po części intuicyjnie. Po prostu jeden lub też obaj partnerzy komunikacyjni odczuwają pewien dyskomfort, jakąś rozbieżność między zakładanym a rzeczywistym przebiegiem procesu. Mogą wtedy – o ile w dalszym ciągu są zainteresowani utrzymaniem interakcji i współdziałaniem – podjąć pewne działania naprawcze.

¹⁷ Hinnenkamp, V. (1998): *Missverständnisse in Gesprächen. Eine empirische Untersuchung im Rahmen der Interpretativen Soziolinguistik*. Opladen. Autor opisał między innymi wypadek katastrofy lotniczej, spowodowanej błędem pilota. Nie był to jednak błąd w sztuce, ale wynik nieporozumienia i mylnej interpretacji polecenia, wydanego załodze przez obsługę wieży kontroli lotów. Polegał on na niewłaściwym odczytaniu przekazu, zawierającego elementy umożliwiające realizację funkcji grzeczności. Podaną informację pilot odczytał jako niezobowiązującą do określonej reakcji.

¹⁸ Hinnenkamp, V. (1998): 314.

Hinnenkamp stwierdza następnie, że nieporozumienia nie są jego zdaniem defektami procesu komunikacji, ale ich w gruncie rzeczy pozytywna rola polega na uaktywnianiu i aktualizowaniu zasobów wiedzy oraz doświadczeń komunikacyjnych uczestników interakcji. Tylko nieporozumienie komunikacyjne pozwala nam zauważyć istotne cechy danej sytuacji oraz samego przekazu, i to często takie, które uznawaliśmy dotąd za mało ważne lub też w ogóle ich nie zauważaliśmy. Działania naprawcze natomiast pozwalają na werbalizację procesu rozumowania oraz na uświadomienie sobie jego zasad i przebiegu¹⁹.

Zarówno w *Retoryce*, jak i w *Poetyce* Arystotelesa a także w przypisywanej mu *Retoryce dla Aleksandra* znajdziemy wyjaśnienie, jakie cechy stylu należy cenić najbardziej. Są to przede wszystkim jego jasność (*perspicuitas in verbis*), stosowność (*aptum*), wytworność nazywana przez Stagirytę także wzniosłością (*ornatus*) oraz poprawność językowa (*latinitas*). Ich nazwa używana w literaturze retorycznej (*virtutes elocutionis* – cnoty/zalety wysławiania) może dzisiaj być uznawana za dziwaczną lub staroświecka.

Pierwsza i ostatnia z wymienionych tu cech/cnót są rozumiane inaczej, niż sądzimy, jeśli posługujemy się naszymi językoznawczymi przyzwyczajeniami, ukształtowanymi przez gramatyków. Przez jasność i poprawność językową Arystoteles rozumie raczej umiejętność tworzenia wypowiedzi poprawnych w sensie logicznym, najogólniej na poziomie wiedzy, zreferowanej przez Filozofa w *Kategoriach*, *Hermeneutyce* i *Analitikach pierwszych*. Owa gramatyczność i jasność wypowiedzi była rozumiana nie jedynie jako konieczność stosowania pewnych norm ale przede wszystkim jako konieczność właściwego przedstawiania spraw przy pomocy właściwych środków. Oznacza to, że chodzi w tym przypadku o taki sposób konstruowania wypowiedzi, który umożliwia ograniczenie lub w najlepszym przypadku wyeliminowanie błędów formalnych, systemowych, mogących utrudnić odbiorcy przekazu właściwe jego zrozumienie albo nawet ośmieszyć samego mówcę. Mogłoby to postawić pod znakiem zapytania jego kompetencje i wykształcenie albo też spowodować, że przedmiotem komunikacji retorycznej stałyby się wypowiedzi błędne logicznie, to znaczy takie, które uniemożliwiają adresatowi prawidłowe wyprowadzenie wniosków poprawnych analitycznie i pozwalających rozpoznać intencję oraz punkt widzenia adresata. Stosowanie się do zasad poprawności językowej i jasności umożliwia zatem obu stronom wspólne kształtowanie przebiegu wydarzenia komunikacyjnego oraz jego dynamiki i to na prawach wynikających z ich ról w danej interakcji.

Jednak nadmierna skłonność do innowacji i naruszania uznanych reguł uznawana była za niewłaściwą. Zapewne owa w miarę upływu czasu a zwłaszcza w czasach nam historycznie nieodległych narastająca skłonność teoretyków sztuki retorycznej w jej szkolnym wydaniu do hamowania tego rodzaju

¹⁹ Hinnenkamp, V. (1998): 315–316.

zapędów oraz akcentowanie w procesie dydaktycznym składnika *imitatio*²⁰ doprowadziły do powstania powszechnego przekonania o skostnieniu *ars rhetorica*. Zwłaszcza współcześnie, w czasach, w których przynajmniej deklaratorywnie na plan pierwszy wysunął się indywidualizm i subiektywizm²¹ w odczytywaniu wydarzeń i mówieniu o nich, tak mocne akcentowanie roli dorobku teoretycznego tej dziedziny, w której zawsze doceniano wagę autorytetu, mogło tylko potwierdzać powszechną opinię o nieprzystosowaniu retoryki do wymogów nowoczesności²².

Jak wiemy, Grice posługując się systemem tzw. ‘maksym konwersacyjnych’ skonstruował i opisał model procesu wytwarzania komunikatu²³ i pokazał, w jaki sposób reguły logiki można odnieść do wypowiedzi, tworzonych w języku naturalnym. Podjęta przez Grice’a próba racjonalizacji procesu komunikacji przy pomocy maksym konwersacyjnych pozwala rozpoznać sposób, w jaki badaniom lingwistycznym po raz kolejny próbowano przywrócić instrumentarium logiczne a mowę potoczną uczynić bardziej zbliżoną do ideału, którym zdaniem wielu, jest język logiki. Optymalna ilość informacji, jakość tych informacji, ocenianych jako rzetelne i prawdziwe (a zatem nawet wtedy, jeśli czegoś nie jesteśmy zupełnie pewni, należy to wyraźnie dać do zrozumienia, posługując się przy tym odpowiednimi środkami językowymi, modalizującymi wypowiedź), przejrzysty i zrozumiały dla adresata sposób formułowania myśli oraz przekazywanie tego, co relewantne²⁴ powinno zapewnić pewien komfort komunikacyjny, o którego poziom ma zadbać nadawca, mając na uwadze możliwości, przyzwyczajenia i potrzeby adresata. Oczywiście pamiętamy o tym, że role komunikacyjne zawsze mogą ulec zamianie a zatem znajomość opisanych wyżej zasad odnosi się w równym stopniu do wszystkich uczestników interakcji.

Możemy chyba zaryzykować przypuszczenie, że maksymy konwersacyjne Grice’a mieszczą się do pewnego stopnia w ramach tego, co w retoryce określano przy pomocy dwóch ze wspomnianych wcześniej cnót dzieła: *latinitas* i *perspicuitas in verbis*.

Zajmując się relacjami między retoryką, logiką a tekstem w aspekcie jakości tego ostatniego przypomnijmy, o jakich błędach logicznych pisali antyczni klasycy *ars rhetorica*. Uzupełnimy te informacje wiedzą przekazywaną nam przez współczesne podręczniki z zakresu logiki praktycznej. Chodzi w tym

²⁰ tzn.: naśladowanie, tworzenie własnych mów w oparciu o ściśle określone wzory przy bardzo zredukowanej sposobności do swobody i samodzielności.

²¹ Także objawiające się niekiedy w skrajnym anty-autorytaryzmie, dającym się zaobserwować we wszelkich zachowaniach społecznych niektórych ludzi lub też nawet całych grup.

²² Por.: Collel, M. (2005): *Rhetorik – Gelehrsamkeit oder Originalität? Eine Stil-Frage?* W: *Muttersprache* 1, 21–30.

²³ Por.: Adamzik, K (2004): *Sprache: Wege zum Verstehen*. Wydanie drugie. Tübingen, Basel, 242–243; także Ernst, P. (2002): *Pragmalinguistik. Grundlagen – Anwendungen – Probleme*. Berlin, New York, 255.

²⁴ Mamy tu na myśli zasadę kooperacji, realizowaną zgodnie z koncepcją Grice przy pomocy następujących maksym: ilości, jakości, sposobu oraz stosunku.

przypadku głównie o takie książki, które zawierają podstawowe informacje, dające się wykorzystać w praktyce prawniczej²⁵.

Błędy logiczne, których skutkiem jest wieloznaczność całego tekstu lub jego elementów (wyrazów, fraz i zdań), mogą być przyczyną nieporozumień komunikacyjnych a do typowych sprawców błędów tego rodzaju zalicza się

– na poziomie wyrazów i ich znaczeń:

- a. homonimy czyli wyrazy wieloznaczne. Takie wyrazy same w sobie stwarzają pewien problem interpretacyjny, ponieważ wymagają dodatkowych uściśleń przy pomocy kontekstu. Homonimy niezręcznie używane w tym samym tekście ale w różnych znaczeniach mogą stać się przyczyną kolejnego błędu logicznego: ekwiwokacji.
- b. Elementy deiktyczne, to znaczy takie, które morfologicznie zaliczane są do zaimków lub przysłówków i nie mają własnych wyraźnych znaczeń. Dopiero kontekst, w którym się pojawiają, może odpowiedzieć, o jakie obiekty rzeczywistości chodzi. W literaturze logicznej są one określane jako słowa okazjonalne.
- c. Wyrazy o podobnej formie lecz różnych znaczeniach. Między wyrazami „zwada” i „swada” lub „kaszka”, „kaczka” lub „taczka” zachodzi opisana tutaj relacja, zatem możemy dość łatwo wyobrazić sobie sytuację, w których ich niewłaściwe użycie może stać się powodem nieporozumień.
- d. Hipostazy czyli nazwy bezprzedmiotowe. Zdaniem niektórych logików są to nazwy nie dające się odnieść do żadnych elementów rzeczywistości a zatem ich używanie nie jest rozsądne. Kotarbiński podaje jako przykłady takie wyrazy, jak: „sprawiedliwość”, „równość”, „zmiana”²⁶.
- e. Nie dość jasne rozumienie znaczeń słów oraz/lub błędne ich używanie w nieodpowiednim kontekście.
- f. Terminus technicus – Tak zwany ‘termin techniczny’ może się stać przyczyną istotnych błędów nie tylko w sensie niewłaściwego zrozumienia przekazu, ale może mieć o wiele bardziej poważne skutki na przykład dla osoby, która nie zdając sobie sprawy z tego, że posługuje się terminem fachowych w jego znaczeniu obiegowym, potocznym. Inne są fachowe i obiegowe interpretacje znaczeń choćby takich słów, jak ‘zdanie’, ‘dyskurs’, ‘komunikacja’, ‘gra językowe’, ‘retoryka’, ‘logika’, ‘nielogiczny’, ‘normalny’ i wiele innych. Potoczne użycie wspomnianych tu terminów fachowych może prowadzić i zwykle powoduje dalsze skutki w postaci błędnego wniosku²⁷

²⁵ W tym celu wykorzystamy: Grzegorzczak, A. (1961): Logika popularna. Przystępny zarys logiki zdań. Warszawa; Jens, W./ Ueding, G. (Red.) (1992–2005): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Tomy od 1 do 7 Tübingen, pozostałe w druku; Kotarbiński, T. (1953): Kurs logiki dla prawników. Warszawa; Ottmers, C. (2007): Rhetorik (wydanie drugie uzupełnione). Stuttgart–Weimar; Ueding, G./ Steinbrink, B. (1994): Grundriß der Rhetorik. Geschichte-Technik-Methode. Stuttgart; Ziemiński, Z. (2004): Logika praktyczna. Warszawa.

²⁶ Por.: Kotarbiński, T. (1953): 13.

²⁷ Por.: Szymanek, K. (2001): Sztuka argumentacji. Słownik terminologiczny. Warszawa, 309.

– na poziomie fraz i zdań:

- a. Używanie wyrazów we frazach i w zdaniach w znaczeniach aktualnych lub potencjalnych bez wyraźnego określania, o jaki użycie chodzi. Różnie możemy na przykład zinterpretować pytanie: „Czy pijesz mleko?” zadane nam bez określenia, czy chodzi w nim o ustalenie naszych upodobań kulinarnych, czy też może o zbadanie, czym się w konkretnym momencie zajmujemy. Nazwa „mleko” w supozycji prostej może być użyta jako znak dla określonego przedmiotu, w konkretnym przypadku chodziłoby o zawartość butelki, szklanki lub kubka. W supozycji formalnej ma charakter abstrakcyjny, nie odnoszący się do konkretnego przedmiotu i oznacza pewien rodzaj napoju. Podobny problem powstaje, gdy używając pewnych wypowiedzi w znaczeniu ogólnym lub szczegółowym nie dokonujemy koniecznych uściśleń przy pomocy określonych wyrazów, na przykład takich jak: „wszyscy”, „niektórzy”, „niekiedy”, „zawsze”, „wszędzie”, „nigdy”.
- b. Używanie wyrazów w znaczeniach dosłownych lub przenośnych. Zwłaszcza w drugim z wymienionych przypadków, w którym wchodzimy na teren stylistyki i posługujemy sformułowaniami, których obrazowanie lub znaczenie są dla odbiorców niezrozumiałe, możemy się spodziewać opacznych interpretacji sensu naszych słów.
- c. Amfibologie, to znaczy konstruowanie wypowiedzi w taki sposób, że przez nieodpowiednie zestawianie, łączenie elementów składniowych taka wypowiedź staje się wieloznaczna. Kotarbiński podaje taki przykład: fraza „W czasie jazdy z konduktorem rozmawiać nie wolno” może być rozumiana na dwa sposoby i raz zakazywać rozmowy z konduktorem podczas jazdy (tramwaju, pociągu, autobusu) a innym razem zakazywać wszelkich rozmów, jeżeli podczas jazdy (tramwajem, pociągiem, autobusem) obecny jest konduktor²⁸.
- d. Niedopowiedzenia, co właściwie w pewnym sensie odnosi się do opisanych już wcześniej przykładów. Wszędzie tam, gdzie myśli nadawcy są sformułowane niedostatecznie precyzyjnie, mogą zostać odczytane w sposób nieodpowiadający jego intencji. Na przykład znaleziona w skrzynce pocztowej niepodpisana kartka z wiadomością: „Czekam jutro o 8.20” i to po pewnym okresie nieobecności właściciela owej skrzynki może okazać się zupełnie chybiona komunikacyjnie, o ile nie domyślamy się, kto czeka, gdzie czeka, co nadawca miał na myśli, pisząc „jutro”, czy owa 8.20 to godzina i czy to miała być pora przed-, czy raczej popołudniowa, oraz ostatecznie czy ten, kto czeka, miał na myśli właściciela skrzynki i jaki miał wobec niego zamiar. Niedopowiedzeniem jest także przemilczanie pewnych elementów wypowiedzi, które z różnych powodów (chęć uniknięcia sformułowań na przykład uznawanych za wulgarne, niestosowne, nieuprzejme czy też objęte tabu językowym) i celowo stosowane staje się figurą stylistyczną: aposiopezą.

²⁸ Kotarbiński, T. (1953): 18.

- e. Stosowanie nieodpowiednich elementów łączących frazy i zdania. Ziemiński na przykładzie zwrotów: 'lub', 'albo', 'bądź..., bądź...' wskazuje na różnicę w interpretacji roli i jakości tych elementów w teorii logiki i w mowie potocznej. Pewna grupa funktorów zdaniotwórczych może być wyrażana w języku naturalnym przy pomocy spójników międzyzdaniowych, które co prawda znaczą to samo ale mają różne funkcje. W przypadku logicznej interpretacji tego zagadnienia ich zadaniem jest określanie „zależności między wartością logiczną zdań składowych a wartością logiczną zdania złożonego”²⁹. Zatem znaczenie funktorów prawdziwościowych '∨', '∧' i '/' jest mocno ograniczone i uproszczone w porównaniu do znaczeń odpowiednich spójników 'lub', 'albo', 'bądź..., bądź...', używanych w mowie potocznej. Błąd logiczny w stosowaniu elementów łączących frazy i zdania polega na interpretowaniu ich funkcji w sposób potoczny, na stosowaniu niewłaściwych elementów albo na umieszczaniu ich w niewłaściwych miejscach.
- f. Błąd wieloznaczności wypowiedzi złożonej, wynikający z niejednoznaczności odnoszenia zdania podrzędnego przydawkowego do zdania głównego. Może się ten błąd pojawić także w wypadku stosowania elementów deiktycznych, których antecedens nie jest łatwy do zlokalizowania. Tak się zdarza w przypadku niefortunnie zbudowanych zdań podrzędnie złożonych z użyciem zaimka względnego. Takie zdania mogą omyłkowo zostać podporządkowane niewłaściwym elementom zdania głównego, nie tylko zmienia sens całości, ale także może powodować efekty zdecydowanie niezamierzone, w tym komiczne.

– na poziomie komunikacji

- a. mówienie chaotyczne: Jak czytamy u Kotarbińskiego, zdarza się to wtedy, gdy nadawca przekazu nawet zachowując pewne normy dotyczące struktury wypowiedzi może popełniać błędy, mające negatywny wpływ na warstwę semantyczną. Na przykład niespójność semantyczna elementów tekstu, niewłaściwe stosowanie związków wyrazowych, nonsensy albo zwykle pomyłki w konstruowaniu wypowiedzi, wynikające z roztargnienia czy tremy poważnie utrudniają lub wręcz zaburzają przebieg procesu komunikacji³⁰.
- b. Ziemiński wspomina o jeszcze jednym zjawisku, przenoszącym skutki ekwiwokacji na płaszczyznę komunikacji. Zatem spierające się strony, mając na myśli różne interpretacje danego słowa (to znaczy: każda ze stron inną interpretację), w istocie toczą bezsensowny spór, ponieważ brak w nim nawet szans na znalezienie wspólnego punktu. Tego rodzaju wydarzenie komunikacyjne nazywane jest logomachią³¹.
- c. pozorna lub błędna argumentacja.

²⁹ Ziemiński, Z. (2004): 87.

³⁰ Kotarbiński, T. (1953): 23–24.

³¹ Ziemiński, Z. (2004): 139.

Znajomość instrumentarium i możliwości technicznych logiki w połączeniu z wiedzą gramatyczną i, jak powiedzielibyśmy to dzisiaj: pragmatyczną, poprowadziły teoretyków retoryki do wypracowania całego zespołu kryteriów, które pomagają w ustaleniu stopnia poprawności wypowiedzi, co powinno uczynić ją możliwie jak najbardziej zrozumiałą. System wspomnianych już kryteriów tworzą:

1. reguły języka (*ratio*), pozwalające ocenić wypowiedź jako prawidłową lub nie ze względu na sposób wykorzystania w niej zasad logiki;
2. tradycja (*vetustas*), która siłą konwencji potwierdza słuszność używania określonych form. Zwyczaj językowy może z czasem podlegać przemianom a niektóre jego elementy jako anachroniczne mogą wychodzić z użycia;
3. sposób używania języka przez osoby, cieszące się autorytetem (*auctoritas*) w jakimś środowisku językowym. Za takie osoby uznawano w czasach rozkwitu sztuki retorycznej mówców cieszących się w sposób zasłużony dużą popularnością, autorów traktatów historycznych oraz poetów, jednak i oni w sprawach językowych byli poddawani pewnym rygorom. Zwyczaj językowy (*consuetudo*) oraz stosowność wypowiedzi (*aptum*) traktowane były jako elementy pewnego rodzaju mechanizmu, którego zadaniem było ograniczanie i eliminowanie nadmiernie ryzykownych zachowań językowych także osób, należących do wymienionych tu grup;
4. obowiązujący zwyczaj językowy (*consuetudo*), który uważany był z najważniejszy element opisywanego tu systemu weryfikacji wypowiedzi, co do jej poprawności. Wynika z tego, że retorzy doskonale zdawali sobie sprawę z tego, że język jest tworem, podlegającym co prawda bardzo wolnym, ale jednak przeobrażeniom, co dotyczy na przykład na poziomie wyrazów przemian w zasobach leksykalnych albo w zakresie ich morfologii³².

Powyższe kryteria podobnie jak cały system retoryczny należy interpretować jako harmonijną, zrównoważoną i wewnętrznie spójną, misterną konstrukcję, na którą złożyły się wzajemnie przenikające się różne obszary wiedzy i doświadczenia. Poszczególne elementy tej konstrukcji nabierają swoistego znaczenia i wagi dopiero w relacji do innych. Powstające w ten sposób nowe jakości wymagają od twórcy ale i od interpretatora nie tylko pogłębionej wiedzy, ale także stałej aktywności intelektualnej. Antyczna retoryka interesowała się przede wszystkim działaniem, a wiedzy, mającej bez wątplenia wpływ na dynamikę działań, przypisywała rolę służebną. Niestety, sytuacja ta w następnych wiekach zmieniła się w sposób dla retoryki bardzo niekorzystny.

Wrócimy do problematyki błędu retorycznego jako wykroczenia przeciwko zasadzie *latinitas*. Omówione wcześniej cztery kryteria poprawności językowej pozwalają ocenić wypowiedź na dwóch poziomach: wyrazów (*verba singulara*) i grup wyrazowych (*verba coniuncta*). Błędy popełnione w obrębie wyrazów nazywano barbaryzmami a na poziomie grup wyrazowych solecyzmami.

³² Por.: Kwintylian, M.F. (2002): Księga I., 78–102; Ueding, G./Steinbrink, B. (1994): 221–222.

Jako barbaryzm³³ określa się wyraz, w obrębie którego dochodzi do dodania, odjęcia, zamiany lub przesunięcia litery albo sylaby, co niekorzystnie odbija się na rozumieniu nie tylko tego wyrazu, ale także całości wypowiedzenia. Jednak nie każda przemiana w opisanych tu zakresach musi natychmiast być uznawana za barbaryzm, o ile była ona uzasadniona przez na przykład specjalne reguły stosowności, obowiązujące dla określonego gatunku wypowiedzi. I tak na przykład dozwolone są ingerencje w formę wyrazu w poezji, o ile znajdują one uzasadnienie w konieczności utrzymania wersyfikacji utworu. Usprawiedliwione w taki lub inny sposób ingerencje w strukturę wyrazu nazywamy metaplazmą³⁴.

Solecyzmy³⁵ pojawiają się wówczas, gdy dochodzi do błędów gramatycznych o charakterze składniowym lub w obrębie frazeologii języka. Mechanizm powstawania solecyzmu jest porównywalny z tym, który powoduje pojawienie się barbaryzmu: są to odbiegające od normy zaburzenia struktury wypowiedzenia także i tu przez dodanie czegoś, co nie jest konieczne, przez opuszczenie, przestawienie jakiegoś elementu, przez zastąpienie go innym, lub też przez używanie niewłaściwych form gramatycznych określanych wyrazów³⁶.

Istnieją jednak sytuacje, w których takie błędy są dopuszczalne jako usprawiedliwione. Dzieje się tak w przypadku wypowiedzi, która ma nie tylko, a może nie przede wszystkim zaspakajać oczekiwania intelektualne i poznawcze adresata, ale jeszcze sprostać jego wymaganiom estetycznym. Czyli chodzi tu o wypowiedź w określony sposób nacechowaną stylistycznie. Jak pisze Kwintylian, zdarzają się one przede wszystkim u poetów, ale „dopuszcza się je również u mówców”³⁷ i mają wygląd solecyzmu, ale nim nie są.

Czy zatem nie przyznamy słuszności Todorowowi, który w bardzo interesującym tekście poświęconym anomalii semantycznym, których źródłem są nieregularności kombinatoryczne i logiczne, występujące w mowie potocznej, słusznie stwierdza, że z punktu widzenia użytkownika języka nie jest szczególnie istotne, to, co jest ważne z punktu widzenia logiki: a mianowicie odpowiedź na pytanie, czy można stwierdzić zależność między stopniem nasilenia anomalii semantycznych a prawdopodobieństwem wypowiedzeń. Autor uzasadnia swój pogląd w ten sposób, że wypowiadamy często niepoprawne zdania, natomiast nie wypowiadamy ani prawdopodobnie nigdy nie wypowiemy wielu zdań poprawnych. Jesteśmy natomiast w stanie natychmiast rozpoznać nieregularności semantyczne w zdaniach, co do których prawdopodobieństwa nie możemy się zupełnie wypowiedzieć. Zdaniem Todorova dyscypliną, która dostarcza środków, wywołujących anomalie semantyczne jest retoryka³⁸.

³³ Por.: Kwintylian, M.F. (2002): Księga I., 56–65.

³⁴ Por.: Ueding, G./ Steinbrink, B. (1994), 222.

³⁵ Por.: Kwintylian, M.F. (2002): Księga I. 2002, 65–71.

³⁶ Por.: Kwintylian, M.F. (2002): Księga I. 2002, 67–70; Ueding, Gert/ Steinbrink, Bernd: 1994, 222–223.

³⁷ Kwintylian, M.F. (2002): Księga I., 71.

³⁸ Todorov, T. (1971): Die semantischen Anomalien. W: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Tom 1: Grundlagen und Voraussetzungen. Frankfurt/M., 372–381.

Jak widzimy retoryka może być postrzegana jako pewien problem, ale i jako zadanie. Także zadanie dla samej siebie. Jak bowiem napisał Arystoteles: „Sami mówcy budzą do siebie zaufanie z trzech powodów, bo tyle tylko – poza dowodami – jest pobudek, które pozwalają wierzyć ich wypowiedziom. Są to: ich rozsądek, szlachetność i zyczliwość. Jeśli więc fałszywie przemawiają lub udzielają złych rad, czynią to z jednego lub ze wszystkich powyższych powodów: albo ze względu na brak rozsądku wypowiadają nieprawdziwe sądy, albo znając prawdę mówią nie to, co myślą, ze względu na niegodziwość; albo też są szlachetni i rozsądni, lecz niezyczliwi, i dlatego, chociaż wiedzą, co jest najlepsze, nie doradzają tego. Żadnych innych powodów nie ma”³⁹.

Spośród wybitnych rzymskich retorów jeden osiągnął absolutne szczyty swojego kunsztu i to w czasach niezwykle trudnych dla Rzymu i dla retoryki. Rzym i retoryka były wówczas śmiertelnie chore, a osobą, która uparcie wierzyła w sens jednego i drugiego a swoją wiarę potrafiła przełożyć na konkretne działania był Marek Tulliusz Cynceron. Nikt nie może mu zarzucić miałości intelektualnej, braku odwagi czy też zgłaszać wobec jego osoby zastrzeżeń natury etycznej. A jednak, jak twierdzi Marciniak, Cynceron dopuszczał się nierzetelności w tłumaczeniu różnych tekstów greckich autorów. Powodem tego jednak nie była niewystarczająca znajomość greki, niefrasobliwość w podchodzeniu do tekstów oryginalnych czy też brak talentu lub odpowiedniego warsztatu. Cynceron nie był ani dyletantem ani człowiekiem niepoważnym. A jednak, jak pisze Marciniak i co potwierdzają badacze twórczości Rzymianina, cenzurował on tłumaczone teksty oraz dokonywał ingerencji o charakterze manipulacyjnym. Czy Cynceron popełniał błędy? A jeśli tak, to w czyim interesie to czynił, bo takie pytanie stawiamy zawsze w przypadku podejrzenia o działania manipulacyjne. „Dla Cyncerona własne korzyści były tożsame z korzyściami rzymskiej republiki”⁴⁰. Mówca tworzył w ten sposób mit założycielski Rzymu, w którym republika sięgając do korzeni kultury europejskiej otrzymywała pewną wizję ideału, który miał być dobrze umotywowanym i dającym się powszechnie zaakceptować wzorcem, godnym tego, aby za nim podążać⁴¹.

Kończąc niniejsze rozważania przytoczmy zasłyszany kiedyś dowcip, wykorzystujący nonsens, ale, jak sądzimy, wcale nie powodujący wystąpienia błędu mówienia chaotycznego⁴²:

Dwa bobry siedzą na drzewie. Nad drzewem przelatuje pięć hebli. Heble zatrzymują się i pytają bobry:

– Którędy najkrótszą drogą do Mogadiszu?
Jeden z bobrów odpowiada:

³⁹ Arystoteles (2001): R Księga II., 364.

⁴⁰ Marciniak, K. (2008): *Cicero vorit barbare*. Przekłady mówcy jako narzędzie manipulacji ideologicznej. Gdańsk, 11.

⁴¹ Por.: Marciniak, K. (2008): 171–174.

⁴² Por. wymienione wyżej błędy komunikacyjne.

- Trzy kilometry prosto, a potem trochę w lewo i w prawo. Heble podziękowały i poleciały dalej.
- Coś ty im powiedział – mówi drugi bóbr do pierwszego – przecież do Mogadiszu leci się trochę w lewo, trochę prosto a potem w prawo.
- A po co komu tyle hebli w Mogadiszu? – odpowiada pierwszy bóbr.

Ile stracilibyśmy w różnych przestrzeniach kultury, życia politycznego, społecznego a szczególnie w przestrzeni naszej codzienności i dziejących się tam naszych, ludzkich spraw (*pragmata*), gdybyśmy nie popełniali błędów.

Bibliografia

- Adamzik K (2004): *Sprache: Wege zum Verstehen*. Wydanie drugie. Tübingen, Basel.
- Arystoteles (2001): *Retoryka* (R). Księga I, II, III. Tłumaczenie: H. Podbielski. W: Arystoteles: Dzieła wszystkie, Tom 6, Polityka, Ekonomia, Retoryka, Poetyka, Inne Pisma. Warszawa.
- Austin J.L. (1962): *How to Do Things with Words*. Oxford.
- Bartoszewicz I. (2008): *Krainy retoryczne. Zapiski z podróży*. Wrocław.
- Bartoszewicz I. (2010): Rhetorische Komponenten der Textstruktur als translatorisches Problem. W: A. Małgorzewicz (Red.) *Translation: Theorie – Praxis – Didaktik*. Wrocław–Dresden, 25–34.
- Bayer K. (1999): *Argument und Argumentation. Logische Grundlagen der Argumentationsanalyse* (= Studienbücher zur Linguistik, Tom 1). Opladen/Wiesbaden.
- Bühler K. (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena.
- Carnap R. (1934): *Die logische Syntax der Sprache*. Wien.
- Collel M. (2005): Rhetorik – Gelehrsamkeit oder Originalität? Eine Stil-Frage? W: *Muttersprache* 1, 21–30.
- Eemeren van F.H. / Grootendorst, R. / Kienpointner M. (1995): Normen rationaler Argumentation und Komplikationen ihrer Anwendung und Befolgung. W: *Deutsche Sprache* 23, 30–38.
- Ernst P. (2002): *Pragmalinguistik. Grundlagen – Anwendungen – Probleme*. Berlin, New York.
- Fontanier P. (1827): *Des Figures du discours autres que les tropes*. Paris.
- Grice H.P. (1979): Logik und Konversation. W: G. Meggle (Red.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt/M., 243–265.
- Grzegorzczak A. (1961): *Logika popularna. Przystępny zarys logiki zdań*. Warszawa.
- Herbig A.F. (1993): Argumentation und Topik. Vorschläge zur Modellierung der topischen Dimension argumentativen Handelns. W: *Zeitschrift für Germanistik* (NF), 584–595.
- Hinnenkamp V. (1998): *Missverständnisse in Gesprächen. Eine empirische Untersuchung im Rahmen der Interpretativen Soziolinguistik*. Opladen.
- Jens W./ Ueding G. (Red.) (1992–2005): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tomy od 1 do 7. Tübingen, pozostałe w druku.

- Kopperschmidt, J. (1973): *Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der Persuasiven Kommunikation*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz.
- Kopperschmidt J. (1998): Zur Modernität der Rhetorik. W: A. Mönnich (Red.): *Rhetorik zwischen Tradition und Innovation*. München, Basel, 10–17.
- Kotarbiński T. (1953): *Kurs logiki dla prawników*. Warszawa.
- Kwintylian M.F. (2002): *Kształcenie mówcy. (Institutionis oratoriae libri XII) Księgi I, II, X*. Przekład i opracowanie M. Brożek. Warszawa.
- Marciniak K. (2008): *Cicero vorit barbare. Przekłady mówcy jako narzędzie manipulacji ideologicznej*. Gdańsk.
- Meggle G. (Red.) (1979): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt/M.,
- Mönnich A. (1998) (Red.): *Rhetorik zwischen Tradition und Innovation*. München, Basel.
- Morris Ch. W. (1938): *Foundations of the Theory of Signs*. Chicago.
- Ottmers C. (2007): *Rhetorik* (wydanie drugie uzupełnione). Stuttgart-Weimar
- Rusinek M. (2003): *Między retoryką a retorycznością*. Kraków.
- Searle J.R. (1969): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge.
- Szymanek K. (2001): *Sztuka argumentacji. Słownik terminologiczny*. Warszawa.
- Todorov T. (1971): Die semantischen Anomalien. W: *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Tom 1: *Grundlagen und Voraussetzungen*. Frankfurt/M., 372–381.
- Ueding G./Steinbrink B. (1994): *Grundriß der Rhetorik. Geschichte-Technik-Methode*. Stuttgart.
- Ziemiński Z. (2004): *Logika praktyczna*. Warszawa.

What is the purpose of rhetorical errors?

Abstract

Rhetoric, as a discipline of theoretical research but also art, thus a discipline taking into account the practical component, can be considered as an inspiring source of many discoveries currently associated with several humanistic branches of science, such as sociology, psychology, philology, logic, communication theory and others. In recent years, rhetoric has luckily enjoyed a revival of interest, especially by linguists, who perceive language not only as a specific system, but also as a tool used by human beings to consciously and intentionally influence their environment. The aim of the present discussion is the role of certain mechanisms which are usually considered responsible for language or rhetorical errors. However, as the *ars rhetorica* theoreticians have pointed out, the same mechanisms, when used purposefully, in the right place and in the right way, may play a completely different role: they become means which enable modern linguistic and communicational solutions. It is worth mentioning that the logical, grammatical or other error has a humorous effect.

key words: rhetorical communication, logical error, rhetoric, logic, humour, argument

Wozu taugen rhetorische Fehler?

Zusammenfassung

Rhetorik ist eine theoretisch und praktisch orientierte Disziplin und daher wurde sie in der Antike als Kunst bezeichnet. Deswegen kann sie immer noch als inspirierende Quelle verschiedener Entdeckungen, die jetzt mit verschiedenen Bereichen der Humanistik identifiziert werden, angesehen werden. Hier sind zu erwähnen: Soziologie, Psychologie, Philologie, Logik, Kommunikationstheorie und andere. Rhetorik erfreut sich insbesondere in den letzten Jahren wieder einer gewissen Popularität und das vor allen Dingen unter Linguisten, die die Sprache nicht nur als bestimmtes System von Zeichen begreifen, vielmehr aber als Werkzeug, womit der Mensch absichtlich und zweckmäßig mit seiner Umgebung interagiert. Den Gegenstand dieses Artikels bildet die Rolle bestimmter Mechanismen, die man gewöhnlich für das Entstehen der sprachlichen und rhetorischen Fehler verantwortlich macht. Dieselben Mechanismen, worauf uns die Theoretiker der *ars rhetorica* aufmerksam machen, unter der Voraussetzung, dass sie zweckmäßig, auf eine entsprechende Art und Weise und an der richtigen Stelle gebraucht werden, werden zu Mitteln, die das Modernisieren bestimmter sprachlicher Formen der Kommunikation möglich machen. An dieser Stelle ist zu bemerken, dass wir dem Bestehen der logischen, grammatischen oder anderer Art Fehler es verdanken, das wir etwas als witzig empfinden.

Monika Bielińska

Wer sind Adressaten allgemeiner einsprachiger Wörterbücher des Deutschen als Fremdsprache?

0. Einleitung¹

Die Erkenntnis, dass Wörterbücher auf die Bedürfnisse der anvisierten Benutzer zugeschnitten sein sollten, ist nicht neu. Schon in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts waren sich Lexikographen bewusst, dass die meisten Wörterbücher nicht ausschließlich und sogar nicht in erster Linie als Quellen aller Typen von Informationen über Sprache konzipiert werden sollten, sondern als Hilfsmittel, die die Benutzer in ihrem Umgang mit der Sprache unterstützen (vgl. Bogaards 2003: 26). Das Postulat Householders: „Dictionaries should be designed with a special set of users in mind and for their specific needs“ (Householder 1962: 279, zit. nach Bogaards 1994: 192) sollte eine der wichtigsten Richtlinien der lexikographischen Praxis sein², zumal man vielen Wörterbüchern vorwerfen kann, dass „sie in ein Niemandsland hingeschrieben sind“ (Zöfgen 1988: 33f.).

Der Benutzer und seine Bedürfnisse sind zwar ein wichtiger Bestandteil der lexikographischen Konzeption jedes Wörterbuchs, sie sind aber wegen der ausgeprägt adressatenspezifischen Ausrichtung der Lernerwörterbücher bei der Erstellung von Wörterbüchern dieses Typs nicht nur als wichtiger, sondern als entscheidender Faktor zu betrachten. Dass „für Lernerwörterbücher [...] gegenüber nichtadressatenspezifischen Bedeutungswörterbüchern sowohl makro- als auch mikrostrukturell besondere Anforderungen [gelten]“ (Barz/Schröder 1996: iii) ist unstrittig.

Dementsprechend ist zu erwarten, dass die Adressatengruppen dieser Wörterbücher genau bestimmt werden – bildet doch diese Bestimmung eine Grundlage für alle weiteren konzeptionellen Entscheidungen – und dass in den Metatexten des jeweiligen Wörterbuchs eine genaue Auskunft über den Adressatenkreis gegeben wird. Sie ist für die potentiellen Benutzer

¹ Der vorliegende Beitrag ist Teil einer umfangreicheren Untersuchung der Metatexte einsprachiger DaF-Wörterbücher, vgl. Bielińska (2010).

² Das Postulat wird später vielerorts sinngemäß formuliert, vgl. z.B. „Wörterbücher sind keine Sprachnachschlagewerke für jedermann, sondern stets als adressatenspezifische Nachschlagewerke zu konzipieren“ (Viehewer 1988: 9).

relevant, denn sie ermöglicht ihnen, sich ein maßgeschneidertes Wörterbuch zu wählen, was wiederum eine unabdingbare Voraussetzung für seine effektive Nutzung ist.

Im Rahmen der Analyse werden die Metatexte ausgewählter DaF-Wörterbücher (s. Bibliographie) daraufhin untersucht, ob und wie der genannte Aspekt berücksichtigt ist. Es wird versucht, Antworten auf folgende Fragen zu gewinnen:

1. Ist das Profil des anvisierten Benutzers in Bezug auf sein Sprachniveau und seine Wörterbuchbenutzungskompetenzen präzise und eindeutig bestimmt?
2. Sind die Angaben so platziert, dass der Zugriff auf sie optimal ist?

Die Gestaltung der Zugriffsstruktur ist in diesem Fall sehr wichtig. Ein potentieller Benutzer bzw. Käufer soll gleich erkennen können, ob er zu den Adressaten des Wörterbuchs gehört und es effektiv nutzen kann.

1. Allgemeine Charakteristik der Wörterbücher

Der Untertitel in **LDaF93** – „Das neue einsprachige Wörterbuch für Deutschlernende“ – bringt in Bezug auf die anvisierten Benutzer des Wörterbuchs keine Informationen, die über das hinausgingen, was bereits im Titel enthalten ist. Auch die Untertitel seiner Nachfolger, des **LDaF03** und des **LDaF08**, weisen keinen informativen Wert auf: „Das einsprachige Wörterbuch für alle, die Deutsch lernen“. Es ließe sich hier den Verfassern vorwerfen, den Adressatenkreis übertrieben auszudehnen. Der Gebrauch von solchen eingefahrenen Floskeln wie „für alle, die...“ bei der Bestimmung der anvisierten Benutzergruppe signalisiert jedoch, dass diese Formulierung lediglich eine Köderfunktion hat. Weiteren Metatexten ist auch nicht zu entnehmen, an welche konkreten Gruppen der Deutschlerner sich das Wörterbuch richtet. LDaF93 äußert sich dazu knapp und allgemein im Vorwort: „Wörterbuch für Deutschlernende“ (VS, V). Die Vorworte des LDaF03 und des LDaF08 sind weitschweifig, aber genauso allgemein: „[...] ein einsprachiges Lernerwörterbuch, das ganz gezielt auf die Bedürfnisse all derjenigen zugeschnitten ist, die Deutsch lernen“ (VS, 4³). Des Weiteren werden im LDaF03 und LDaF08 ihre tatsächlichen Benutzer wie folgt beschrieben: „Innerhalb weniger Jahre etablierte es sich als Standardwerk, dessen Nutzen inzwischen zahlreiche Schüler, Studenten und Lehrer, aber auch allgemein an der deutschen Sprache Interessierte schätzen“ (VS, 4). Nun ist dieser Feststellung nicht zu entnehmen, was für Schüler (Alter? Sprachniveau?) und Studenten (Germanistikstudenten oder Studierende anderer, auch nicht philologischer Fächer?) das Wörterbuch benutzt haben, von „allgemein an

³ Im Falle einer inhaltlichen Übereinstimmung zwischen den einzelnen Ausgaben werden die Seitennummern des LDaF08 angegeben.

der deutschen Sprache Interessierte[n]“ ganz zu schweigen. In den „Lexikografischen Vorbemerkungen“⁴ aller drei Ausgaben des Wörterbuchs werden die Adressaten gleich vage bestimmt: „[...] Schüler, Studenten, Lehrer und alle, die ihre Kenntnisse im Schreiben, Lesen, Sprechen und Hören deutscher Texte vertiefen und erweitern wollen“ (VS, 5). Auf diese Formulierung trifft die obige Kritik in gleichem Maße zu. Eine implizite Angabe des Sprachniveaus der anvisierten Benutzer findet sich in der Passage über den Lemmabestand: „Mit dem erfassten Wortschatz soll dem Lernenden der Zugang zu Textarten geebnet werden, auf die er selbst stößt, wenn er nicht mehr nur Lehrbücher des Deutschen benutzt, sondern z.B. Zeitungen und Zeitschriften, Fachtexte oder moderne Literatur liest“ (VS, 6). Da deutschsprachige Texte der genannten Sorten vorwiegend von relativ fortgeschrittenen Deutschlernern rezipiert werden, kann dies ein indirekter Hinweis darauf sein, dass sich das Wörterbuch bei der Lemmaselektion (und vermutlich bei anderen Aspekten auch) an den Bedürfnissen solcher DaF-Lerner orientiert.

Die besprochenen Wörterbücher bieten in ihren Metatexten so gut wie keine Bestimmung des Adressatenkreises. Der einzige undeutliche Hinweis auf das Sprachniveau des anvisierten Benutzers ist in den „Lexikografischen Vorbemerkungen“ versteckt, also in einem Text, der – und dies lässt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit oder gar Sicherheit behaupten – von durchschnittlichen Benutzern (bzw. potentiellen Käufern) überhaupt nicht gelesen wird. Der Verzicht auf eine eindeutige Formulierung im Untertitel oder auf dem Umschlag wie z.B. „Wörterbuch für fortgeschrittene Deutschlerner“ ist demnach wahrscheinlich eine marktstrategische Maßnahme und nicht auf konzeptionelle Mängel, sondern auf kommerzielle Ziele zurückzuführen.

Das **PBDaF** verweist gleich mit einer Komponente seines Titels – „Basiswörterbuch“ – auf die Lerner der Grundstufe (d.h. A1–B1 auf der sechsstufigen Kompetenzskala des Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen) als den geplanten Adressatenkreis. Zusätzlich wird das Sprachniveau der potentiellen Benutzer durch eine auffällige, gütesiegelähnliche Aufschrift „Zum neuen Zertifikat Deutsch“ angegeben. Der Werbetext auf dem hinteren Buchdeckel nennt explizit die Adressaten: „ideal auch für die Grundstufe“. Die anvisierten Benutzer sind also im PBDaF eindeutig und präzise bestimmt und die Adressatenangaben sofort zu finden.

Neben allgemeinen, nichts sagenden Formulierungen wie z.B. „Lernende“ (der hintere Buchdeckel) oder „alle, die beim Erlernen der deutschen Sprache Rat und Hilfe benötigen“ (VS, VIII) enthalten die Metatexte des **dGDaF** zwei Informationen. Zum einen wird in Hinblick auf einsprachige Lernerwörterbücher für fremdsprachige Benutzer (dem Kontext lässt sich entnehmen, dass hier auch das dGDaF mit einbezogen wird) festgestellt, dass deren Benutzer „mit einem Grundwissen ausgerüstet“ (VS, VII) sind, zum anderen werden zu den Adressaten Deutschlehrer gezählt, also eine Gruppe mit hohem Sprachniveau, auch wenn es sich um Deutschlehrer mit anderen

⁴ Im LLaF93 und LLaF03 lautet der Titel „Lexikographische Vorbemerkungen“.

Muttersprachen handeln sollte (vgl. VS, VIII). Diese Angabe ist jedoch nur scheinbar präzise. Als Lehrwörterbücher (vgl. Bielińska 2009: 32) werden nämlich ebenso gut Großwörterbücher für Fortgeschrittene wie Grundwortschätze für Anfänger verwendet. Deutschlehrer benutzen im Rahmen der Vorbereitungen für den Unterricht (i.S. der Vorbereitung lexikalischer Übungen, Zusammenstellung von Bedeutungserklärungen als Verständnishilfen bei der Textrezeption etc.) unterschiedliche Nachschlagewerke und richten sich bei deren Wahl nicht nach dem eigenen Sprachniveau, sondern – erwartungsgemäß – nach dem der Lerner.

Das Wörterbuch enthält keine Informationen, die als Hinweise für die potentiellen Benutzer dienen könnten. Davon, dass den anvisierten Benutzern mehr Aufmerksamkeit in der Konzeption des dGDaF gewidmet wird, als das an den Metatexten erkennbar ist, zeugen andere Veröffentlichungen⁵. Wenigstens solche Informationen hätten als explizite Angaben Eingang in das Wörterbuch finden sollen.

Die Metatexte des **DSDaF** sind in Bezug auf den Adressatenkreis wenig informativ. Dem Umschlag ist lediglich zu entnehmen, dass zu den anvisierten Benutzern „alle, die Deutsch als Fremdsprache lernen“ (der vordere Buchdeckel) bzw. „alle Deutschlernerinnen und -lerner“ (der hintere Buchdeckel) gehören, was bereits aus dem Titel des Wörterbuches ersichtlich ist. Das Vorwort liefert eine ebenso allgemeine und dazu noch irreführende⁶ Feststellung, das Wörterbuch richte sich „speziell an Deutsch Lernende“ (VS, 5). Es ist auch ganz allgemein von „Nichtmuttersprachler[n]“ die Rede

⁵ Vgl. „Als Adressat wird in diesem zu erarbeitenden Lernerwörterbuch der fremdsprachige fortgeschrittene Benutzer vorausgesetzt, der bestimmte Grundregeln der Fremdsprache Deutsch beherrscht. Daß dieser fremdsprachige Benutzer eine ideale Größe darstellt, da seine muttersprachliche Kompetenz in der Ausgangssprache in der konkreten Benutzungssituation nicht ohne Einfluß auf die lernspezifischen Nachschlagebedürfnisse hinsichtlich der Zielsprache ist, muß als gegeben vorausgesetzt werden, denn natürlich kann ein deutsches Lernerwörterbuch für einen Polen andere Schwerpunkte als für einen Franzosen setzen. Dieses Lernerwörterbuch muß also Deutsch als Fremdsprache so aufbereiten, daß es die für einen Ausländer generalisierbaren schwierigen, lernpsychologisch wichtigen Daten für den Erwerb der Zweitsprachenkompetenz zusammenstellt; es darf keine aus der muttersprachlichen Sicht geprägten Daten einbringen [...]“ (Kempcke 1992: 172); „Als Zielgruppe waren Ausländer unterschiedlicher Provenienz anvisiert, vor allem Ausländer, die an Hochschulen unter Anleitung von Lektoren mit einem Wörterbuch arbeiten“ (Kempcke 2004: 191); „Sie [die Mitarbeiter – M.B.] hatten jetzt zu eruieren, mit welchen Nachschlagebedürfnissen bei einem nichtmuttersprachlichen Wörterbuchbenutzer zu rechnen wäre. Hilfreich für die Setzung von Schwerpunkten war vor allem H.E. Wiegands Aufsatz „Fragen zur Grammatik in Wörterbuchbenutzungsprotokollen. Ein Beitrag zur empirischen Erforschung der Benutzung einsprachiger Wörterbücher“ (1985)“ (Kempcke 2004: 192); An der von Kempcke genannten Untersuchung nahmen 45 Sprecher verschiedener Muttersprachen, Studenten im Fach Deutsch als Fremdsprache teil. Alle waren fortgeschrittene Lerner des Deutschen (vgl. Ripfel/Wiegand 1988: 510f.).

Vgl. aber Tarp (2002), der behauptet, das dGDaF „doesn't make the highly necessary distinctions between beginners, experienced and advanced learners and in its effort to gratify everybody it fall between two stools“ (Tarp 2002: 617).

⁶ Das *Duden Bedeutungswörterbuch* (2002) richtet sich „sowohl an Benutzer mit Deutsch als Muttersprache als auch an Deutsch Lernende anderer Herkunftssprachen, die bereits über eine gewisse Kompetenz in der deutschen Sprache verfügen“ (VS, 5). Das DSDaF, das sich vom

(vgl. ebd.). Auf das Sprachniveau des Adressaten lässt sich aus der Information schließen, dass das DSDaF den Wortschatz des „Zertifikats Deutsch“ (vgl. VS, 5 und den Umschlagtext) verzeichnet. Allerdings ist das kein ausreichender Hinweis, weil hier der Zertifikatswortschatz – anders als im Falle des viel kleineren PBDaF – nur einen geringen Teil des aufgenommenen Wortschatzausschnitts ausmacht und keinen entscheidenden Einfluss auf die Beschaffenheit des Wörterbuchs hat. Das Profil des Benutzerkreises kann also auf dieser Grundlage kaum bestimmt werden.

Den Umschlägen des **DHDaF** und beider Ausgaben des **HDDaF** (**HDDaF03** und **HDDaF07**) ist zu entnehmen, dass die Wörterbücher für Lerner der Grund- und Mittelstufe bestimmt sind. Darüber hinaus findet der potentielle Benutzer sowohl im Werbetext auf dem hinteren Buchdeckel als auch im Vorwort eine Information, dass diese Nachschlagewerke den Wortschatz des „Zertifikats Deutsch“ enthalten (vgl. VS, 5). Im Nachspann des **HDDaF03** und des **HDDaF07** sind ergänzende Angaben untergebracht: „Hier können Sie alle Wörter nachschlagen, die Sie bis zum Zertifikat Deutsch und zur Zentralen Mittelstufenprüfung brauchen. Die Prüfungen entsprechen etwa den Niveaustufen B1 bzw. C2 des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens“ (NS, 729). Die Information über den Wortschatz zur ZMP fehlt im **DHDaF**, obwohl es denselben Wortschatzausschnitt beschreibt. Ohne die Überprüfung des gesamten Lemmabestandes kann nicht festgestellt werden, ob mit dieser Angabe das **HDDaF** zu hoch gegriffen hat. Außerdem entspricht der Stufe C2 nicht die ZMP, sondern die ZOP, und die Prüflinge lassen sich nicht der Grund- und Mittelstufe zuordnen (vgl. die Angaben des Goethe-Instituts über Niveaustufen der Prüfungen und Sprachkurse unter www.goethe.de). Sie sind schon fortgeschrittene Lerner und als solche brauchen sie ein größeres Wörterbuch. Ein so selektives Wörterbuch entspricht bestimmt nicht ihren Bedürfnissen.

Trotz dieser Zweifel in Hinblick auf den Nachspann des **HDDaF03** und des **HDDaF07** ist festzustellen, dass die gerade besprochenen Wörterbücher eindeutig und explizit ihren Adressatenkreis angeben und dass der Zugang zu dieser Information bestmöglich ist. Es wird nirgends ohne jegliche Einschränkung behauptet, dass sich die Wörterbücher an Deutschlerner wenden, und Formulierungen wie „alle, die Deutsch lernen“ oder „alle an der deutschen Sprache interessierten“ werden vermieden. Der potentielle Benutzer erfährt ohne ein umständliches Hin- und Herblättern, wen diese Wörterbücher als Zielgruppe anvisieren.

Die Taschenwörterbücher von Langenscheidt, das **LTDaF03** und das **LTDaF07**, bieten auf ihren Umschlägen die Information, dass sie den Zertifikatswortschatz verzeichnen. Dadurch wird implizit der Adressatenkreis auf Lerner einschließlich der B1-Stufe umrissen. Der Untertitel lautet „Das einsprachige Lernerwörterbuch für Einsteiger“, wobei die Bezeichnung „Einsteiger“ unterschiedlich definiert wird. Laut Vorwort des **LTDaF03** ist das

Nachspann abgesehen gar nicht von dem *Duden Bedeutungswörterbuch* unterscheidet, will sich dagegen speziell an DaF-Lerner richten.

Wörterbuch auf die Bedürfnisse derjenigen zugeschnitten, „die zum ersten Mal mit einem einsprachig deutschen Wörterbuch umgehen“ (VS, 3). Im letzten Absatz des Vorworts heißt es aber: „für alle Einsteiger in die deutsche Sprache, die ihre Kenntnisse festigen und erweitern wollen“ (ebd.). Dies muss nicht unbedingt mit der ersten Bestimmung gleichbedeutend sein. Einsteiger in die deutsche Sprache werden meistens erst nach geraumer Zeit zu Einsteigern in die einsprachige Lexikographie. Dann sind sie aber keine Anfänger mehr, wenn es um ihr Sprachniveau geht. Im Vorwort des LTDaF07 wird auf die zweite Verwendungsweise des Wortes „Einsteiger“ verzichtet. Es heißt nur: „für alle, die ihre Kenntnisse des Deutschen erweitern wollen“ (VS, 3). Damit ist das Problem der sich gegenseitig (fast) ausschließenden Bestimmungen zufriedenstellend gelöst.

Das LTDaF03 und das LTDaF07 bezeichnen also ihre Adressaten relativ eindeutig, dies aber nur indirekt durch die Angabe des in den Wörterbüchern enthaltenen Prüfungswortschatzes.

Auf dem Umschlag des **PDAF** fällt sofort eine rot unterlegte Aufschrift auf: „Das neue Wörterbuch für Alltag, Unterricht, Studium und Beruf“. Derart plakativen Elementen kann man bekanntlich einen nur äußerst geringen Informationswert bescheinigen. Nicht das Informieren, sondern Werben ist ihre Funktion. Auf dem Umschlag wäre aber statt solcher Floskeln eine sachliche Information angebracht. Auch das Vorwort des Wörterbuchs enthält so gut wie keine Angaben bezüglich des Adressatenkreises, es ist nur allgemein von „Lerner[n] des Deutschen als Fremdsprache“ und „Deutschlerner[n]“ (VS, 5) die Rede. Ausführlicher wird das Problem erst in den Benutzungshinweisen erläutert. Hier werden neben überall präsenten und schwer bestimmbareren „allen, [...] die das Deutsche als Fremdsprache erlernen“ (VS, 7) Studenten der Germanistik, diejenigen, die „während Studium oder Berufsausbildung in Deutschland⁷ sprachliche Hilfen und Erklärungen suchen“ sowie Dozenten und Lehrer zur Zielgruppe des Wörterbuchs gerechnet (vgl. VS, 7). Es handelt sich also bei den Adressaten des PDAF um fortgeschrittene Lerner des Deutschen. Sowohl Germanistikstudenten als auch Studenten anderer Fächer, die in Deutschland ihre Ausbildung machen, verfügen über relativ hohe Sprachkompetenz. Die Dozenten und Lehrer sind ebenfalls kompetente Sprecher des Deutschen, und bei den Dozenten kann man zusätzlich davon ausgehen, dass sie meistens fortgeschrittene Lerner an der Universität unterrichten. Das nun als Lehrwörterbuch benutzte Nachschlagewerk sollte also den Bedürfnissen fortgeschrittener Benutzer entsprechen. Angesichts dessen wundert die folgende Feststellung: „Grammatische oder gar linguistische Kenntnisse werden bei den Benutzern nur in geringem Maße bzw. gar nicht vorausgesetzt, auch nicht Kenntnisse in der Wörterbuchbenutzung“ (VS, 7). Dass die Wörterbuchverfasser von fortgeschrittenen Lernern wie Germanistikstudenten, Dozenten etc. (fast) keine grammatischen Kenntnisse und keine

⁷ Es ist unklar, warum sich die Autoren hier auf Deutschland beschränken. Das Wörterbuch betont doch im Umschlagtext, dass es dem DACH-Prinzip folgt.

Wörterbuchbenutzungskompetenz erwarten, ist schwer zu verstehen. Gram-matisches (und auch linguistisches) Wissen ist bei einer solchen Zielgruppe vorauszusetzen. Ebenfalls sollte man davon ausgehen, dass die Adressaten kundige Wörterbuchbenutzer sind.

Das Wörterbuch bestimmt ihren Adressatenkreis relativ präzise. Der Zu-griff auf diese Information ist jedoch erschwert, sie sollte besser auf dem Um-schlag und im Vorwort platziert sein. Verwirrend wirkt allerdings nach der An-gabe der Adressaten die Information über deren präsumtive (In-)Kompetenz.

Das **WDaF** enthält auf der ersten Umschlagseite und im Vorwort Infor-mationen, die den Adressatenkreis bestimmen lassen, nämlich dass es den Wortschatz zum „Zertifikat Deutsch“ erfasst. Im Vorwort heißt es dazu:

„Besonders ausgearbeitet ist in diesem Wörterbuch auch der sogenannte Zer-tifikatswortschatz, dessen Erlernen eine grundlegende Voraussetzung für das erfolgreiche Bestehen der Sprachprüfung »Zertifikat Deutsch« ist. Diese Stich-wörter sind im Wörterbuch farbig hervorgehoben und besonders ausführlich dargestellt“ (VS, 5).

Sonst sind im Vorwort keine weiteren Angaben zu finden und die Adres-saten nur ganz allgemein als Deutschlernende bzw. alle Deutschlernende (vgl. VS, 5) bezeichnet. Der auf dem hinteren Umschlag platzierte, auf Pol-nisch verfasste Werbetext enthält dagegen eine farbig gekennzeichnete In-formation, dass das WDaF den speziell bearbeiteten und hervorgehobenen Wortschatz bietet, den die Lerner für die Prüfungen: „Zertifikat Deutsch“, „Zentrale Oberstufenprüfung“ und „TestDaF“ beherrschen sollen⁸. Das Problem liegt aber darin, dass bei den genannten Prüfungen unterschiedliches Sprachniveau und folglich unterschiedlich umfangreicher Wortschatz-ausschnitt abverlangt werden. So soll z.B. der Lerner bei dem „Zertifikat Deutsch“ lediglich solide Grundkenntnisse nachweisen (Stufe B1), während die „Zentrale Oberstufenprüfung“ ein hohes Sprachniveau (Stufe C2, also die höchste Stufe der Kompetenzskala des Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen) voraussetzt. Auch der „TestDaF“ ist eine Sprach-prüfung auf fortgeschrittenem Niveau (B2, C1) und gilt als in Deutschland anerkannter Sprachnachweis für den Hochschulzugang⁹. Nun wird allge-mein angegeben, dass der Prüfungswortschatz hervorgehoben ist. Es stellt sich aber die Frage, ob die Markierung des Zertifikatswortschatzes anders als die des „ZOP“- und „TestDaF“-Wortschatzes ist. Denn wie soll sich ein Grundstufenerlerner auf die beim „ZD“ verlangte Lexik konzentrieren, wenn er sie nicht von der ebenfalls hervorgehobenen Lexik für Sprachprü-

⁸ Vgl.: „Dodatkowo słownik zawiera: specjalnie opracowane i wyróżnione słownictwo do egzaminów językowych: Zertifikat Deutsch, Zentrale Oberstufenprüfung, TestDaF“ (WDaF, die vierte Umschlagseite).

⁹ Vgl. die Darstellung der Prüfungen unter <http://www.goethe.de/lrn/prj/pba/bes/deindex.htm> und die Beschreibung des Gemeinsamen Referenzniveaus unter <http://www.goethe.de/z/50/commeuro/303.htm> [Zugang am 8.04.2010].

fun gen für Fortgeschrittene unterscheiden kann? Das WDaF benutzt jedoch nur eine Art der Hervorhebung – alle betreffenden Stichwörter sind blau. Dem Vorwort zufolge handelt es sich bei den blau gedruckten Stichwörtern ausschließlich um die Lexik des „Zertifikats Deutsch“. Demnach muss die Information im Umschlagtext als eine typische Werbemaßnahme beurteilt werden. Der Wortschatz für die „ZOP“ und den „TestDaF“ ist weder speziell bearbeitet noch hervorgehoben.

Die „Einleitung“ von Hufeisen enthält ein Kapitel: „An wen richtet sich »Wahrig Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache«?“ und darin die folgende Passage:

„Das vorliegende Werk »Wahrig Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache« richtet sich an all diejenigen, für die Deutsch eine Fremd- oder Zweitsprache ist, und an alle, die Deutsch als Fremdsprache (DaF) oder Deutsch als Zweitsprache (DaZ) unterrichten. In deutschsprachigen Ländern sind dies oft Lehrkräfte an Institutionen, die Deutschkurse anbieten, und Lernende des Deutschen als eine fremde Sprache. In nichtdeutschsprachigen Ländern sind das Beschäftigte der kleineren und größeren Kulturmittlerinstitutionen wie beispielsweise das Goethe Institut, welches Schulen betreut, oder der Deutsche Akademische Austauschdienst, der Lektoren und Lektorinnen an Universitäten vermittelt. Aber auch Schulen und andere Einrichtungen, die Deutsch anbieten, können dieses Wörterbuch einsetzen“ (VS, 18).

Die zweite der anvisierten Gruppen, d.h. die Lehrer, wird detailliert dargestellt. Eine genauere Information, wer das Wörterbuch als Hilfe in der Kommunikation und im Spracherwerb, und nicht beim Unterrichten, gebrauchen kann, fehlt jedoch. Man erfährt nicht, über welches Sprachniveau der Benutzer verfügen soll, um das Wörterbuch effektiv nutzen zu können. Auf die Adressaten eines Wörterbuchs, das sich Großwörterbuch nennt und „70.000 Stichwörter, Anwendungsbeispiele und Redensarten“ (VS, 5) aufnimmt, kann doch nicht nur von der Angabe über den im Wörterbuch enthaltenen Zertifikatswortschatz, der einen Bruchteil des Lemmabestandes bildet, geschlossen werden. Betont ein kleines Wörterbuch, wie z.B. das PBDaF, dass es diejenigen anvisiert, die sich aufs „Zertifikat Deutsch“ vorbereiten, so ist das einleuchtend. Bei einem Wörterbuch dieser Größenklasse wie das WDaF ruft eine solche Adressaten- und Zweckbestimmung Bedenken hervor. Das WDaF spricht damit Grundstufenlerner an, obwohl diese das Nachschlagewerk nur im unzureichenden Grade gebrauchen können und dies aus mindestens zwei Gründen. Erstens erlaubt ihnen ihr Sprachniveau nur einen sehr geringen Teil des Wörterverzeichnis zu nutzen, was aber die Nutzung selbst aus der Lernerperspektive nicht beeinträchtigt. Zweitens werden die Benutzer bei der Wörterbuchkonsultation oft sprachlich überfordert, auch wenn sie den Wortschatz zum „Zertifikat Deutsch“ nachschlagen¹⁰, und das

¹⁰ Vgl. etwa die stark verdichteten und lexikalisch wie morphosyntaktisch anspruchsvollen Bedeutungserklärungen der Zertifikatslexik (z.B. *möglich*, *liberal*, *Kette*) sowie den Umfang der

ist ein beträchtlicher Nachteil in einer Situation, in der die Lerner Nachschlagewerke benutzen, die nicht ihrer Sprachkompetenz entsprechen.

Ein anderes Kapitel der Einleitung – „Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Zweitsprache“ – erklärt die beiden Begriffe und beschreibt die Bedürfnisse, Ziele, Schwerpunkte und Motivationen der Wörterbuchbenutzung von DaF- und DaZ-Lernern (vgl. VS, 18f.). Eine so ausführliche Beschreibung der Benutzerbedürfnisse ist in den übrigen DaF-Wörterbüchern nicht zu finden. Dieser Teil der Einleitung kann vor allem für diejenigen Benutzer informativ sein, die das Wörterbuch als Lehrwörterbuch verwenden.

2. Ergebnisse der Analyse

Sehr vereinfacht und ohne Berücksichtigung der oben genannten Nuancen und Einschränkungen lassen sich die Antworten auf die eingangs gestellten Fragen tabellarisch darstellen. Die Nummern in der Tabelle entsprechen den Nummern der Fragen. Ein Plus steht für eine *Ja*-Antwort und ein Minus für eine *Nein*-Antwort. Die Spalten mit Angaben zu den kleinen DaF-Wörterbüchern sind grau unterlegt.

	LDaF93	LDaF03	LDaF08	PBDaF	dGDaF	DSDaF	DHDaF	HDDaF03	HDDaF07	LTDaF03	LTDaF07	PDaF	WDaF
1.	-	-	-	+	-	-	+	+	+	+	+	+	-
2.	-	-	-	+	-	-	+	+	+	+	+	-	+

3. Kommentare und Schlussfolgerungen

Aus der Untersuchung der Adressatenangaben in den DaF-Wörterbüchern lassen sich Schlussfolgerungen ableiten, die man stichwortartig wie folgt zusammenfassen kann:

1. Der Adressatenkreis wird absichtlich ausgedehnt, und viele Angaben dazu haben keinen informativen Wert. Auf eine so vage bestimmte Benutzergruppe („alle Deutschlerner“ u.ä.) weist doch schon der Titel dieser Wörterbücher hin. Die Angaben auf dem Umschlag und im Vorwort sind eher als Werbestrategie zu betrachten. Dies steht im krassen Widerspruch zu den Erkenntnissen der Metalexikographie, dass eine richtige Anpassung des Wörterbuchs an den Benutzer unabdingbar für eine effektive Nutzung des Nachschlagewerkes ist.

Einträge im WDaF (und den der entsprechenden Einträge in kleineren Wörterbüchern für die Grundstufe).

2. Information über den Wortschatz zum „Zertifikat Deutsch“ gilt als implizite Adressatenangabe. Die Zielgruppe, die an dieser Sprachprüfung interessiert ist, scheint groß genug zu sein, um an den besten Stellen des Wörterbuchs (wenn es um den Zugriff geht), vor allem auf dem Umschlag, angesprochen zu werden. Eine derartige Eingrenzung der potentiellen Benutzer hat auch offenbar keine Folgen für den Absatz (im Gegensatz zu einer anderen Eingrenzung, die anschließend besprochen wird).

3. „Fortgeschrittene“ scheint ein Tabuwort zu sein. Meistens werden keine genaueren Angaben über das Sprachniveau der potentiellen Benutzer gemacht, wenn es sich um fortgeschrittene DaF-Lerner handelt. Eine Information, dass sich das Wörterbuch vor allem an fortgeschrittene Lerner richtet, würde möglicherweise abschreckend wirken und dadurch die Verkaufschancen senken. Ist doch die Gruppe der Fortgeschrittenen wesentlich kleiner als die der Anfänger und Mittelstufenlerner. Werden Germanistikstudenten, Dozenten, diejenigen, die moderne deutschsprachige Literatur lesen etc. dennoch als Adressaten explizit oder implizit angegeben, dann sind diese Angaben in den Metatexten versteckt, zu denen der Zugriff viel schwieriger ist als zum Vorwort oder zum Werbetext auf dem Umschlag. Selbst die größten DaF-Wörterbücher wie das dGDaF, das LDaF03/LDaF08 oder das PDaF erwähnen die fortgeschrittenen Lerner nicht in den letztgenannten Texten, geschweige denn im Titel oder Untertitel¹¹.

Der Vergleich der analysierten Wörterbücher ergibt, dass die kleineren DaF-Wörterbücher in der Adressatenangabe die größeren übertreffen. Das PBDaF und die drei Hueber-Duden-Wörterbücher nennen ihre Adressatengruppen eindeutig und präzise (wenn auch die Formulierung im Nachspann des HDDaF03 und des HDDaF07, die jedoch schwerer zu finden ist, nicht einleuchtet), und diese Angaben sind so platziert, dass sie den potentiellen Benutzern sofort auffallen. Das LTDaF03 und das LTDaF07 begnügen sich mit einer impliziten Angabe des anvisierten Benutzers, indem sie auf dem Umschlag über das Verzeichnen des Zertifikatswortschatzes informieren. Die im Untertitel enthaltene Phrase „für Einsteiger“ kann, wie oben ausgeführt, kaum als Adressatenangabe gelten. Unter den größeren Wörterbüchern thematisieren nur das PDaF und das WDaF die Frage des Adressaten, dies aber nur bedingt zufriedenstellend. Im PDaF sind die genaueren Daten nur in den Benutzungshinweisen enthalten, die Umschlagtexte und das Vorwort geben nur Allgemeines und Selbstverständliches an. Etwas überraschend und die Adressatenangabe in Frage stellend ist die oben erwähnte Behauptung, dass bei den (fortgeschrittenen) Lernern kein grammatisches

¹¹ Vgl. aber die Titel einiger Lernerwörterbücher des Englischen als Fremdsprache: *Cambridge Advanced Learner's Dictionary* (2003), *Collins COBUILD Advanced Learner's English Dictionary* (2006), *The Oxford Advanced Learner's Dictionary of Current English* (2005). Da die Anzahl der Englischlerner viel größer ist, gefährdet selbst eine solche explizite Einschränkung des Adressatenkreises auf *advanced learners* nicht den kommerziellen Erfolg eines Wörterbuchs. Auf die Wörterbücher des Deutschen als Fremdsprache trifft das höchstwahrscheinlich nicht zu.

Vorwissen vorausgesetzt wird. Das WDaF liefert auch in mancher Hinsicht widersprüchliche Informationen bezüglich des Sprachniveaus des Benutzers (einerseits Dozenten, andererseits ZD-Prüflinge), so dass man nach der Lektüre der Metatexte nicht eindeutig feststellen kann, wen das Wörterbuch eigentlich anvisiert. Alle übrigen DaF-Wörterbücher, bis auf das DSDaF, das im Vorwort nur die Aufnahme des Zertifikatswortschatzes betont und daraus indirekt auf die Benutzer schließen lässt, jonglieren mit „Deutschlerner“, „Nichtmuttersprachler“, „Lernende“, „alle, die Deutsch als Fremdsprache lernen“ etc. und vermeiden jede präzisere Bestimmung ihrer Adressaten.

Bibliographie

Allgemeine einsprachige Wörterbücher des Deutschen als Fremdsprache

- DHDaF *Duden Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Deutsch für die Grund- und Mittelstufe*, hg. v. Matthias Wermke, Kathrin Kunzel-Razum, Werner Scholze-Stubenrecht. Mannheim [u.a.]: Dudenverlag [in Zusammenarbeit mit dem Max Hueber Verlag] 2003.
- DSDaF *Duden Deutsch als Fremdsprache. Standardwörterbuch*, hg. v. Matthias Wermke, Kathrin Kunzel-Razum, Werner Scholze-Stubenrecht. Mannheim [u.a.]: Dudenverlag 2002.
- dGDaF *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*, hg. v. Günter Kempcke. Berlin [u.a.]: de Gruyter 2000.
- HDDaF03 *Hueber Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Wörterbuch für Kurse der Grund- und Mittelstufe*, hg. v. Kathrin Kunzel-Razum et al. Ismaning, Mannheim: Hueber, Duden 2003.
- HDDaF07 *Hueber Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Wörterbuch für Kurse der Grund- und Mittelstufe*, hg. v. Kathrin Kunzel-Razum et al. Ismaning, Mannheim: Hueber, Duden 2007.
- LDaF93 *Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das neue einsprachige Wörterbuch für Deutschlernende*, hg. v. Dieter Götz, Günther Haensch, Hans Wellmann. Berlin [u.a.]: Langenscheidt 1993.
- LDaF03 *Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Wörterbuch für alle, die Deutsch lernen*, hg. v. Dieter Götz, Günther Haensch, Hans Wellmann. Berlin [u.a.]: Langenscheidt 2003.
- LDaF08 *Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Wörterbuch für alle, die Deutsch lernen*, hg. v. Dieter Götz, Günther Haensch, Hans Wellmann. Berlin [u.a.]: Langenscheidt 2008.
- LTDaF03 *Langenscheidt Taschenwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Lernerwörterbuch für Einsteiger*, hg. v. Dieter Götz, Hans Wellmann. Berlin [u.a.]: Langenscheidt 2003.

- LTDaF07 *Langenscheidt Taschenwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Lernerwörterbuch für Einsteiger*, hg. v. Dieter Götz, Hans Wellmann. Berlin [u.a.]: Langenscheidt 2007.
- PBDaF *PONS Basiswörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Das einsprachige Lernerwörterbuch*, hg. v. Dörthe Hecht, Anette Schmollinger. Stuttgart: Klett 1999.
- PDaF *PONS Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*, hg. v. Susanne Balhar, Frank Mönkenmüller et al. Stuttgart: Klett 2004.
- WDaF *Wahrig Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache*, hg. v. Renate Wahrig-Burfeind. Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN 2008.

Sonstige Wörterbücher

- Cambridge Advanced Learner's Dictionary*, hg. v. Kate Woodford. Cambridge: CUP 2003.
- Collins COBUILD Advanced Learner's English Dictionary*, hg. v. John Sinclair. Glasgow: HarperCollins 2006.
- Duden Bedeutungswörterbuch*, hg. v. Matthias Wermke, Kathrin Kunzel-Razum, Werner Scholze-Stubenrecht. Mannheim [u.a.]: Dudenverlag 2002.
- Oxford Advanced Learner's Dictionary of Current English* von A.S. Hornby, hg. v. Sally Wehmeier. Oxford: OUP 2005.

Sekundärliteratur

- Barz, Irmhild; Schröder, Marianne (1996): Einleitung. In: Barz, Irmhild; Schröder, Marianne (Hg.): *Das Lernerwörterbuch Deutsch als Fremdsprache in der Diskussion*. Heidelberg: Winter, iii–viii.
- Bielińska, Monika (2009): Lernerwörterbücher. Terminologischer Pluralismus, Begriffschaos und Typenvielfalt. In: Fontański, Henryk; Molencki, Rafał; Wolińska, Olga (Hg.): *W kręgu teorii. Studia językoznawcze dedykowane Profesorowi Kazimierzowi Polańskiemu in memoriam*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, 30–40.
- Bielińska, Monika (2010): Lexikographische Metatexte. Eine Untersuchung nicht-integrierter Außentexte in einsprachigen Wörterbüchern des Deutschen als Fremdsprache [= *Danziger Beiträge zur Germanistik* 32]. Frankfurt/M. [u.a.]: Lang.
- Bogaards, Paul (1994): Tuning the dictionary to the skills of intermediate learners. In: Henrici, Gert; Zöfgen, Ekkehard (Hg.): *Wörterbücher und ihre Benutzer* [= *Fremdsprachen Lehren und Lernen* 23]. Tübingen: Narr, 192–205.
- Bogaards, Paul (2003): Uses and users of dictionaries. In: Sterkenburg, Piet van (Hg.): *A Practical Guide to Lexicography*. Amsterdam [u.a.]: Benjamins, 26–33.
- Householder, Fred W. (1962): Summary Report. In: Householder, Fred W.; Saporta, Sol (Hg.): *Problems in lexicography*. Bloomington: Indiana University Press, 279–282.

- Kempcke, Günter (1992): Organisationsprinzipien und Informationsangebote in einem Lernerwörterbuch. In: Brauße, Ursula; Viehweger, Dieter (Hg.): Lexikontheorie und Wörterbuch: Wege der Verbindung von lexikologischer Forschung und lexikographischer Praxis. Tübingen: Niemeyer, 165–243.
- Kempcke, Günter (2004): De Gruyters „Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache“ (GWB). In: Scharnhorst, Jürgen (Hg.): Sprachkultur und Lexikographie. Von der Forschung zur Nutzung von Wörterbüchern. Frankfurt a.M. [u.a.]: Lang, 189–205.
- Ripfel, Martha; Wiegand, Herbert Ernst (1988): Wörterbuchbenutzungsforschung. Ein kritischer Bericht. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie VI. 2. Teilbd. Hildesheim [u.a.]: Olms, 491–520.
- Tarp, Sven (2002): Functions in de Gruyter Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen II. Untersuchungen anhand des „de Gruyter Wörterbuchs Deutsch als Fremdsprache“. Tübingen: Niemeyer, 609–619.
- Viehweger, Dieter (1988): Die Makrostruktur des Lexikons. Theoretische Explikation und Darstellung im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch des Deutschen In: Hyldgaard-Jensen, Karl; Zettersten, Arne (Hg.): Symposium on lexicography IV. Tübingen: Niemeyer, 7–31.
- Zöfgen, Ekkehard (1988): Taking the Learner Seriously. COBUILD – ein neues L2-Wörterbuch für Englisch. In: Fremdsprachen und Hochschule 22, 31–59.

Who is the target of the monolingual dictionaries of German as a foreign language?

Summary

The aim of this article is to show how the chosen monolingual dictionaries of German as a foreign language describe the group of their users. The needs of the user and the language level is the decisive factor of the lexicographical conception. Information about the target group is essential for the learner, because it is the basis for using or buying the dictionary. The author is studying metatexts of thirteen dictionaries. That allows her to formulate detailed findings and observe some differences between metatexts in small dictionaries for beginners and big dictionaries for advanced learners.

Kim są adresaci ogólnych jednojęzycznych słowników języka niemieckiego jako obcego?

Streszczenie

Celem artykułu jest pokazanie, w jaki sposób wybrane jednojęzyczne słowniki języka niemieckiego jako obcego określają grupę swych potencjalnych użytkowników. Kwestia użytkownika, jego potrzeb i poziomu językowego jest decydującym elementem koncepcji leksykograficznej, determinującym jej pozostałe części. Informacja

o adresacie jest bardzo istotna dla uczącego się, gdyż na jej podstawie podejmuje on decyzję o użyciu względnie kupnie danego słownika. Autorka bada metateksty trzynastu słowników, co pozwala jej na sformułowanie szczegółowych wniosków i zaobserwowanie różnic między metatekstami małych słowników dla początkujących i dużych słowników dla zaawansowanych.

Józef Jarosz

Zur lexikographischen Erfassung der Temporalpräpositionen in zwei größten polnisch-deutschen Wörterbüchern (aus der Benutzerperspektive)

1. Allgemeines

Zweisprachige Wörterbücher (im Weiteren WB) als rudimentäre Hilfsmittel sind aus der Praxis von vielen Berufen sowie aus unzähligen privaten Lebenssituationen nicht mehr wegzudenken. Ihre Strukturen, Inhalt und Umfang sind Grundlagen für professionellen Sprachgebrauch und erfolgreiche Kommunikation. Bilinguale Sprachlexika realisieren die Aufgabe des Wissenstransfers in einem reduzierten Umfang. Die wird der einsprachigen Kompendien überlassen. Im Vordergrund stehen äquivalente Entsprechungen, die Produktion und Rezeption der (fremdsprachigen) Texte ermöglichen und erleichtern sollen. Dieser Anregung folgend und in der Überzeugung, dass jede Wörterbuchkritik einen kleinen Beitrag zur Verbesserung der vorhandenen WB sein kann, unterziehe ich zwei monoskopale polnisch-deutsche WB einer Vergleichsanalyse. Geprüft werden: *Wielki słownik polsko-niemiecki* (=WSPN 1982)¹ von Juliusz Ippoldt und Jan Pipek (1982) und *Wielki słownik polsko-niemiecki* (WSPN 2008) herausgegeben von Józef Wiktorowicz und Agnieszka Frączek (2008). Beide WB sind initialalphabetisch, d.h. die Einträge wurden nach der konventionellen Reihenfolge des Alphabets in Schriftrichtung² geordnet, und zählen zu den umfangreichsten Veröffentlichungen dieser Art in Polen³. Die untersuchten Werke vertreten die Gruppe der polyakzessiven WB: sie haben neben der alphabetischen Ordnung auch Leitelemente⁴. Ihre äußere Zugriffstruktur enthält zwei Leitelemente auf

¹ Die erste Ausgabe erschien in den Jahren 1971–1974. Der Analyse liegt die vierte Ausgabe zugrunde.

² Im Unterschied zu den rückläufigen Wörterbüchern (*Index a tergo*).

³ Beachtliche Unterschiede bestehen in der Lemmakapazität der WB: während das WSPN 1982 – nach den Angaben im Vorwort (Seite V) – ca. 200 000 Stichwörter und Wortverbindungen in 2 Bänden umfasst, beläuft sich die Anzahl der Stichwörter im WSPN 2008 auf ca. 395 000 in einem Band. Nach der Klassifizierung von Wiegand (1990: 2127) gehört er zu der Gruppe der sehr großen Einbänder (deutlich über 100.000 Lemmata).

⁴ Hinzu kommen noch zusätzliche Listen der Vornamen, der unregelmäßigen Verben u.a.

jeder Seite: es sind das erste und das letzte Stichwort im Schriftfeld, so dass sie eine Klammer für die dazwischenstehenden Lemmata bilden und einen schnellen Überblick über den Seiteninhalt ermöglichen.

Die vorliegende Untersuchung wird vom Standpunkt eines Wörterbuchbenutzers durchgeführt und fokussiert grundsätzlich auf das Informationsprogramm (Ayivi 2000:120) der Temporalpräpositionen⁵. Im Zentrum der Betrachtung stehen also Elemente der Mikrostruktur⁶, d.h. die Organisation der Informationen innerhalb von ausgewählten Artikeln mit Präpositionen im temporalen Gebrauch. Zur Durchführung der Wörterbuchanalyse wurden insgesamt 18 zweisprachige Wörterbuchartikel ausgewählt und parallel in Tabellen zusammengestellt, um das Inventar der deutschen Äquivalente zu vergleichen. Es wird der Frage nach dem Datenangebot (Anzahl und Art der Entsprechungen) und seiner Organisation (das Kriterium der Reihenfolge⁷) nachgegangen. Die vorliegende Analyse hat einen polykonfrontativen Charakter, denn die Wörterbucheinträge werden nicht nur miteinander verglichen, sondern auch mit einer dritten Größe konfrontiert. Die umfasst Ergebnisse einer Translationsanalyse, die sich Bestimmung der deutschen Entsprechungen für polnische Präpositionen in den Temporalphrasen zum Ziel setzte (Jarosz 2007)⁸. Die Besprechung der Außentexte⁹ sowie anderer struktureller Einzelheiten der WB würde den Rahmen des Beitrages sprengen und wird außer Acht gelassen.

⁵ Der Terminus ist unter der Voraussetzung akzeptabel, dass es sich um einen elliptischen Ausdruck handelt, mit dem eine PP mit temporaler Bedeutung gemeint ist. Es ist wenig sinnvoll eine P, z.B. *an, auf, zu* ohne Kontext als eine Temporalpräposition zu bezeichnen. Erst eine konkrete Phrase, z.B. *am Sonntag* „aktualisiert“ die Bedeutung der P und die ganze Phrase gilt als eine Temporalbestimmung.

⁶ Während die Makrostruktur sich mit der Anordnung der äußeren Zugriffsstruktur der Wörterbücher beschäftigt, besteht Aufgabe der Mikrostruktur darin, die Informationen in einzelnen Wörterbucheinträgen zu organisieren (Ayivi 2000: 120).

⁷ Das Kriterium der Reihenfolge, als Ergebnis der Untersuchungen innerhalb von der quantitativen Linguistik, wurde von den statistischen Gesetzen abgeleitet. Das Gesetz der Häufigkeitsverteilungen in Bezug auf polyseme Einheiten der Sprache besagt: Wenn eine Einheit viele semantische Funktionen hat, sind die Häufigkeiten, mit denen sie in Texten vertreten sind, ungleichmäßig, so dass man hierarchische Zusammenhänge in Form einer Rangliste mit fallender Frequenz erstellen kann (Golanowska 1993:221).

⁸ In der Monographie wurden Übersetzungsäquivalente für 18 polnische Präpositionen ermittelt. Das Korpus umfasste über 2000 Exzerpte aus den literarischen Texten. Die Untersuchungsergebnisse werden in der rechten Kolonne als Bezugsgröße angeführt. Sie gelten keinesfalls als absolute Daten, sondern als Abbildung der äquivalenten Einheiten in den untersuchten Texten. Die Vorteile der in so einem Verfahren ermittelten zwischensprachlichen Entsprechungen sind in dem hohen Grad der Objektivität zu sehen. Als Mängel seien hier die Homogenität der untersuchten Texte sowie das Ausbleiben anderer Äquivalente als Präpositionen zu nennen.

⁹ Die Wörterbuchaußentexte als Elemente der Makrostruktur werden gewöhnlich in zwei Gruppen eingeteilt: der Vorspann steht vor dem Wörterverzeichnis (z.B. Vorwort, Danksagung, Impressum, Liste der Abkürzungen, Benutzungshinweise, Hinweise zu Ausspracheangaben), der Nachspann umfasst übrige Elemente nach dem Wörterverzeichnis (z.B. grammatische Tabellen, Inhaltsverzeichnis, zusätzliche Wörterverzeichnisse, Liste verwendeter Literatur u.a.). Ausführlicher darüber Engelberg/Lemnitzer (2004: 116 ff.).

2. Zur Spezifik der Präpositionen

Die Wortklasse Präpositionen (= P) umfasst synsemantische¹⁰ und syntagmatische Einheiten, deren Funktionen im Satz sowie semantische Leistung erst in einem Kontext bestimmt werden können¹¹. Der formale sowie der semantische Status der Präpositionalphrasen (=PP) werden in der ersten Linie durch die semantische Klasse der Satelliten: den nominalen¹² (1) oder den verbalen Kontext (2) mitbestimmt (Jarosz 2007, Kap. 7.2.2):

- (1) *im Sommer* – temporale Angabe; *im Zimmer* – lokale Angabe,
- (2) *Die Gäste warten auf den Bus* (die PP = Objekt),
Die Äpfel fallen auf den Bus (die PP = direktive Bestimmung).

Innerhalb von temporalen Relationen besteht eine weitere Differenzierung der semantischen Mikrofunktionen. Das Beispiel (4) kommuniziert Dauer einer Handlung, während die Phrase (4) auf einen Punkt auf der Zeitachse verweist, wo das Geschehen situiert wird, obwohl beide Bestimmungen nach dem gleichen syntaktischen Muster *w + acc.* gebildet wurden¹³. Der Bedeutungsunterschied ist auf die Semantik der regierten Glieder innerhalb der PP zurückzuführen:

- (4) *W dwa lata wybudował dom.*
- (5) *W czwartek wyjechali nad morze.*

Die obigen Anmerkungen führen zu der Konklusion: (i) Semantik der PP ist extrem kontextabhängig, (ii) lexikalische Kookkurrenzen der Präpositionen charakterisiert eine breite Kombinatorik (lexikalische Verbindlichkeit). Die Aufgabe eines bilingualen Wörterbuches besteht darin, eine möglichst komplette Liste von semantischen Funktionen in beiden Sprachen anzuführen. Die Erfassung der semantischen Eigenschaften kann nur durch ein umfangreiches Repertoire von PP erzielt werden.

¹⁰ Die Wortart umfasst zwar eine begrenzte Anzahl von Einheiten, ist jedoch innerlich nicht homogen, weder in struktureller noch in semantischer Hinsicht: einer primären, polysemen PP *auf*, die ohne Kontext bedeutungsleer ist, steht die sekundäre P *während* mit nur einer semantischen Funktion und eindeutig definierter Semantik (auch ohne Kontext) gegenüber. In der polnischsprachigen Fachliteratur pflegt man über die *potentielle Bedeutung* der PP zu sprechen, die dann in einem bestimmten Kontext aktualisiert wird (Przybylska 2002:91).

¹¹ Nach den quantitativen Untersuchungen von Zgólkowa (1980:118) treten die polnischen Präpositionen am häufigsten als PP in der Funktion der Adverbialbestimmungen auf. Zu Funktionen mit niedrigerer Frequenz gehören: Objekt (Rektion), Attribut, Prädikativ und andere.

¹² In der polnischen linguistischen Literatur ist die Terminologie 'der rechtseitige Kontext' (= der nominale Kontext) und 'der linkseitige Kontext' (= der verbale Kontext) sehr verbreitet. Vgl. dazu Jarosz (2007:33 ff.).

¹³ Zu Typologie und Funktionen der temporalen Relationen vgl. Bajor, K. (1990): *Rosyjskie konstrukcje temporalne z przyimkiem (na tle polskim)*. In: *Acta Universitatis Lodzianis, Folia Linguistica* 22. Łódź; Lachur, Cz. (1985): *Relacje semantyczno-syntaktyczne temporalnych konstrukcji składniowych w języku rosyjskim i polskim (czas relatywny)*. Opole; Milewska, B. (2003): *Przyimki wtórne we współczesnej polszczyźnie*. Gdańsk; Przybylska, R. (1985): *Znaczenia temporalne polskich przyimków*, In: *Polonica* XI. S. 77–117.

Für den Benutzer können im Wörterbuchartikel eines einsprachigen Lernwörterbuches folgende Informationen relevant sein, die manchmal als die Konstante der Mikrostruktur (Ayivi 2000:120) bezeichnet werden: (a) Phonetisch-phonologische und orthographische Angaben wie: Aussprache, Akzent, Vokalquantität, Silben, Rechtschreibangabe, Worttrennung; (b) Morphologische Angaben: Flexion, Genus, Numerus, Graduierung u.a.; (c) Syntaktische Angaben: Wortartangabe, Angabe der syntaktischen Valenz; (d) Syntaktisch-semantische Angaben: Kollokationsangabe, Idiomangabe, Sprichwortangabe, Beispielangabe, Kompetenzbeispielangabe, Belegbeispielangabe (authentische, meist korpusbasierte Beispiele) u.a.; (e) Semantische Angaben: Bedeutung, Synonyme, Antonyme, Polysemie, Übersetzungsäquivalente; (f) pragmatische Angaben (Engelberg/Lemnitzer 2004:135 ff.).

Die Präpositionen bilden durch ihre ausgebaute Polysemie, nicht selten auch Homonymie¹⁴, eine spezifische Gruppe von Lemmazeichen. Das Informationsprogramm in den Wörterbuchartikeln der Präpositionen wird gewöhnlich anders gestaltet als das der anderen Wortklassen, was auf die Spezifik der PP zurückzuführen ist. Die semantische Besonderheit der Wortart sowie die Spezifik der bilingualen WB verursachen das Ausbleiben solcher Bestandteile wie explanatorische Markierungen (Definitionen) sowie paradigmatische Informationen (Synonyme und Antonyme). Artikelinterne Angaben beschränken sich auf die Auflistung der semantischen Funktionen von PP, die die Polysemie der P ausmachen. Ausgelassen werden Angaben zur Etymologie und Aussprache. Ausgebaut sind dagegen syntagmatische Informationen, d.h. Informationen zur Benutzung, Kollokationen in Form von Beispielen.

3. Allgemeine Charakteristik von Wörterbucheinträgen der Präpositionen

In allen Artikeln der untersuchten Werke wurde die Wortartzugehörigkeit mit *przyim.* (=Präp.) markiert¹⁵. Homonyme Wortformen werden unterschiedlich behandelt: entweder glattalphabetisch z.B. *w* als Präposition und dann *w* als Präfix, oder *o*¹ als Präposition, und *o*² als Interjektion (WSPN 2008) oder in nischenalphabetischer Ordnung, wie es in der Lemmatisierung der Präposition *za* der Fall ist (WSPN 1982 unter *w* und *za*). Morphologische

¹⁴ Die häufigste Formidentität besteht zwischen den deutschen Präpositionen und Adverbien. Überschneidungen gibt es auch mit den Konjunktionen (z.B. *bis, während, seit, (an)statt, wie, als*). Unter polnischen sekundären P gibt es viele homonyme Formen in der Klasse der Substantive (z.B. *celem, drogą, dzięki, imienia, koło, kosztem, mocą, rodem z, skutkiem, środkiem, tytułem, względem, wzorem, zdaniem*). Zu Abgrenzungskriterien und weiteren Einzelheiten vgl. Jarosz (2007: 53 ff.).

¹⁵ Ein Fortschritt verzeichnete sich in der lexikographischen Erfassung des Lexems *temu*. Die einzige polnische Präposition in der Postposition wurde lange Zeit als ein Adverb, auch in dem WSPN 1982, definiert. Im WSPN 2008 vertritt das Lexem die Klasse der Präpositionen, was auch der lexikographischen Charakteristik in anderen polnischen Nachschlagewerken entspricht.

Besonderheiten wurden vereinzelt als separate Einträge erfasst, z.B. *przez/przeze* (WSPN 2008).

Systematische Erfassung der unterschiedlichen semantischen Funktionen der P erfolgt in den beiden Kompendien durch die durchnummerierten Überschriften (z.B. *in Zeitangaben, bei Festlegung eines Termins, zur Bezeichnung der zeitlichen Ausdehnung* usw.), die ermöglichen die temporalen Phrasen relativ mühelos zu identifizieren. Bei der Bearbeitung der Wörterbuchartikel in dem WSPN 2008 galt als ausschlaggebendes Kriterium der sprachliche Usus und nicht der Inhalt anderer Wörterbücher, was in dem Vorwort *explicitely* ausgedrückt wurde. Mit anderen Worten: eins der Hauptziele, die die Herausgeber verfolgen, ist die Wiedergabe des aktuellen Standes im Vokabular sowie in den syntaktischen Strukturen.

Mit einer Nachlässigkeit wurde die Rektion der polnischen Präpositionen, d.h. der Ausgangsformen, in den beiden WB behandelt: die Lemmata wurden nicht mit Angaben zur Rektion versehen. Diese Unzulänglichkeit lässt sich mit der Bestimmung der Zielgruppe (polnische Muttersprachler) leicht erklären. Gegen diese Lösung spricht die Tatsache, dass die präpositionale Rektionsalternation in den meisten Fällen mit der semantischen Ebene gekoppelt ist und im Gebrauch unterschiedlicher Entsprechungen im Deutschen resultiert¹⁶. Diese Behauptung illustrieren folgende Beispiele:

1. *w + acc.* denotiert zeitliche Ausdehnung eines Geschehens: wie lange? → in einem Tag:

Niech ino dziedzic krzyknie, to **w jeden dzień** stanie parę sto najzdaciejszego chłopca (WSR1 43). → Laß den Gutsherrn nur ein Wort sagen, und **in einem Tag** wird ein paar hundert der Geschicktesten haben (289).

2. *w + loc.* bezeichnet Situierung eines Geschehens in den Grenzen eines Zeitintervalls: wann? → an einem Tag:

[...] **w tak uroczystym dniu**, najzaciejsi z naszego grona siadają z dala (AS 49). → [...] daß ausgerechnet heute, **an einem so feierlichen Tag**, die Vornehmsten aus unserer Schar so weit entfernt sitzen (81).

In beiden WB habe ich unter den temporalen Bestimmungen einige pseudotemporale Phrasen festgestellt. Solche Wortgruppen wie: *dzieci do siedmiu lat* – *Kinder bis zu sieben Jahren* (WSPN 1982, unter *do*), *list z 12 maja* – *ein Brief vom zwölften Mai* (WSPN 2008, unter *z*) enthalten zwar Lexeme, die Zeiteinheiten denotieren und primär in den Phrasen zur temporalen Charakteristik der Äußerung dienen, sind aber in dem angegebenen Kontext keine Zeitangaben. Sie drücken weder eine Dauer noch einen Anfangs- bzw. Endpunkt eines Geschehens aus. Als Kriterium für die Organisation der

¹⁶ In der Gruppe der untersuchten Präpositionen gibt es vier mit der doppelten Rektion innerhalb von temporalen Relationen: *po + acc.* versus *po + loc.*; *w + acc.* versus *w + loc.*; *z + gen.* versus *z + instr.*; *za + gen.* versus *za + acc.* Abgesehen von ihrer lexikographischen Erfassung werden sie in der Analyse als separate Lemmata behandelt.

Mikrostruktur bei der Auflistung der Beispiele in dem WSPN 2008 wurde die alphabetische Reihenfolge der Ausgangsformen angenommen. Dies resultiert manchmal in einer kuriosen Situation: nichtpräpositionale und wenig typische Pendants werden als erste angegeben. Erst weitere Plätze werden durch das Hauptäquivalent und andere Entsprechungen belegt (vgl. die *P przed* und ihre Entsprechungen). Da die Strategie in allen untersuchten Wörterbuchartikeln des WSPN 2008 Anwendung fand, wird es darauf in der Analyse der ausgewählten Einträge nicht mehr eingegangen.

4. Wörterbuchartikel im Einzelnen

4.1 Präposition *do* + *gen.*

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
do wczoraj <i>bis gestern</i> ; do jutra <i>bis morgen</i> ; do Wielkanocy <i>bis Ostern</i> ; do Nowego Roku <i>bis Neujahr</i> ; do niedzieli <i>bis Sonntag</i> ; do końca roku <i>bis zum Ende des Jahres (bis zum Jahres-schluß)</i> ; od dziesiątej do dwunastej <i>von zehn bis zwölf Uhr</i> ; od początku do końca przedstawienia <i>von Anfang bis Ende der Vorstellung</i> ; do północy <i>bis Mitternacht</i> ; pracować do późnej nocy <i>bis in die späte Nacht hinein arbeiten</i> ; od pierwszego do dziesiątego czerwca <i>vom ersten bis zum zehnten Juni</i> ; do ostatniej chwili <i>bis zur letzten Minute</i> ; do ostatniego tchu <i>bis zum letzten Atemzug</i> ; wier- ny aż do śmierci <i>treu bis zum (in den) Tod</i> ; bywa u mnie trzy razy do roku <i>er besucht mich dreimal im Jahr</i> ; pół do pierwszej (drugiej, dwunastej) <i>halb eis (zwei, zwölf) (Uhr)</i> ; do roku (miesiąca, dziesięciu dni) <i>innerhalb eines Jahres (eines Monats, zehn Tagen)</i> odłożyć coś do jutra <i>etw auf morgen verschieben</i> .	zostanę tutaj do poniedziałku <i>ich bleibe hier bis Montag</i> ; do ostatniej chwili <i>bis zum letzten Augenblick</i> ; do jutra! <i>bis morgen!</i> ; do widzenia a. do zobaczenia! <i>auf Wiedersehen</i> .	bis zu 69 bis in 19 bis 16 bis an 7 vor 3 bis auf + acc. 2 bis vor + dat. 1 in + acc. 1 zu 1
Anzahl der Beispiele ^a 21	5	119

^a Bei den Anzahlangaben werden die in den Klammern angeführten alternativen Elemente mitgezählt, z.B. *do roku (miesiąca, dziesięciu dni)* – *innerhalb eines Jahres (eines Monats, zehn Tagen)* gelten als drei Beispiele.

Die Asymmetrie in dem Datenangebot der beiden Wörterbuchartikel spiegelt sich in der Darstellung von Mikrofunktionen der untersuchten Präposition und ihrer fremdsprachigen Entsprechungen wider. In dem WSPN 1982 sind beide semantische Rollen¹⁷ der Ausgangsform vertreten: Temporalisierung (z.B. *do późno*) und Messfunktion (z.B. *do roku*). Das WB erfasst zusätzlich die P als Bestandteil der komplexen Präposition *od – do* zur Bezeichnung der temporalen Ausdehnung eines Geschehens, sowie in den Phrasen *dwa razy do roku*, die Frequenz eines iterativen Geschehens kommunizieren. Unter den Ausgangsformen gibt es Phrasen mit Satelliten aus verschiedenen semantischen Kategorien. Dies nuanciert den Gebrauch der Präposition, was in der Liste der deutschen Entsprechungen eine Widerspiegelung findet. Den 6 deutschen Entsprechungen im WSPN 1982 entsprechen nur 3 im WSPN 2008. Da die Äquivalente mit geringer Häufigkeit (Jarosz 2007) in der Regel Einzelfälle ohne systemhaften (paradigmatischen) Charakter sind, werden sie außer Acht gelassen.

4.2 Präposition *na + acc.*

Der Eintrag im WSPN 1982 zeigt eine breite Palette von Beispielen, denen insgesamt 5 deutsche Entsprechungen gegenüberstehen. Vorhanden sind Phrasen mit den nicht-temporalen und temporalen Nomina¹⁸. Die letzteren werden u.a. durch Namen der Wochentage, der Festtage, der Tageszeiten, der Zeiteinheiten und die Angaben zur Uhrzeit repräsentiert. Unter den Entsprechungen sind neben den kongruenten PP auch andere Formen zu finden. Die Liste der Belege in dem WSPN 2008 beweist eindeutig die Reduktion des Beispielmaterials. Ausgelassen wurden nicht nur veraltete Formen *na po feriach* aber auch eine Anzahl von PP, die wegen ihrer Lexikalisierung erstarrte Ausdrücke bilden, z.B. *zu Weihnachten*. In dem Material des WSPN 2008 wurde dafür die PP *na środę* zwei Mal verwendet.

¹⁷ Die Untersuchung der semantischen Rollen der polnischen PP im temporalen Gebrauch ergab zwei Hauptfunktionen: Temporalisierung (Lokalisierung eines Geschehens auf der Zeitachse) und Messfunktion (Angabe zur Dauer eines Geschehens). Sie manifestieren sich durch den Gebrauch der Satelliten aus einer bestimmten semantischen Klasse: punktuelle Ereignisse *versus* Zeitintervalle *versus* Zeiteinheiten (Przybylska 1985:117).

¹⁸ Zur semantischen Subkategorisierung der Nomina in den temporalen PP vgl. Przybylska (1985:78).

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007																				
<p>4. (przy określaniu czasu, pory, terminu) wynajął mieszkanie na 10 lat <i>er hat die Wohnung auf (für) zehn Jahre gemietet</i>; wejdź na chwilę! <i>komm auf einen Augenblick herein!</i>; jest kwadrans na dwunastą <i>es ist ein Viertel auf zwölf (Uhr)</i>; na dłuższy czas <i>auf die Dauer</i>; raz na rok (na miesiąc, na tydzień) <i>einmal im Jahr (im Monat, in der Woche)</i>; na ten raz <i>für diesmal</i>; raz na zawsze <i>ein für allemal</i>; na jutro <i>für morgen</i>; na dziś dosyć <i>für heute genug</i>; na teraz <i>für jetzt</i>; na przyszły rok <i>fürs nächste Jahr</i>; na po wakacjach <i>für die Zeit nach den Ferien</i>; na zawsze (na wieki) <i>für immer</i>; pozostanie tu na kilka tygodni <i>er bleibt für einige Wochen hier</i>; na moje stare lata <i>für meine alten Tage</i>; na Boże Narodzenie (na Nowy Rok, na Wielkanoc) <i>zu Weihnachten (zu Neujahr, zu Ostern)</i>; na początku (na końcu) roku <i>zu Anfang (zu Ende) des Jahres</i>; zamówić się na niedzielę <i>sich für Sonntag ansagen</i>; z godziny na godzinę <i>von Stunde zu Stunde</i>; z dnia na dzień <i>von Tag zu Tag</i>; na zakończenie <i>zum Schluss</i>; na początku <i>zum Anfang</i>; (nie zawsze się tłumaczy) <i>zostać na kilka dni mehrere Tage bleiben</i>; na rok przed śmiercią <i>ein Jahr vor dem Tode</i>; na dzień przed ślubem <i>einen Tag vor der Trauung</i>; na przyszły tydzień (na przyszłą niedzielę) <i>nächste Woche (nächsten Sonntag)</i>; na przyszły rok <i>nächstes Jahr</i>.</p>	<p>4. (wskazuje na odcinek czasu) na zawsze <i>für immer</i>; wyjechać na tydzień/dwa dni <i>für eine Woche/ zwei Tage verreisen</i>; 5. (wskazuje na termin) bilety na środę <i>Eintrittskarten für Mittwoch</i>; praca domowa na środę <i>Hausaufgabe für Mittwoch</i>; przesunąć coś na jutro <i>etw + A auf Morgen verschieben</i>; masz przyjść na drugą <i>du sollst um zwei Uhr kommen</i>.</p>	<table> <tr><td>für</td><td>65</td></tr> <tr><td>zu</td><td>59</td></tr> <tr><td>in + dat.</td><td>32</td></tr> <tr><td>bei</td><td>22</td></tr> <tr><td>an</td><td>14</td></tr> <tr><td>bis</td><td>4</td></tr> <tr><td>auf + acc.</td><td>2</td></tr> <tr><td>gegen</td><td>2</td></tr> <tr><td>während</td><td>2</td></tr> <tr><td>im Laufe + gen.</td><td>1</td></tr> </table>	für	65	zu	59	in + dat.	32	bei	22	an	14	bis	4	auf + acc.	2	gegen	2	während	2	im Laufe + gen.	1
für	65																					
zu	59																					
in + dat.	32																					
bei	22																					
an	14																					
bis	4																					
auf + acc.	2																					
gegen	2																					
während	2																					
im Laufe + gen.	1																					
34	7	203																				

4.3 Präposition *nad* + *instr.*

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007						
<p>~ wieczorem <i>gegen Abend</i>; ~ranem <i>gegen Morgen</i>; ~świtaniem <i>gegen Tagesanbruch</i>.</p>	<p>~ranem <i>gegen Morgen</i>.</p>	<table> <tr><td>gegen</td><td>7</td></tr> <tr><td>an + dat.</td><td>1</td></tr> <tr><td>bei</td><td>1</td></tr> </table>	gegen	7	an + dat.	1	bei	1
gegen	7							
an + dat.	1							
bei	1							
3	1	9						

Der bescheidenere Umfang des Eintrags im WSPN 2008 im Verhältnis zu seinem Vorgänger kann durch den Charakter der Temporalangaben mit der *P nad + instr.* und ihrer Rolle im heutigen Polnisch erklärt werden. Die syntaktische Struktur *nad + instr.* ist als Zeitangabe nicht mehr produktiv und liegt in der Peripherie des polnischen Temporalsystems. Nur die stark lexikalisierte Phrase *nad ranem* wird ständig verwendet und gilt für standardgemäß. Andere Zeitbestimmungen sind veraltet bzw. nur für geschriebene Sprache vorbehalten. Dies begründet die Reduzierung des Artikels in dem modernen WB.

4.4 Präposition *o + loc.*

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
wróci o dziesiątej wieczorem <i>er kehrt um zehn Uhr abends zurück</i> ; o północy um Mitternacht; wyruszyć o świcie bei Tagesanbruch aufbrechen; o wschodzie słońca bei Sonnenaufgang; o zachodzie słońca bei Sonnenuntergang.	o (godzinie) czwartej um vier (Uhr); o wpół do dziewiątej um halb neun; o północy um Mitternacht; o świcie in der Morgendämmerung, bei Tagesanbruch; o zmroku in der Abenddämmerung; wstał o zwykłej godzinie er stand zur gewohnten Zeit auf.	bei 43 in + dat. 27 zu 14 um 12 gegen 7 an + dat. 3 im Laufe+gen. 1 während 1
5	6	108

Die Präposition *o + loc.* ist ein Beispiel für einen gut durchdachten Artikel in dem WSPN 2008. Von der richtigen Wahl der Beispiele zeugt nicht nur das Ergebnis der Konfrontation mit der Korpusuntersuchung (die ersten vier Plätze in der Rangliste *bei, in, zu, um* sind im Eintrag vertreten) aber auch der Vergleich mit dem lexikographischen Material im WSPN 1982. Während die 5 Phrasenpaare im WSPN 1982 nur 2 Äquivalente (*um, bei*) liefern, illustrieren 6 Beispiele im neueren WB den Gebrauch von 4 Entsprechungen mit höchster Frequenz in der Korpusuntersuchung.

4.5 Präposition *od + gen.*

Beide Artikel erfassen die Schlüsselfunktionen der PP mit *od + gen.* Die Mikrostrukturen enthalten Belege zur Bezeichnung des Anfangspunktes eines Geschehens, thematisieren die Messfunktion in den Phrasen mit Zeiteinheiten sowie führen Beispiele für den Gebrauch der P in der komplexen Konstruktion *od+gen. – do+gen.* an. Der Eintrag in dem WSPN 1982

übertrifft seinen Nachfolger in quantitativer Hinsicht (20 Beispiele *versus* 13 Beispiele), zu den Vorteilen der Mikrostruktur in dem WSPN 2008 zählt eine größere Anzahl der deutschen Entsprechungen (2 *versus* 3) und eine übersichtliche Strukturierung des Eintrages.

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007																
<p>1. od rana do wieczora <i>vom Morgen bis zum Abend, von morgen bis abends</i>; od czasu do czasu <i>von Zeit zu Zeit</i>; od początku do końca <i>vom Anfang bis zum Ende, von Anfang bis Ende</i>; od pierwszego do dziesiątego tego miesiąca <i>vom ersten bis zum zehnten dieses Monats</i>; od teraz (dziś, jutra) <i>von jetzt (heute, morgen) ab (an)</i>; od dziś do jutra <i>von heute bis morgen</i>; od dawien dawna <i>von alters her</i>; od dzieciństwa <i>von Kind auf, von Kindheit an</i>; od tej chwili <i>von diesem Augenblick an</i>; od początku <i>von Anfang an</i>;</p> <p>2. (w odniesieniu do przeszłości) <i>seit</i>; od wczoraj <i>seit gestern</i>; od tego czasu <i>seit dieser Zeit</i>; od niepamiętnych czasów <i>seit undenklichen Zeiten</i>; od roku go nie widziałem <i>seit einem Jar habe ich ihn nicht gesehen</i>; od ostatniej zimy <i>seit dem letzten Winter</i>; od kilku lat <i>seit mehreren Jahren</i>; od kiedy tu jesteś? <i>seit wann bist du hier?</i> od niedzieli czekam na ciebie <i>seit Sonntag warte ich auf dich</i>.</p>	<p>5. (określające moment początkowy) (w przeszłości) <i>seit</i>; (w przyszłości) <i>ab</i>; od tej chwili <i>von diesem Augenblick od. Moment an</i>; od jutra <i>ab morgen</i>; od zeszłego poniedziałku <i>seit letztem Montag</i>; od lipca zaczynam pracę <i>ab Juli fange ich an zu arbeiten, ab Juli nehme ich eine Arbeit auf</i>; od dzieciństwa od. od dziecka cierpiała na alergię <i>von Kind an litt sie unter Allergien</i>; od jak dawna tu mieszkasz? <i>wie lange wohnst du schon hier?</i></p> <p>6. (określające czas trwania) <i>seit</i>; od roku/trzech tygodni <i>seit einem Jahr/drei Wochen</i>; od dawna <i>seit langem, längst</i>; od jakiegoś czasu <i>seit einiger Zeit</i>;</p> <p>7. (określające dolną granicę) od drugiej do piątej po południu <i>von zwei bis fünf Uhr nachmittags</i>; od poniedziałku do środy <i>von Montag bis Mittwoch</i>.</p>	<table> <tr><td><i>seit</i></td><td>110</td></tr> <tr><td><i>von...an</i></td><td>58</td></tr> <tr><td><i>von</i></td><td>19</td></tr> <tr><td><i>an + dat.</i></td><td>4</td></tr> <tr><td><i>nach</i></td><td>4</td></tr> <tr><td><i>von...her</i></td><td>2</td></tr> <tr><td><i>von...ab</i></td><td>1</td></tr> <tr><td><i>bei</i></td><td>1</td></tr> </table>	<i>seit</i>	110	<i>von...an</i>	58	<i>von</i>	19	<i>an + dat.</i>	4	<i>nach</i>	4	<i>von...her</i>	2	<i>von...ab</i>	1	<i>bei</i>	1
<i>seit</i>	110																	
<i>von...an</i>	58																	
<i>von</i>	19																	
<i>an + dat.</i>	4																	
<i>nach</i>	4																	
<i>von...her</i>	2																	
<i>von...ab</i>	1																	
<i>bei</i>	1																	
20	13	199																

4.6 Präposition *(o)kolo + gen.*

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
~ Wielkanocy (Bożego Narodzenia) <i>um Ostern (Weihnachten)</i> ; było to ~ północy (godziny dziesiątej) <i>es war um Mitternacht (um zehn Uhr)</i> ; ~ roku... <i>um das Jahr...</i> ; ~ wieczoru zaczęło padać <i>gegen Abend begann es zu regnen.</i>	około szóstej/północy <i>gegen sechs Uhr/Mitternacht, um sechs Uhr/Mitternacht herum</i> ; ~ 1990 roku <i>etwa a. ungefähr 1990, um 1990 (herum).</i>	gegen 10 um 5 vor 1
6	3	16

Beide Einträge erschöpfen vollständig die Anzahl der Entsprechungen¹⁹. Der ökonomischere Artikel aus dem WSPN 2008 könnte noch durch das Beispiel *kolo południa – gegen Mittag* ergänzt werden²⁰. Beide WB liefern Belege für nur eine semantische Funktion: Temporalisierung eines Geschehens. Mit den Satelliten, die Zeitstrecken (Zeitintervalle) denotieren, bildet die P Bestimmungen mit der Funktion des Messens: *około tygodnia, około roku*. Die PP gibt die ungefähre zeitliche Ausdehnung eines Geschehens an. Ich würde empfehlen Phrasen dieser Art hinzuzufügen.

4.7 Präposition *po + loc.*²¹

Die Analyse der oben angeführten Artikel veranlasst die Formulierung folgender Konstatierung: Beide Parameter zur Beurteilung der Wörterbuchartikel fallen zugunsten des neueren Nachschlagewerkes aus. Dem Benutzer steht ein abwechslungsreicheres Beispielmateriale und eine höhere Anzahl (*nach, um* in dem WSPN 1982 gegenüber *nach, an, für* in dem WSPN 2008) der Entsprechungen zur Verfügung. Erwähnenswert und beachtenswert sind die Belege mit den Entsprechungen in Form von temporalen Nebensätzen. Sie veranschaulichen strukturelle Kontraste zwischen den beiden Sprachen im Bereich der temporalen Ausdrücke.

¹⁹ Das Übersetzungsäquivalent *vor* (Jarosz 2007:246) soll als Translationsfehler betrachtet werden

²⁰ Alle Vorschläge wurden meiner monographischen Darstellung entnommen (Jarosz 2007). Aus Platzgründen werden hier in der Regel nur temporale Phrasen angeführt und nicht vollständige Sätze, denen sie entnommen wurden.

²¹ Für die PP *po + acc.*, die kein produktives syntaktisches Muster mehr ist, gibt es keine Beispiele in beiden untersuchten Kompendien.

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
<p>~ śniadaniu <i>nach dem Frühstück</i>; ~po lekcji <i>nach der Stunde</i>; ~nauce <i>nach dem Unterricht</i>; ~ dwunastej (godzinnie) <i>nach zwölf (Uhr)</i>; ~dwóch latach <i>nach zwei Jahren</i>; chwili <i>nach einer Weile</i>; dzień ~ dniu <i>einen Tag um den anderen</i>; rok ~ roku <i>ein Jahr ums andere</i>; godzina ~ godzinie <i>upłynęła Stunde um Stunde verging</i>.</p>	<p>1. (później niż) <i>nach</i>; po godzinie <i>nach einer Stunde, eine Stunde später</i>; po południu <i>am Nachmittag, nachmittags</i>; po śniadaniu/wojnie <i>nach dem Frühstück/Krieg</i>; po ukończeniu studiów <i>nach dem Studienabschluß, nach Beendigung des Studiums</i>; pięć po czwartej <i>fünf nach vier</i>; artysta studiował w Paryżu, po czym wrócił do Polski <i>der Künstler studierte in Paris und kehrte dann nach Polen zurück</i>; oddał referat pięć dni po czasie <i>er gab das Referat fünf Tage nach dem Abgabetermin ab</i>; po pięćdziesiątce musisz zacząć dbać o siebie <i>mit über fünfzig musst du anfangen, auf dich achtzugeben</i>; zdrzemnął się po wyjściu gości <i>er machte ein Schläfchen, nachdem die Gäste gegangen waren</i>.</p>	<p>nach 486 in + dat. 9 bei 5 von 4 seit 2 zu 2 auf + acc. 1 durch 1</p>
9	10	510

4.8 Präposition *pod* + *acc*.

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
<p>~wieczór <i>gegen Abend</i>; ~wiosnę <i>gegen den Frühling</i>; ~koniec miesiąca <i>gegen Ende des Monats</i>.</p>	<p>11. (blisko) <i>gegen</i>; ~ koniec wieku <i>gegen Ende des Jahrhunderts</i>; ~wieczór <i>gegen Abend</i>.</p>	<p>gegen 24 vor 1 andere 1</p>
3	2	26

Der Eintrag in dem neueren WB enthält weniger Verwendungsbeispiele als der aus dem Kompendium von Ippoldt und Piprek. Ausgelassen wurde die Phrase *~wiosnę*, die als veraltet gilt (vgl. 4.3).

4.9 Präposition *przed* + *instr.*

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
<p>~ pierwszym maja <i>vor dem ersten Mai</i>; pięć minut ~ dwunastą <i>fünf Minuten vor zwölf</i>; ~ obiadem (zachodem słońca) <i>vor dem Mittagessen (vor Sonnenuntergang)</i>; ~ południem <i>vormittags</i>; ~ czasem <i>vor der Zeit, vorzeitig</i>.</p>	<p>3. (wcześniej niż) <i>vor</i>; ~ czasem <i>vorzeitig</i>; ~ południem <i>am Vormittag, vormittags</i>; ~ śniadaniem /świtem <i>vor dem Frühstück/der Morgendämmerung</i>; ~ wojną <i>vor dem Krieg</i>; V wiek ~ naszą erą <i>das fünfte Jahrhundert vor Christus a. unserer Zeitrechnung</i>; najgorsze jest jeszcze ~ nami <i>das Schlimmste liegt noch vor uns, das Schlimmste steht uns noch bevor</i>; przyszła ~ dwunastą <i>sie ist vor zwölf (Uhr) gekommen</i>; 4. (jakiś czas temu) <i>vor</i>; ~ godziną/dwoma laty <i>vor einer Stunde/zwei Jahren</i>.</p>	<p><i>vor</i> 164 <i>gegen</i> 5 <i>an + dat.</i> 2 <i>im Laufe + gen.</i> 1</p>
6	10	172

Der Artikel im WSPN 2008 wurde ausgebaut und ergänzt im Verhältnis zu dem Eintrag im WSPN 1983. Neben dem Hauptäquivalent *vor* wurden seine kontextuelle Variante *an* sowie eine Entsprechung in Form eines Adverbs hinzugefügt. Unter den deiktischen Beispielen fehlt noch die Entsprechung *...her*, als stilistische Parallelförm für die PP mit *vor*, z.B. *przed dwoma tygodniami – zwei Wochen her*. Die Phrasen mit den übrigen Wiedergabemöglichkeiten *gegen*, *im Laufe von* (Jarosz 2007) gelten als Okkasionismen oder seltene stilistische Varianten und müssen nicht in den Artikel einbezogen werden.

4.10 Präposition *przez* + *acc.*

Das zusammengestellte Material illustriert einen Progress in der lexikographischen Erfassung des präpositionalen Eintrages. Das WSPN 2008 führt mehr Äquivalente und mehr Belege für den Gebrauch der P an. In die Struktur des Artikels würde ich jedoch folgende Änderungen einführen:

1. auf das Beispiel *~dwa dni* verzichten, diese Verwendung veranschaulicht die Phrase *~cały dzień*,
2. das Beispiel *~zimą* durch die Entsprechung *während* ergänzen,

3. folgende Beispiele hinzufügen: *przez cały czas choroby* – während der Krankheit, *przez lato* – im Laufe des Sommers, *przez pierwsze dni* – in den ersten Tagen.

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007	
5. (określa przeciąg czasu) durch, hindurch; był przez cały tydzień ~ (~zimę, ~rok) chory <i>er war die ganze Woche (den Winter, ein Jahr) durch (hindurch) krank</i> ; ~wiele lat <i>viele Jahre hindurch</i> ; ~całą noc <i>durch die ganze Nacht, die ganze Nacht hindurch</i> .	4. (czas trwania) ~cały czas <i>die ganze Zeit (hindurch)</i> ; ~cały dzień <i>ganzen Tag lang a. über</i> ; ~chwilę <i>einen Augenblick lang</i> ; ~dwa dni <i>zwei Tage lang a. hindurch</i> ; ~zimę <i>den Winter über a. hindurch</i> ; pracować ~całą noc <i>die ganze Nacht (hindurch) arbeiten</i> ; skończy tłumaczenie ~niedziele/maj <i>ich werde die Übersetzung am Sonntag/im Maj abschließen</i>hindurch in + dat. während ... über seit durch für im Laufe + gen. auf bis...zu	20 14 13 7 3 2 2 2 1 1
5	8	69	

Auf die Entsprechung *seit* (Jarosz 2007) soll man wegen der starken Kontextabhängigkeit eher verzichten²². Die sporadische Frequenz der anderen Entsprechungen (Jarosz 2007), ihr okkasioneller Charakter schließt sie aus der Liste der lexikographischen Entsprechungen aus.

4.11 Präposition *acc.* + *temu*

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007	
rok ~ <i>vor einem Jahr</i> ; już dawno (dwa lata) ~ <i>es ist schon lange (zwei Jahre) her</i> ; godzinę ~ <i>był tutaj vor einer Stunde ist er hier gewesen</i> .	dawno ~ <i>vor langer Zeit</i> ; godzinę/rok ~ <i>vor einer Stunde/einem Jahr</i> .	vor ...her seit	10 3 2
Anzahl der Beispiele 4	3	15	

Der Eintrag in dem WSPN 1982 übertrifft den neuen Wörterbuchartikel nicht nur in der Anzahl der Entsprechungen aber auch in der Anzahl der angeführten Beispiele. Die Entsprechung *seit* (Jarosz 2007) tritt nur unter den bestimmten Bedingungen auf: sie ist an bestimmten Kontext gebunden, kann also als eine fakultative Entsprechung oder stilistische Variante für das Hauptäquivalent betrachtet werden (Jarosz 2007:298)²³.

²² [...], który trzymał w ryzach wielkie miasto **przez dwadzieścia lat** (ASz 85). → [...], der nun schon **seit zwanzig Jahren** die große Stadt Arras im Zaum hielt (143).

²³ Wybrała się do ojca, którego zachorzał już **parę dni temu** (WSR3 205). → [sie] machte sich auf den Weg zu ihrem Vater, der **seit einigen Tagen** ernstlich erkrankt war (717).

4.12 Präposition *w* + *acc.*

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007	
w dzień <i>bei (am) Tag</i> ; w sobotę <i>am Sonnabend (Samstag)</i> ; w niedzielę <i>am Sonntag</i> ; w ten poniedziałek <i>an diesem Montag</i> ; w południe <i>zu Mittag, in der Mittagsstunde (Mittagszeit)</i> ; w pięć lat później <i>fünf Jahre nachher</i> ; w dzień przed Bożym narodzeniem <i>am Tage vor Weihnachten</i> ; w kilka dni później <i>nach einigen Tagen</i> ; w tydzień później <i>eine Woche darauf (später, nachher)</i> ; w trzy dni po czymś <i>drei Tage nach etw.</i>	w rok później <i>ein Jahr später</i> ; w ten dzień a. w tym dniu <i>an diesem Tag</i> ; w ubiegły/przyszły czwartek <i>am letzten/nächsten a. vergangenen/kommenden Donnerstag</i> .	in + dat. 92 an + dat. 87 zu 51 in + acc. 19 bei 14 um 12 während 10 in der Dauer von 4 ...darauf 2 gegen 1 zur Zeit 1	
10	5	293	

Aus der Tabelle ist ersichtlich, dass die Anzahl der neu bearbeiteten Belege wesentlich reduziert wurde. Dies reflektiert auch in dem Repertoire der Entsprechungen: 5 in dem WSPN 1982 *versus* 2 in dem WSPN 2008. In dem neuen Artikel fehlen Phrasen von hohem Lexikalisierungsgrad, die von den Sprachbenutzern nicht paradigmatisch gebildet werden können, sondern als fertige lexikalische Einheiten erlernt werden müssen, z.B. *w południe, w dzień*. Erwünscht wären auch Vertreter der Phrasen mit den Namen der Festtage als Satelliten, z.B. *w Nowy Rok, w Wielkanoc* usw. In beiden Einträgen fehlen darüber hinaus Exzerpte, die die Messfunktion der Präposition zum Ausdruck bringen, *w* + *Zeiteinheit* z.B. *w jeden dzień – in einem Tag*.

4.13 Präposition *w* + *loc.*

Selbst ein flüchtiger Blick auf den Inhalt der Mikrostruktur der beiden Artikel stellt die umfangreichere Liste der Beispiele in dem WSPN 2008 in den Vordergrund. Eine detaillierte Analyse lässt aber zweifeln, ob die Auswahl der Belege tatsächlich den vielseitigen Verwendungsbereich der PP widerspiegelt und die Liste der möglichen deutschen P angibt: 8 Beispiele in dem WSPN 1982 liefern 6 unterschiedliche Entsprechungen (darunter gibt es vier häufigste Entsprechungen aus der Korpusuntersuchung), wobei die 14 Beispiele in dem WSPN 2008 auf lediglich zwei deutsche Äquivalente hinweisen. Überflüssig ist eins der Beispiele mit der Phrase *w przyszłości*. Es fehlen dagegen mehr komplexe Einheiten: Die Präposition *w* + *loc.* ist nämlich eine sehr produktive Struktur innerhalb

der präpositionswertigen PP: *w czasie+gen.*, *w trakcie+gen.*, *w ciągu+gen.*, *w toku+gen.*, *środku+gen.*, die formal von polnischen Sprachwissenschaftlern als sekundäre Präpositionen anerkannt (Jarosz 2007:83) und als solche auch lexikographisch behandelt wurden (Milewska 2003:191 f.). Da die analytischen Präpositionen immer höhere Frequenz aufweisen, wäre es wünschenswert auch die Vertreter dieser Formen in einem modernen Nachschlagewerk zu berücksichtigen.

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
2. (przy określaniu czasu) w czasie rozmowy <i>während (im Laufe) des Gesprächs</i> ; w nocy <i>bei (in der) Nacht</i> ; w tym miesiącu <i>diesen (in diesem) Monat</i> ; w tym roku <i>dieses (in diesem) Jahr</i> ; w tym dniu <i>an diesem Tag</i> ; w przeciągu pięciu lat <i>binnen (in) fünf Jahren</i> ; w poście <i>zur Fastenzeit</i> ; w młodości <i>in der Jugend (Jugendzeit)</i> .	8. (w określeniach czasu) w XX wieku <i>im 20. Jahrhundert</i> ; w dawnych czasach <i>in den alten Zeiten</i> ; w maju/zimie <i>im Mai/Winter</i> ; w młodości <i>in jds Jugend(zeit)</i> ; w przeszłości <i>in der Vergangenheit</i> ; w przyszłości <i>będę się więcej uczyć in Zukunft werde ich mehr lernen</i> ; w przyszłości roboty <i>zastąpią ludzi in (der) Zukunft werden Menschen durch Roboter ersetzt</i> ; w starożytności <i>in der Antike</i> ; w ubiegłym/przyszłym roku <i>im letzten/nächsten a. vorigen/kommenden Jahr</i> ; 9. (podczas) w podróży (on) <i>najczęściej śpi während der Reise schläft er meistens</i> ; w rozmowie ze mną <i>wspomniał, że... im Gespräch mit mir erwähnte er, dass...</i> ; zginął w powstaniu <i>er ist im Aufstand ums Leben gekommen/er ist während des Aufstandes ums Leben gekommen</i> .	in + dat. 402 zu 39 an + dat. 26 bei 5 auf + acc. 3 um 3 inne 2
8	14	480

4.14 Präposition *z* (= *z + gen.* und *z + instr.*)

Da die Angaben zur alternierenden Rektion bei der Lemmatisierung der P ausgelassen wurden, gibt es in den beiden WB nur einen Artikel mit der Präposition *z*, der aber kein grammatisch homogenes Beispielmateriale umfasst. Der Übersicht halber wurden alle Belege in zwei Gruppen nach dem Kriterium der Rektion eingeteilt. Dies ergab folgendes Bild:

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
Präposition <i>z</i> + <i>gen.</i>		
3. (przy oznaczeniach czasu) z rana (wieczora, południa) <i>des Morgens</i> (<i>des Abends, des Mittags</i>).	4. (z określeniami czasu) z (samego) rana <i>am frühen Morgen</i> .	an + dat. 17 gegen 4 nach 3 von...an 3 seit 1
Anzahl der Beispiele 3	1	28
Präposition <i>z</i> + <i>instr.</i>		
z początkiem roku <i>im (am, zu) Anfang (anfangs) des Jahres</i> ; z nastaniem dnia <i>mit Tagesanbruch</i> ; przestarz z młodości <i>von Jugend an (auf)</i> .	4. (z określeniami czasu) z końcem sierpnia <i>Ende August</i> ; z nadejściem lata <i>mit Beginn des Sommers</i> .	mit 15 bei 6 nach 2 in + dat. 2 seit 1
3	2	26

Die Mikrostruktur im Artikel mit der Präposition *z* wurde in dem WSPN 2008 neu bearbeitet, indem die veralteten Formen in beiden Sprachen ausgelassen wurden. Das Datenprogramm der Belege ist zwar bescheidener, es gibt aber den modernen Sprachgebrauch wieder und die Äquivalente entsprechen dem Ergebnis in der Korpusuntersuchung. Die Liste der Beispiele kann um die Entsprechung *um*, die als kontextbedingte Variante des Hauptäquivalents gilt, erweitert werden, z.B.: *równno ze świtem – bei Morgen grauen, wraz ze wschodem słońca – bei Tagesanbruch*.

4.15 Präposition *za* + *gen.*

Der größere Umfang des Artikels im WSPN 1982 korrespondiert mit der größeren Anzahl der deutschen Entsprechungen (5), die mit den Ergebnissen der Korpusuntersuchung übereinstimmen. Die neu bearbeitete Mikrostruktur in dem WSPN 2008 brachte keine Verbesserung in quantitativer Hinsicht; ausgelassen wurden Formen, die heutzutage als veraltet empfunden werden können *za dnia – untermits*.

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
za panowania Króla Stanisława <i>zur Zeit (während, unter) der Regierung des Königs Stanislaus</i> ; za Aleksandra Wielkiego <i>zur Zeit Alexanders des Großen</i> ; za dawnych czasów <i>in alten Zeiten, in alter Zeit</i> ; za mojej młodości <i>in meiner Jugendzeit</i> ; za naszych czasów <i>zu unseren Zeiten</i> ; za jego życia <i>zu (bei) seinen Lebzeiten</i> ; za dnia <i>untertags, bei (am) Tage</i> ; jeszcze za widoku <i>noch vor der Dämmerung</i> .	14. (wskazuje na okres) za jej życia <i>zu ihrer Lebenszeit</i> ; za kadencji poprzedniego prezydenta <i>während der Amtszeit des ehemaligen (Staats)Präsidenten</i> ; za króla Kazimierza Wielkiego; <i>während der Herrschaft von Kazimierz des Großen</i> ; za młodu sporo podróżował <i>in seiner Jugend ist er viel gereist</i> .	in + dat. 8 zu 8 unter 5 bei 3 vor 1 während 1
8	4	26

4.16 Präposition *za* + *acc.*

WSPN 1982	WSPN 2008	JAROSZ 2007
16. (określenia czasu) za godzinę (tydzień) <i>in (nach) einer Stunde (Woche)</i> ; za rok <i>in (nach) einem Jahr</i> ; od dziś za rok <i>von heute über ein (übers) Jahr</i> ; za trzy miesiące <i>in drei Monaten (über drei Monate)</i> ; jest za pięć siódma <i>es ist fünf vor sieben</i> ; za kwadrans ósma <i>Viertel vor acht</i> ; 18. (związki wyrazowe) za drugim razem <i>beim zweiten Mal</i> .	12. (wskazuje na upływ czasu) <i>in</i> za chwilę <i>sofort</i> ; za trzy lata <i>in drei Jahren</i> ; 13. (w określeniach czasu) <i>vor</i> za pięć szósta <i>fünf vor sechs</i> ; 15. (wskazuje na następstwo w czasie) <i>für</i> dzień za dniem <i>Tag für Tag</i> ; rok za rokiem <i>Jahr für Jahr</i> .	in + dat. 31 nach 5 binnen 1
8	5	37

Durch die neu bearbeitete Struktur gewann der Artikel an der Übersichtlichkeit, verlor dagegen an Informativität. Das Datenangebot in dem WSPN 1982 ist reichhaltiger als das seines Nachfolgers: 8 Beispiele mit 4 Äquivalenten *versus* 5 Beispiele mit 2 Äquivalenten.

5. Schlussbemerkungen und Fazit

Die Ergebnisse der Untersuchung ermöglichen einige Schlussfolgerungen zu formulieren:

Resultate einer Übersetzungsanalyse mit Fokus auf Übersetzungsäquivalente können – bei der Berücksichtigung gewisser Einschränkungen – als Bezugsgröße in einer lexikographischen Untersuchung verwendet werden. Die Konfrontation von zwei bilingualen lexikographischen Kompendien zeigt den Umfang sowie die Richtung der Änderungen in deren Artikelmikrostrukturen: Alle Einträge wurden neu bearbeitet, veraltete Phrasen wurden ausgelassen, damit die Verwendungsbeispiele den Stand der modernen Lexik wiedergeben. Beibehalten wurde die Lemmatisierung der P ohne Rücksicht auf die Rektion.

Die Bilanz der Untersuchung liefert ein wenig erfreuliches Bild. Unter den 14 untersuchten Lemmata (insgesamt 17 Präpositionen) fand man in dem WSPN 2008 vier, für die man eine Verbesserung – sei es in der linearen Darstellung des sprachlichen Materials, sei es in dessen Umfang – verzeichnete: *o+loc.*, *po+loc.*, *przed+instr.*, *przez+acc.* Für weitere fünf der analysierten Artikel wurden keine wesentlichen Änderungen im Bereich der angenommenen Kriterien festgestellt: *nad+instr.*, *od+gen.*, *okolo+gen.*, *pod+acc.*, *z+gen.* Überraschend groß ist die Menge der Einträge, für die der Vergleich negativ ausfällt: das Datenprogramm, das die Anzahl der Belege sowie der deutschen Entsprechungen umfasst, ist geringer als im älteren WSPN 1983. Dies betrifft die Präpositionen: *do+gen.*, *na+acc.*, *acc.+temu.*, *w+acc.*, *w+loc.*, *z+instr.*, *za+gen.*, *za+acc.* Unbrauchbar erwies sich das Kriterium der Reihenfolge, denn nach der von den Herausgebern des WSPN 2008 angenommenen Strategie wurden alle Belege in alphabetischer Reihenfolge der Ausgangsformen angeführt.

Quellen

- ASz = Szczypiorski, A. (1989): *Msza za miasto Arras*. Poznań. Ders. (1979): *Eine Messe für die Stadt Arras*, übers. von Karin Wolff. Berlin.
- Ippoldt, J. / Piprek, J. (*1982): *Wielki słownik polsko-niemiecki*. Bd. 1–2. Warszawa.
- Wiktorowicz, J. / Frączek, A. (Hg.) (2008): *Wielki słownik polsko-niemiecki*. Warszawa.
- WSR= Reymont W.S. (1973): *Chłopi*. Bd. I–II. Warszawa. Ders. (1958): *Die Bauern*, übers. von Jean Paul d’Ardeschah. Berlin-Darmstadt.

Literaturverzeichnis

- Ayivi, Ch.K. (2000): *Zweisprachige Lexikographie: zur Adaptation von Wissen in ewe-deutschen und deutsch-ewe Wörterbüchern*. Münster–New York–München–Berlin.
- Engelberg, S./ Lemnitzer, L. (2004): *Lexikographie und Wörterbuchbenutzung*. Tübingen.

- Golanowska, M. (1993): Funkcje przyimka w różnych odmianach współczesnej polszczyzny. In: Grzegorzyczkowa, R. / Zaron, Z. (Hg.): *Studia semantyczne*. Warszawa. 219–243.
- Jarosz, J. (2007): *Niemieckie ekwiwalenty tłumaczeniowe polskich przyimków we frazach temporalnych*. Wrocław.
- Milewska, B. (2003): *Słownik polskich przyimków wtórnych*. Gdańsk.
- Przybylska, R. (1985): Znaczenia temporalne polskich przyimków. In: *Polonica XI*. 77–117.
- Przybylska, R. (2002): *Polisemia przyimków polskich w świetle semantyki kognitywnej*. Kraków.
- Wiegand, H.E. (1990): Die deutsche Lexikographie der Gegenwart. In: Hausmann, F.J. / Reichmann, O. / Wiegand, H.E. / Zgusta, L. (Hrsg.): *Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein Internationales Handbuch zur Lexikographie*. Zweiter Teilband. Berlin–New York. 2100–2246.
- Zgólkowa, H. (1980): *Funkcje syntaktyczne przyimków i wyrażen przyimkowych we współczesnej polszczyźnie mówionej*. Poznań.

The analysis of temporal preposition entries in two biggest Polish-German dictionaries (from perspective of the user)

Abstract

This paper presents results of a research study the objective of which was to analyse entries of Polish temporal propositions and their German equivalents. Having considered specific features of the examined class of words, the following three parameters were chosen as quality references: number of exemplary phrases, number of German preposition equivalents and order of examples given in the entry. Excerpts of dictionary articles were additionally compared with results of other translation confrontation. Results of the study evaluate contents of the newest dictionary within the examined area and indicate the dynamics of changes in preposition entries communicating temporal relations in lexicographic approach.

Analiza haseł przyimków temporalnych w dwóch największych słownikach polsko-niemieckich (z perspektywy użytkownika)

Streszczenie

Niniejszy artykuł prezentuje wyniki postępowania badawczego, którego celem była analiza haseł polskich przyimków temporalnych oraz ich niemieckich odpowiedników. Po uwzględnieniu specyfiki badanej klasy wyrazów za probierz jakości obrano trzy parametry: ilość fraz przykładowych, liczba przyimkowych odpowiedników niemieckich oraz kolejność przykładów ujętych w hasła. Ekscerpty artykułów słownikowych zestawiono dodatkowo z wynikami konfrontacji przekładowej. Rezultaty badania oceniają treść najnowszego słownika w badanym zakresie oraz wskazują na dynamikę zmian w ujęciu leksykograficznym haseł przyimkowych komunikujących relacje temporalne.

Joanna Szczęk

Die deutschen und polnischen Phraseologismen in der deutsch-polnischen phraseographischen Praxis

„Słowniki dwujęzyczne funkcjonują zwykle jako narzędzia pomocnicze w nauce języka obcego, czy w procesie tłumaczenia (...)“¹ (Frączek, Lipczuk 2004: 7). **Ob das aber immer stimmt, ist eher fraglich, da man in zweisprachigen Wörterbüchern, die man zu Hilfe nimmt, sehr oft auf keine dieser Informationen trifft, die man sucht. Das trifft auch auf die phraseologischen deutsch-polnischen Wörterbücher zu.**

Der Beitrag liefert einen Überblick über die vorhandenen deutsch-polnischen phraseologischen/idiomatischen Wörterbücher. Die Grundlage der Untersuchung stellen die zweisprachigen phraseologischen Wörterbücher und Lexik dar, die im 20. Jahrhundert entstanden sind. Es wird der Frage nachgegangen, in welchem Maße sich die vorhandenen Nachschlagewerke für den Gebrauch von Deutschlernenden eignen und inwieweit sich die zweisprachige phraseographische Praxis in dieser Hinsicht entwickelt hat. Der größte Wert wird auf den Vergleich der Lemmastruktur in den zu untersuchenden Wörterbüchern gelegt. Darüber hinaus werden auch die Fragen nach dem praktischen Wert der Lexika und nach der Zuordnung der Äquivalente gestellt.

1. Was ist ein (phraseologisches) Wörterbuch?

In der Forschungsliteratur findet man diverse Definitionen des Begriffs *Wörterbuch*. Es wird als *Nachschlagewerk*, *Verzeichnis von Wörtern*, *Nachschlagebuch*, *Verzeichnis des Wortschatzes* bezeichnet. In Duden (2001: 1829) lesen wir: „Nachschlagewerk, in dem die Wörter einer Sprache nach bestimmten Gesichtspunkten verzeichnet [u. erklärt] sind“. Nach Bußmann ist es „Zusammenstellung der Wörter einer Sprache (bzw. eines regionalen,

¹ „Die zweisprachigen Wörterbücher gelten gewöhnlich als Werkzeuge beim Fremdsprachenlernen oder im Translationsprozess.“ – Hier und im ganzen Beitrag Übersetzungen ins Deutsche von Joanna Szczęk.

soziolektalen oder fachspezifischen Ausschnitts) in alphabetischer oder begrifflicher Ordnung zum Zwecke des Nachschlagens“ (1983: VII), oder nach Hausmann (1985: 396):

„Das Wörterbuch ist eine durch ein bestimmtes Medium präsentierte Sammlung von lexikalischen Einheiten, zu denen für einen bestimmten Benutzer bestimmte Informationen gegeben werden, die so geordnet sein müssen, dass ein rascher Zugang zur Einzelinformation möglich ist.“

Aus der großen Menge von Wörterbuch-Definitionen ergeben sich die Merkmale eines Wörterbuchs (Schaeder 1987: 35):

- Zuordnung zu einer bestimmten Gattung, z.B. Sprachwörterbuch,
- Fixierung auf ein bestimmtes Medium,
- Inhalt: lexikalisierte Einheiten als lexikographische Daten,
- Anordnung der Einheiten: so angeordnet, dass ein gezieltes Nachschlagen gewährleistet ist,
- Zweck: den Wörterbuchbenutzer lexikographisch informieren,
- Inhalt eines Wörterbuchartikels: eine lexikalisierte Einheit, zu der vornehmlich mittels anderer lexikographischer Daten etw. mitgeteilt wird,
- Aufbau des Wörterbuchartikels: Die lexikalisierte Einheit und das, was über sie mitgeteilt wird, sind zu einem lexikographischen Text geordnet.

Was wird nun unter einem phraseologischen Wörterbuch verstanden? Den Typus bestimmen wohl die Einheiten, die in das Wörterbuch aufgenommen werden, und zwar die Phraseologismen. Sie können unterschiedlich angeordnet werden, die meisten alphabetisch, andere onomasiologisch. Ihr Zweck ist es den Sprachbenutzer über die korrekten phraseologischen Einheiten Informationen zu liefern. Diese variieren je nach dem Aufbau und Ziel des Wörterbuchs von der bloßen Bedeutungsangabe bis hin zu der Etymologie und dem Verwendungskontext. Davon sind auch der Inhalt des Wörterbuchartikels und dessen Aufbau abhängig.

2. Analyse der deutsch-polnischen Wörterbücher

Für die Untersuchungszwecke des Beitrags wurden folgende zweisprachige Wörterbücher herangezogen:

- Donath, Adolf (1976): *Wybór idiomów niemieckich*. Warszawa. (= D);
- Czochralski, Jan, A., Ludwig, Klaus-Dieter (1999): *Słownik frazeologiczny niemiecko-polski*. Warszawa. (= Cz/L);
- Griesbach, Heinz, Schulz, Dora (2002): *Langenscheidt 1000 idiomów niemieckich z przykładami, tłumaczeniem i indeksem*. Berlin u.a. (= L);
- Sadziński, Roman, Sadziński, Witold (2003): *Nowy niemiecko-polski słownik idiomów i zwrotów*. Warszawa. (= S);
- Budzowski, Andrzej (2004): *Niemieckie idiomy i zwroty potoczne*. Warszawa. (= B);

Die vorhandenen zweisprachigen Wörterbücher enthalten alphabetische Listen der Phraseologismen geordnet nach den Kernwörtern der phraseologischen Einheiten. Die Grundlage der vergleichenden Analyse der Phraseologismen in den oben genannten Wörterbüchern stellen die Wörterbucheinträge um das Lemma „Hand“ – „reka“ dar.

2.1 Die deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher

Die Analyse der Wörterbücher erfolgt nach drei Kriterien der Beschreibung:

- Makrosystem,
- Mikrosystem, darunter auch Vergleichsanalyse der Lemmata „Hand“,
- Beurteilung mit besonderer Berücksichtigung der Brauchbarkeit für die Deutschlernenden.

2.1.1 Allgemeine Informationen

Tabelle 1. Die deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher. Allgemeine Informationen – Überblick

	Donath (1976)	Czochral- ski/ Ludwig (1999)	Griesbach/ Schulz (2002)	Sadziński/ Sadziński (2003)	Budzowski (2004)
Er- schei- nungs- weise	Auswahl der Idiome	Phraseologi- sches Wörter- buch	Idiome	Wörter- buch der Idiome und Aus- drücke	Idiome und umgangs- sprachliche Ausdrücke
Auf- lage/ Verlag	1. Auflage, Wiedza Pow- szeczna	1. Auflage, Wiedza Pow- szeczna	1. Auflage, Langen- scheidt	1. Auflage, Harald G	1. Auflage, EuroEdu- kacja
Um- fang	nicht ange- geben	5000 Einhei- ten	1000 Ein- heiten	4000 Ein- heiten	2000 Ein- heiten
Adres- saten	Schüler der Oberschule, Studenten, Erwachsene, Autodidak- ten	nicht angege- ben	Jeder Sprachbe- nutzer	nicht an- gegeben	Studenten der Germa- nistik

Der Zusammenstellung ist es zu entnehmen, dass alle Wörterbücher in den polnischen Verlagen erschienen sind. Auffällig ist auch die große Vielfalt, wenn es um die Benutzer geht.

2.1.2 Die Definition des Phraseologismus

Jedem phraseologischen Wörterbuch soll eine Definition des Phraseologismus zu Grunde liegen, da sie das Kriterium für die Aufnahme bestimmter Einheiten in das Wörterbuch darstellt. Die folgende Zusammenstellung präsentiert vergleichend die Definitionen des Phraseologismus, auf die sich die untersuchten Nachschlagewerke stützen:

Tabelle 2. Die deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher. Übersicht über die Definitionen des Phraseologismus

Donath (1976)	„typowe dla języka niemieckiego zwroty, charakterystyczne wyrażenia językowe” [typische für die deutsche Sprache Redewendungen, charakteristische Sprachausdrücke].
Czochralski, Ludwig (1999)	„Phraseologismen sind feste Wortverbindungen, deren Gesamtbedeutung sich nicht aus den Einzelbedeutungen ihrer Bestandteile ergibt“.
Langescheidt (2002)	„Fraseologizmy satnowią istotną część języka potocznego. Znaczenia zwrotu frazeologicznego nie można wyprowadzić ze znaczeń poszczególnych wyrazów, dopiero całość oddaje sens idiomu”. [Phraseologismen sind ein wesentlicher Teil der Umgangssprache. Ihre Bedeutung kann man nicht aus den Bedeutungen der einzelnen Bestandteile ableiten, erst die ganzheitliche Bedeutung ergibt einen Sinn.]
Sadziński, Sadziński (2003)	„Utarte zwroty, które nie podlegają regułom gramatycznym i są traktowane jako samoistne jednostki leksykalne. Takie zbitki wyrazowe z reguły mają swój rodowód w odległej historii, jednak z punktu widzenia obecnego systemu językowego, postrzegane są jako swego rodzaju wyjątki”. [Übliche Ausdrücke, die keinen grammatischen Regeln unterliegen. Sie werden als selbständige lexikalische Einheiten betrachtet.]
Budzowski (2004)	„Podstawowe znaczenie różni się od znaczenia, jakiego słowo nabiera w różnych zwrotach”. [Die Grundbedeutung unterscheidet sich von der Bedeutung, die das Wort in verschiedenen Ausdrücken hat.]

Dem Vergleich ist es zu entnehmen, dass man in den Definitionen auf phraseologische Merkmale² eingeht. Das Schwergewicht wird dabei v.a. auf die Idiomaticität gelegt.

² Es werden darunter Mehrgliedrigkeit, Idiomaticität, Stabilität (Fixiertheit), Lexikalisierung und Reproduzierbarkeit gemeint, Näheres hierzu z.B. bei Fleischer (1997), Burger (1998).

2.1.3 Makrosystem

Tabelle 3. Die deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher im Vergleich – Makrosystem

	Donath (1976)	Czochralski/Ludwig (1999)	Griesbach/Schulz (2002)	Sadziński/Sadziński (2003)	Budzowski (2004)
Aufbau	Vorwort der Autoren, Abkürzungen, Bibliographie, Wörterbuchteil, Übungen, Lösungsschlüssel	Vorwort der Autoren, Abkürzungen und Zeichen, Wörterbuchteil, benutzte Quellen	Vorwort des Herausgebers, Vorwort des Übersetzers, Wörterbuchteil, Index der deutschen Idiome, Index der polnischen Idiome, Quellen, Abkürzungen und Zeichen	Vorwort der Autoren, Wörterbuchteil, verbale Phraseologismen, Index der polnischen Entsprechungen	Vorwort des Autors, Wörterbuchteil, Übungsteil, Lösungsschlüssel
Anordnung der Lemmata	alphabetisch nach Schlüsselwörtern	alphabetisch nach Schlüsselwörtern	alphabetisch nach Schlüsselwörtern	alphabetisch nach Schlüsselwörtern	alphabetisch nach Schlüsselwörtern
Grundlage	andere Wörterbücher	andere Wörterbücher	andere Wörterbücher	nicht angegeben	nicht angegeben
Typographie	zwei Spalten: links deutsche Phr., rechts – polnische Entsprechungen	eine Spalte, fortlaufend	eine Spalte, fortlaufend	zwei Spalten	zwei Spalten: links deutsche Phr., rechts – polnische Entsprechungen

2.1.4 Mikrosystem

Bei der Analyse des Mikrosystems der zu untersuchenden phraseologischen Wörterbüchern wird es auf folgende Fragen eingegangen (Schaeder 1987: 83):

1. Welche lexikalischen Einheiten werden im Wörterbuch als Lemmata aufgenommen?

In den Wörterbüchern sind entweder Idiome (L, D), Idiome und Ausdrücke (S), Idiome und umgangssprachliche Ausdrücke (B) oder Phraseologismen (Cz/L) enthalten. Die Autoren scheinen aber keinen wesentlichen Unterschied zwischen Phraseologismen und Idiomen zu sehen und bemerkbar zu machen. Es wird von jedem Autor aber unterstrichen, dass es sich um „die für die deutsche Sprache typischen“ Idiome/ Phraseologismen handelt.

2. In welcher Vollständigkeit werden die in Frage kommenden lexikalischen Einheiten als Lemma gebucht?

Jedes der untersuchten Wörterbücher beinhaltet nur eine Auswahl der Idiome/ Phraseologismen/ Ausdrücke und erhebt in dieser Hinsicht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die Autoren scheinen eine bestimmte Auswahl getroffen zu haben. Keiner von ihnen gibt aber an, nach welchen Kriterien die Entscheidung über die Aufnahme in das Wörterbuch getroffen haben.

3. Wie sind die Lemmata im Wörterbuch angeordnet?

Alle untersuchten Wörterbücher sind nach dem alphabetischen Anordnungsprinzip aufgebaut. Die phraseologischen/ idiomatischen Einheiten werden nach ihren Schlüssel-/ Kernwörtern in alphabetischer Reihenfolge semasiologisch angeführt. Es wird aber dabei nicht erklärt, was man unter einem Schlüssel-/ Kernwort versteht. Die Analyse zeigt, dass es mal Nomen, mal Verben sind.

4. Wie ist der Artikel aufgebaut?

Der Aufbau des Artikels wird anhand des Phraseologismus *Hand und Fuß haben* ('gut durchdacht sein') veranschaulicht (Tabelle 4)³.

Der Zusammenstellung ist zu entnehmen, dass die analysierten Wörterbücher auf fast gleiche Arte und Weise die präsentierten Lemmata beschreiben. Es fehlt v.a. an der Bedeutungsangabe. Diese sollte angeblich aus den angegebenen Beispielen erschlossen werden.

5. Welche grammatischen Angaben werden gemacht?

In allen Wörterbüchern werden keine grammatischen Angaben gemacht.

6. Art der Beschreibung

Die Bedeutungen der präsentierten Phraseologismen/ Idiome werden in der Zielsprache mit meist phraseologischen Äquivalenten angegeben. Daher wird es vorausgesetzt, dass der potentielle Wörterbuchbenutzer die beschriebenen phraseologischen Einheiten in seiner Muttersprache kennt. Den Verwendungskontext sollen Beispielsätze veranschaulichen, aus denen aber die eigentliche Bedeutung des Phraseologismus nicht hervorgeht.

7. Woher stammen die Textbelege?

In keinem der untersuchten Wörterbücher werden Quellen der Beispiele angegeben, was wohl vermuten lässt, dass sie von den Autoren selbst ausgedacht wurden.

8. Verweissysteme

³ Die Typographie der angeführten Beispiele entspricht der Typographie in den Quellwörterbüchern.

Tabelle 4. Die deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher – Aufbau des Wörterbuchartikels

Donath	Hand und Fuß haben mieć sens < ręce i nogi > Jetzt hat unser Plan Teraz nasz plan ma już schon Hand und Fuß. ręce i nogi.	– Phraseologismus / Idiom im Deutschen – polnische Entsprechung – Beispielsatz – Übersetzung des Beispiels ins Polnische
Czochral-ski / Ludwig	Hand und Fuß haben mieć ręce i nogi, trzymać się kupy <i>Das, was er sagt, hat Hand und Fuß.</i> <i>To, co on mówi, ma ręce i nogi.</i>	– Phraseologismus / Idiom im Deutschen – polnische Entsprechung – Beispielsatz – Übersetzung des Beispiels ins Polnische
Griesbach / Schulz	(weder) Hand (noch) Fuß haben (nie) trzymać się kupy, mieć ręce i nogi Wenn Sie in dieser Sache etwas unternehmen wollen, muss es Hand und Fuß haben. Jeśli chce pan w tej sprawie coś zrobić, to to musi mieć ręce i nogi.	– Phraseologismus / Idiom im Deutschen – polnische Entsprechung – Beispielsatz – Übersetzung des Beispiels ins Polnische
Sadziński / Sadziński	das hat Hand und Fuß – to ma ręce i nogi (<i>ma sens</i>) <i>przen.</i>	– Phraseologismus / Idiom im Deutschen – polnische Entsprechung – Angabe zur stilistischen Markiertheit
Budzowski	Hand und Fuß haben mieć sens; mieć ręce i nogi Jetzt hat euer Plan Teraz wasz plan ma Hand und Fuß sens. Jeder Vorschlag, den Każda propozycja, er macht, hat Hand przedstawia, und Fuß. ma ręce i nogi.	– Phraseologismus/Idiom im Deutschen – polnische Entsprechung – Beispielsatz – Übersetzung des Beispiels ins Polnische

In den Wörterbüchern werden keine Verweissysteme verwendet.

9. Enthält das Wörterbuch diasystematische Anagen⁴?

⁴ Darunter werden „spezielle Markierungen, Indizierungen“ verstanden, vgl. Schaefer (1987: 103).

Tabelle 5. Die deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher – Überblick über die diastematischen Angaben

	Donath	Czochralski / Ludwig	Griesbach / Schulz	Sadziński / Sadziński	Budzowski
diachronische Angaben	keine	keine	przest. (veraltet)	keine	keine
diatopische Angaben	keine	keine	reg. (regional)	keine	keine
diastatische Angaben (Stilangaben)	fig. (figürlich) geh. (gehoben) lit. (literarisch) sal. (salopp) ugs. (umgangsspr.) übertr. (übertragen)	euphem. (euphemistisch) geh. (gehoben) iron. (ironisch) scherz. (scherzhaft) umg. (umgangsspr.) vulg. (vulgär)	pot. (umgangsspr.) rub. (derb) fam. (familiär) żart. (scherzhaft) eufem. (euphemistisch) grub. (grob) pat. (pathetisch) pej. (pejorativ) podn. (gehoben) pouf. (vertraulich) wulg. (vulgär)	lit. (literarisch) pot. (umgangsspr.) żart. (scherzhaft) iron. (ironisch) przen. (übertragen)	keine
diafrequente Angaben	keine	keine	rzad. (selten)	keine	keine
soziolektale Angaben	keine	keine	młodz. (jugendsprachlich) publ. (publizistisch)	keine	keine
Angaben zu der Form	Sprichw.	keine	przysł. (Sprichwort)	przysł. (Sprichwort)	keine

Die Grundlage für die Analyse der deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher stellen die Phraseologismen mit dem Lexem „Hand“ im Komponentenbestand dar. Die Wörterbücher enthalten eine unterschiedliche Anzahl der phraseologischen Einheiten dieser Art: 31 Einheiten (L), 54 Einheiten (S), 18 Einheiten (B), 15 Einheiten (D), 63 Einheiten (Cz/L). Das resultiert wohl aus der Tatsache, dass die lexikographische Beschreibung der Phraseologismen verschiedenen Umfang hat. Außerdem sind manche unter Lemma „Hand“ angeführten Einheiten hinsichtlich ihrer phraseologischen Beschaffenheit als fraglich zu bewerten.

Bei der Zuordnung der zielsprachlichen Äquivalente wird nach dem Grad der Äquivalenz nicht unterschieden, so dass man annehmen könnte, dass die vorgeschlagenen Entsprechungen die einzigen richtigen sind.

2.1.5 Beurteilung

Die Beurteilung gehört auch zu der Beschreibung des Wörterbuchs und sie gibt Aufschlüsse über die Verwendbarkeit des jeweiligen Nachschlagewerkes.

Jedes der von mir untersuchten phraseologischen Wörterbücher wendet sich an eine bestimmte Gruppe von Empfängern, d.h. an die Deutsch Lernenden unterschiedlicher Stufen. Man greift nach diesen Wörterbüchern, wenn man Informationen zu den lexikalisierten Einheiten der Sprache braucht, deren Bedeutung nicht literal verstanden werden kann. Ob die untersuchten Wörterbücher in dieser Hinsicht zuverlässig sind, ist es aber fraglich.

3. Schlussbemerkungen

Die vergleichende Analyse der deutsch-polnischen phraseologischen Wörterbücher lässt einige Mängel in diesem Bereich anmelden:

1. Grundsätzlich fehlt es an den Bedeutungsangaben. Die Autoren scheinen wohl dem Grundsatz gefolgt zu sein, dass „Phraseologie mit Phraseologie wiederzugeben sei“. Dies ist aber nicht die Aufgabe eines zweisprachigen phraseologischen Wörterbuchs, da es nicht in jedem Falle möglich ist, ein phraseologisches Äquivalent in der Zielsprache zu finden.
2. Es wird nicht nach den Graden der Äquivalenz unterschieden. Im Falle der nichtphraseologischen oder teiläquivalenten Entsprechungen wird der Wörterbuchbenutzer darüber nicht informiert.
3. Die untersuchten phraseologischen Wörterbücher führen zur Veranschaulichung Beispielsätze an, die aber selbst von Autoren ausgedacht zu sein schienen. Es fehlen Quellenangaben.
4. Die Autoren (nicht alle) geben im Literaturverzeichnis dieselben phraseologischen Wörterbücher der deutschen Sprache an, denen die Phraseologismen entnommen sind, angefangen mit Agricola, Erhardt (1972): *Wörter und Wendungen*, über Friederich, Wolf (1966): *Moderne deutsche*

Idiomatik bis zu Duden (1992): *Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten*. Es werden keine Kriterien angegeben, nach welchen die Auswahl der gesammelten Phraseologismen / Idiome getroffen wurde. Es wird die neuere Primärliteratur nicht berücksichtigt.

5. Die Autoren interessieren sich nicht für die Frequenz der von ihnen beschriebenen Einheiten und führen an manchen Stellen Einheiten an, die kaum gebraucht werden.
6. Die Beschreibung des jeweiligen Phraseologismus ist knapp und beschränkt auf die bloße Angabe des zielsprachlichen Äquivalents.
7. Der Verwendungskontext der Phraseologismen/Idiome wird nicht angegeben. Der Benutzer erhält auch keine Auskunft über die Verknüpfbarkeit des jeweiligen Phraseologismus/Idioms.

Demzufolge sind im Bereich der deutsch-polnischen Phraseographie folgende Desiderate zu melden:

1. Erarbeitung des phraseologischen Korpus für die deutsch-polnische Phraseographie,
2. Untersuchung der Gebrauchsfrequenz der deutschen Phraseologismen,
3. Zusammenstellung der gegenwärtigen Textbelege für die deutschen Phraseologismen,
4. Erarbeitung eines Kriterienkatalogs, nach denen die deutschen Phraseologismen in das deutsch-polnische phraseologische Wörterbuch aufgenommen werden.

Bibliographie

- Budzowski, Andrzej (2004): *Niemieckie idiomy i zwroty potoczne*. Warszawa. (=B)
- Burger, Harald (1998): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin.
- Bußmann, Hadumond (1983): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- Donath, Adolf (1976): *Wybór idiomów niemieckich*. Warszawa. (=D)
- Duden (2001): *Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim/Lepizig/Wien/Zürich.
- Czochralski, Jan, A., Ludwig, Klaus-Dieter (1999): *Słownik frazeologiczny niemiecko-polski*. Warszawa. (=Cz/L)
- Fleischer, Wolfgang (1987): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
- Frączek, Agnieszka, Lipczuk, Ryszard (2004): *Słowniki polsko-niemieckie i niemiecko-polskie historia i terażniejszość*. Szczecin.
- Griesbach, Heinz, Schulz, Dora (2002): *Langenscheidt 1000 idiomów niemieckich z przykładami, tłumaczeniem i indeksem*. Berlin u.a. (=L)
- Hausmann, Franz, Josef (1985): Lexikographie. In: Schwarze, Christoph, Wunderlich, Dieter: *Handbuch der Lexikologie*. Königstein. S. 376–411.
- Sadziński, Roman, Sadziński, Witold (2003): *Nowy niemiecko-polski słownik idiomów i zwrotów*. Warszawa. (=S)
- Schaeder, Burkhard (1987): *Germanistische Lexikographie*. Tübingen.

German and Polish phraseological collocations in German-Polish phraseography

Abstract

The analysis presented in the article concerns the existing German-Polish phraseological dictionaries. The aim of the analysis is to answer the question to what degree the dictionaries fulfill their function as far as the needs of their users are concerned. In the article there is also an attempt to detect the tendencies in the development of German-Polish phraseology. For this reason, there is the comparison of the structures of entries found in selected dictionaries based on the example of the keyword 'Hand' in German language. The contrastive analysis made it possible to formulate the following theses: the necessity of formulating the phraseological core for German language for the needs of bilingual dictionaries, the analysis of the frequency of German phraseological collocations, developing a catalogue of criteria of choice concerning the classification of phraseological units which will be included into dictionaries.

Niemieckie i polskie związki frazeologiczne w niemiecko-polskiej frazeografii

Streszczenie

W artykule zostały poddane analizie istniejące słowniki frazeologiczne niemiecko-polskie. Celem jest odpowiedź na pytanie, w jakim stopniu spełniają swoje funkcje w odniesieniu do użytkowników. Podjęto też próbę prześledzenia tendencji rozwojowych frazeografii niemiecko-polskiej. W tym celu zostały porównane struktury haseł w wybranych słownikach na przykładzie artykułu hasłowego „Hand” w języku niemieckim. Przeprowadzona analiza porównawcza pozwoliła na sformułowanie następujących tez: konieczność opracowania korpusu frazeologicznego języka niemieckiego na potrzeby słowników dwujęzycznych, analiza frekwencji niemieckich związków frazeologicznych, opracowanie katalogu kryteriów, wg których jednostki frazeologiczne będą zamieszczane w słownikach.



Rozmowa pierwsza. Das erste Gespräch.

O rozmawianiu kiedy na rynek wyjść. Von der Unterredung, wenn man auf den Ring will gehen.

Paweł, Marcin, Grzegorz, Tomasz, Michał, Chłopiec. Paul, Martin, Gregorius, Michael, Thomas, ein Junge.

P. Dzień dobry! Panie Marcinie. Guten Morgen! Herr Martin.

M. Dziękuję Wás Panu, Panie Pawle, życząc także szczęśliwego dnia, a dokąd żetak rano? Ich danke ihm, Herr Paul, und wünsche gleichfalls einen guten Morgen, wobin denn so frühe?

P. Na nowy rynek, spacerować, co tam będzie do kupowania dla mnie. Auf den Neumarkt, zu sehen, was da vor mich zu kaufen seyn wird.

M. I mnieć by też tam trzeba; ale iefzcze za rano. Ich solte auch wohl dahin geben; aber es ist noch zu frühe.

P. Mnie tam w czas być potrzebą, aby mię kto nie uprzędził. Ich muß in der Zeit da seyn, damit mir nicht jemand zuvor komme.

M. Coś na tym, choćby też uprzędził? Was ist daran gelegen, wenn er auch gleich zuvor käme?

Nie

A

Er

Renata Budziak

Ey was saget sie doch, ich verachte wohl keine Gabe Gottes... Reflexe des gesprochenen Deutsch in einem polnisch-deutschen Sprachbuch von 1736

1. Ansätze zur historischen Erforschung der gesprochenen Sprache.
Das Quellenproblem

Otto Behagel war der erste deutsche Sprachwissenschaftler, der die gesprochene Sprache für die Linguistik entdeckte. In seinem Vortrag aus dem Jahre 1899 begründete er die Dichotomie von geschriebener und gesprochener Sprache, indem er der gesprochenen Existenzform der Sprache unter anderem folgende Merkmale zuschrieb: Betonung und Satzmelodie, das Lauter- und Leiserwerden der Stimme, die Art, wie man redet, ob „mit leiser, gleichgültiger Stimme, oder mit starkem Nachdruck.“ Als weitere Besonderheiten der gesprochenen Sprache nannte Behagel nonverbale Elemente, die das Gesprochene begleiten, die Implizitheit und Knappheit der Äußerungen, das syntaktisch Reihende, wörtlich Wiederholende und dergleichen mehr (Behagel 1899/1927: 13–15).

Zu einem Forschungsgegenstand wurde die gesprochene Sprache in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, als Forscher über technische Geräte verfügten, die ermöglichten, Sequenzen der gesprochenen Sprache aufzunehmen und mehrmals nacheinander wiederzugeben. Die Dialogforschung wurde als Teil der linguistischen Pragmatik etabliert. Seit etwa 30 Jahren wird auch die historische Dimension der Dialogforschung im Rahmen der historischen Sprachpragmatik erkundet¹. Zur terminologischen Struktur für die (historische) Dialogforschung werden folgende Aussagen gemacht:

¹ Theoretische und methodologische Grundlagen bilden die empirisch operierende Gesprächsanalyse, die Sprechakttheorie und die deduktiv operierende Dialoggrammatik. (Kilian 2002, S. 28–29). Die Anwendbarkeit der Kategorien der gegenwartsbezogen-synchronischen auf die historische Dialogforschung, wie z.B. Formen des Sprecherwechsels, strukturierende Gesprächsakte, Gesprächsschrittübernahmen und Gesprächswörter konnte Henne (1980) am Beispiel der literarischen Dialoge nachweisen.

Der „Dialog“-Begriff erscheint hier als terminologisches Dach für „Gespräch“ und „Korrespondenz“ [...] Unter „Dialog“ ist in diesem terminologischen Zusammenhang eine im Medium der Sprache geführte, thematisch gebundene Interaktion mit mindestens zwei in den Rollen von Sprecher/Schreiber und Hörer/Leser einander abwechselnden Beteiligten zu verstehen. „Gespräch“ benennt dann diese Interaktion für den gesprochenen, „Korrespondenz“ für den geschriebenen Teilbereich (Kilian 2002: 75; vgl. auch Henne/Rehbock 2001: 6–8, 255).

Die historische Dialogforschung stellt die Gesprächsseite des Dialogs in den Mittelpunkt ihres Interesses und als vornehmste Aufgabe der historischen Gesprächsanalyse erscheint die „Rekonstruktion historischer gesprochener Sprache im Gespräch“ (Henne/Rehbock 2001: 228–229). Der Untersuchungsgegenstand birgt jedoch ein methodologisches Dilemma in sich, denn authentische Quellen zum Gespräch versiegen schon um 1950 und somit stellt sich die Frage, welchen Quellen das Materialkorpus für die Untersuchungen entnommen werden kann. „Gespräche haben keine Geschichte“ und die unwiederbringlich verklungene Gesprächswirklichkeit muss aus schriftlichen Quellen rekonstruiert werden (Rehbock 2001: 962).

Der Widerspruch, die gesprochene Sprache anhand schriftlich fixierter Texte zu untersuchen, führte manche Forscher zu der Ansicht, dass die Ergebnisse der historischen Gesprächsforschung „letztlich hypothetisch“ bleiben (Brinker/ Sager 1996: 13). Andere Linguisten vertreten sogar die Meinung, dass eine sinnvolle Erforschung historischer gesprochener Sprache gänzlich unmöglich sei und die Anwendung der konversationsanalytischen Verfahren auf verschriftete historische Gespräche „methodologisch nicht nur fragwürdig, sondern fahrlässig“ ist. (Enninger 1990: 159). In Bezug auf die mediale Authentizität der Quellen sind diese Einwände nicht zu entkräften, denn die schriftlich überlieferten Quellen der historischen Gesprächsforschung sind „nun mal kein Korpus natürlicher Gespräche im engeren Sinn“ (Kilian 2005: 40). Sie lassen Rückschlüsse auf die vergangene Gesprächswirklichkeit nur mit Einschränkung zu, so dass man eher von Reflexen oder Annäherungen an die gesprochene Sprache aus früheren Sprachstufen sprechen kann, nicht aber von einer vollständigen Rekonstruktion medial authentischer Gespräche.

Für die Beschreibung historischer Gespräche innerhalb ihres Kommunikationsbereiches erweist sich die Quellenlage dennoch als Erfolg versprechend, wenn man beachtet, dass ein schriftlicher Text sich nicht ausschließlich auf Merkmale beschränken muss, die typisch für die Schriftsprache sind, und dass auch schriftliche Quellen die gesprochene Sprache repräsentieren können. Dabei spielt die Differenzierung zwischen medialer Schriftlichkeit und Mündlichkeit einerseits und konzeptioneller Schriftlichkeit und Mündlichkeit andererseits eine zentrale Rolle. Das Medium der Sprache kennt bekanntlich zwei mediale Existenzformen: die der gesprochenen und die der geschriebenen Sprache, die oft mit den Prädikaten ‚mündlich‘ und ‚schriftlich‘ gleichgesetzt werden. Doch ist die Mündlichkeit mit gesprochener und

die Schriftlichkeit mit geschriebener Sprache nicht notwendigerweise identisch. Auf diese Unterscheidung im Bereich der Definition von gesprochener Sprache hat Ludwig Söll in seinem Buch „Gesprochenes und geschriebenes Französisch“ aufmerksam gemacht. Schwitalla (2006: 20–21) konstatiert dazu Folgendes:

„Es ist ja ein Unterschied, ob etwas ursprünglich Gesprochenes nachträglich wortwörtlich aufgeschrieben wurde (phonetische oder orthographische Transkriptionen) oder ob eine Mitteilung von vornherein für eine schriftliche Fassung formuliert wurde. Und umgekehrt gilt dieselbe Unterscheidung für etwas ursprünglich Aufgeschriebenes, dem erst nachträglich eine Stimme geliehen wird, indem es vorgelesen oder auswendig gelernt nachgesprochen wird. Söll nennt die phonische bzw. graphische Präsentation von Sprache die ‚mediale‘, die ursprüngliche Formulierung die ‚konzeptionelle‘ Seite des Unterschieds zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Worum es eigentlich geht, ist der konzeptionelle Unterschied“.

Zwischen den beiden Polen stehen sich geschriebene und gesprochene Texte aber nicht durch eine klare Linie getrennt gegenüber, sondern es gibt Übergänge.

Konzeption

		gesprochen	geschrieben
Medium	graphischer Kode	z.B. Gesprächsbeiträge in einem alltäglichen Chat	z.B. Briefe in einer institutionellen Briefkorrespondenz
	phonischer Kode	z.B. Gesprächsbeiträge in einem alltäglichen Gespräch	z.B. schriftlich vorbereitete Gesprächsbeiträge (Reden) in einer Parlamentsdebatte

Abb. 1: Konzeptionelle und mediale Schriftlichkeit und Mündlichkeit – nach Kilian 2005: 5

Bei der Suche nach möglichen Quellen der historischen Gesprächsanalyse erweist sich die Unterscheidung zwischen medialer und konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit von großer Bedeutung (Kilian 2005: 5). Legt man der historischen Erforschung der gesprochenen Sprache die konzeptionelle Mündlichkeit zugrunde, so eröffnen sich für dieses Gebiet begründete Aussichten auf die Rekonstruktion² vergangener Mündlichkeit.

² Hierbei geht es um „die verstehende Wiederherstellung des sprachlich vermittelten Sinns, den einzelne Dialogexemplare für die an ihnen Beteiligten gehabt haben, und es geht sodann

Eine Typologie der für die historische Gesprächsforschung in Betracht zu ziehenden Quellen stellte Kilian vor (2002: 97). Sie umfasst:

A. Primärquellen³:

- 1) natürliche authentische Gespräche, z.B. Gesprächsprotokolle (Mitschriften authentischer Gespräche),
- 2) erinnerte authentische Gespräche, z.B. Briefe, Anekdoten, Erinnerungen,
- 3) fiktionale und inszenierte Gespräche, z.B. literarische Lesebücher, dialogische Fachbücher,
- 4) fiktive Gespräche, z.B. mnemotechnische Lehr- und Lernbücher.

B. Sekundärquellen:

- 1) statuierte Gesprächsnormen des Gesprächstyps, z.B. Schul- und Universitätsordnungen,
- 2) ideale und subsistente Gesprächsnormen des Gesprächstyps, z.B. Fachdiktiken, Methodenbücher,
- 3) sprachthematisierende Quellen zu Gesprächsmitteln, z.B. Wörterbücher, Grammatiken,
- 4) Quellen zur Ideengeschichte des Gesprächs, z.B. Stillehren, Rhetoriken, Poetiken, Briefsteller, Anstandsbücher.

2. Fiktive Gespräche

Von besonderem Quellenwert sind fiktive Gespräche, so wie sie in Gesprächsbüchern für ausländische Deutschlerner vorliegen. Hinsichtlich der Unterscheidung zwischen der konzeptionellen Mündlichkeit und Schriftlichkeit lassen sich diese Quellen auf einer Skala mit den Endpunkten „eher mündlich“ – „eher schriftlich“ mit einem deutlichen Übergewicht zur Mündlichkeit einordnen. Ihre Affinität zum Gesprochenen ergibt sich aus folgenden Gründen: Erstens wurden sie zu Zwecken des schulischen oder autodidaktischen Unterrichtens verfasst und dienten vornehmlich der Vermittlung von aktiven Fremdsprachenkenntnissen. Somit stand die praktische Anwendung des Gelernten im Vordergrund. Zweitens impliziert ihre Zweckbestimmung, dass die in den Sprachbüchern enthaltenen Texte die im Alltag zu führenden Gespräche mit ihren konversationellen Konventionen modellhaft repräsentierten sollten, und deshalb der zeitgenössischen, im Alltag gesprochenen Sprache relativ nahe kamen, und drittens schließlich sind ihre Themen, Inhalte sowie dort dargebotene Kommunikationssituationen⁴ aus dem Alltagsleben herausgegriffen,

und den verstehenden Wiederaufbau von Formen einzelner Dialogsorten, denen Sprecher früherer Zeiten bei der Produktion – bzw. Konstruktion – von Dialogsorten gefolgt sind.“ (Kilian 2005: 53).

³ „Primär“ ist hier nicht im Sinne authentischer Gespräche gemeint, sondern im Sinne einer Repräsentation der authentischen Gesprächsereignisse.

⁴ Für solche Situationen ist die Kommunikation der „Nähe“ typisch, die auch als ein Merkmal der Mündlichkeit gilt, im Gegensatz zur Kommunikation der „Distanz“, die die Schrift-

was schlussfolgern lässt, dass sich die Gespräche an der im Alltag gesprochenen Sprache orientierten. Gleichwohl muss auch für diese Textsorte einschränkend hinzugefügt werden, dass es sich bei der darin enthaltenen gesprochenen Sprachform sicherlich nicht um realistische Abbilder der gesprochenen Sprache handelt, sondern um „Modellierungen derselben mit Vorbildfunktion“ (Kilian 2002: 108). Gerade die sprachdidaktische Ausrichtung der Lehrbücher mit ihren zu Unterrichtszwecken konstruierten fiktiven Gesprächen schließt eine getreue Wiedergabe des Gesprochenen aus. Der Erwerb einer Fremdsprache verlangt z.B. die Einprägung bestimmter Redemittel und Konstruktionen durch Wiederholung oder Umwandlung, was im natürlichen Gespräch eher befremdend wirkt. Der didaktische Zweck erfordert ferner die Vollständigkeit der Sprachgestaltung auf allen Ebenen des fiktiven Gesprächs, im Gegensatz zum natürlichen Gespräch, das sich durch eine elliptische Textgestaltung auszeichnet (Šimečková 2001: 68). Deshalb ist zu erwarten, dass sich in den Modellgesprächen weder Anakoluthe und Inkongruenzen noch Überschneidungen beim Sprechereinsatz feststellen lassen, um nur einige elementare Merkmale zu nennen, die reale Gespräche aufweisen. Trotzdem kann man festhalten, dass die fiktiven Gespräche für die Lernenden und Lehrenden umso wertvoller waren, je mehr sie die Sprache der natürlichen und spontanen Gespräche imitierten. Es ist deshalb davon auszugehen, dass auch sie Regeln und historisch wie kulturell besonders geprägte Normen des Gesprächs befolgen und etwas über die historische gesprochene Sprache verraten (Kilian 2002: 108).

3. Ein polnisch-deutsches Gesprächsbuch als Quelle des gesprochenen Deutsch

Den Untersuchungsgegenstand meines Beitrags bilden Gespräche, die von dem Breslauer Lehrer namens Georg Schlag (1695–1764) zu didaktischen Zwecken verfasst wurden. Ihr Titel lautet „Neun und funffzig Pohnisch-Deutsche Handlungs-Gespräche, Darinnen Die im gemeinen Handel und Wandel gewöhnlichsten Redens-Arten enthalten sind ...“ (Breslau 1736). Ziel der Analyse ist es erstens zu prüfen, welche Merkmale der Mündlichkeit sich anhand der Gespräche ermitteln lassen. Aufgrund der Ergebnisse sollen zweitens Aufschlüsse darüber erlangt werden, inwiefern den polnischen Deutschlernern nicht nur Wortschatz und grammatische Strukturen, sondern auch Reflexe der zeitgenössischen deutschen Sprechsprache vermittelt wurden.

Um bestimmen zu können, in welchem Maße ein fiktives, schriftlich fixiertes Gespräch, die sprachlichen Formen eines Alltagsgesprächs reflektiert, muss man die Merkmale der mündlichen Interaktion untersuchen, die

lichkeit markiert. Die Kommunikation der „Nähe“ zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Gesprächspartner von Angesicht zu Angesicht begegnen, die vertraut miteinander sind und die sich in einem gemeinsamen Raum befinden, innerhalb dessen sie auf Gegenstände verweisen können (Schwitalla 2006: 21–22).

von den Lehrbuchautoren mehr oder weniger bewusst als Indikatoren der Mündlichkeit eingesetzt wurden. Diese Indikatoren lassen sich für die Gegenwartssprachen auf allen sprachlichen Ebenen finden. Auf eine historische Analyse gesprochener Sprache können sie allein aufgrund der Quellenlage und des diachronen Wandels (z. B. Anredekonventionen) nicht immer direkt übertragen werden. In die folgende Analyse wurden deshalb in Anlehnung an Henne/ Rehbock (2001: 14) und Kilian (2005: 65) gesprächsanalytische Kategorien herangezogen, die sich für die im Quellentext vorliegenden Gesprächssituationen⁵ als relevant erwiesen haben: Gesprächsaufbau, Formen der Gesprächseröffnung und -beendigung, Anrede, Kontext, Sprecherwechsel und Gliederungssignale.

3.1 Gesprächsaufbau

In vielen Quellen aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, die zum Erlernen des Deutschen durch die Polen und des Polnischen durch die Deutschen bestimmt waren, nehmen Gespräche einen breiten Raum ein, die vom Kaufen, Verkaufen und Reisen handeln, weil die Motive, Deutsch- oder Polnischkenntnisse zu erwerben, oft mit dem Ausbau und der Pflege von Handelsbeziehungen einhergingen. Mit Hilfe der Gespräche wurde in erster Linie thematischer Wortschatz den Lernenden vermittelt, aber auch pragmatische Kenntnisse, wie z.B. Anredekonventionen und nicht zuletzt verbale Strategien, die man beim Verhandeln, Feilschen, Taktieren und Argumentieren einsetzen konnte. Das Verkaufsgespräch repräsentiert eine Situation, die von vorrangig wirtschaftlichem Interesse geprägt ist und für alle sozialen Gruppen zum Kommunikationsbereich des Alltags gehört. Die Äußerungen sind motiviert durch die Intention des Sprechers, durch seine Einschätzung der Situation und durch seine Erwartungen gegenüber dem Gesprächspartner (vgl. Klatte 2008: 183).

Um den Verlauf eines Verkaufsgesprächs, so wie er sich wahrscheinlich im 18. Jahrhundert in Breslau hätte abspielen können, zu veranschaulichen, soll exemplarisch zunächst eine Gesprächssituation aus Georg Schlags Lehrbuch vorgestellt werden, die den Titel trägt *Von der Unterredung, wenn man auf den Ring will gehen*. Die Teilnehmer heißen Paul, Martin und Gregorius, nach einem Szenenwechsel kommen noch drei weitere Personen hinzu: Thomas, Michael und ein Junge. Um die Situation authentischer aussehen zu lassen, wurde das eigentliche Verkaufsgespräch in einen breiteren Kontext eingebettet. Zunächst treffen sich die einander bekannten Männer Paul und Martin. Es ist gegen halb sieben in der Frühe und Paul eilt auf den Markt, um zu sehen, was es zu kaufen gibt. Martin will auch auf den Markt gehen, doch zuvor möchte er in die Kirche eintreten. Es folgen einige

⁵ Die Situation des Gesprächs ist eine soziale Konstellation, in der mindestens zwei Teilnehmer sprachlich handeln und über Möglichkeiten reziproker Verhaltenskontrolle verfügen. (vgl. Schwitalla 2001: 896).

Gesprächsschritte⁶, die den Leser auf das folgende Verkaufsgespräch einstimmen sollen. Paul begründet hier z.B. seine Absicht, möglichst früh auf dem Markt zu sein: ... *iedoch pflegt man das beste am ersten aufzukaufen und das geringste auf die letzte zu lassen* und ... *nur fürchte ich mich, damit ich hernach nicht theurer zahlen müsse*. Dennoch beschließt er, Martin in die Kirche zu begleiten und nach dem Gebet zusammen mit ihm auf den Markt zu gehen. Auf dem Weg dorthin, das heißt noch bevor das eigentliche Verkaufsgespräch beginnt, erfolgt die Mitteilung des Bedarfs, und zwar nicht direkt durch den Käufer (Paul), sondern durch seinen Begleiter Martin:

M. Was bedarf er denn so nöthig, vielleicht Breter?

P. So ist es, Herr Martin ... (S. 3)

Auf dem Markt trifft Paul einen bekannten Bauern namens Gregorius, mit dem er schon mehrmals Geschäfte gemacht hat und spricht ihn fast vertraut an: *Seyd willkommen Herr Greger*. Dieser drückt seine Freude über die Begegnung mit dem Kunden aus und hofft, auch diesmal ein gutes Geschäft zu machen.

Es folgen mehrere Gesprächsschritte mit asymmetrischer Verteilung, denn einem Händler stehen zwei Käufer gegenüber. Der Händler legt gleich zu Beginn seine Verkaufsstrategie fest:

G. ... iedoch will ich lieber das gantze Fuder auf einmahl verkauffen; und es ist auch besser für den Käuffer, denn im Pausch verkauffen wir wohlfeiler. (S. 4)

Der Käufer erklärt sich bereit den ganzen Bretterstapel zu kaufen und macht seinen Preisvorschlag. Greger lehnt ihn ab:

G. Der Herr biethet wohl, glaube ich, zum Schertz, oder er hat die Breter nicht gezehlet. (S. 5)

Damit beginnt das Feilschen um den Preis, das den thematischen Mittelpunkt des weiteren Gesprächs ausmacht. Es kommt dabei zu einem Austausch von zum Teil ausführlich vorgebrachten Argumenten, mit denen die Gesprächspartner den ihrer Meinung nach nicht angemessenen Preis jeweils ablehnen. Von dem Händler werden einerseits große Stückzahl, hohe Qualität der Ware, Arbeitsaufwand und Materialkosten aufgeführt, andererseits erwähnt er andere Interessenten (ein Zimmermann), die die Ware angeblich günstiger kaufen würden. Der Käufer bzw. sein Begleiter weist auf früher abgeschlossene Geschäfte hin, bei denen kein höherer Preis gefordert wurde und auf das Fehlen anderer Käufer um die inzwischen gewordene Mittagszeit. Erst unter Androhung, das Geschäft platzen zu lassen und zu einem anderen Händler zu gehen, gibt Greger nach, aber es bedarf 22 Gesprächsschritte, bis das Geschäft schließlich zustande kommt. Gregorius soll die Bretter nach

⁶ Ein Gesprächsschritt ist, das „was ein Individuum tut und sagt, während es an der Reihe ist“ (Henne/ Rehbock 2001: 16–17).

Pauls Hause fahren und dort ein Frühstück sowie Geld bekommen. Paul und Martin schauen sich weiter auf dem Marktplatz um, denn Martin will noch Wildbret kaufen. Es kommt zu einem Szenenwechsel und das Gespräch wird fortgesetzt.

3.2 Gesprächseröffnung und -beendigung. Gruß- und Abschiedsformeln

Gesprächseröffnung erfolgt in den Verkaufsgesprächen auf zweierlei Weise: Erstens mit Hilfe der Gruß- und Abschiedsformeln, zweitens nur mit der Anrede. Gruß- und Abschiedsformeln sind eine Form des konventionalisierten Sprechens und gehören zu den wiederkehrenden Routinen, die eine genormte Gesprächsorganisation vorsehen. Da sie ein zentraler Bestandteil einer elementaren Konversation sind, gehören sie zu denjenigen Inhalten, die gleich zu Beginn des fremdsprachigen Unterrichts vermittelt werden. In den hier angeführten Gesprächssequenzen dienen sie zur Herstellung und Beendigung des kommunikativen Kontaktes, wobei für die Wahl einer Gruß- oder Abschiedsformel die soziale Stellung, die Tageszeit, der Bezug auf religiöse Nomenklatur, auf den Wunsch nach Gesundheit und Wohlergehen sowie, in einem Beispiel, der Gebrauch eines Fremdwortes (*adieu*⁷ im 38. Gespräch) ausschlaggebend sind. Die Erwiderung des Grußes erfolgt meistens durch Ausdruck des Dankes, einen ritualisierten Charakter haben auch Fragen nach dem Befinden des Gesprächspartners und eine Erkundigung nach den Angehörigen (Ehefrau und Kinder). Gleichwohl werden nicht alle Gespräche mit einer Grußformel eröffnet, sondern nur mit einer Anrede, auf die unmittelbar eine Bestellung (z.B. in einem Wirtshaus, 13. Gespräch) oder eine Erkundigung nach der gesuchten Ware (37. Gespräch) folgt, ohne dass zuvor eine Begrüßung stattgefunden hätte. Einige Gespräche eröffnen mit einer Mitteilung des Bedarfs (vgl. Martin und Thomas im 1. Gespräch) oder situativ echt mit einem Small-talk (15. Gespräch).

Für die Beendigung von Gesprächen lassen sich weniger differenzierte Formen konstatieren, dennoch, wie einige Belege zeigen, kann auch die Gesprächsbeendigung eine komplexere Struktur aufweisen und sich nicht immer auf den Austausch der Abschiedsformeln beschränken. So gehören z.B. diverse Wünsche, Segen und Fürbitten zur gängigen Praxis, die bei der Beendigung eines Gesprächs eingesetzt wurde.

⁷ Im 12. Jahrhundert wurde die Form *adé* aus dem Französischen ins Deutsche entlehnt und zur Zeit des Rittertums galt der Gebrauch dieser Abschiedsformel als vornehm. Im 15. und 16. Jahrhundert war *adé* ein allgemeiner Abschiedsgruß. Seit dem 16. Jahrhundert dringt *adieu* als vornehme Grußformel ins Deutsche ein und entwertet die alte, eingebürgerte Form *adé*. Im 18. Jahrhundert ist *adieu* anstelle von *adé* überall getreten. Vgl. Kluge 2002; Prause 1930: 94.

Formen der Gesprächseröffnung:

1. Gespräch: Paul, Martin, Gregorius, Thomas

P. Guten Morgen! Herr Martin.

M. Ich dancke ihm, Herr Paul, und wünsche gleichfalls, einen guten Morgen, wohin denn so frühe? (S. 1)

[...]

P. Seyd willkommen, Herr Greger, ihr habt, glaub ich, Breter gebracht.

G. So ist es, mein Herr Paul, ich freue mich dessen guter Gesundheit, und bitte, er gönne mir wiederum sein Geld. (S. 4)

[...]

M. Mein Freund, was habt ihr da in dem Sacke? vielleicht ist das ein Haase... (S. 8)

[...].

T. Es sind wohl nur meine Kleider, mein goldner Herr. (S. 9)

2. Gespräch: Die Jungfer mit der Köchin

J. Köchin, wo seydt ihr?

K. Siehe da bin ich Jungfer Dorichen, was schaffet sie? (S. 16)

13. Gespräch: Jacob und Christoph

Ch. Höret Jungfer oder seydt ihr eine Frau, gebet uns für einen Kreutzer Nelcken-Brandtwein. (S. 70)

15. Gespräch: Ein Frembder und Einwohner

F. Der Herr hat, sehe ich, einen schönen Glantz-Hut, wo hat ihn der Herr gekauft?

E: Oder gefället ihm mein Hut?

F. So ist es, er gefället mir überaus wohl ... (S. 76)

16. Gespräch: Gottlob und Matthias

G. Helffe Gott, Herr Matthias.

M. Auch ihm helffe Gott der Herr, sey der Herr willkommen.

G. Ich dancke ihm, wie befindet er sich noch, ist er noch gesund mit seiner Frau Ehgenößin?

M. Ich dancke dem Herrn, mein lieber Gottlob, ich bin gesund, Gott sey Danck! und meine Wirthin ist auch gesund, auch sind die Kinder, deren wir noch zwey haben, gesund, so lange es Gott gefallen wird [...] (S. 81)

37. Gespräch: ein Kaufmann und ein Pohle

K. Was suchen Ihro Gnaden?

P. Leinwand, mein Herr, und ich weiß nicht, wo man sie bekommen kan. (S. 193)

38. Gespräch: Kauffrau und Edelfrau

K. Woher, gnädige Frau?

E. Aus Pohlen, meine Frau.

K. Was bringen uns Ihro Gnaden gutes? (S. 197)

57. Gespräch: Ein Reisender, ein Wirt*R. Guten Abend, Herr Kretschmer.**W. Grossen Danck. (S. 302)*58. Gespräch: Ein Reisender, ein Knabe*R. Holla! Höre du Knabe.**K. Was schaffen sie, mein gnädiger Herr?**R. Ist der Herr Wirth daheime? (S. 304)*

Formen des Abschieds:

1. Gespräch: Paul und Gregorius*G. Gott behüte ihn, Herr Paul.**P. Fareht in Gottes Nahmen, und hütet euch, daß man euch das Geld nicht stehle. (S. 16)*24. Gespräch: Bürger und Edelmann*E. ... fahre er im Nahmen des Herrn. (S. 124)*38. Gespräch: Kauffrau und Edelfrau*E. Gut, ich will morgen wiederum herkommen, adjeu.**K. In Gottes Nahmen. (S. 203)*39. Gespräch: Seidenhändler, ein Pohle*P. (ich) muß auch nach Hause eilen, und demnach empfehle ich ihn Gott dem Herrn.**S. Gnädiger Herr, ich wünsche eine glückliche Reise, und Ihro Gnaden bey guter Gesundheit wieder zu sehen. (S. 210)*41. Gespräch: Ein Reusse und Kaufmann*R. (der Herr) gehabe sich wohl, Gott der Herr erhalte ihn bey guter Gesundheit, reichem Seegen, Gott gebe, daß wir einander zu seiner Zeit bey glücklichem Wohlstande sehen mögen.**K. Ich dancke dem Herrn für den aufrichtigen Wunsch, dagegen wünschende, daß der Herr glücklich nach Hause gelangen, und alle seine Lieben bey erwünschtem Wohlergehen antreffen möge ... (S. 227–228)*59. Gespräch: Der Wirt mit den Reisenden, ein Knecht*R. So empfehlen wir euch Gott dem Herrn und dancken für das Nacht-Lager.**W. Und ich dancke den Herren für gute Zahlung mit Anwünschung einer glücklichen Reise.**R. Da Knecht, da habt ihr etwas zu Biere, denn wir sehen, daß ihr uns die Pferde gut versehen habt.**K. Ich bedancke mich gehorsam gegen die Herren, gebe Gott der Herr eine glückliche Reise!**R. Bleibet gewogen.**W. Reiset in Gottes Nahmen. (S. 313)*

3.3 Anrede

Die Form der Anrede drückt Nähe- oder Distanzverhältnisse aus und ihre Wahl ist von der sozialen Stellung der Gesprächspartner determiniert. Im vorliegenden Quellentext handelt es sich vorwiegend um Händler, Kunden, Reisende, Wirte, also Fremde, die in einem Distanzverhältnis zueinander stehen, deshalb dominieren nominale Anreden, die im Verlauf des Gesprächs entweder weiter verwendet oder durch entsprechende pronominale Formen ersetzt werden. Im letzteren Fall richtet sich die Wahl des Pronomens nach der sozialen Stellung des Sprechenden. Bei sozial Gleichgestellten ist die singularische Anrede mit der 3. Person dominant (auch, wenn sie sich kennen), z.B. Paul und Martin im ersten Gespräch. Dieses Pronomen verwenden auch niedriger Gestellte gegenüber höher Gestellten, z.B. Gregorius (ein Bauer) im Gespräch mit Paul und Martin (wahrscheinlich Bürger oder Adelige), Köchin im Gespräch mit der Jungfer Dorichen. Personen aus unteren Schichten (Händler, Bauern, Wirte, eine Köchin) benutzen untereinander die Anrede *ihr* und werden von ständisch Übergeordneten ebenfalls gehirtzt. Vertreter der niedrigsten Schichten werden geduzt (ein Knecht, ein Junge, ein Knabe).

Die Verwendung des Personalpronomens in der 3. Person Plural lässt sich zwar auch belegen, tritt aber im Gesamttext noch relativ selten auf, vor allem in Verbindung mit der Höflichkeitsform „Ihro Gnaden“, auch wenn im Laufe des Gesprächs diese Form nicht mehr weiter verwendet wird, wie z.B. im Gespräch 58 zwischen einem Wirt und einem Reisenden.⁸

Formen der Anrede

1. Gespräch: Paul, Martin, Gregorius, Michael, ein Junge

P. Er hat mir das Gewissen gerühret, darum laß ich mir seine Meynung gefallen und will vorher in das Gebet gehen.

M. Komme er nun mit mir in die Kirche ... (S. 2)

[...]

G. So ist es, mein Herr Paul, ich freue mich dessen guter Gesundheit, und bitte, er gönne mir wiederum sein Geld.

M. Ich glaube, mein lieber Freund, dass euch das Geld lieber ist, als die Breter.

G. So ist es wohl mein Herr (S. 4)

[...]

M. Michel, ich sehe, dass ihr hier müßig stehet, kommet her und verdienet euch etwas zu Biere. (S. 11)

[...]

⁸ Adeling beschreibt 1782 die sozialesemiotische Differenzierung der Anredepronomina wie folgt: „Nach dieser Verdrehung und Verwirrung der Pronominum wird **du** nur noch 1. gegen Gott, 2. in der Dichtkunst und dichterischen Schreibart, 3. in der Sprache der engen Vertraulichkeit, und 4. in dem Thone der hochgebiethenden Herrschaft und tiefen Verachtung gebraucht. Außer diesen Fällen redet man sehr geringe Personen mit **ihr**, etwas bessere mit **er** und **sie**, noch bessere mit dem Plural **sie**, und noch vornehmere wohl mit dem Demonstrativo **Dieselben** oder auch mit abstracten Würdenahmen, Ew. Majestät, Ew. Durchlaucht, Ew. Excellenz u.s.f. an.“ (Bd. I: 684, Hervorhebung im Original).

P. Nun Greger, habt ihr doch die Breter noch nicht abgeladen? (S. 13)

[...]

P. Junge, komme her; ich habe Breter gekauft, schaue zu, daß sie der Mann ordentlich unter die Wand ablade, und bringe vorher in das Haus, was darauf im Sacke lieget. [...]

J. Gut mein Herr; ich will es ausrichten, wie sie befehlen. [...] (S. 14)

J. Kommet, Herr Greger und helfet mir ein wenig [...]

G. Da habt ihr, und bereitet mir ein gut Frühstücke, denn mich hungert gar sehr. (S. 15)

2. Gespräch: Die Jungfer mit der Köchin

J. Köchin, wo seydt ihr?

K. Siehe da bin ich Jungfer Dorichen, was schaffet sie? (S. 16)

[...]

K. Schaue die Jungfer, da drängen sich die Leute (S. 17)

24. Gespräch: Bürger und Edelmann

B. So kommen Ihr Gnaden schon von dem Woll-Marckte? Haben sie ihre Wolle auch mit Nutzen verkaufft? (S. 121)

[...]

E. Ist er denn niemahls zu Zeit des Woll-Marcktes in der Stadt gewesen? (S. 122)

38. Gespräch: Kauffrau und Edelfrau

K. Woher, gnädige Frau?

E. Aus Pohlen, meine Frau.

K. Was bringen uns Ihr Gnaden gutes?

E. Ich hätte gerne was gutes, werthe Frau.

K. Gnädige Frau, dessen werden Ihr Gnaden in Breßlau genug bekommen, aber für gut Geld. (S. 197)

43. Gespräch: Frau und Bedienter

F. Komme her, Knecht, kanst du auch dingen?

K. Ich weiß nicht Frau, wenn ich etwas vor mich, kauffe, so dinge ich wie ich kan. (S. 236)

46. Gespräch: der Herr und Junge

J. Was soll ich da ausrichten, mein hochgeehrter Herr, wenn ich ihn werde ausfragen?

H. Wenn du zu ihm kommest, so tritt mit einem Reverentz zu ihm, und sprich: ... (S. 247)

56. Gespräch: Ein Kaufmann und Fleischhacker

K. Worauf ist denn das, Herr Gevatter? Und giebt es nicht auch Wälder da?

F. Auf Trebnitz zu, werthester Herr Gevatter ... (S. 299)

58. Gespräch: ein Wirt mit dem Reisenden

R. Wenn es so ist, so bitte ich euch, daß ihr mich wollet beherbergen.

W. Ich kan Ihro Gnaden wohl die Herberge nicht versagen, iedoch bitte ich darum, sie wollen sich so belieben zu bezeigen, als einem frommen Reisenden anstehet. (S. 305)

[...].

W. Wollen sie ein Fischlein aus dem Saltze [...]

R. Lasset zurichten, was ihr meynet [...] (S. 305)

[...]

W. Bekümmern sich Ihro Gnaden darum nicht [...] (S. 308)

59. Gespräch: ein Wirt mit den Reisenden, ein Knecht

R. Da Knecht, da habt ihr etwas zu Biere, denn wir sehen, daß ihr uns die Pferde gut versehen habt.

K. Ich bedancke mich gehorsam gegen die Herren, gebe Gott der Herr eine glückliche Reise! (S. 313)

Anhand der oben aufgeführten Textbelege lassen sich in den *Handlungsgesprächen* folgende Anredeformen unterscheiden:

a) nominale Anrede ohne Zusatz

Michel, ich sehe, dass ihr hier müßig stehet ...

Junge, komme her, ich habe Breter gekauft ...

Nun Greger, habt ihr doch die Breter noch nicht abgeladen?

Köchin, wo seyd ihr?

Schaue die Jungfer.

Komme her, Knecht, kanst du auch dingen?

b) nominale Anrede verknüpft mit dem Vornamen

Guten Morgen! Herr Martin.

Ich dancke ihm, Herr Paul.

So ist es, mein Herr Paul, ich freue mich dessen guter Gesundheit

Siehe da bin ich Jungfer Dorichen, was schaffet sie?

c) nominale Anrede mit Berufsbezeichnung

Guten Abend, Herr Kretschmer.

Wir dancken euch, Herr Wirth.

d) nominale Anrede mit pronominalen oder attributiven (ggf. gesteigerten) Zusätzen

So ist es, mein Herr Paul, ich freue mich dessen guter Gesundheit, und bitte, er gönne mir wiederum sein Geld.

Ich glaube, mein lieber Freund, dass euch das Geld lieber ist, als die Breter.

So ist es wohl mein Herr.

Mein Freund, was habt ihr da in dem Sacke?

Es sind wohl nur meine Kleider, mein goldner Herr.

*Woher, gnädige Frau?
 Aus Pohlen, meine Frau.
 Ich hätte gerne was gutes, werthe Frau.
 Was soll ich da ausrichten, mein hochgeehrter Herr ...
 Auf Trebnitz zu, werthester Herr Gevatter ...*

e) Höflichkeitsformen (mit dem finiten Verb in der 3. Person Plural)

So kommen Ihro Gnaden schon von dem Woll-Marckte? (zu einem Mann)
Ich kann Ihro Gnaden wohl die Herberge nicht versagen (zu einem Mann)
Was bringen uns Ihro Gnaden gutes? (zu einer Frau)

Wie anhand von präsentierten Gruß-, Abschiedsformeln und Anredeformen zu sehen ist, wurden diese Bereiche der Alltagskommunikation in den Gesprächen umfassend und differenziert betrachtet, so dass sie im Quellentext insgesamt eine wichtige Stellung einnehmen. Eine Begründung dafür liefert sicherlich die Zielgruppe, an die das Sprachbuch adressiert war. Für die Bewältigung alltäglicher Situationen, die Kaufleute und Reisende direkt betrafen, spielte die Kenntnis solcher sprachlicher Handlungen wie ‚jemanden begrüßen‘ und ‚jemanden anreden‘ eine zentrale Rolle. Ihre Darstellung war für die Benutzer des Sprachbuches umso wertvoller, je mehr diese Sprechabsichten am authentischen Sprachgebrauch ausgerichtet waren. Deshalb ist davon auszugehen, dass sie realistische Einblicke in das System der Begrüßungs- und Abschiedsformen sowie der Anrede ermöglichen.

3.4 Kontextbezug

Eine Kommunikationssituation, die in gesprochener Sprache stattfindet, zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Partner von Angesicht zu Angesicht begegnen, sie befinden sich in einem Raum, innerhalb dessen sie auf Gegenstände verweisen können. Die Gesprächsschritte (Sprachhandlungen) folgen unmittelbar nacheinander und die Sprechenden verfügen über ein gemeinsames Kontextwissen. Daraus folgt die Notwendigkeit, in die Analyse der historischen gesprochenen Sprache den situativen Kontext heranzuziehen. Für den untersuchten Quellentext lässt sich konstatieren, dass die Konzeptdomänen Raum und Zeit in allen Szenen eine wichtige Rolle spielen, denn das, was gesagt wird, muss zeitlich und räumlich lokalisiert werden, wenn eine Verständigung zustande kommen soll. Damit Verweise auf den Kontext gelingen, muss insbesondere klar sein, „welcher Raum als Verweisraum beansprucht wird, und dieser Raum muss für die Herstellung einer Orientierung durch den Leser nachvollziehbar sein“ (Klatte 2008: 177). Um lokale und temporale Bezüge herzustellen, greift der Lehrbuchautor zu Zeigewörtern und Deiktika. Mit ihrer Hilfe lokalisieren die Sprecher ihre Aussagen

ständig im räumlichen und zeitlichen Rahmen, was eine anschauliche und verständliche Darbietung der Gesprächssituationen ermöglicht. Unter den Deiktika ist die Partikel *da* zur Kennzeichnung des Ortes besonders hoch frequentiert, kaum in temporaler Funktion. Zum Ausdruck temporaler Beziehungen dienen in erster Linie Adverbien, wie z.B. *jetzt (ietzund)*, *hernach*, die die Gesprächssituation in einen zeitlichen Referenzrahmen einbinden.

1. Gespräch: Paul, Martin, Gregorius, Michael, ein Junge

M. Laßt uns nun gehen, Herr Paul, und sehen, was dort jener Bauer auf dem Wagen im Sacke hat.... (S. 8)

[...]

M. Kümmert euch darum nicht, da stehet ein Bekannter (S. 10)

[...]

M. Da habt ihr noch zwey Silber-Groschen. (S. 11)

2. Gespräch: Die Jungfer mit der Köchin

Schaue die Jungfer, da drängen sich die Leute.... (S. 17)

3. Gespräch: Bäckerin und Kräuterhändlerin

K. Man hat mir in unserem Dorffe gesagt, daß sie nur Sieben-Kreutzer- und Vier-Kreutzer-Brod backen.

B. Es ist wohl vor diesem so gewesen; aber ietzund ist es anders eingerichtet, daß man allemahl abwechseln soll, nachdem das Geträyde ab- oder aufschläget.

K. Also hat man mich auch berichtet, als ich vergangenen Vieh-Marckt in Brieg gewesen. Dasselbst habe ich schön, lichtet Heller-Brod gesehen.

B. Wer weiß, ob die da so lichte Semmeln haben, als unser Heller-Brod ist. (S. 27)

[...]

B. Auch der ist ein solcher, der ietzund vorbey gieng, erstlich war er ein wohlhabender Becker, er hatte an allen guten Abgang, aber jetzt lebet er von der Gnade der Bluts-Freunde. (S. 28)

41. Gespräch: Ein Reusse und Kauffmann

R. ..., wie theur verkauffet der Herr ein Dutzend Augen-Gläser.

K. Welche? Diese oder jene ... (S. 218)

42. Gespräch: Ein Fremder und ein Innwohner.

F. Ich rede wohl nicht von dem Wagen, der da fährt, auch nicht von diesen Wagen, so vor dem Gast-Hofe, oder vor dem Kretschem stehen, sondern von diesen Wagen rede ich, welche bey der Wage stehen. (S. 228)

58. Gespräch: Ein Reisender, ein Knabe

R. Ist der Herr Wirth daheime?

K. Er ist zu Hause, gnädiger Herr, da kommet er aus der Scheune. (S. 304)

Eine weitere kontextgebundene Besonderheit, die sich für einige Gesprächssituationen ausmachen lässt, sind Zwischenzeiten, in denen Personen gehen, Tätigkeiten erledigen, die verbal angedeutet werden, aber dem Leser

verborgen bleiben, und wiederkehren, so dass das Gespräch fortgesetzt werden kann. Einen noch anderen Fall stellen Situationen dar, in denen Personen zwar anwesend sind, aber sich an einem Gespräch nicht beteiligen und gegebenenfalls Tätigkeiten zu verrichten haben, die sich der Leser vorstellen muss.

3. Gespräch: Bäckerin und Kräuterhändlerin

K. Ich gehe wohl nicht aus der Stadt, sondern ich werde hier bey meinem Gevatter abtreten.

B. Wenn ihr werdet zurücke gehen, so gehet doch bey meinem Liede nicht vorbey, sondern kauffet im Zurückkehren etwas von mir.

K. Ich kauffe ja keinem Becker abe, als ihr, wenn ich sehe, daß sie in dem Liede sitztet.

B. Kommet ihr doch schon zurück, so habet ihr geschwinde verrichtet, was ihr habet verrichten sollen. (S. 25–26)

[...]

B. Ihr sollet bald bekommen, nur will ich hier diesem Mägdel ein Zwey-Böhmer-Rocken-Brod verkaufen. (S. 27)

55. Gespräch: Ein Reisender und Fuhrmann

F. Gehe Peter, bringe ein Ritschel oder einen Schemel her, setze ihn her zum Wagen ... (S. 297)

All die in den Szenen auftretenden Personen vollziehen sprachliche oder nonverbale Handlungen, die an bestimmte Alltagssituationen und Kontexte gebunden sind, wodurch in den fiktiven Gesprächen die Atmosphäre der Mündlichkeit und der als real vorgestellten Alltäglichkeit geschaffen wird. Der Verfasser erreicht dieses Ziel durch den Einsatz verschiedener Mittel, von denen Zeigewörter, Deiktika und Zwischenzeiten, die in einige Gesprächssequenzen eingebaut wurden, am auffälligsten sind.

3.5 Sprecherwechsel

Der Wechsel der Sprecher- und Hörerrolle macht das Wesen eines Gesprächs aus, denn ein Gespräch, in welchem dieser Wechsel nicht stattfindet, ist kein Gespräch. Die Art und Weise, wie sich der Sprecherwechsel vollzieht, hängt von dem Gesprächstyp und von den Rollen ab, die die Gesprächspartner einnehmen. Die synchron-gegenwartsbezogene Gesprächsanalyse unterscheidet, neben dem „glatten“ Sprecherwechsel, zwischen einem überlappenden Wechsel, Wechsel nach Pause, Wechsel durch Unterbrechung, Wechsel nach einer Phase des simultanen Sprechens (Henne/ Rehbock 200: 184–185). Die Koordinierung und Synchronisierung des realen Gesprächsablaufs wird oft von nonverbalen Signalen begleitet. All das lässt sich in schriftlich wiedergegebenen Gesprächen nur schwer darstellen.

Im untersuchten Quellentext ist argumentierende und konstatierende Rede dominant. Der Sprecherwechsel erfolgt auf eine wenig differenzierte Art

und Weise. Am häufigsten kommt eine selbst bestimmte Redeübernahme vor, die sich auf die Vorgängeraussage bezieht, es gibt auch zahlreiche Belege für den Sprecherwechsel in Form von Fragen oder Aufforderung zur Antwort. Zur leichteren Orientierung zählt der Verfasser am Beginn einer Gesprächsszene die beteiligten Personen auf und markiert die einzelnen Gesprächsschritte mit Anfangsbuchstaben ihrer Vornamen oder Berufsbezeichnungen.

Von den analysierten Eigenschaften der gesprochenen Sprache in den *Handlungsgesprächen* bilden die Arten und Formen des Sprecherwechsels am wenigsten ab, wie die Zuteilung der Sprecher- und Hörerrollen in realer Kommunikation erfolgte.

3.6 Gliederungssignale

Gliederungssignale sind eine Subklasse von Gesprächswörtern⁹ und dienen dazu, gesprochene Texte zu segmentieren und die Organisation der Gespräche insbesondere in den Grenzbereichen (Gesprächsbeginn und -ende) zu regeln. Außerdem können sie die Redeeinleitung vor dem anstehenden Sprecherwechsel kennzeichnen.

Eine trennscharfe Abgrenzung der Gliederungssignale zu anderen Subklassen innerhalb der Gesprächswörter ist nicht immer möglich, denn mehrere davon sind mit Lexemen aus diesen Subklassen homonym. So können z.B. die Lexeme *also* und *nun* sowohl als Gliederungssignale wie auch als Abtönungspartikeln im Text fungieren, aber die ersteren im Gegensatz zu den letzteren sagen nichts über die Aussage oder über den Sprecher aus.

Im untersuchten Text treten nur vereinzelt Gliederungssignale auf: *Nun* dient als Überleitung zu einem neuen Thema. Im ersten Gespräch will Martin, nachdem Paul Bretter gekauft hat, sich auf dem Markt nach Wildbret umschaun. Er sagt zu seinem Begleiter: *Laßt uns nun gehen Herr Paul, und sehen, was dort jener Bauer im Sacke hat. Denn es scheint, daß Wildpret ist.* (S. 8). In einer weiteren Gesprächssequenz unterhalten sich Paul und Martin über das gekaufte Wildbret, da taucht Gregorius auf, Paul wendet sich an ihn und es kommt zu einem Themenwechsel: *Nun Greger, habt ihr doch die Breter noch nicht abgeladen.* (S. 13). Eine andere Funktion, die für *nun* als Gliederungssignal belegt ist, hat einen resümierenden Charakter vor einem Themenwechsel. Im Gespräch Nr. 55 sagt ein Fuhrmann zu einem Reisenden, nachdem dieser nach einer längeren Unterhaltung endlich einen bequemen Sitzplatz gefunden hat: *Nun, so wird der Herr einen bequemen Sitz haben, ich weiß, dass er wie in einem Lehn-Stuhle sitzen wird, er könne auch wohl etwas zu Biere spendieren.* (S. 297).

⁹ Nach Kilian (2005: 77) handelt es sich um Wörter, die der Organisation und Gliederung gesprochener Sprache im Gespräch dienen und besondere gesprächsfunktionale Aufgaben erfüllen. Zu den Gesprächswörtern werden Gliederungssignale, Rückmeldepartikeln, Interjektionen und Abtönungsverfahren gerechnet.

Nun kann schließlich den Gesprächsbeginn nach einer Zwischenzeit markieren, wo es als Einleitungssignal dient. So verabreden sich im Gespräch Nr. 56 ein Kaufmann und ein Fleischhacker nach einer kurzen Unterhaltung, am nächsten Tag gemeinsam zum Jahrmarkt in eine entfernte Ortschaft zu reisen. Ihr Gespräch, das am nächsten Tag stattfindet, wird so eingeleitet: *Nun, Herr Gevatter, ich bin schon hier, wollen wir reisen?* (S. 299)

Ey, dessen Gliederungsfunktion im untersuchten Text darin besteht, dass einer der Gesprächspartner die Redeübernahme verlangt. Im Gespräch Nr. drei unterbricht die Kräuterhändlerin den Redebeitrag der Bäckerin, die ihr vorwirft, sie sei zu wählerisch beim Brotkaufen: *Ey was saget sie doch, ich verachte wohl keine Gabe Gottes ...* (S. 27).

Eine letzte Gruppe von sprachlichen Einheiten, die eine Gliederungsfunktion aufweisen, stellen mehrgliedrige Konstruktionen dar, die *verba dicendi* und *verba sentiendi*, deren Bedeutung weitgehend reduziert ist, enthalten. Sie dienen in erster Linie dazu, die Aufmerksamkeit zu erregen und den Kontakt zwischen dem Redner und Zuhörer aufrechtzuerhalten (z.B. *hörst du, verstehst du*). Ebenso können solche Formeln den subjektiven Charakter einer Aussage betonen (z. B. *es scheint, mich deuch[et], ich glaube*).

1. Gespräch: Paul, Martin, Gregorius, Thomas

G. Der Herr biethet wohl, glaube ich, zum Schertz, oder er hat die Breter nicht gezehlet.“ (S. 5)

[...]

P. Höret ihr, Herr Greger, ihr wisset meine Gewohnheit, dass ich nicht gerne lange dienge;.... (S. 5)

[...]

M. Verstehet er es, Herr Paul, er soll 3. Reichs-Thaler geben, und diese sind sie auch wohl werth. (S. 7)

[...]

M. Es scheint, daß ihr noch nicht viel Wildpret verkauffet habt ... (S. 9)

13. Gespräch: Jacob und Christoph

J. Höret ihr Christoph, sie verkaufen nicht Nelcken-Brandtwein für einen Kreuzer oder Polnischen Groschen auch nicht Kirsch-Brandtwein für zwei Kreuzer ... (S. 70–71)

14. Gespräch: Samuel und Mariele

M. Ich habe sie nicht gezählet, aber mich deucht, daß ihrer sechs seyn werden. (S. 73)

[...]

M. Auch mich deucht es so, allein, wenn es denen Herren... (S. 74)

15. Gespräch: Ein Fremdbder und Einwohner

F. Ich kenne wohl die Hüte nicht allzusehr, doch deuchtet mich, daß er ... (S. 76)

[...]

F. Was dieses anbelanget, so wird wohl, trau ich, kein guter Mensch ... (S. 77)

41. Gespräch: Ein Reusse und Kauffmann

*R. Es wird wohl, trau ich, besser seyn, weise mir der Herr sein Gewölbe.
(S. 216)*

55. Gespräch: Ein Reisender und Fuhrmann

*R. Ich glaube, daß Raum genug auf dem Wagen seyn wird, wenn ich mich auf
eine Tonne setzen werde, aber ... (S. 294)*

Der Verfasser hat sowohl der Markierung der Sprecherwechsel als auch den Gliederungssignalen kaum eine größere Bedeutung zugemessen. Die überwiegende Mehrheit der Gespräche findet zwischen zwei Rednern statt, alle Sprecherwechsel sind durch Fragen, Aufforderungen und Redeübernahme nach der vorausgehenden Aussage klar voneinander getrennt, das heißt sie folgen im Anschluss an einen abgeschlossenen Gesprächsschritt. Durch die schriftliche Überlieferungsform der Gespräche besteht keine Notwendigkeit, die Gesprächsschritte durch Sprecherwechsel oder Gliederungssignale zu kennzeichnen, weil die graphische Form bereits die Abfolge der Redebeiträge festlegt. Ansonsten wäre eine andere Organisation der Sprecherwechsel allein aus Gründen der Notation schwer realisierbar. Zudem kommt, dass die konstruierten Gespräche vorrangig didaktischen Zwecken dienen sollten, und die Vermittlung dessen, wie der Sprecherwechsel erfolgt oder dessen, mit welchen Gliederungssignalen die Abfolge der Gesprächsbeiträge in einer Fremdsprache geregelt ist, spielen in der modernen Fremdsprachendidaktik eine eher untergeordnete Rolle, geschweige denn, dass diese Bereiche im Untersuchungszeitraum behandelt worden wären.

4. Fazit und Ausblick

Georg Schlag machte Situationen und Anliegen aus authentischen Handlungsdimensionen zur Grundlage seines Sprachbuches und eines zielgruppenorientierten Fremdsprachenlernens. Unter didaktischen Gesichtspunkten erfüllt der Quellentext seine Zweckbestimmung, weil er die sich aus der Kommunikation ergebenden Äußerungsabsichten, die zugleich die künftigen Sprechanlässe der Lernenden waren, in den Gesprächsszenen gut abbildet. Die realitätsnahe Wiedergabe der bei Handelsgeschäften und auf Reisen verwendeten Alltagsgespräche ist möglich, weil im Text mehrere schriftlich konservierte Formen der Verständigung enthalten sind, die auf die gesprochene Sprache zurückzuführen sind. Insofern sind sie bei der Suche nach Spuren der vergangenen Mündlichkeit auch für die historische Dialogforschung interessant. Schließlich sind sie als Quelle für die Geschichte des Alltags und die Mentalitätsgeschichte von Bedeutung, was an dieser Stelle nur nebenbei als Forschungsdesiderat erwähnt wird.

Primärliteratur

Schlag, Georg, *Neun und funffzig Pohlnisch-Deutsche Handlungs-Gespräche, Darinnen Die im gemeinen Handel und Wandel gewöhnlichsten Redens-Arten enthalten sind; Nebst einen [sic] doppelten Anhang Von Benennung und Resolvirung der Pohlnisch- und Schlesischen und andern Müntz, Maaß und Gewichte, Zum Behuff Sonderlich der Pohlnischen Schule in Breßlau Danebst, auch andern, so die Pohlnische oder auch Deutsche Sprache zu erlernen von nöthen haben zusammen getragen.* Breslau: Johann Jacob Korn 1736.

Sekundärliteratur

Adelung, Johann Christoph (1782): *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache.* Bd. I, Leipzig.

Behagel, Otto (1899/1927): Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch, [in:] Ders., *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien.* Lahr. 11–34.

Brinker, Klaus/Sager, Sven F. (1996): *Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung.* 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin.

Enninger, Werner (1990): Zu Möglichkeiten und Grenzen historischer Diskursanalyse. Der Fall der zweiten Züricher Disputation 1523, [in:] *Zeitschrift für Germanistik* 11, 147–161.

Henne, Helmut/ Rehbock, Helmut (2001): *Einführung in die Gesprächsanalyse.* 4. Aufl. Berlin–New York.

Hess-Lüttich, Ernest W. B. (2001): Gesprächsformen in der Literatur, [in:] *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung.* Hrsg. von Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven F. Sager, Bd. 2. Berlin–New York, 1619–1632. (HSK, Band 16.2).

Kilian, Jörg (2002): *Lehrgespräch und Sprachgeschichte. Untersuchungen zur historischen Dialogforschung.* Tübingen. (Reihe germanistische Linguistik 233).

Kilian, Jörg (2005): *Historische Dialogforschung. Eine Einführung.* Tübingen.

Klatte, Holger (2008): *Gesprochenes Frühneuhochdeutsch in tschechisch-deutschen Sprachbüchern.* Göttingen.

Kluge, Friedrich (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* 24. Auflage, Berlin–New York.

Prause, Karl (1930): *Deutsche Grußformeln in Neuhochdeutscher Zeit.* Breslau.

Radtke, Edgar (1994): *Gesprochenes Französisch und Sprachgeschichte. Zur Rekonstruktion der Gesprächskonstitution in Dialogen französischer Sprachlehrbücher des 17. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der italienischen Adaptationen.* Tübingen.

Rehbock, Helmut (2001): Ansätze und Möglichkeiten einer historischen Gesprächsforschung. [in:] *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung.* Hrsg. von Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven F. Sager. 2. Halbband. Berlin–New York, 961–970. (HSK, Band 16.2).

- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart.
- Schwitalla, Johannes (2001): *Gesprochene-Sprache-Forschung und ihre Entwicklung zu einer Gesprächsanalyse*, [in:] *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Hrsg. von Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven F. Sager. 2. Halbband. Berlin–New York, S. 896–903. (HSK, Band 16.2).
- Schwitalla, Johannes (2006): *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. 3. Auflage, Berlin.
- Söll, Ludwig (1985): *Gesprochenes und Geschriebenes Französisch*. (Grundlagen der Romanistik 6). Berlin. 3. Aufl.
- Šimečková, Alena (2002): *Zum Dialog im tschechisch-deutschen Gesprächsbuch von Ondřej Klatovský*, [in:] *Die Volkssprachen als Lerngegenstand im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*. Akten des Bamberger Symposions am 18. und 19. Mai 2001, hg. v. Helmut Glück, Berlin–New York, 67–76.
- Wegera, Klaus-Peter (1998): *Deutsche Sprachgeschichte und Geschichte des Alltags*, [in:] *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hrsg. von Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger. 1. Halbband. Berlin – New York, 139–160. (HSK, Band 2.1).

Ey was saget sie doch, ich verachte wohl keine Gabe Gottes... Reflexes of spoken German in a Polish and German textbook of 1736

Abstract

Spoken language as the medium of communication plays rather a marginal role in the scientific research into the history of German. Because of the source texts being deficient, the most distinctive features of spoken language can only be reconstructed. Such an image, however, does not render the true oral communication from the past. This article deals not only with the question of text genres in which reflexes of spoken language in the past can be detected but it also attempts to analyze some aspects of spoken language using an example.

***A coż to waszeć mowisz, iać żadnym nie gardzę Bożym darem ...
Język mówiony w polsko-niemieckich rozmówkach z 1736 roku***

Streszczenie

W badaniach nad historią języka niemieckiego język mówiony jako medium komunikacji odgrywa mało znaczącą rolę. Z uwagi na problematykę związaną z brakiem tekstów źródłowych wiele cech języka mówionego może jedynie zostać zrekonstruowanych a powstały w ten sposób obraz nie oddaje w pełni autentycznej komunikacji ustnej z przeszłości. Artykuł podejmuje kwestię gatunków tekstów, w których można doszukiwać się refleksów języka mówionego w przeszłość i na przykładzie dokonuje analizy aspektów języka mówionego.

Neun und funffzig
Pohlnisch-Deutsche
Handlungs=
Gespräche,

Darinnen

Die im gemeinen Handel und Wandel ge=
gewöhnlichsten Redens-
Arten
enthalten sind;

Nebst einen doppelten Anhange
Von Benennung und Resolvirung der
Pohlnisch- und Schlesiſchen und andern
Münz, Maas und Gewichte,
Zum Behuff

Sonderlich der Pohlnischen Schule
in Breslau

Danebst, auch andern, so die Pohlnische o=
der auch Deutsche Sprache zu erlernen von
nöthen haben zusammen getragen.

B R E S L A U,

Bey Johann Jacob Korn, Buchhändler auf dem
Ringe in dem von Bischöflichen Hause.

1736.

Agnieszka Frączek

Kleiner Lust-Garten Jana Karola Woyna (1690, 1746). Zagadnienia makrostrukturalne

Wstęp

Postać leksykografa

Jan Karol von Jasienica Woyna pochodził ze szlacheckiej rodziny Woynów herbu Trąby. Urodził się w Jasienicy Solnej na Rusi. Co ciekawe, źródła podają dwie zupełnie różne daty urodzenia leksykografa. Autorzy biografów, uzupełniających *Słownik języka polskiego XVII i 1. połowy XVIII wieku* (Kunicki-Goldfinger/Siekierska 2009) twierdzą, że Woyna przyszedł na świat około roku 1605, a Klemensiewicz (1999, 414) przekonuje, że leksykograf urodził się dopiero w roku 1665. Biografowie są natomiast zgodni co do tego, że Woyna zmarł w roku 1693¹.

Współczesnym Woyna znany był przede wszystkim jako nauczyciel języka polskiego i łaciny. Natomiast miejsce w pamięci potomnych znalazł głównie dzięki dwóm podręcznikom do gramatyki języka polskiego, obydwu wydanym w roku 1690. Łukaszewicz, który w swojej pracy o historii szkół (Łukaszewicz 1849–52, 424) wymienia kolejno nauczycieli języka polskiego w gimnazjum gdańskim, Jana Karola Woyna przedstawia tak:

„[...] znany autor gramatyki polskiej, której tytuł (*Compendiosa Linguae Polonicae Institutio*, przyp. AF) wyżej przytoczyłem i dziełka: »Kleiner Lustgarten, Worinn Gerade Gänge Zur Polnischen Sprache angewiesen werden.« 1690.”

Łukaszewicz nie wspomina ani słowem, że owo „dziełko” zawiera również słownik polsko-niemiecki. Nie jest w tym zresztą odosobniony. Nieliczne publikacje, w których pojawia się nazwisko Woyna, przywołują tylko jego gramatyki – przede wszystkim łaciński podręcznik *Compendiosa Linguae Polonicae Institutio* (Woyna 1690). Autorzy podkreślają, że Woyna, pisząc *Compendiosa*, wykazał się większą samodzielnością i trafnością spostrzeżeń niż jego poprzednicy (Klemensiewicz 1999, 414), zwracają uwagę na „świadomą

¹ Dowodzi tego m.in. mowa pogrzebowa G. Bonigka, datowana właśnie na rok 1693 (por. Bonigk, 1693).

normatywność” i zwięzłość sformułowań (Zwoliński 1988, 59), a także podnoszą jego zasługi w walce o czystość polszczyzny (Klemensiewicz 1999, 399). Zwoliński zaznacza, że Woyna – jeśli w ogóle wykorzystywał prace poprzedników – robił to krytycznie, ponadto był „jedynym z ówczesnych gramatyków, który podał w przedmowie do swego podręcznika prawie wszystkich swoich poprzedników i, co dziwniejsze, nie popełnił na nich plagiatów” (Zwoliński 1988, 59).

Z podręcznikiem napisanym po niemiecku, a zatytułowanym *Kleiner Lust-Garten, Worinn Gerade Gänge Zur Polnischen Sprache angewiesen werden*, nazwisko Woyny kojarzone jest rzadziej. W dodatku, choć *Kleiner Lust-Garten* składa się z czterech części – słownika, gramatyki, zbioru przysłów i rozmówek – w kręgu zainteresowań badaczy pozostawała przede wszystkim jego część druga, czyli *Die Polnische Grammatica*. O tym, że *Kleiner Lust-Garten* zawiera również *Das Onomasticum*, czyli słownik polsko-niemiecki, autorzy opracowań albo – podobnie jak wspomniany już Łukaszewicz – nie piszą w ogóle, albo poprzestają na zwięzłej informacji (wymieniają poszczególne części *Kleiner Lust-Garten*, zwykle jednak nie podają nawet tytułu słowniczką) i przechodzą do omawiania gramatyki. Na przykład Klemensiewicz, który w swojej *Historii języka polskiego* wielokrotnie przywołuje obie gramatyki Woyny, słownikowi poświęca tylko jedno zdanie (Klemensiewicz 199, 415):

„Druga gramatyczna praca Woyny to w tym samym 1690 r. wydany *Kleiner Lustgarten*... Napisany po niemiecku, zawiera ten podręcznik skrót omówionej powyżej gramatyki polskiej oraz słowniczek, zbiór przysłów i rozmówek”.

Jak z tego wynika, Karol Woyna był dotychczas przedstawiany – o ile jego nazwisko w ogóle występowało w opracowaniach naukowych – jako gramatyk i pedagog, a nie jako leksykograf. Natomiast celem niniejszego artykułu jest przedstawienie Woyny przez pryzmat jego dokonań leksykograficznych, a ściśle – zaprezentowanie makrostruktury *Das Onomasticum*, pierwszej części obszernego podręcznika *Kleiner Lust-Garten, Worinn Gerade Gänge Zur Polnischen Sprache angewiesen werden*.

Kleiner Lust-Garten – informacje ogólne

Kleiner Lust-Garten wydany został po raz pierwszy w roku 1690. To wydanie notuje wiele bibliografii (np. Estreicher 1939, 213, Stankiewicz 1984, 38, Jones 2000, 702, Glück/Schröder 2007, 65), jednak większość z nich milczy o miejscu publikacji, pomija również nazwę oficyny, która podręcznik Woyny wydrukowała. Jedynie Estreicher podaje pełne dane bibliograficzne, zgodnie z którymi *Kleiner Lust-Garten* z 1690 roku miał być wydany w Gdańsku, w oficynie Davida Friedricha Rhetiusa. Ponieważ jednak do naszych czasów nie zachował się żaden egzemplarz z pierwszego wydania, o prawdziwości tych informacji można co najwyżej domniemywać.

Pewne jest natomiast, że z gdańskiej oficyny Rhetiusa² wyszło drugie wydanie *Kleiner Lust-Garten* (1693). Trzecie (1697) i kolejne (1701, 1712, 1720) wydania podręcznika drukował już Johann Zacharias Stolle³, a następne, począwszy od wydania z roku 1729 – Thomas Johann Schreiber.⁴ *Kleiner Lust-Garten* doczekał się kilkunastu⁵ edycji, wznawiany był do końca 18. stulecia, co świadczy o jego wielkiej popularności i użyteczności. Dwa ostatnie wydania podręcznika (1780, 1791) wyszły spod prasy Daniela Ludwiga Wedla.⁶ W rzeczywistości chodzi tu cały czas o tę samą drukarnię⁷, która na przełomie lat zmieniała właścicieli, a razem ze zmianą właścicieli zmieniały się też nazwy oficyny.

Jak już wspomniano, *Onomasticum* to praca, która nie była dotychczas analizowana ani w polskiej, ani w niemieckiej literaturze przedmiotu. Główną z przyczyn, dla których *Onomasticum* pozostaje dziełem niemal nieznanym, był brak zainteresowania badaczy kwestiami leksykograficznymi. Z pewnością nie bez znaczenia jest również fakt, że do naszych czasów przetrwało tylko kilka egzemplarzy *Kleiner Lust-Garten*.

Jeden z najstarszych zachowanych egzemplarzy *Lust-Garten* (1729) przechowywany jest w *Det Kongelige Bibliotek*⁸ w Kopenhadze. Dwa egzemplarze znajdują się w *Bodleian Library* w Oxfordzie – pierwszy z nich pochodzi z roku 1756, drugi z 1791. Słownikiem Woyny mogą się pochwalić również polskie biblioteki. *Centralny katalog starych druków* (Zychowicz 1995) wykazuje dwa egzemplarze z roku 1693 – jeden przechowywany w krakowskiej Bibliotece⁹ Czartoryskich, drugi w gdańskiej Bibliotece¹⁰ PAN. Przeprowadzone kwerendy pozwoliły odkryć jeszcze dwa egzemplarze – w poznańskiej Bibliotece Raczyńskich¹¹ znajduje się egzemplarz z 1729, a w Bibliotece Uniwersytetu Wrocławskiego¹² – *Kleiner Lust-Garten* z roku 1746. Nie zachował

² Członkowie rodziny Rhetiusów byli właścicielami drukarni przez wiele lat – najpierw zarządzał nią Georg Rhetius (Rhete), po jego śmierci przez kilka lat (1647–55) drukarnię prowadziła wdowa, następnie synowie i wreszcie wnuk Georga, Andreas Gabriel, który zdecydował się rodzinną oficynę sprzedać.

³ Johann Zacharias Stolle zarządzał gdańską oficyną od roku 1694. Po śmierci Stollego w roku 1720 obowiązki (i przywileje) właściciela drukarni przeszły na krótko w ręce jego syna, Johanna Daniela Stollego.

⁴ Schreiber przejął drukarnię w roku 1723, po śmierci Johanna Daniela Stollego. Zarządzał nią do roku 1778.

⁵ Bibliografie podają następujące wydania: 1690, 1693, 1697, 1701(?), 1712, 1720, 1729, 1746, 1756, 1762, 1769, 1780, 1791. Wydanie z roku 1701 zanotował jedynie Jones (2000, 702), ale widocznie sam nie był pewien prawdziwości tej informacji, opatrzył ją bowiem znakiem zapytania.

⁶ Wedel został właścicielem gdańskiej drukarni w roku 1780.

⁷ Więcej o losach tej (i innych) drukarni, por. Haberland 2007, a także: Kawecka/Korotajowa 1962, Reske/Christoph 2007.

⁸ Sygnatura AES NJ112.

⁹ Sygnatura 34488/I

¹⁰ Sygnatura Dm 20007.8.

¹¹ Sygnatura IV.U.1.31.

¹² Sygnatura 373352, mikrofilm 22997. Co ciekawe, egzemplarz ten nie był notowany ani przez wspomniane wcześniej bibliografie, ani przez Klemensiewicza (por. 1999, 415.)

się natomiast notowany przez Estreichera (1939, 213) egzemplarz z lwowskiej Biblioteki¹³ Baworowskich.

Podstawę niniejszej pracy stanowi ostatni z wymienionych tu zachowanych egzemplarzy, czyli *Lust-Garten* z roku 1746. Z tej edycji pochodzą też wszystkie cytaty i ilustracje.

Opis bibliograficzny

Kleiner Lust-Garten, Worinn Gerade Gänge Zur Polnischen Sprache angewiesen werden (edycja z roku 1746) wydany został w Gdańsku w oficynie Thomasa Johanna Schreibera. Objętość całego podręcznika wynosi 14 arkuszy w formacie 8°, a więc 336 stron (łącznie ze stroną tytułową i wstępem). Zgodnie z panującym ówczesnie zwyczajem również tu oznaczono pierwsze składki każdego z 14 arkuszy. Jednak w *Lust-Garten* – inaczej niż np. w *Hand-Büchlein* Ernestiego (Ernesti 1689) czy w *Wokabularzu* Malczowskiego (Malczowski 1681) – opisano siedem, a nie pięć pierwszych kart. Arkuszom przypisane są wielkie litery (od A do O), a składkom – cyfry arabskie (od 1 do 7). Począwszy od czwartej składki pierwszego arkusza (A4), w podręczniku prowadzona jest również paginacja. Pierwsze strony *Lust-Garten* (1–6) są nieliczbowane. Numery stron podawane są w górnych zewnętrznych rogach, a numery składek – na dole stron *recto*.

Kleiner Lust-Garten składa się z czterech części – pierwszą i najobszerniejszą z nich stanowi *Das Onomasticum*, czyli interesujący nas słownik¹⁴ wyrazów polskich i niemieckich. *Onomasticum* liczy aż 8 z 14 arkuszy *Lust-Garten*, czyli 192 strony (właściwy tekst słownika zajmuje strony 5–192, poprzedza go karta tytułowa i dwie przedmowy). Druga, w literaturze przedmiotu najczęściej dotychczas omawiana część¹⁵ podręcznika, to *Die Polnische Grammatica*. Objętość tej części wynosi 2 arkusze, czyli 48 stron (193–240). W trzeciej części¹⁶, liczącej 38 stron (241–278), czyli 1,5 arkusza i 2 strony, autor zawarł zwroty frazeologiczne – przede wszystkim (choć nie wyłącznie) przysłowia. *Lust-Garten* zamykają rozmówki polsko-niemieckie. Czwarta część¹⁷ podręcz-

¹³ Znaczna część zbiorów Biblioteki Baworowskich (a także innych bibliotek lwowskich – m.in. Biblioteki Zakładu im. Ossolińskich i Biblioteki Dzieduszyckich) została w roku 1944 ewakuowana. Na krótko zbiory lwowskie znalazły schronienie w Bibliotece Jagiellońskiej, później były magazynowane w Adelinie na Dolnym Śląsku, wreszcie zostały przewiezione do Biblioteki Narodowej w Warszawie. Zbiory bibliotek Baworowskich i Dzieduszyckich pozostały w Bibliotece Narodowej, natomiast zbiory ossolińskie zostały przekazane do Wrocławia, gdzie reaktywowała się Biblioteka Zakładu Narodowego im. Ossolińskich (por. Matwijów 1996). Dzięki ewakuacji ocalono wiele niezwykle cennych woluminów, niestety, lwowski egzemplarz *Lust-Garten* (1693) nie miał szczęścia dotrzeć do naszych czasów.

¹⁴ Tytuł w pełnej formie brzmi: *Der I. Theil Welcher Das Onomasticum in sich begreiffet*.

¹⁵ *Der II. Theil Worinnen Die Polnische Grammatica vorgestellt wird*.

¹⁶ *Der III. Theil Von Polnischen und Deutschen Sprüch-Wörtern. Polskie i Niemieckie Przysłowia. Polnische und Deutsche Sprüch-Wörter*.

¹⁷ *Der IV. Theil Von Polnischen und Deutschen Gesprächen. Polskie i Niemieckie Rozmowy. Polnische und Deutsche Gespräche*.

nika obejmuje 58 stron (279–336), a więc 2 arkusze i 10 stron. Co ciekawe, tytuły części I i II Woyna formułuje tylko po niemiecku, natomiast w częściach III i IV tłumaczy je na język polski.

Dla każdego z języków w *Lust-Garten* zastosowano inną czcionkę: wyrazy niemieckie wydrukowano frakturą, wyrazy polskie – antykwą, pismem prostym. W materiale niemieckim wyjątek od tej reguły stanowią niektóre imiona (np. *Stephanus, Bartholomaeus*) i nazwy geograficzne (np. *Posen, Grodno, Franckfurt*), które zapisane są nie frakturą, lecz antykwą (pismem prostym) oraz wyrazy obcego pochodzenia (np. *der Kredit, das Inventarium*), również zapisane antykwą (pismem prostym lub pochylonym). Natomiast w materiale polskim poza nazwami własnymi¹⁸ wyróżniają się także nazwy miesięcy i dni tygodnia oraz określenia świąt (np. *Kwietna Niedziela, Świątki*), a także kilka rzeczowników osobowych (np. *Organiścianka, Stryyna, Szewcowa*) w rodzaju żeńskim: wszystkie te jednostki leksykalne zostały wydrukowane pismem pochylonym, a nie – jak inne hasła – prostym. Poniżej fragmenty *Onomasticum*, ilustrujące omówioną kwestię:

* * *	* * *	
Armátá	die Artillerie	
BáŹtá	die Pafey	
Bliźniétá pl.	die Zwillinge	
Certá	die Zerte	
Chromotá	die Lähmung	
Cnotá	die Tugend	
Dorotá	Dorothea	(str. 33)
Elcbietá	Elisabeth	

Klávikord	das Clavicordium	
Ląd	das Land	
LiŹtopad	der Wintermonat, November	(str. 50)

Poiedynek	das Duell	
Połkoszek	der Wagenkorb	
Połmifek	die Schüssel	
Poniedziálek	der Montag	(str. 68)

Podobnie jak w innych drukach z przełomu 17. i 18. wieku, również w *Onomasticum* w materiale polskim pominięto wielkie litery z diakrytami. Znaki Ć, Ś zastępowane są literami C i S (por. *Cwikta, Sniadanie, Spiewanie*),

¹⁸ „Wyjątkiem od wyjątku” jest hasło *Lwów* – to jedyna nazwa własna zapisana pismem prostym.

a w miejscu wielkich liter *Ž*, *Ž* pojawiają się ich małe odpowiedniki (por. np. *zięba*, *zemia*). Natomiast znak *Ł* w niektórych artykułach słownika pojawia się, w innych zastępowany jest literą *L* (por. *Łuska* vs. *Lyzka*). Przykłady:

26		NOMINA		
Chwała		das Lob		
Cwika		die rothe Rübe		(str. 26)
Sniadanie		das Frühstück		
Spanie		das Schlaffen		
Spiewanie		das Singen		(str. 57)
Szkola		die Schul		
zemia		die Semmel		
zyla		die Ader		(str. 26)
8		NOMINA		
zabolba		das Trauer-Kleid		
Zguba		der Verlust		
zieba		der Finke		(str. 8)
* *		* *		
Łoparka		das Schuiterblat		
Łuska		die Schuppe		
Lyzka		der Löffel		(str. 20)

Tekst słownika (a także zawartych w czwartej części rozmówek) zapisano w układzie dwułamowym. Tradycyjnie wszystkie strony w *Lust-Garten* kończą się kilkukliterowymi kustoszami (zwykle są to jedynie urywki słów z następnych stron).

Makrostruktura

Właściwy tekst słownika polsko-niemieckiego Woyny poprzedzony został (wspólną dla wszystkich czterech części podręcznika) stroną tytułową oraz przedmową, a ściślej – dwoma przedmowami. Pierwsza z nich w kwiecistym stylu zapoznaje czytelnika z założeniami *Lust-Garten* jako podręcznika do nauki języka polskiego. Woyna już w pierwszym zdaniu wprowadza motywy mitologiczne – dotychczasowe podręczniki porównuje do labiryntu Minotaura, wspomina zmagania Tezeusza, ale przede wszystkim przypomina rolę, jaką w mitologii greckiej odegrała nić Ariadny. Taką bowiem „nicią”

miał być również *Kleiner Lust-Garten*. Według autora to właśnie dzięki temu podręcznikowi uczący się języka polskiego zdoła – podobnie jak mitologiczny Tezeusz dzięki nici Ariadny – szczęśliwie przedostać się przez pełen pułapek labirynt polszczyzny.

W pierwszej przedmowie Woyna tłumaczy również, dlaczego nadał swojemu dziełu tak osobliwy tytuł. Autor przeciwstawia *Lust-Garten* zawiłym labiryntom oraz wiodącym okreśną drogą *Irre-Garten* i przekonuje:

„Dieſes gegenwärtige Büchlein, welches wir in Betrachtung der bequemen Lehrart einen kleinen Luſt-Garten nennen, wird ſeinen Liebhaber gantz anders führen; Nicht durch krumme Wege und Umſchweiffe, ſondern durch gerade Gänge, ohne ſonderbaren Verluſt der Zeit und Mühe“.

Styl, w jakim Woyna zwraca się do czytelników, doskonale ilustruje również następujący fragment:

„Es wird der Hochgeneigte Leſer hie finden, Blumen einzelner Wörter; Es wird auch Anleitung finden, wie aus dieſen Blumen ein ſchöner Krantz einer zierlich Polniſche Rede könne gemacht werden [...]“

Bezpośrednim wprowadzeniem do *Onomasticum*, czyli interesującego nas słownika polsko-niemieckiego, jest dopiero druga przedmowa. Woyna skupia się w niej na zagadnieniach makrostrukturalnych słownika, przede wszystkim tłumaczy, dlaczego odchodzi od tradycyjnie stosowanego w słownikach alfabetycznych porządku *a fronte*, zamiast tego w przeważającej części słownika układając hasła w porządku alfabetycznym *a tergo*.¹⁹ Oto, jak leksyko-
graf uzasadnia swoją decyzję:

„Will man die Urſache wiſſen, warum wir von der üblichen Ordnung [...] allhier abgetreten ſeynd: So iſt ſelbige zweyfach: Erſtlich, weil die *Vocabulen*, wenn ſie dergeſtalt eingerichtet ſind, deſto leichter ins Gedächtniß zu bringen; Zum andern, damit diejenigen, ſo unſere Polniſche Sprache erlernen, zu denen *grammaticaliſchen* Regeln (sic!), ſo von der Wörter ihrem *Genere*, *Declination* und *Derivation* handeln, bequeme *Exempla* zur Hand haben möchten“.

Część ramowa *Onomasticum* nie zawiera żadnych innych elementów poza omówioną przedmową.

Układ makrostruktury

O układzie makrostruktury w *Onomasticum* decydują dwa kryteria: pierwsze, nadrzędne, to kryterium gramatyczne. Wszystkie hasła zostały tu bowiem uporządkowane według części mowy i pogrupowane w rozdziałach: *Nomina*

¹⁹ Najstarszym słownikiem, stosującym układ *a tergo* do porządkowania polskich hasel, jest *Forytarz języka polskiego* Ernestiego (Ernesti 1674).

Substantiva, Nomina Adjectiva, Pronomina, Verba, Partizipia, Adverbia, Praepositiones, Interjectiones, Conjunctiones, Zahlwörter. Natomiast o kolejności haseł w obrębie poszczególnych rozdziałów decyduje przede wszystkim (choć nie wyłącznie) kryterium alfabetyczne. Co ciekawe, Woyna stosuje w słowniku zarówno porządek *a fronte*, jak i porządek alfabetyczny odwrócony *a tergo*. Prawdziwie interesująca jest organizacja rozdziałów pierwszego, drugiego i czwartego (*Nomina Substantiva, Nomina Adjectiva, Verba*), gdzie obydwie te zasady (*a fronte* i *a tergo*) realizowane są równocześnie.

Rozdział pierwszy – rzeczowniki

W pierwszym rozdziale *Onomasticum* (strony 7–116) kryterium decydującym o organizacji makrostruktury jest alfabet, a ściślej – zasada porządku alfabetycznego *a tergo*. O miejscu hasła w makrostrukturze w pierwszym rzędzie decyduje jego ostatnia, a następnie przedostatnia litera. Dlatego na pierwszych stronach słownika znajdują się rzeczowniki zakończone na *-ba*, a na kolejnych hasła na *-ca*, *-da* itd. Natomiast litera trzecia i kolejne (licząc od końca) litery wyrazów hasłowych nie są już brane pod uwagę. Autor grupuje bowiem wszystkie rzeczowniki, które mają wspólne dwie ostatnie litery, a następnie układa je w porządku alfabetycznym *a fronte*. Hasło *Groźba* w słowniku wymienione jest więc przed rzeczownikiem *Trąba*, a rzeczownik *Ryba* pojawia się przed hasłem *Zaba*.

Jak widać, aby znaleźć w *Onomasticum* wybrane hasło rzeczownikowe, trzeba brać pod uwagę aż trzy różne kryteria – najpierw kryterium gramatyczne, następnie należy czytać szukane słowo od końca, a wreszcie uwzględnić jego początkowe litery (czyli kierować się tradycyjnym kryterium alfabetycznym *a fronte*). Poniżej ilustracja pierwszych kilku haseł słownika:

☆) ○ (☆		7
NOMINA.		
a	<i>I. Substantiva.</i>	
Bábá	das alte Weib, 2. die Großmutter	
Chorobá	die Krankheit	
Fárbá	die Farbe	
Gębá	das Maul	
Groźbá	das Dräuen	
Izbá	die Stube	
Liczbá	die Zahl	
Ofobá	die Person	
Ozdebá	die Zierde	
Potrzebá	die Nothwendigkeit, 2. die Noth	
Prábábá	die Aeltermutter	(str. 7)

Rozdział *Nomina Substantiva* zamykają rzeczowniki na *-rz* oraz *-sz* (Woyna zapisuje w ten sposób dwuznaki *rz*, *sz*). Przykład:

Myŝ	die Mauh
Pleŝ	die Platte auf dem Haupte
Ratufŝ	das Rathhaus
Rokofŝ	die Wollust
Stokfiŝ	der Stockfiŝ
Tomafŝ	Thomas
Towarziŝ	der Gefell
Wefŝ	die Lauß
Wierŝ	der Bers
Zameŝ	der Semifch

II. *Adjectiva.*

(str. 116)

Rozdział drugi – przymiotniki

Niemniej skomplikowana jest budowa makrostruktury w rozdziale *Nomina Adjectiva* (strony 116–137). Również tu kryterium nadrzędnym jest alfabet, a dominującym porządkiem – porządek odwrócony *a tergo*. Z tą jednak różnicą, że aby znaleźć wybrane słowo, należy się kierować drugą, a nie pierwszą od końca literą wyrazu hasłowego. Zgodnie z tą regułą przymiotnik *Ŗaby* będzie stał przed hasłem *Obcy*, a *Lichy* przed *Cienki*. Jeśli wśród hasel z taką samą przedostatnią literą są przymiotniki zarówno z końcówką *-i*, jak i z *-y*, Woyna daje pierwszeństwo tym zakończonym na *-y*. Dlatego więc pierwszym hasłem w *Nomina Adjectiva* jest przymiotnik *Gruby*, a hasło *Tępy* wyprzedza przymiotnik *Głupi*.

Dopiero w następnej kolejności, tzn. w obrębie grup z jednakowymi końcówkami, o miejscu przymiotnika w makrostrukturze decyduje pierwsza i następne litery. Oto fragment tej części *Onomasticum*:

* * *	* * *
Błady	bleich
Chudy	mager
Gniady	dunckelgrau
Młody	jung
Twárdy	hart
* * *	* * *
Długi	lang
Drogi	theuer
Drugi	ander
Nági	nackt
Srogi	grausam

Ubogi	arm
* * *	* *
Cichy	still, 2. sanftmützig
Głuchy	taub
Kruchy	mürbe, 2. brocklicht
Lichy	gering, schlecht
Płochy	fcheu
Suchy	trucken, 2. dürr
* * *	* *
Angielski	Engeländisch

An- (str. 117)

Rozdział trzeci – zaimki

W trzeciej, zaimkowej części słownika (*Pronomina*, strony 137–138) Woyna niespodziewanie odchodzi od porządku odwróconego *a tergo* i układa wszystkie hasła w kolejności alfabetycznej *a fronte*. Ilustruje to fragment pierwszej z dwóch stron tego krótkiego rozdziału:

PRONOMINA.	
Co	was
Cokolwiek	etwas
Czyy	wessen
Ja	ich
Każdy	jeglicher, 2. jeder
Kto	wer
Ktokolwiek	jemand
Który	welcher
Którykolwiek	jedweder
Mój	mein
Nasz	unser

(str. 137)

Rozdział czwarty – czasowniki

Kolejny z rozdziałów *Onomasticum* został podzielony na trzy części: pierwsza, najobszerniejsza z nich, obejmuje *Verba personalia* (strony 138–172), dwie kolejne to *Impersonalia Activae vocis* (strony 173–174) oraz *Impersonalia Passivae vocis* (strona 174).

Również tu autor porządkuje hasła według alfabetu, kierując się najpierw ich ostatnimi, a dopiero później pierwszymi literami. Na przykład w ustępie *Verba personalia* przed czasownikami zakończonymi na *-dam* (np. *Gadam*)

pojawiają się formy na *-cam* (np. *Macam*), a przed nimi lematyzowane są z kolei czasowniki zakończone na *-bam* (np. *Dbam*).

Okazuje się jednak, że alfabet, choć na pierwszy rzut oka decydujący, nie jest ani najważniejszym, ani też jedynym obowiązującym tu porządkiem. Nadrzędne wobec niego jest bowiem kryterium gramatyczne, a ściślej koniugacja, do której należy czasownik hasłowy. I tak w pierwszej kolejności, na stronie 138, Woyna lematyzuje czasowniki, które w 1. osobie liczby pojedynczej zakończone są na *-em*, np. *Rozumiem*, na stronach 138–154 umieszcza formy zakończone na *-am*, np. *Wyjadam*, a dalej, począwszy od strony 154, przedstawia czasowniki zakończone na *-ę*, np. *Wierzę*. Dopiero w obrębie tych grup – podobnie jak wcześniej w przypadku rzeczowników i przymiotników – hasła uporządkowane są alfabetycznie.

Ten i tak już mało przejrzysty obraz makrostruktury dodatkowo komplikuje fakt, że w ostatniej grupie (wśród hasel na *-ę*) o miejscu hasła w makrostrukturze decydują najpierw tylko dwie jego ostatnie litery – ostatnia i przedostatnia – a począwszy od hasła *Daię* pod uwagę brana jest także trzecia litera od końca. W dodatku autor daje pierwszeństwo samogłoskom, najpierw pojawiają się więc hasła na *-aię*, *-eię*, *-iię*, *-oię*, *-uię* i *-yię*. Dopiero po wyczerpaniu wszystkich samogłosek Woyna lematyzuje czasowniki, których trzecia litera od końca jest spółgłoską, kolejno przedstawiane są więc formy na *-bie*, *-mie*, *-nie*, *-pie* i *-wie*. Czasownik *żywię* jest ostatnim hasłem, o którego miejscu w makrostrukturze decydują trzy ostatnie litery. W dalszej części omawianego rozdziału o układzie hasel znów bowiem rozstrzygają tylko dwie ostatnie litery. I tak kolejne artykuły hasłowe wprowadzają czasowniki zakończone na *-kę*, *-lę*, *-nę*, *-rę*, *-sę* itd. Trzecia litera od końca nie jest tu już brana pod uwagę, a o dalszej kolejności hasel decyduje znów zasada porządku alfabetycznego *a fronte*.

W częściach *Impersonalia Activae vocis* oraz *Impersonalia Passivae vocis* Woyna układa wszystkie hasła w kolejności alfabetycznej *a fronte*.

Pozostałe części mowy

W dalszej części *Onomasticum* ślady porządku *a tergo* można dostrzec już tylko w rozdziale *Participia* – autor lematyzuje najpierw imiesłowy czynne, a więc formy zakończone na *-ący*, po nich następują hasła zakończone na *-ny* (Woyna traktuje równorzędnie imiesłowy na *-any* i *-ony*, a o sposobie rozmieszczenia w makrostrukturze poszczególnych hasel z końcówkami *-any/-ony* decydują ich pierwsze litery), a wreszcie na *-ty*.

Liczebniki przedstawiane są w kolejności chronologicznej, a wszystkie pozostałe części mowy (przysłówki, przyimki, wykrzykniki, spójniki) w porządku alfabetycznym *a fronte*.

Na koniec warto wspomnieć, że niektóre polskie litery z diakrytami (np. *ą* i *ł*) Woyna traktuje podobnie jak ich odpowiedniki bez znaków diakrytycznych (*a*, *l*), inne natomiast różnicuje. Stąd kolejność hasel z literami *ą*, *ę*,

a także *ć, ł, ś, ź, ż* zwykle bywa trudna do przewidzenia. Na przykład rzeczowniki *Lata* i *Łata* oraz *Kat* i *Kąt* lematyzowane są bezpośrednio po sobie, ale już hasła *Maż* i *Mąż* przedstawione zostały w różnych miejscach makrostruktury. Przykłady:

34.	Łátá	die Latte, 2. der Flick
	Łátá pl.	die Jahr (sic!)
101.	Kát	der Hencker, 2. der Scharfrichter
	Kąt	der Winckel
109.	Maż (sic!)	die Wagen[schmier]
110.	Mąż	der Mann

Jak wynika z powyższego opisu, makrostruktura *Onomasticum* jest wyjątkowo skomplikowana, łączy bowiem elementy układu gramatycznego z układem alfabetycznym, a ściślej – z dwoma, pozornie przeciwstawnymi rodzajami porządku alfabetycznego: *a fronte* i *a tergo*. Takiego układu słownika, choć niezwykle interesującego z punktu widzenia historii leksykografii, użytkownik *Onomasticum* z pewnością nie mógł uznać za funkcjonalny. Warunkiem sprawnej pracy ze słownikiem było tu bowiem nie tylko dokładne zapoznanie się ze skomplikowanymi regułami, jakimi rządzi się *Onomasticum*, ale także ciągłe przestawianie się z jednego systemu na drugi, zależnie od przeglądanego akuratu rozdziału.

Słowniki

ERNESTI, JAN (1674): *Forytarz Języka Polskiego, Osobne Rzeczy niemal wszystkich słowa mowy różne y Rozmowy dwie w sobie zawierający [...]. Förderer der Polnischen Sprache [...]* In der Baumannischen Erben Druckerey druckis Gottfried Gründer. Wrocław.

ERNESTI, JAN (1689): *Polnisches Hand-Büchlein Darinnen Nebst denen Stamm-Vieldeutenden-Sprüch-Wörtern, auch allerhand täglich vorfallende Redens-Arten enthalten. Vor die Breßlauische Polnische Schul verfertigt.* Drukarnia Christiana Olsena. Świdnica.

MALCZOWSKI, Stanisław Jan (1681): *Der Jugend zu Nutz Deutsch und Polnisches vermehrtes und verbessertes Vocabularium. To iest, Bardzo potrzebny dla Młodzi Niemiecki y Polski Wokabularz.* G.M. Nöller. Riga.

WOYNA, Jan Karol (1690): *Kleiner Lust-Garten, Worinn Gerade Gänge Zur Polnischen Sprache angewiesen werden*. Thom. Joh. Schreibers Verlag und Schriften. Gdańsk 1746 (1690).

Literatura sekundarna

- BONIGK, Gotthif (1693): *Trauerrede auf Johann Carl de Jasienica Woyna*. Gdańsk.
- DOBROVSKÝ, Josef (1814–1815): *Slovanka. Zur Kenntniss der alten und neuen slawischen Literatur, der Sprachkunde nach allen Mundarten, der Geschichte und Alterthümer*. Praga.
- ESTREICHER, Karol (1939): *Bibliografia polska. Część 3., t. 33*. Kraków.
- GLÜCK Helmut, SCHRÖDER Konrad (2007): *Deutschlernen in den polnischen Ländern vom 15. Jahrhundert bis 1918. Eine teilkommentierte Bibliographie*. Bearbeitet von Yvonne Pörzgen und Marcelina Tkocz. Wiesbaden.
- HABERLAND, Detlef (2007): *Der Buchdruck in Danzig in der Frühen Neuzeit. Vom Wanderdrucker bis zur Massenproduktion*. W: Jens Stüben (red.): *Ostpreußen – Westpreußen – Danzig. Eine historische Literaturlandschaft*. Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. T. 30. Oldenbourg. 189–204.
- JONES, William Jervis (2000): *German Lexicography in the European Context. A descriptive bibliography of printed dictionaries and word lists containing German language (1600–1700)*. Berlin, New York.
- KAWECKA-GRYCZOWA ALODIA, KOROTAJOWA KRYSZYNA (1962): *Drukarze dawnej Polski od XV do XVIII wieku. Tom 4: Pomorze*. Wrocław.
- KEPIŃSKA, Alina (2006): *Dawne gramatyki języka polskiego*. W: *Biuletyn Informacyjny Biblioteki Narodowej*, nr 4/179/2006. Warszawa. 43–48.
- KLEMENSIEWICZ, Zenon (1999): *Historia języka polskiego. Wydanie siódme, uzupełnione*. Wydawnictwo Naukowe PWN. Warszawa.
- KUNICKI-GOLDFINGER Marek, SIEKIERSKA Krystyna (2009): *Biogramy pisarzy i tłumaczy dzieł cytowanych w Słowniku języka polskiego XVII i 1. poł. XVIII w.* http://xvii-wiek.ijp-pan.krakow.pl/pan_klient/index.php?wstep_zakl=biogr
- ŁUKASZEWICZ, Józef (1849–52): *Historia szkół w Koronie i Wielkiem Księstwie Litewskim. Od czasów najdawniejszych do roku 1794*. T. 1–4. Poznań.
- MATWIJÓW, Maciej (1996): *Ewakuacja zbiorów polskich ze Lwowa w 1944 r.* W: *Rocznik Lwowski*. Nr 4, 1995/1996. Warszawa. 31–46.
- PNIEWSKI, Władysław (1938): *Język polski w dawnych szkołach gdańskich*. Gdańsk.
- RESKE, Christoph (2007): *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing*. Wiesbaden.
- SCHRÖDER, Konrad (1987–1995): *Biographisches und bibliographisches Lexikon der Fremdsprachenlehrer des deutschsprachigen Raumes, Spätmittelalter bis 1800*. Tom 4. Augsburg.
- STANKIEWICZ, Edward (1984): *Grammars and Dictionaries of the Slavic Languages from Middle Ages up to 1850. An Annotated Bibliography*. Berlin, New York.

- WOYNA, Jan Karol (1690): *Compendiosa Linguae Polonicae Institutio* [...]. Gdańsk.
- ZWOLIŃSKI, Przemysław (1988): Gramatyki języka polskiego z XVII wieku jako źródło poznania ówczesnej polszczyzny. W: *Szkice i studia z historii slawistyki*. Wrocław. 31–36.
- ZYCHOWICZ, Maria (1995): *Centralny katalog starych druków*. Warszawa.

***Kleiner Lust-Garten* by Jan Karol Woyna (1690, 1746)**
The analysis of macrostructure

Abstract

The subject of the present publication is *Kleiner Lust-Garten*, the Polish-German Dictionary from the year 1690, compiled by Jan Karol Woyna. In the description of the dictionary, the following points are analyzed:

- technical data (e.g. information about the format of the dictionary, the number of pages etc.)
- the macrostructure. In this section the reader will find a presentation of the order of entries.

Theoretical considerations are supported by numerous examples throughout the publication. Special attention has been paid to making these examples typical of the discussed Dictionary, in order to ensure an objective analysis.

***Kleiner Lust-Garten* von Jan Karol Woyna (1690, 1746)**
Die Analyse der Makrostruktur

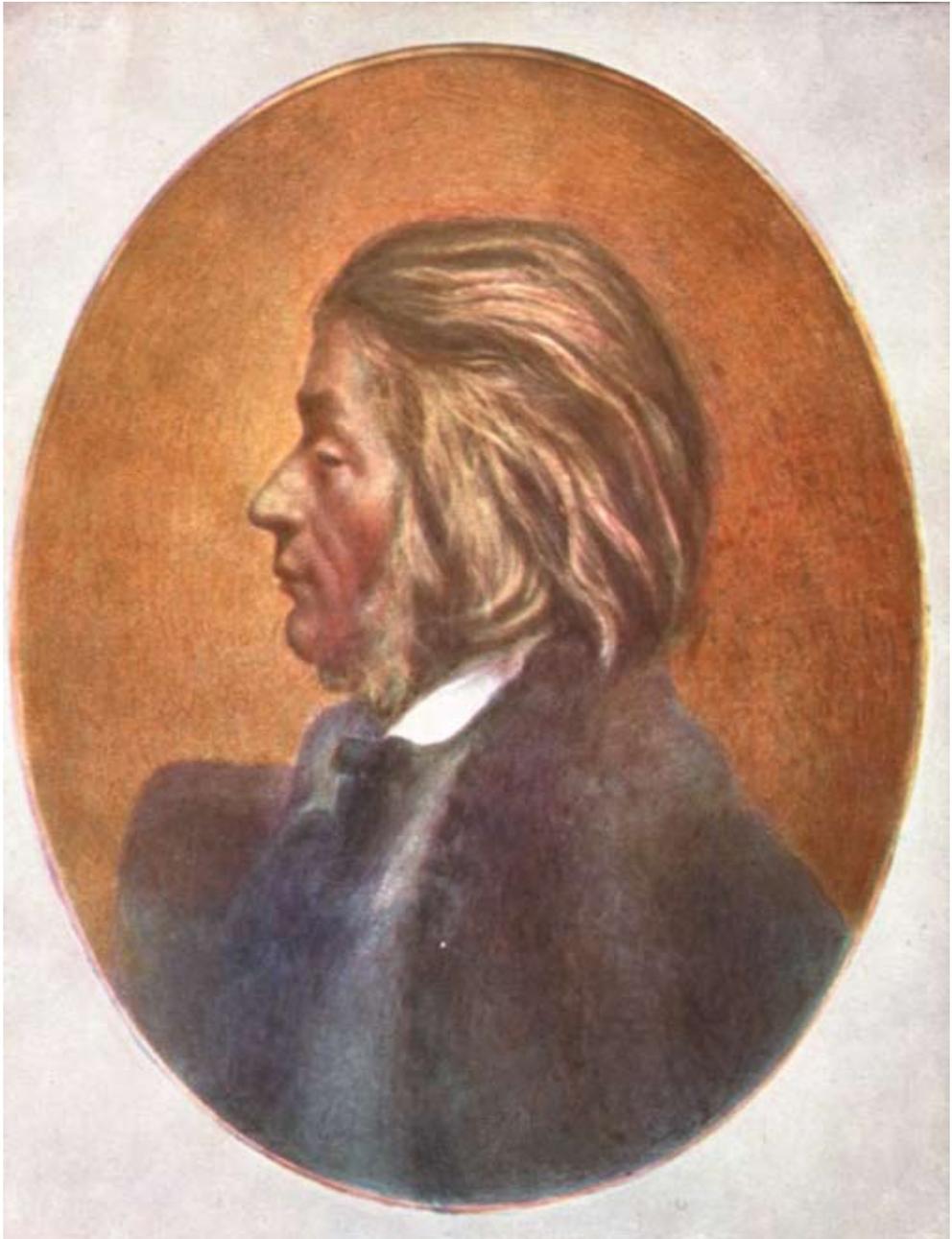
Streszczenie

In dem vorliegenden Beitrag wird das Polnisch-Deutsche Wörterbuch, *Kleiner Lust-Garten*, von Jan Karol Woyna untersucht. In der Arbeit werden folgende Probleme analysiert:

- technische Daten (u.a. Informationen über die äußere Form des Wörterbuchs, über die Anzahl der Seiten etc.)
- die Makrostruktur. Es wird hier v.a. die Reihenfolge der Lemmata dargestellt.

Die Ergebnisse werden immer mit Beispielen belegt. Dabei wurde darauf geachtet, dass die angeführten Beispiele möglichst objektiv das ganze Wörterbuch charakterisieren.

LITERATURWISSENSCHAFT



Adam Mickiewicz

Quelle: Julius Kleiner, *Die polnische Literatur*. Potsdam 1929

Friedrich-Wilhelm von Oppeln-Bronikowski

Ein Sympathieträger Heinrich Heines: Alexander von Oppeln-Bronikowski*

0. Einleitung

Was rechtfertigt im Jahr 2010 die Beschäftigung mit einem Schriftsteller, der vor 175 Jahren verstarb und dessen Werke seither in Deutschland nicht mehr aufgelegt worden sind? Es ist kein geringerer als HEINRICH HEINE, der uns einen Hinweis gibt: In seinen „Reisebildern“, Zweyter Teil. Die Nordsee. Dritte Abteilung schreibt er 1826 u.a.: „Von allen großen Schriftstellern ist Byron just derjenige, dessen Lektüre mich am unleidlichsten berührt; wohingegen Scott mir, in jedem seiner Werke, das Herz erfreut, beruhigt und erkräftigt. Mich erfreut sogar die Nachahmung derselben, wie wir sie bey W. ALEXIS, BRONIKOWSKI und COOPER finden...“¹ Wer war dieser „Bronikowski“?

1. Geburt und Herkunft

ALEXANDER AUGUST FERDINAND VON OPPELN-BRONIKOWSKI wurde am 28. Februar 1784 als Sohn des damaligen Hauptmanns bei der Leibgrenadiergarde (Generaladjutant des sächsischen Königs wurde er erst später) JOHANN PETER VON OPPELN-BRONIKOWSKI und der Generalstochter CHRISTINA CAROLINE WILHELMINE, geb. VON THILE, Am Neumarkt Nr. 572² in Dresden geboren und am 2. März 1784 in der elterlichen Wohnung getauft. Die Taufe ist im Taufregister der evangelisch-lutherischen Kreuzkirche Dresden von 1784 auf Seite 25a vermerkt; dieses war zur damaligen Zeit zugleich auch Geburtsurkunde. Mit diesen Feststellungen sind alle abweichenden Angaben über das Datum seiner Geburt widerlegt, die von 1783 bis 1788 reichen, ohne dass es sich an dieser Stelle lohnt, die zahlreichen Quellen der falschen Angaben zu zitieren.

* Der vorliegende Beitrag ist eine aktualisierte, korrigierte und erweiterte Fassung meines Artikels „Alexander von Oppeln-Bronikowski: ein Zeitgenosse und Wesenverwandter Walter Scotts“, in: *Heine-Jahrbuch*, 48. Jg./ 2009, S. 175–193.

¹ Heinrich Heine, *Düsseldorfer Gesamtausgabe* Bd. 6, S. 162.

² Privathaus; Besitzer 1834: Weißbäckermeister Meurer.

V. OPPELN - MS. B 4074.
OPPELN, WILHELM

Auszug aus dem Taufregister

Der evangelisch-lutherischen Kreuz- Kirchengemeinde Dresden

Jahrgang 1784 Seite 25 a Nr. -

Alle für die Abfassung wichtigen Angaben, die in dem vorherzeichneten Eintrag enthalten sind, müssen wiedergegeben werden; auf andere Einträge darf jedoch zur Ausfüllung nicht zurückgegriffen werden.

Täufling:	Name: Alexander August Ferdinand Geburtstag und -ort: 28. Februar 1784 Abends 5/4 auf 8 Uhr Taufstag: 2. Martius 1784 zu Hause getauft
Eltern:	Name (auch Geburtsname der Mutter), Vornamen, Beruf, Wohnort ufm. v. Oppeln Bronikowski, Johann Peter Hauptmann bey der Leibregimentgarde geb. von Zulo, Christiana Carolina Wilhelmine
Sonstige für die Abfassung wichtige Angaben:	./.

Dresden, den 17. September 1952



Ev.-Luth. Kirchenbuchamt Dresden

L. u.:

M. S. J.
Kirchenbuchamt Dresden

Nr. 2. 1. 523

gebühren 0,60 DM bezahlt
Gebührenfrei
(Nichtzutreffendes ist durchzustreichen)

Abb. 1

Auch Alexander selbst war sich seines Geburtsdatums nicht sicher; seine eigenen Angaben schwanken von 1783 bis 1788. Später wird sich Alexander, dem Glaubensbekenntnis seiner väterlichen Vorfahren entsprechend, zur reformierten Konfession bekennen.³

Seine Taufpaten waren:

Herren:

- Fürst SULKOWSKI
- Oberküchenmeister von BERLEPSCH
- Generalieutenant von RIEDESEL
- Kammerherr von RACKNITZ und
- der polnische Kammerherr von POTWOROWSKI

Damen:

- Frau Minister von ROEDER
- Frau Generalmajor von PFELLITZER
- Frau Kammerherr von UNRUH
- Frau Hauptmann Graf von STOLBERG und
- Frau Graf von BOLZEN.

Hiermit stimmt überein, dass auch sein Tod später im Sterberegister der evangelisch-lutherischen Kirchgemeinde Dresden registriert wird. Auch seine Eltern sind evangelischer Konfession; seine Mutter bekennt sich zur lutherischen und sein Vater zur reformierten Konfession.

Es ist eine erstaunlich illustre Gesellschaft, die sich zu Ehren des Täuflings und seiner Eltern, insbesondere wohl seiner Mutter, der Tochter eines preußischen Offiziers und späteren Generalmajors, versammelt hat. Fürst SULKOWSKI⁴, Oberküchenmeister Gottlob Erich von BERLEPSCH⁵, Generalieutenant von RIEDESEL⁶, Kammerherr von RACKNITZ⁷ (Hofmarschall in Dresden) und Johann Graf von POTWOROWSKI⁸ (polnischer Kammerherr).

Väterlicherseits stammt Alexander in zwölfter Generation von HEINRICH VON OPPELN-BRONIKOWSKI ab, dem Spross eines alten Oberlausitzer Adelsgeschlechts, der 1412 das Gut Bronikowo bei Fraustadt in Posen kaufte und sich danach (Oppeln-) Bronikowski nannte. Alexander gehört einer der auch heute noch blühenden polnischen Linien dieser Familie an. Seine Vorfahren gehörten zu den ersten Dissidenten (Nicht-Katholiken) Polens und haben in der polnischen Dissidentenbewegung z. T. eine bedeutende Rolle gespielt; sein Vater, JOHANN VON OPPELN-BRONIKOWSKI, war in der Thorner Konföderation der polnischen Protestanten von 1775 tätig gewesen. Er war zuletzt

³ Vor dem Stadtgericht Dresden (Sächsisches Hauptstaatsarchiv Nr. 12881, S. 6) vernommen am 1.7.1825: 38 Jahre alt, ledig, reformierter Religion, hier seit 1823.

⁴ Wahrscheinlich ein Sohn von ALEXANDER JOSEPH V. SULKOWSKI, Kurfürstlich-sächsischer Geheimer Staatsminister und Oberstallmeister zur Zeit Augusts III.

⁵ 1734–1798.

⁶ VOLPERT CHRISTIAN VON RIEDESEL, Freiherr zu Eisenbach, war sächsischer Generalieutenant (1708–1798), vgl. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 27, S. 533–34.

⁷ JOSEPH FRIEDRICH FREIHERR VON RACKNITZ, 1744–1818, vgl. ADB Bd. 27, S. 105/6.

⁸ JOHANN GRAF V. SIENNO-POTWOROWSKI 1761–1829.

kurfürstlich-sächsischer Oberst und Generaladjutant, geboren 1745 in Krtzikowo in der Woiwodschaft Siradien, gestorben am 4.4.1805 in Dresden im Alter von 60 Jahren. Während der Siebenjährigen Krieges war er als Oberst der sächsischen Garde in preußische Gefangenschaft geraten, konnte jedoch fliehen und kehrte nach Polen zurück, wo er an führender Stelle an der Thorner Dissidentenkonferenz⁹ teilnahm. Seit 1802 war er pensioniert und hat eine Pension von 1.200 Talern jährlich bezogen.

Seine Mutter CHRISTIANE WILHELMINE FRIEDERIKE KAROLINE VON THILE (1756–1827) war eine Tochter des Königlich Preußischen Generalmajors FRIEDRICH WILHELM VON THILE (1709–1782)¹⁰. Er war zuletzt Chef des preußischen Infanterieregiments Nr. 28 (von Ramin). Sie lebte nach dem Tode ihres Mannes weiterhin in Dresden und bezog ein Witwengeld des sächsischen Hofes in Höhe von 15 Talern monatlich¹¹. Sie ist am 11.9.1827 in Dresden verstorben.¹²

Große Unsicherheit besteht hinsichtlich der korrekten Schreibweise seines Namens. Alexander selbst hat sich „Oppeln v. Bronikowsky“, „v. Oppeln-Bronikowsky“, „Alex. Bronikowski“, „Alexander von Oppeln-Bronikowski“, „Alexander Bronikowski“ geschrieben, ohne dass damit bereits alle Variationsmöglichkeiten (mit oder ohne Bindestrich, zwei oder nur ein „p“, zwei oder nur ein „l“) erschöpft wären. Die Deutsche Nationalbibliothek führt von ihm dreizehn verschiedene Verweisungsformen auf. Entsprechend unterschiedlich ist daher auch die Schreibweise in amtlichen Dokumenten. Hierfür gibt es mehrere Gründe:

Nach Heinrich ist der Namensbestandteil „Oppeln“ weitgehend außer Gebrauch gekommen. Im Rahmen der historischen Rückbesinnung im 19. Jahrhundert haben mehrere Familienmitglieder, die sich inzwischen „von Bronikowski“ nannten, den Namensbestandteil „Oppeln“ wieder entdeckt und beim Preußischen Heroldsamt beantragt, sich wieder „Oppeln-Bronikowski“ nennen zu dürfen; diesem Antrag wurde stattgegeben. Solche Anträge wurden nicht nur von preußisch-deutschen Familienangehörigen gestellt, sondern auch von polnischen. Die korrekte Schreibweise ist daher heute, in Anlehnung an das „Genealogische Handbuch des Adels“, VON OPPELN-BRONIKOWSKI. Im polnischen Kulturkreis schreibt sich Alexander wegen der von den deutschen abweichenden Buchstaben zumeist „ALEKSANDER BRONIKOWSKI“; ein Adelsprädikat wie im Deutschen gibt es in Polen nicht. Der Namensbestandteil „Oppeln“ leitet sich im Übrigen nicht von der schlesischen

⁹ Als Dissidenten werden in Polen alle Nichtkatholiken bezeichnet, also insbesondere Protestanten aller Konfessionen.

¹⁰ Vgl. KURT VON PRIESDORFF, Soldatisches Führertum, Hamburg ca. 1937, 10 Bände, Bd. 1, S. 496, Nr. 508; KNESCHKE, Deutsches Adelslexikon Bd. IX, S. 192.

¹¹ Sächsisches Hauptstaatsarchiv Nr. 12881: Anweisung einer Pension von 15 Thalern monatlich an Witwe des vormaligen Obristen und Generaladjutanten, Christine Caroline Wilhelmine von Oppeln Bronikowsky geborene Thile, solange sie sich in Sachsen aufhält, sonst nur die Hälfte. (Nr. 72).

¹² Forschung von Ooppel Bronikowsky des Instituts für Personengeschichte in Bensheim, unveröffentlicht.

Stadt Oppeln an der Oder ab, sondern von dem kleinen Ort „Oppeln“ bei Löbau in der Oberlausitz. Dort wurde im Jahr 1262 erstmals ein WERNER VON OPPAL urkundlich erwähnt.

Außer diesem Stamm B gibt es noch den Stamm A „von OPPELL“; beide zusammen bilden ein und dieselbe Familie und benutzen dasselbe Wappen. Seine Beschreibung lautet wie folgt: „In Blau ein schrägrechts aufwärts liegender silberner Schiffshaken; auf dem Helm mit beidseitigen Decken drei silberne Straußenfedern“. Um das Wappensymbol rankt sich die folgende Sage: Auf dem Kriegszug Karls der Großen gegen die Sarazenen versenkten zwei Brüder Oppeln in der Schlacht bei Zaragossa im Jahr 778 mit diesen Haken ein feindliches Schiff mitsamt seiner Mannschaft. Danach soll Karl der Große den Brüdern den Schiffshaken als Wappensymbol verliehen haben.¹³

2. Schulbildung und Militärlaufbahn

Näheres über seine Schulbildung war nicht zu ermitteln. Er wurde von seiner gebildeten Mutter und Privatlehrern unterrichtet.

2.1 Preußischer Militärdienst

Er trat als Zwölfjähriger, wie damals üblich, also 1796, in preußische, nicht in sächsische, Kriegsdienste, und zwar in das Infanterieregiment Nr. 46, dessen Chef Generalleutnant ALEXANDER HEINRICH VON THILE¹⁴, ein Verwandter seiner Mutter, 1795 geworden war, nach dem es auch benannt wurde. Demgemäß erscheint Alexander beispielsweise in der Rangliste des Regiments von 1798 als Fähnrich Oppeln-Bronikowski; dasselbe gilt für das Jahr 1801. Die Rangliste für das Jahr 1806 führt ihn als „Secondelieutenant“ auf; diese Bezeichnung entspricht dem heutigen Leutnant. Er gelangte 1802 nach Erfurt in das preußische Infanterieregiment Nr. 59 (Graf Wartensleben) Hier schloss er sich dem um den Regimentsauditeur FRIEDRICH MATHIAS GOTTFRIED CRAMER¹⁵ gebildeten schönggeistigen Kreis junger Offiziere an. Bereits hier zeigte sich also sein durch seine Mutter gewecktes literarisches Talent. Dem Kreis gehörten außer ihm noch Karl Prinz von CAROLAT SCHÖNEICH (1), FRIEDRICH CRAMER (8), Vollrath Graf zu LÖWENSTEIN WERTHEIM (5), Wilhelm Graf

¹³ Schlesischer Curiositäten Erste Vorstellung, Darinnen die ansehnlichen Geschlechter Des Schlesischen Adels von Johanne Sinapio, Leipzig 1720, S. 685; Kneschke, Adelslexikon, S. 605.

¹⁴ vgl. PRIESDORFF [Anm. 10), Bd. 2, S. 435: Alexander Heinrich von Thile, geb. 15.10.1742 in Glogau, gest. 24.2.1812 in Spandau, bis 1787 in sächsischen Diensten, danach in preußischen Diensten, seit 1806 Gouverneur von Breslau mit dem Auftrag, die Festung Breslau gegen Napoleon zu halten; er übergab jedoch Breslau an die Franzosen, worauf er zwei Jahre Festungsarrest in Spandau erhielt, während dessen er verstarb.

¹⁵ Jurist, Schriftsteller (1779–1836), war lt. Stammliste preußischer Regimenter auf das Jahr 1798 Regimentsauditeur des Regiments Nr. 46 (Militärstaatsanwalt, Kriegsgerichtsrat); siehe Neuer Nekrolog.

zu LÖWENSTEIN WERTHEIM (7) und August von WITZLEBEN (6) an. Sichtbares Ergebnis der literarischen Bemühungen des Freundeskreises war ein Gedichtbändchen von 112 Seiten im kl 8°-Format, Erfurt 1804, dessen Herausgeber Friedrich Cramer war. Drei Gedichte daraus stammen von Alexander; sie tragen die folgenden Titel: „An---“, „Die Säule des Memnon“ sowie „Romanze“; sie sind im gefühlvollen Stil der Frühromantik geschrieben. Das Bändchen ist vergriffen und nur schwer ausfindig zu machen. Die drei Gedichte Alexanders habe ich in *Studia Germanica Gedanensia* Nr. 13 (Gdańsk 2005) wiedergegeben.

Alexander wurde Leutnant und als solcher 1805 nach Warschau versetzt, das damals unter preußischer Herrschaft stand. 1806 nach Breslau beordert, geriet er dort 1807 mit der kampflosen Übergabe der Stadt an die Franzosen in französische Gefangenschaft. Nach seiner Freilassung im selben Jahr lebte er abwechselnd in Breslau, Prag und Dresden¹⁶; nach dem Tilsiter Frieden 1811 wurde er im Rang eines Leutnants aus dem preußischen Militärdienst entlassen.

2.2 Polnisch-französischer Militärdienst

1812 trat er in das 4. Infanterieregiment des Großherzogtums Warschau ein. 1813 zum Hauptmann befördert, wurde er in den Generalstab des 2. zweiten Korps der französischen Armee des Marschalls VICTOR berufen. Für seine Tapferkeit in den Schlachten bei Leipzig und Hanau wurde ihm das Verdienstkreuz der Französischen Ehrenlegion verliehen. Anschließend war er Adjutant des Marschalls Fürst von BELLUNE. Nach der Niederlage Napoleons wurde er auf seinen Antrag am 19. August 1814 im Rang eines Rittmeisters (chef d'escadron) aus dem französischen Militärdienst entlassen und blieb anschließend in Paris, wo er die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse studierte. Literarisch fanden diese Studien später ihren Niederschlag u.a. in seinem fiktiven Tagebuch eines napoleonischen Emporkömmlings „Sieben Sylvester-Abende, Lebensgeschichte eines alten Mannes in sieben Abschnitten“.¹⁷

1815, nach Errichtung des Königsreichs Polen, ging er nach Warschau zurück und trat als Capitain (Rittmeister) in das Gardeulanenregiment wieder in polnische Kriegsdienste. 1817 bemühte er sich in einem Brief an den sächsischen König um Aufnahme in dessen Dienste. Der Brief wird hier zum besseren Verständnis seiner persönlichen und wirtschaftlichen Situation ungekürzt wiedergegeben:

¹⁶ vgl. KARL GOEDECKE, Grundriss zur Geschichte der Deutschen Dichtung, Bd. 10, Dresden 1913, S. 276.

¹⁷ Erschienen 1831 bei Carl Brüggemann in Halberstadt.

Majestät!

Wenn ich es wage, diese Zeilen an Euer Majestät zu richten, so ist es keineswegs eine Bittschrift, die mich zu Eurer Erlauchten Person führt, sondern ich wurde allein von dem Wunsche geleitet zu beweisen, daß Eure Huld mich nicht Ihrer Wohlthaten für unwürdig befunden haben würde, wenn ich das Glück gehabt hätte, Euer Majestät Augen auf mich lenken zu können. Diesen Schritt wird Euer Majestät dem Nachkommen einer Familie verzeihen, die seit mehr als hundert Jahren Ihre Dienste dem Erlauchten Herrscherhause Sachsens gewidmet hat, und dem Sohn eines Vaters, welcher noch kürzlich in der Stellung eines Generaladjutanten Euer Königliches Wohlwollen sich zu verdienen gewußt hat.

Eingetreten in die Armee des ehemaligen Herzogthums Warschau, zur Zeit, als sie noch die Feldzeichen Euer Majestät führte, erhielt ich bald die Stellung eines Generalstabs-Chef, in der Eigenschaft eines Adjutanten des Marschalls Herzogs von Bellune; ich rückte zum Range eines Majors vor, und wurde durch verschiedene Orden ausgezeichnet. In Folge der durch die politischen Ereignisse entstandenen Bewegungen nach Polen zurückgekehrt, glaubte ich in den Funktionen des bevollmächtigten Beamten Euer Majestät ein Mittel zu sehen, meine Dienste noch weiter dem Herrscher anzubieten, welcher früher die meines Vaters genehmigte, und ich nahm mich des Theiles der Arbeiten an, welcher meiner durch die Verhandlungen mit der im Warschau errichteten Kommission erlangten Sprachkenntniß und meinen Beziehungen in diesem Lande entsprachen.

Ich fühlte mich berechtigt auf Beschäftigungen zu hoffen, die meinen Mitteln und meinem Stande entsprachen, und auf die Ehre zu rechnen, Euer Majestät Diener zu werden.

Ich wurde keineswegs durch die Kärghlichkeit des Gehaltes – einen Thaler täglich – zurückgestoßen, da ich mit Recht hoffte, daß ich mir durch den Eifer, mit dem ich mich meiner Pflichten entledigte, durch Königliche Huld eine bessere Existenz erringen würde. Die Folgezeit hat mir bewiesen, daß ich zu weit tragende Hoffnungen hegte. Alle meine Schritte bei dem Departement der Auswärtigen Angelegenheiten, bei denen ich theilweise durch diese Autorität vermittelt des bevollmächtigten Beamten theilhaftig war, blieben erfolglos – ja selbst unbeantwortet.

Nach 10 Monaten sah ich mich mit einer kaum ausreichenden Einnahme versehen, auf die einfache Arbeit eines Schreibers beschränkt, und ich mußte noch mit Schmerz bemerken, daß Euer Majestät – wie ich weiß – immer ignorierte, mich unter ihre Diener zu zählen.

Die Natur dieser Umstände hat mich gezwungen auf meine Beziehungen zu dem Legations Rath Reyer zu verzichten, aber ich glaubte nur zu den Füßen Euer Majestät meine Abdankung niederlegen zu dürfen, indem ich die Gründe anführe, die sie notwendigerweise herbeigeführt haben, da ich mich niemals als Euer Majestät Diener betrachten konnte.

Möge Euer Majestät durch diesen Bericht gnädigst ersehen, daß die Ergebenheit gegen Eure Erlauchte Person noch fortbesteht in der Familie der Bronikowskis, und möge meine Mutter, die niedergedrückt durch das Alter und durch Schicksalsschläge in der Hauptstadt lebt, durch Königliche Huldbezeugungen geehrt werden, deren würdig zu zeigen ich mich zu wiederholten Malen versucht habe.

Euer Majestät demüthigster, gehorsamster und ergebenster Diener

Alexander Bronikowski

Major

Warschau den 6. Januar 1817

Haus der Intendanz der Königlichen Domänen etc.

Der Brief ist in französischer Sprache geschrieben und im Staatsarchiv Dresden archiviert. Ich zitiere ihn nach mir zugänglichen unveröffentlichten genealogischen Nachforschungen des Familienforschers JULIUS VON OPPELN-BRONIKOWSKI, von dem wahrscheinlich auch die Übersetzung ins Deutsche stammt. Der Brief blieb ohne Antwort. Hausherr im Haus der Intendanz der königlichen Domänen war übrigens ein Vetter Alexanders, AUGUST VON OPPELN-BRONIKOWSKI¹⁸, bei dem Alexander vermutlich mietfrei wohnte.

Immerhin wurde Alexander 1817 zum Major befördert. Wegen Unstimmigkeiten mit dem russischen Oberkommandierenden, GROSSFÜRST KONSTANTIN von Russland, wurde er mit dem halben Sold strafversetzt. 1823 nahm er aus Enttäuschung seinen Abschied und kehrte danach nach Dresden zurück; hier begann alsbald sein reichhaltiges schriftstellerisches Wirken. Zwischenzeitlich hielt er sich auch in Halberstadt (1830–1831) sowie in Magdeburg und Berlin auf.

3. Schriftstellerisches Wirken

In den zehn Jahren zwischen 1824 bis 1834 veröffentlichte er eine Vielzahl von Romanen, Erzählungen und Novellen hauptsächlich im Verlag von JOHANN CHRISTOPH ARNOLD¹⁹ in Dresden sowie BRÜGGEMANN und anderen in Halberstadt und Leipzig. Ich sehe es nicht als meine Aufgabe an, seine Werke minutiös aufzuzählen und zu bewerten. Das hat zuletzt in umfassender Weise JERZY KALAŻNY in seiner Monographie von 1996 getan. Gute Übersichten findet man auch im Gesamtverzeichnis deutschsprachigen Schrifttums 1700 – 1910 New York, London, Paris 1980, im digitalen Katalog der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz zu Berlin (87 Treffer einschließlich Mehrfacherwähnungen), im Neuen Nekrolog der Deutschen von 1834, 1. Teil Nr. 21, S. 60 bis 62.

In Dresden stand er der Dresdner Liedertafel nahe.²⁰

Das Schwergewicht seiner literarischen Tätigkeit lag auf Themen aus der polnischen Geschichte, dies dürfte seiner Herkunft und der seiner väterlichen Vorfahren aus Polen geschuldet sein. Andererseits lebte er in Sachsen, war des Polnischen nicht oder nur ungenügend mächtig. Was lag da näher, als seine polnische Thematik mit seinen äußeren Lebensumständen zu verknüpfen, die nun mal in Dresden, Sachsen und Preußen verwurzelt waren:

¹⁸ vgl. Encyclopedyja Powszechna, Warschau 1860, Bd. 4, S. 386; er schrieb ein Buch mit dem Titel „Ueber Ebbe und Fluth nebst Bemerkungen über das Attraktionssystem“. Das Haus befand sich „Auf der neuen Welt Nr. 1292“. Von hier aus schrieb Alexander am 20.7.1814 einen Brief an den Philosophen KARL CHRISTIAN FRIEDRICH KRAUSE in Berlin. In einem späteren Brief an Krause erwähnt er das Werk seines Vetters und gibt davon eine zweiseitige Inhaltsangabe wieder.

¹⁹ Buchhändler und Kommunalpolitiker (1763–1847), gründete die Arnoldsche Buchhandlung, in der Alexander 1825 den ersten Band von „Hippolyt Boratynski“ erscheinen ließ.

²⁰ Siehe DOERING-MANTEUFEL, Dresden und sein Geistesleben im Vormärz, Inaugural-Diss., Dresden 1935, S. 12; DIRK HEMPEL, Literarische Vereine in Dresden, Tübingen 2006, S. 60

der deutschen Sprache, dem deutschen Lesepublikum, deutschen Verlegern, dem deutschen Wohnsitz, den deutschen Freunden. Er sah also seine Hauptaufgabe darin, dem deutschen Lesepublikum polnische Themen insbesondere aus der polnischen Geschichte näher zu bringen.²¹ Alle seine Werke wurden vorab in der Dresdner „Abendzeitung“ veröffentlicht.

Seine Ausgangsposition hätte dabei aus mehrfachem Grund nicht günstiger sein können: Literarisch gesehen rückten polnische Themen seit Beginn des Jahrhunderts zunehmend in das Interesse der deutschen Schriftsteller und des deutschen Lesepublikums.²² Seine Herkunft von einem polnischen Vater eröffnete ihm zudem einen guten Zugang zur polnischen Kultur. Das sächsisch polnische Doppelkönigtum förderte zudem den persönlichen und kulturellen Austausch zwischen beiden Ländern. Ein dritter Grund liegt in der Auflehnung der Polen gegen die russische Vorherrschaft in ihrem Gebiet, die sich in einem Aufstand gegen die russische Besatzung im November 1830 niederschlug; dies hatte landesweite Sympathie in Deutschland und Europa mit Polen und seinen Flüchtlingen im Gefolge. Nach der blutigen Niederschlagung des polnischen Aufstand 1831 flohen Tausende von Polen nach Westen und durchquerten daher zwangsläufig deutsche Länder. 20.000 flohen über die Grenze nach Preußen. Das Ziel der meisten war Frankreich; Paris wurde der intellektuelle Mittelpunkt der Flüchtlinge, die zu Einwanderern wurden. Sie wurden in Deutschland freundlich aufgenommen, gepflegt und untergebracht. Der Verleger FRIEDRICH BROCKHAUS, der auch Werke Alexanders verlegt hatte²³, hatte – gegen den Willen der Obrigkeit – 3500 polnische Emigranten an der Stadtgrenze empfangen. Diese kollektive Stimmung erklärt sich auch aus dem Umstand, dass der Kampf der Deutschen um stärkere Freiheitsrechte nach der erfolgreichen Bekämpfung Napoleons, für die sie einen hohen Blutzoll hatten entrichten müssen, infolge der danach einsetzenden Restauration europaweit einen herben Rückschlag erlitten hatte. Daher empfanden viele Deutsche Sympathie für das Bestreben der Polen nach Freiheit von politischer Unterdrückung, an der auch Preußen sich beteiligt hatte. An vielen Stellen wurden deshalb Polenkomitees gegründet, um den Flüchtlingen organisierte Hilfe zu leisten.

Ein Vetter Alexanders, XAVER VON OPPELN-BRONIKOWSKI, hat diese Umstände in seiner Broschüre „Meine Auswanderung von Warschau bis Dresden – Von Xaver Bronikowski, Vice-Präsident von Warschau während der letzten Tage der Revolution“, Paris 1832 bei Heideloff und Campe“ ausführlich beschrieben. Das Buch ist in Deutsch geschrieben; der Verfasser schreibt in seinem Vorwort „Fremd in der deutschen Schriftstellerei, erdreiste ich mich dennoch, mit dieser Schrift den ersten Schritt zu einer Einweihung in ih-

²¹ WILL, ARNO, Alexander von Oppeln-Bronikowski und die Polenliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Germanica Wratislaviensia 34 [= Acta Universitatis Wratislaviensis 431], Wrocław [Breslau] 1978, S. 57–67.

²² WILL [Anm. 21], S. 61.

²³ Erzählungen, Band 1 und 2.

ren Tempel zu tun,...“ Ob beide Vettern sich kannten oder sich in Dresden begegnet sind, ist mir nicht bekannt.

Ein weiterer Vetter Alexanders, JOSEPH VON OPPELN-BRONIKOWSKI, veröffentlichte „Sechs Polenlieder“ in deutscher Sprache; das zweite trug die Überschrift „An Sachsen für die gastfreie Aufnahme in der Emigration 1848“.²⁴

Alexander hat selbst einen Beitrag zur Unterstützung seiner polnischen Landsleute geleistet, indem er in Halberstadt, in das er 1830 vor seinem Dresdner Verleger geflüchtet war, eine Zeitschrift gründen wollte, um die polnische Sache zu fördern. Er schrieb hier auch „Wenige Worte eines Polen an seine Mitbrüder“²⁵, um mit der Feder für die Polen zu kämpfen, da er es mit der Waffe in der Hand nicht mehr konnte. Viele Polen kämpften mit geistigen Waffen, je nach ihrer Begabung: CHOPIN beispielsweise schrieb seine „Revolutionsetüde“ op. 10 Nr. 12 und musste sich daraufhin nach Paris absetzen, und andere schrieben Gedichte, wie z.B. der berühmte polnische Dichter NIEMCIEWICZ oder der oben genannte Joseph von Oppeln-Bronikowski.

In Museum Europäischer Kulturen in Berlin-Dahlem wurde 2005 durch die Ausstellung „Frühling im Herbst“ an das Schicksal der Polen vor 175 Jahren und die deutsche Polenbegeisterung erinnert. Auf der Ausstellung wurde auch das bekannte Ölbild von Dietrich Monten „Finis Poloniae, 1831“ gezeigt.



Abb. 2. Ölbild von Dietrich Monten „Finis Poloniae, 1831“

Quelle: Internet

²⁴ Herausgegeben zum Besten polnischer Emigranten von Faustina Chodacki, Posen 1849.

²⁵ JERZY KALAŹNY, Fiktion und Geschichte. Alexander von Oppeln-Bronikowski und sein Geschichtserzählen. Poznań 1996, S. 159; Internet polnisch zu Alexander von Oppeln-Bronikowski; Bronikowski, Jacob, Monografia historyczno-genealogiczne rodu Bronikowskich 1953, S. 149, unveröffentlicht; KORBUT, GABRIEL, Literatura Polska, 1918 Bd. 2, S. 376; ESTREICHER, Bibliografia Polska, Krakau 1961, Bd. 2 B, S. 540; RATH, LUDWIK, Aleksander A.F. Bronikowski. Rozdział z dziejów powieści polskiej. Lwów [Lemberg] 1937, S. 22/3, 207.

Auf dem Hambacher Fest 1832 wurde neben der schwarz-rot-goldenen Fahne auch die polnische Fahne gehisst, die von Frauen der Umgebung genäht worden war.

Diese Situation und Stimmung hat Alexander geschickt für sich genutzt und den deutschen Lesern Ausschnitte aus der polnischen Geschichte näher gebracht. Diese wurden erst nachträglich von anderen ins Polnische übersetzt und in Polen veröffentlicht. Er hat aber auch Themen aus der sächsischen, französischen und europäischen Geschichte literarisch verarbeitet. Mir liegt jedoch daran, die im deutschen Kulturkreis wurzelnden Arbeiten Alexanders in den Blickpunkt zu rücken, da KALAŻNY sich vorzugsweise der polnischen Thematik Alexanders angenommen hat, auf die ich nur verweisen kann.

Der Vollständigkeit halber seien die Hauptwerke Alexanders mit polnischer Thematik aufgeführt:

- Der Mäuseturm am Goplosee, Eine sarmatische Sage aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts
- Moina, Sage und Erzählung zugleich aus unlängst verflossener Zeit
- Das Schloss am Eberfluss
- Hippolyt Boratynski
- Olgierd und Olga oder die Polen im eilften Jahrhundert
- Die Frauen von Koniecpolskie
- Kasimierz der Große ‚Piast‘
- Polen im siebzehnten Jahrhundert, oder Johannes der Dritte, Sobieski, und sein Hof
- Die Geschichte Polens

Andere Romane gründen in verschiedenen Kulturkreisen, so

- Die Magyaren in der ungarische Geschichte
- Eugenia
- Er und Sie. Ein Märchen neuerer Zeit
- Der gallische Kerker

Zwei größere Arbeiten befassen sich mit einzelnen Vorgängen aus der sächsischen Geschichte:

- Der Grimmenstein, eine Erzählung, zwei Bänden in einem, kl. 8°, 1828 in Berlin bei J. W. Boike, 212 und 251 S., erschienen,
- Die Frauen von Neidschütz, eine Novelle in zwei Bänden, erschienen 1832 in Leipzig bei Brüggemann, 1832, 2 Bd. kl.8°, Bd. 1: 298 S., Bd. 2: 344 S.

Der Grimmenstein

Dreh- und Angelpunkt der nachfolgend geschilderten Vorfälle ist WILHELM VON GRUMBACH, geboren am 1. Juli 1503 auf Burg Rimpar, einem Familiensitz. Er war Mittelpunkt der sog. Grumbachschen Händel, des letzten Bruchs des ewigen Landfriedens. Grumbach war Vasall der Fürstbischöfe von Würzburg

gewesen, bei denen er wegen seiner höfischen Bildung und militärischen Verdienste in hohem Ansehen stand. Fürstbischof KONRAD III. von Bibra ernannte ihn zum Hofmarschall und schenkte ihm kurz vor seinem Tode im Jahr 1544 10.000 Goldgulden, die sein Nachfolger allerdings zurückforderte. Grumbach zahlte zwar, verabschiedete sich aber von Würzburg.

Zunächst hatte er von 1524 bis 1525 in den deutschen Bauernkriegen für Markgraf KASIMIR VON BRANDENBURG in Bayreuth auf der Seite der Katholiken gekämpft. Schon in dieser Zeit ließ er FLORIAN GEYER, seinen Schwager und Gegner, im Gramschatzer Wald erdolchen und ermorden. 1540 freundete er sich mit dem Sohn Kasimis, ALBRECHT ALCIBIADES von Brandenburg-Kulmbach an. Im Schmalkaldischen Krieg von 1546–1547 kämpfte er auf der Seite der Protestanten. Nach dessen Ende begleitete er Albrecht Alcibiades auf dessen Raubzügen in Franken.

Aus Dankbarkeit für Grumbachs Verdienste im Schmalkaldischen Krieg wollte Fürstbischof MELCHIOR VON ZOBEL Grumbach mit dem Kloster Maidbronn abfinden. Als sich dies zerschlug, erhob Grumbach Klage gegen den Fürstbischof, die jedoch abgewiesen wurde. Der Fürstbischof erhob daraufhin Widerklage gegen Grumbach auf Erklärung der Reichsacht gegen ihn. Als sein Freund Albrecht Alcibiades mit der Reichsacht belegt wurde und deshalb nach Frankreich flüchtete, nutzte Fürstbischof Zobel dessen Abwesenheit und beschlagnahmte Grumbachs Besitz.

Als Grumbach mit seinem Bemühen scheiterte, seinen Besitz mit Hilfe des Reichskammergerichts zurück zu erlangen, versuchte er, sich an den Fürstbischof selbst zu halten. Zobel wurde beim dritten Versuch zusammen mit zwei Hofleuten getötet. Da Grumbach als der Mörder angesehen wurde, flüchtete dieser ebenfalls nach Frankreich.

Nun suchte er einen neuen Verbündeten, den er in Herzog JOHANN FRIEDRICH II. dem Mittleren von Sachsen fand. Dieser hatte durch einen Wechsel mitten im Schmalkaldischen Krieg in das Kaiserliche Lager einen Teil seiner Länder und die Kurwürde verloren. Grumbach versprach ihm die Wiederbeschaffung der Kurwürde, kehrte nach Deutschland zurück und entdeckte im Schloss seines Sohnes in Hellingen den „Engelseher“ Hans Tausendschön, einen Bauernsohn aus Sundhausen bei Gotha, der behauptete, im ständigen Kontakt mit Engeln zu stehen, die ihm die Zukunft verkündeten. So sollte Friedrich II. in der Schlacht bei Mühlberg seine Kurwürde wieder erlangen. Mit seiner Hilfe und der des Engelsehers nahm Grumbach 1563 Würzburg im Handstreich ein. Für die Freigabe ließ Grumbach sich durch die Rückgabe seiner Ländereien entschädigen.

Durch Grumbachs Verhalten fühlten sich sowohl der Fürstbischof wie auch der Kaiser gedemütigt; dieser erkannte den Vertrag nicht an und verhängte gegen Grumbach und dessen Freunde von Stein und von Mandelslohe die Reichsacht.²⁶ Deren Vollstreckung wurde aber ausgesetzt, weil der

²⁶ Die Urkunde ist im Internet im Wikipedia-Portal unter „Wilhelm von Grumbach“ wiedergegeben.

nachfolgende Kaiser Ferdinand I. die Sache erst auf den nächsten Reichstag entscheiden lassen wollte. Dieser fand 1566 in Augsburg statt. Den zweijährigen Aufschub nutzte Wilhelm von Grumbach, dazu, politische Ränke zwischen den europäischen Landesherren zu schüren und einen allgemeinen Ritteraufstand vorzubereiten, der jedoch wegen Geldmangels scheiterte.

In Augsburg erging am 7. Mai 1566 der einstimmige Beschluss über die Erneuerung und Vollstreckung der Reichacht gegen alle Beteiligten wegen Landfriedensbruchs, mit deren Ausführung KURFÜRST AUGUST VON SACHSEN beauftragt wurde. Gleichzeitig wurde Herzog Johann Friedrich aufgefordert, die Geächteten zu entlassen. Johann Friedrich missachtete diese Aufforderung jedoch. Daraufhin erschien August von Sachsen mit einem Heer vor Gotha, dem Sitz von Herzog Johann Friedrich, und belagerte es samt der Burg Grimmenstein. Mit Flugschriften brachte der Kurfürst die Bürger dazu, ihrem Herzog bei einem Appell auf dem Schlosshof den Gehorsam zu verweigern. Grumbach wurde, ebenso wie seine Helfer, Kanzler Christian Brück, der Engelseher Hänsel Tausendschön, Wilhelm von Stein und andere gefangen genommen.



Abb. 3. Burg Grimmenstein in Gotha, Holzschnitt aus dem Jahr 1572, Quelle: Internet

Nunmehr wurden dem Kurfürsten die Stadttore geöffnet und den Geächteten sofort der Prozess gemacht. Grumbach, Brück und Stein wurden am 18.4.1567 auf dem Marktplatz von Gotha gevierteilt, ihre Körperteile auf zwölf Stangen vor den Toren Gothas aufgespießt. Hänsel Tausendschön wurde gehängt und die übrigen mit dem Schwert hingerichtet.

Der vergoldete Kopf über der Rathausuhr in Gotha soll Grumbachs Kopf darstellen. Burg Grimmenstein wurde geschleift. Johann Friedrich wurde nach Wien verbracht, wo er 22 Jahre lang in kaiserlicher Haft in der Burg der Wiener Neustadt war. Danach kam er nach Steyer, wo er 1595 vereinsamt

starb. An der Stelle der früheren Burg Grimmenstein wurde 1643 der Grundstein für das neue, noch heute bestehende Schloss Friedenstein gelegt.

Alexanders Roman beginnt mit dem unerwarteten Erscheinen des Heeres von Kurfürst August vor Gotha und endet mit dem Schleifen der Burg Grimmenstein im Jahr 1567.²⁷

Die Frauen von Neidschütz

Ort des Geschehens: Dresden (nicht: Neidschütz)

Inhalt: Kabale und Liebe am sächsischen Kurfürstenhof

Im Mittelpunkt: MAGDALENE SIBYLLE VON NEIDSCHÜTZ²⁸, Tochter des Gardeobersten von Neidschütz und seiner Frau, Ursula Margarethe geborene von Haugwitz. Sibylle war eine Schönheit, in die sich JOHANN GEORG IV. VON SACHSEN verliebte. Die intrigante Mutter der Magdalene Sibylle, URSULA MARGARETHE VON NEIDSCHÜTZ, war die Geliebte des sächsischen Kurfürsten Johann Georg III, des Vaters von Johann Georg IV. und Friedrich August I., gewesen. Um der christlichen Moral zu genügen, musste sie den Obersten von Neidschütz heiraten, der dann ständig auf Dienstreisen geschickt wurde. Ursula Margarete gebar dem Kurfürsten 1675 die Tochter Magdalene Sibylle. Zugleich hatte der Kurfürst mit seiner legitimen Ehefrau Eleonore von Sachsen-Eisenach die Söhne Johann Georg und Friedrich August, deren Ältester sich in die bildschöne Magdalene Sibylle verliebte, wahrscheinlich ohne zu wissen, dass sie seine Halbschwester war. Der Vater verbannte daraufhin Sibylle vom Hofe und schickte seinen ältern Sohn auf eine fünfjährige Bildungsreise. Nach dem Tode des Vaters im Jahr 1691 wurde sie dann die erste offizielle Maitresse am sächsischen Hof. Sie gebar ihm 1693 eine Tochter. Mittels einer hohen Bestechungssumme erreichte er, dass der Kaiser Sibylle im selben Jahr zur Reichsgräfin von Rochlitz erhob; sie residierte im Schloss Pillnitz, das der Kurfürst zuvor erworben hatte. Sibylle verstarb am 4. April 1694 an Blattern; am 27. April 1694 auch Johann Georg im Alter von 26 Jahren; er hatte sich bei seiner Geliebten angesteckt.

Sein Nachfolger wurde sein jüngerer Bruder FRIEDRICH AUGUST I., der spätere König von Polen. Er rächte sich an den Damen Neidschütz durch Anstrengung eines Prozesses gegen die nunmehrige Generalin von Neidschütz und deren Tochter Magdalene Sibylle. Ursula Margarethe wurde der Tortur unterworfen und auf die Feste Königstein verbracht wurde, kam aber später aber wieder frei. Die Anklage lautete auf Hexerei, die in den ungewöhnlichen Todesfällen von Johann Georg IV. und seiner Geliebten Magdalene Sibylle Gräfin von Rochlitz gesehen wurde.

Magdalene Sibylle wurde verdächtigt, die Liebe von Herzog August durch Hexenkünste erschlichen zu haben. Sie war zunächst in der Sophienkirche

²⁷ Wikipedia; an ihrer Stelle wurde das heute noch bestehende Schloss Friedenstein errichtet.

²⁸ Abbildung df_0150680 der deutschen Fotothek

zu Dresden beerdigt worden. Nachdem der Kurfürst wenige Wochen nach ihrem Tod an derselben Krankheit gestorben war, vermutete man, sein Tod sei durch geheime Künste seiner Geliebten herbeigeführt worden. Ihre sterblichen Überreste wurden daraufhin exhumiert und vor der Kirche wieder begraben.

Magdalene Sibylles Tochter WILHELMINE MARIE FRIEDERIKE wurde vom Kurfürsten als Nichte anerkannt, mit einer großzügigen Mitgift ausgestattet und mit dem polnischen GRAFEN VON DUNIN, Castellan zu Radom, verheiratet.

Alexanders Roman beginnt mit der Rückkehr von Friedrich August aus seiner „Verbannung“ und endet mit Ableben der Beteiligten.

Über diese Vorgänge gibt es aufgrund eingehenden Aktenstudiums einen handschriftlichen Bericht des Zeitgenossen JOHANN FRIEDRICH KLOTZSCH aus dem Jahr 1780, der jedoch zeit seines Lebens nicht veröffentlicht wurde aus Furcht vor einer „Verfolgung des Galanten Sachsens“. Aber auch nach seinem Tode wurde sie nicht publiziert, sondern von der Königlich Oeffentlichen Bibliothek zu Dresden für 90 Taler erworben. Hier entdeckte sie der Herausgeber JOHANNES JÜHLING, der sie 1914 unter dem Titel „Die Liebeszaubereien der Gräfin Rochlitz, Maitresse Kurfürst Johann Georgs IV. von Sachsen“, Nach der Handschrift des Johann Friedrich Klotzsch zum erstenmal herausgegeben im Verlag Robert Lutz Stuttgart, veröffentlichte. Hiervon wurde im Jahr 2006 ein Nachdruck hergestellt.²⁹

Magdalene Sibylle fand auch Eingang in den „Sagenschatz des Königreichs Sachsen“.³⁰ Zum sächsischen Kulturkreis gehört weiterhin die Nacherzählung der Sage „**Die Grube von Höckendorf**“, die dem Sagenschatz des östlichen Erzgebirges entstammt.³¹ Inhalt der Sage ist laut JOHANN GEORG GRASSE, Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen,³² das Schicksal des Geschlechts THELER, dem das Bergwerk zu Höckendorf gehörte. Es war so reich und dadurch übermütig geworden, dass es seine Pferde mit silbernen Hufeisen beschlagen ließ. Am 23. April 1477 soll Herzog Albert von Sachsen zu Georgenfundgrube bei Schneeberg mit seinen Räten an einem silbernen Tisch gespeist und dabei gesagt haben: „Unser Kaiser Friedrich ist wohl gewaltig und reich, gleichwohl weiß ich, dass er keinen so stattlichen Tisch hatte.“ Am 25. August 1557 wollten die Theler es dem Herzog gleichtun. Doch da brach ein schweres Gewitter aus, das plötzlich einen so heftigen Regenguss mit sich brachte, dass die Grube ersoff und 50 Personen darin ertranken.³³

²⁹ Nachdruck der Prachtausgabe von 1914 im Melchior Verlag Wolfenbüttel 2006, 338 Seiten, ISBN 3-939791-09-1.

³⁰ JOHANN GEORG THEODOR GRASSE: Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen, 2. Aufl. Dresden 1874, Nr. 23: Der Churfürsten Georg III. und IV. Bezauberung durch die Frau von Neitschütz, S. 26/7.

³¹ Darstellungen aus vergangener Zeit, Bd. 3, Brüggemann, Halberstadt 1829, S. 161–317.

³² GRASSE [ANM. 30], S. 246–247: Der Untergang der Grube zu Höckendorf.

³³ GRASSE [ANM. 30], KLENGEL, A., Sagenbuch des östlichen Erzgebirges, Altenberg 1938, S. 175; zum Geschlecht derer von Theler vgl. auch KNESCHKE Adelslexikon, Bd. 9, S. 183.

Eine andere Sage, die sich ebenfalls um die Familie Theler in Höckendorf rankt, handelt vom Ritter CONRAD VON THELER, „welcher seinen Hauspfaffen am Sonntag Oculi 1332 in der Sakristei der Burgkirche erstochen haben soll, weil dieser ihn von der Kanzel herab verflucht und von dem reichen Bergwerkssegen immer zuviel für die Kirche verlangt haben soll.“ Danach sei Theler nach Jerusalem gezogen, um dort am heiligen Grabe Buße zu tun und habe nach seiner Rückkehr am 5. Juli 1334 bei Höckendorf sieben Martersäulen setzen lassen, von denen heute noch drei stünden. Auch habe er einen wertvollen Altarschrank bauen lassen, der auch heute noch die Kirche zu Höckendorf schmücke und dessen reiche Vergoldung aus dem Goldbergwerke gewonnen sei.³⁴

Während die Jerusalemfahrt und die Errichtung des prunkvollen Altars historisch belegt sind, so ist doch der Priestermord nicht nachweisbar. Alexander hat in seiner Erzählung beide Sagen und die Wirklichkeit kunstvoll miteinander verwoben und dichterisch ausgeschmückt, eine Methode, deren er auch bei seiner Kynast-Erzählung bedient hatte

Die drei Vettern, Erzählungen, 1828 bei F. A. BROCKHAUS in Leipzig erschienen, 133 S., eine vergleichsweise kurze Arbeit, die von drei sächsischen Edelleuten in sächsischen Diensten in den Jahren 1750–1790 handelt. In dieser Erzählung beschwört Alexander auch die Magie, deren er sich auch in anderen Romanen bedient, und zwar in der Person des Grafen von Saint-Germain, einer der schillerndsten Gestalten des 18. Jahrhundert, dem auch die Gabe der Prophezeiung der Zukunft nachgesagt wurde. Auf mysteriöse Weise sagt der Graf von Saint-Germain den drei Adligen ihre Zukunft voraus, was diese mit Ironie kommentieren. Nunmehr macht die Erzählung einen Sprung über 40 Jahre, und die drei Vettern treffen sich in Dresden wieder und stellen erstaunt fest, dass alle Vorhersagen eingetroffen sind.

Wiewohl die Erzählung über Dresdner Lokalkolorit verfügt und auch historische Ereignisse eingebaut werden wie z.B. das Erdbeben von Lissabon 1755 oder die Geburt eines Sohnes der Kurprinzessin, ist die story doch etwas zu dünn und konstruiert, als dass sie auf heutiges Interesse stoßen könnte.

Bezug auf Sachsen hat auch Alexanders Erzählung „**Die Briten in der deutschen Hauptstadt**“ in der Reihe Sammlung neuer Schriften Band 27, Leipzig 1934, kl-8“, 148 S.. Mit der „Deutschen Hauptstadt“ ist im übrigen Dresden gemeint, und die Briten bestehen aus einer kleinen Gruppe skurriler englischer Adliger auf einer Bildungsreise. Die Erzählung erschöpft sich in der Schilderung ihrer Erlebnisse, die zwar in ein verunglücktes Duell und eine geräuschvolle Wirtshausszene münden, gibt aber weder Lokalkolorit noch geschichtliche Zusammenhänge wieder. Sie kann daher keinen Anspruch auf heutiges Interesse erheben.

Dem deutschen Kulturkreis gehört „**Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege**“, Brüggemann, Leipzig 1832, kl.8“, drei Bände, 236, 230, 210 Seiten, an. Unter „peinlicher Gerichtspflege“

³⁴ GRÄSSE, Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen, Dresden 1874, Nr. 757.

ist die Anwendung der „Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.“ von 1532 (*Constitutio Criminalis Carolina*) zu verstehen, ein Strafgesetzbuch, das einerseits das Straf- und das Strafprozessrecht auf den Stand der damaligen Zeit brachte, andererseits aber noch dem Hexenirrglauben anhing und Hexerei als Straftatbestand enthielt, zu dessen Verfolgung auch die Folter erlaubt bzw. vorgeschrieben wurde. Alexander offenbart sich hier als unerbittlicher Feind jedes Hexenglaubens, über dessen Auswirkungen er im Text allgemeine historische Angaben macht. Die Folter, um die es in dieser Geschichte auch geht, ist natürlich eingebettet in ein romanhaftes Geschehen, das Ende des 18. Jahrhunderts in einer unmittelbaren Reichsgrafschaft jenseits des Rheins an einem seiner Nebenflüsse mit einem reichsgräflichen Schloss auf einem Berghang spielt. Es handelt sich dabei offensichtlich nicht (nur) um fiktive Vorgänge, da von einem benachbarten Bistum sowie der Stadt Speyer die Rede ist. Zudem enthält der 2. Band Auszüge aus Gerichtsprotokollen, die zumindest den Anschein ihrer Authentizität erwecken. Dies würde zu seinem ihm verschiedentlich attestierten sorgfältigen Quellenstudium passen. Auf Seite 83 schreibt er: „Wir sind jetzt zu dem Zeitpunkt gekommen, wo diese Darstellung in die Reihe der durch Belege und Acten beglaubigten That-sachen tritt, und glauben, den Leser darauf aufmerksam machen zu müssen, weil sie gewissermaßen, je mehr sie sich der Wirklichkeit nähert, von der Wahrscheinlichkeit sich entfernt.“

In die Geschichte verwoben sind als Hauptpersonen der noch junge Reichsgraf, der als Regimentskommandeur in der Nähe beim Kaiserlichen Heer steht, das gegen die Franzosen aufgeboten wurde, der zugewanderte Gartenbauer Veit Fraser, der zwar ohne Frau, aber mit drei Kindern zusammenlebt, und schließlich der durch und durch böse und korrupte Schlossverwalter mit seinem ebenso bösartigen Sohn. Der Verwalter hatte die unbeschränkte Vollmacht des Grafen, während dessen kriegsbedingter Abwesenheit alles Nötige zu tun; eine Kontrolle fand nicht statt. Diese Handlungsfreiheit nutzte der Stellvertreter des Grafen, ein Mittelding zwischen Justizoberamtmann, Direktor, Präsident und kleinem Premierminister, schamlos zu seinem und seines Sohnes Vorteil aus, indem er sich zu Lasten seiner Untergebenen bereicherte und deren Versuch einer Gegenwehr als Gerichtsherr in eigener Sache durch Verhaftung und Mord abblockte.

Veit Fraser geriet in die Fänge des Vertreters, weil er die Werbung des Sohnes des Schlossverwalters um seine ältere Tochter abwies und auch der des Vaters für seinen Sohn widerstand. Da Veit wohlangesehen und ohne Schwachpunkte war, musste ein Vorwand her, der Anlass zu juristischen Maßnahmen bot. Diesen bot Veit selber. Es besaß ein geheimnisvolles physikalisches Labor, mit dem er erstaunliche Experimente ausführen konnte. Kreaturen des Verwalters drängten ihn, seine Experimente zu besten zugeben, und er kam schließlich dieser Aufforderung nach. Sie geriet außer Kontrolle, weil die einfache Bevölkerung in den Experimenten Teufelswerk sah und davon lief. Nunmehr konnte Veit verhaftet und in den Schlossturm

geworfen werden. Er wurde wegen Hexerei angeklagt und mit Hilfe willfähriger Richter zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Die ganze Willkür des nach der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. geführten Verfahrens und die Selbstherrlichkeit des Gerichtspräsidenten erhellt daraus, dass Veit keinen Verteidiger erhielt, das Urteil der Unterschrift des einzigen Schöffen mit abweichender Rechtsmeinung entbehrte und die Beweismittel seiner Unschuld, nämlich die harmlosen Utensilien seiner Kunst, u.a. eine Leidener Flasche, gestohlen wurden und erst später im Besitze des Sohnes des Landesverwalters auftauchten. Die Tortur begann mit dem Einflößen eines großen Bechers sauren Weins, setzte sich mit der Anwendung von vier geweihten Kerzen fort und endete mit der Anlegung der Beinschrauben. Im Verein aller Maßnahmen legte Veit ein Geständnis ab. Angebote, sich mittels seines im benachbarten Bistum angelegten Geldes frei zu kaufen, lehnt Veit ab, da ihm das Geld für seine älteste Tochter anvertraut worden war, die in Wirklichkeit die Tochter eines Freiherrn von Greiffenfels war, deren Vater vor fünfzehn Jahren vom Sohn des Landesvogts erschlagen worden war.

Als Veit schon kurz vor dem Scheiterhaufen stand, erschien der Graf wieder auf seinem Schloss, da sein weiterer Verbleib bei seinem Regiment infolge des Friedensschlusses mit Frankreich (Frieden von Campo Formio oder von Amiens) nicht mehr vonnöten war und hielt strenges Gericht über seine untreuen Diener. Veit und alle anderen gequälten und beraubten Opfer wurden entschädigt; lediglich für Margarethe, Veits leibliche Tochter, kam jede Hilfe zu spät; sie war im Gefängnisturm verblutet.

Einen genauen historischen Kontext besitzt auch „**Der Kynast**“, heute Chojnik, im zweiten Band der Novellen aus der Sammlung neuer Schriften, 25. Band, erschienen 1834, Alexanders Todesjahr, in Leipzig in der Goedschen und Wigandschen Verlagsexpedition, 312 Seiten im kl 8“. Die Novelle spielt im Riesengebirge in der Nähe von Hirschberg im Dreißigjährigen Krieg. Eingeflochten ist die Sage von der schönen Kunigunde, der Tochter des Burgheerrn SCHAFGOTSCH, die von allen Bewerbern, die um ihre Hand anhielten, verlangte, dass sie in voller Rüstung zu Pferde die Krone der Burgmauer umrundeten, eine fast unmögliche Aufgabe, der denn auch viele Ritter zum Opfer fielen, weil sie von der unebenen und schmalen Mauerkrone in den steilen Abgrund stürzten. Schließlich kam ein Ritter, der sich trotzdem nicht abschrecken ließ, den Ritt wagte und gewann. Kunigundes Hand wies er jedoch unter Hinweis auf die zahlreichen Bewerber zurück, die wegen ihrer grausamen Bedingung ihr Leben ließen.

Während des Dreißigjährigen Krieges war HANS ULRICH VON SCHAFGOTSCH, obwohl Protestant, Parteigänger des Kaisers Ferdinand und diente in dessen Armee unter dem Befehl Wallensteins. Hans Ulrich verlor jedoch das Vertrauen des Kaisers und wurde von diesem 1634 arrestiert und ein Jahr später von einem Reichsgericht wegen Verrats verurteilt und danach enthauptet. Alle Güter der Familie fielen an den Lehnsherrn zurück. Nach dem Ende des Krieges 1648 wurde Hans Ulrichs Sohn Leopold von Kaiser Ferdinand zum

schlesischen Oberamtsrat ernannt und erhielt ein Jahr später Burg Kynast zurück.³⁵

Die Erzählung ist nicht zu breit geraten und wird kurzweilig vorangetrieben, wobei die sonst nicht übliche Unterteilung in Kapitel mit inhaltsbezogenen Überschriften geholfen haben mag. KÜHNE hält den „Kynast“ für „das reifste Werk Bronikowskis unter seinen mittelgroßen Erzählungen.“³⁶

Alle seine Romane wurden vorab in der Dresdner „Abend-Zeitung“³⁷ abgedruckt und anschließend zumeist in den „Blättern für literarische Unterhaltung“³⁸ rezensiert.

4. Alexander von Oppeln-Bronikowski als Zeitgenosse und Geistesverwandter Walter Scotts

Alexanders Erzählungen, Romane und Novellen waren nach Ansicht vieler Kritiker im Stile SIR WALTER SCOTTS geschrieben, eines schottischen Schriftstellers, der von 1771–1832 lebte und erfolgreiche historische Romane schrieb, deren Genre er begründete und zu großem Erfolg führte (Ivanhoe, Waverlay). Die Affinität zwischen Scott und Oppeln-Bronikowski wurde 1936 von W. KÜHNE unter dem Titel „Alexander Bronikowski und Walter Scott – Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik“ thematisiert; dieser hat auf Seite 314 auch den Begriff der Wesensverwandtschaft gebraucht.

Alexander war sich der Nähe seiner Romane zu Scott durchaus bewusst, wie sich aus seiner Bemerkung im Brief an Hofrath WINKLER vom 17.5.1824³⁹ ergibt:

„Nur, was die Liebe betrifft, da, je crie mercy, ich könnte mich schwerlich überwinden; noch dürfte es mir auch gelingen, sie anders erscheinen zu lassen, als ein höchst untergeordnetes Triebrad einer geschichtlichen Begebenheit; da ahme ich, und vielleicht unwillkürlich, den Sir Walter nach.“

Hieraus folgt, dass er sich nicht als unkritischer Nachahmer Sir Walter Scotts verstanden hat, dessen Werke er offenbar gekannt hatte. Wohl aber fühlte er sich von dem europaweit bekannten Schotten angeregt, wie er selbst in seiner Einleitung zum Roman „Hippolyt Boratynski“ bekennt:

³⁵ WILL-ERICH PEUCKERT (Hrsg.), Schlesische Sagen, Eugen Diederichs Verlag, 2. Aufl. Düsseldorf 1966, S. 53–55

³⁶ Walter KÜHNE, Alexander Bronikowski und Walter Scott – Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, in: Zeitschrift für slavische Philologie, Bd. 13, 1936, S. 283–315, hier S. 307

³⁷ Abend-Zeitung auf das Jahr..., Neue Folge 1817–1851, danach eingestellt, Verlag Arnold, Dresden.

³⁸ Blätter für literarische Unterhaltung; Leipzig 1826–1898, Verlag Brockhaus; vgl. Alfred Estermann, Inhaltsanalytische Bibliographien deutscher Kulturzeitschriften des 19. Jahrhunderts (IBDK), Bd. 9, Teil 1: Blätter für literarische Unterhaltung 1826–1850, S. 198–199, Saur, München 1996.

³⁹ archiviert in der Historical Society of Philadelphia, Dreer Collection, German Prose Authors, series #108:1.

„Die Bestrebungen des Sir Walter Scott, die Vergangenheit seines Vaterlandes im romantischen Schmuck der Jetztzeit aufzuführen, das lebhaft und beinahe allgemeine Interesse, welches sie für die Gipfel und Täler des Hochlandes ... erregt haben, sie sind es, welche mich bewogen, meinen Zeitgenossen in ähnlichem Gewände die vergessenen Thaten der vergangenen Jahrhunderte eines Volkes dazustellen, welches mit Recht auf die Beachtung der später Lebenden Ansprüche machen kann...“.

Jedoch hat er ganz entschieden abgelehnt, Scotts unselbständiger, sklavischer Nachtreter zu sein. Ähnlichkeiten sind jedoch nicht von der Hand zu weisen, so die Einbeziehung dämonischer und gespenstischer Erscheinungen in die Handlungen, die epische Breite der Darstellung und die intensive Beschäftigung mit der eigenen Geschichte. Diese Einschätzung wird auch sonst überwiegend vertreten. Unterschiede zwischen beiden sind allerdings nicht zu verkennen. Alexander hat die Geschichte stärker romantisiert als Walter Scott,⁴⁰ andererseits überflügeln bei ihm die historischen Elemente die romanhaften bei weitem,⁴¹ denn er wollte der historischen Wahrheit so getreu bleiben, als es das Gewand der Romantik vergönnt.⁴²

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass einige Kritiker ihm eine „unsägliche Breite“⁴³ der Darstellung vorgeworfen haben, ein Vorwurf, der ihm mehr oder weniger stark von vielen Autoren gemacht wurde. „Scotts Breite ist eine ganz andere als diese, welche aus Schwäche und Trägheit erwächst.“⁴⁴ Hierzu ist zu sagen, dass sich eine gewisse Breite nicht leugnen lässt. Abgesehen davon, dass dieses Attribut auch anderen Romanen angehängt werden kann, ist kritisch zu fragen, inwieweit diese Breite unsäglich ist. Diese Frage wird von den Kritikern nicht beantwortet; sie ist letztlich von den Lesern zu entscheiden, und diese haben Alexanders Werke offenbar gern gelesen, wie deren wiederholte Auflagen und Übersetzungen ins Polnische und andere Sprachen beweisen. Ein schönes Bild für Alexanders Breite der Darstellung findet sich bei KÜHNE, der lieber von einem „Sichverlieren in die Breite“ spricht, von einem „Strom der Bilder, der unablässig dahinfloss, bis er versiegte.“⁴⁵ Schließlich hat auch HEINRICH HEINE ihn 1826 als Nachahmer Scotts gelobt, ein Lob, das sich auf seinen ersten, von 1825 bis 1826 erschienenen vierbändigen Roman „Hippolyt Boratynski“ bezogen haben muss.

⁴⁰ KÜHNE S. 314

⁴¹ ARNO WILL, Alexander von Opeln (sic!)-Bronikowski und die Polenliteratur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Acta Universitatis Wratislaviensis Nr. 431, Germanica Wratislaviensia XXXIV, Breslau 1978, S. 63

⁴² Alexander von Oppeln-Bronikowski in einem Brief an Böttiger vom 4.11.1825, abgedruckt in: WILHELM FRELS, Deutsche Dichterhandschriften 1400–1900, Leipzig 1934, Bd. 2, S.218, abgeschrieben wiedergegeben in: LUDWIK RATH, Aleksander Bronikowski, S. 208/9

⁴³ So HEINRICH LAUBE, Moderne Charakteristiken 2. Bd. Mannheim 1835 S. 417.

⁴⁴ Laube wie vor S. 418; so auch Doering-Manteuffel, Dresden und sein Geistesleben im Vormärz, Inaugural-Dissertation, Dresden 1935, S. 12

⁴⁵ KÜHNE [Anm. 36], S. 308, 310

Aller Kritik zum Trotz gehörte Alexander zu den beliebtesten Dresdner biedermeierlichen Erzählern.⁴⁶ Seine Werke wurden wiederholt aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt. Sie fanden umfassenden Eingang in die damals florierenden Leihbibliotheken, die in der Restaurationszeit den fast ausschließlichen Zugang der Bücher zum Leser ermöglichten.⁴⁷

5. Alexander von Oppeln-Bronikowski als Geschichtsschreiber

Alexander war aber nicht nur ein Autor belletristischer Werke, sondern auch ein Geschichtsschreiber. So hat er eine vierbändige Geschichte Polens geschrieben, 1827–1832 erschienen bei Hilscher in Dresden im Rahmen der „Allgemeinen historischen Taschenbibliothek für Jedermann“ Teil 13. Dieses Werk erfreute sich auch der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens des sächsischen Königshauses:

„Seine Majestät der König von Sachsen haben dem Major der Polnischen Armee Alexander von Oppeln Bronikowski für die zur vierten Lieferung der zu Dresden bei Hilscher erscheinenden historischen Taschenbibliothek von ihm verfasste Geschichte des Königreichs Polen eine schwere goldene Repe-tiruhr nebst Kette zustellen lassen.“⁴⁸

Auch der sächsischen Geschichte hat er sich verpflichtet gefühlt, wie schon aus den historischen Romanen und Erzählungen aus dem sächsischen Kulturkreis zu ersehen. Sogar eine Geschichte Sachsens hatte er schreiben wollen, wie sich aus einem vierseitigen handgeschriebenen Exposé „Einige Worte über eine Geschichte Sachsens“ vom März 1827 ergibt.⁴⁹ Dieses Exposé hat er im Mai 1827, gestrafft und aktualisiert, als zweiseitigen Buchprospekt drucken und veröffentlichen lassen. Am 21. April 1827 war ihm die königliche Genehmigung für sein Projekt erteilt worden. Ich gebe ihn hierunter wieder.

Aus bisher unbekanntem Gründen ist diese Arbeit nicht ausgeführt worden, obwohl der König, mehrere Prinzen sowie höchste Staatsbeamte pränumeriert (subskribiert) hatten. Über die Gründe kann man nur spekulieren. Möglicherweise hatte er nicht genügend Subskribenten gefunden, oder er hatte Probleme mit der Materialbeschaffung. In einem Brief an seinen Dresdner Verleger Johann Christoph Arnold vom 17.6.1829 klagt er diesem nämlich:

⁴⁶ so FRIEDRICH KUMMER in: „Dresden und seine Theaterwelt“, Dresden 1838, S. 84.

⁴⁷ Vgl. „Projekt Historischer Roman – Gewinner und Verlierer“ von Kurt Habitzel und Günther Mühlberger.

⁴⁸ Jahrbücher für Philologie und Paedagogik von Johann Christian Jahn, Leipzig, Teubner 1827, 2. Jg. 1. Bd., Erstes Heft, S. 116.

⁴⁹ SLUB Dresden, Handschrift: MSCR.Dresd.R.14.: Bemerkungen zur Sächsischen Geschichte.



...sich schenken geliebt mit dem Hofe und Regimentskollegen, ...
 ...die Geschichte der Regenten des Albertinischen Hauses
 und ihrer Zeit.
 ...die sächsischen Regenten ...
 ...die Geschichte der Regenten aus dem Albertinischen Kurhause ...
 ...die sächsischen Regenten ...
 ...die Geschichte der Regenten aus dem Albertinischen Kurhause ...
 ...die sächsischen Regenten ...

Abb. 3.

„Ich habe mir ich weiß nicht wodurch und ganz unbekannterweise das Mißfallen des H. Oberbibliothekar Ebert zugezogen, und fürchte, daß wenn ich um ein Buch aus der Königlichen Bibliothek bitte, es mir und allein mir abgeschlagen werden würde, wie mir denn von dieser Art Auszeichnungen Hier schon Mehrere zu Theil worden.“⁵⁰

In seinem Brief bat Alexander den Verleger um zwei Bücher aus der Bibliothek, die Arnold tatsächlich für ihn auslieh. Dies wiederholte sich noch einige Male. Warum Ebert die Ausleihe verweigerte, ist unbekannt. Nach Ansicht des Verfassers dieses Artikels lassen die wiederholten Probleme auf einen schwierigen Charakter schließen. Diese Folgerung erscheint nicht ganz abwegig, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass er wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem russischen Oberbefehlshaber des polnischen Heeres, dem Großfürsten Konstantin von Russland, mit halbem Sold strafversetzt wurde, was schließlich zu seinem Abschied aus der polnischen Armee und zur Rückkehr nach Dresden führte.

In einem Novellenband⁵¹ befasst er sich auch mit Episoden der preußischen und der sächsischen Geschichte. Im „**Schreibfehler**“ transponiert er eine Einzelheit aus der Brandenburgischen Geschichte in den geschichtlichen Kontext der Vorgeschichte der Erhebung Preußens in ein Königtum

⁵⁰ Artikel „Johann Christoph Arnold (1763–1847). Buchhändler und Kommunalpolitiker“ von Konstantin Hermann in: SLUB-Kurier 2004/2 S. 14.

⁵¹ Alexander Bronikowski: Sammlung neuer Schriften, 24. Bd., Leipzig 1834, Goedsche & Wigand, Erster Band: Der Schreibfehler; Monsieur le Marquis.

durch den Kaiser in Wien. Eine falsche Dechiffrierung eines Schreibens an den preußischen Botschafter in Wien führt wider Erwarten zu einer günstigen Wendung für das preußische Vorhaben.

Weiterhin hat er in „**Monsieur le Marquis**“ Episoden aus dem Leben der Gräfinnen Cosel, einer der Maitresses Augusts des Starken, und Orzelska, einer unehelichen Tochter Augusts des Starken sowie aus den Machtkämpfen zwischen dem Grafen Heinrich von Brühl, Premierminister unter dem Kurfürsten Friedrich August II. und dem Grafen und späteren Fürsten Sulkowski aus dem 18. Jahrhundert erzählt.⁵² Monsieur le Marquis ist ein personifizierter guter Geist am sächsischen Hofe, der ständig dafür sorgt, dass die Dinge sich zum Besten des Hofes entwickeln.



Abb. 4. Quelle: Wójcicki, *Życiorysy znakomitych*,... Warschau 1850/1, S. 52–53.



Abb. 5. Anonym, *Biblioteka Narodowa* G 9671

6. Alexander von Opatowski als Briefschreiber

Bei seiner Schreibfreudigkeit nimmt es nicht wunder, dass er auch als Briefschreiber in Erscheinung getreten ist. Dabei fällt auf, dass offenbar keine an ihn gerichteten Briefe seiner Korrespondenzpartner aufzufinden sind. Dies mag an seinen häufigen Aufenthalts- und Wohnungswechseln, aber auch an dem Verwirrspiel nach seinem Tode liegen. Jedenfalls gehörten zu den Objekten der Nachlassversteigerung keine Briefe. Hingegen sind Briefe aus

⁵² Vgl. hierzu HEINZ ARNOLD, „Alexander Bronikowski als deutsch-polnischer Schriftsteller“, in: „Potsdamer Forschungen der Pädagogischen Hochschule Karl Liebknecht“, Potsdam 1989, H. 95, S. 35.

seiner Hand in den Nachlässen der Briefempfänger erhalten geblieben. Einige von ihnen sind sogar veröffentlicht worden, so:

- sein Brief an den sächsischen König in französischer Sprache vom 6.1.1817, in dem er – vergeblich – um Anstellung bittet und der einen guten Einblick in seine beruflichen und persönlichen Verhältnisse und seine Gefühlslage bietet, veröffentlicht in: TEODOR ZYCHLINSKI, *Złota księga szlachty polskiej*, Bd. 2, Posen 1898, S. 38–38, hier weiter oben (S.5) auf Deutsch wiedergegeben,
- sein Brief vom 4.11.1825 an KARL AUGUST BÖTTIGER in Dresden, facsimile veröffentlicht in: WILHELM FRELS, *Deutsche Dichterhandschriften 1400–1900*, Leipzig 1934, Bd. 2, S. 218 sowie in: LUDWIK RATH, *Aleksander Bronikowski als Typoskript*,
- sein Brief vom 24.1.1829 an JULIUS GRAF VON WARTENSLEBEN, veröffentlicht in: TEODOR WIERZBOWSKI, *Piśmiennictwa Polskiego* Bd. 2, Warschau 1904, S. 227–230.

Am Rande sei erwähnt, dass Alexander außer mit Freunden, Hofbeamten und Verlegern auch mit einer Geistesgröße seiner Zeit brieflichen Kontakt gepflogen hat. So sind in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats und Universitätsbibliothek Dresden – vier Briefe mit zwei Fragmenten aus der Zeit von 1814 bis 1819 an KARL CHRISTIAN FRIEDRICH KRAUSE⁵³ archiviert. Karl Christian Friedrich Krause (1781–1832) war ein Philosoph des 19. Jahrhunderts, der seinerzeit als der größte deutsche Philosoph galt und in spanischsprachigen Ländern als Namensgeber des Krausismo galt, der dort für den modernen, bürgerlich-liberalen Umbau überkommener staatlicher Institutionen stand. Krause war offenbar Freimaurer; dies erhellt aus der Anrede Alexanders „Sehr ehrwürdiger Bruder“ und seiner Grußformel „Ihr dienstwilliger Bruder A. Bronikowski“. Ob auch Alexander Mitglied einer Freimaurerloge war oder ob er dem Gedankengut der Freimaurer nur nahe stand, ist ungeklärt. Krause hat zumindest auf einen Brief Alexanders geantwortet: Am Anfang des Briefes vom 20.7.1814 befindet sich der handschriftliche Vermerk Krauses „Beantw. am 2^{ten} octobro 1814“.

Bemerkenswert ist Alexanders Feststellung in seinem Brief vom 20.2.1816 auf Seite 4: „...es ist bekannt, dass Deutsche und Polen einander gegenseitig hassen;“. Als Deutsch-Pole muss er ein Gespür für solche latenten Gefühle gehabt haben; er hatte auch den Mut, sie auszusprechen. Diese Mitteilung stammt allerdings aus einer Zeit vor dem polnischen Aufstand gegen die Russen im Jahr 1830, der wiederum vorübergehend zu einer Polen-Euphorie in Deutschland geführt hatte.

⁵³ vgl. hierzu den mehrseitigen Artikel über KARL CHRISTIAN FRIEDRICH KRAUSE bei Wikipedia. Neuerdings hat RILO CHMIELORZ Krause und seine Verdienste um die moderne spanische Geistesgeschichte wieder der Vergessenheit entrissen. In ihrem Artikel ¡Viva el Krausismo!, abgedruckt in der ZEIT vom 7.10.2010, S. 22, zieht sie einen roten Faden von seinen Ursprüngen im Thüringischen Eisenberg bis zur „Residencia de Estudiantes“ in Madrid, die zuletzt Namen wie Albert Einstein, Marie Curie, Maurice Ravel, Francis Poulenc und Igor Strawinsky angezogen hat. Der Artikel gibt auch ein Medaillon Krauses mit seinem Portrait wieder.

7. Persönliche Verhältnisse

In seinem Brief an den sächsischen König vom 6. Januar 1817 spricht er von der „Kärglichkeit seines Gehalts –einen Thaler täglich“.

„Ils rapportèrent peu à leur auteur, car il mourut dans la Prison pour dettes.“⁵⁴ Ähnliche Behauptung findet man auch bei anderen Autoren; sie sind gleichwohl falsch.⁵⁵

Obwohl offenbar nicht vermögend, lebte er gern aufwendig und standesgemäß, jedoch über seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Das hierfür erforderliche Geld lieh er sich, sofern die Einnahmen aus seiner Schriftstellerei nicht ausreichten, bei Freunden und Verlegern, oft ohne Aussicht, es zurückzahlen zu können. Erhalten hat sich ein Brief vom 10. Mai 1831 an „Madame Mendelsohn, Leipziger Straße N^o 45“.⁵⁶ Darin bittet er sie wortreich und kunstvoll um 80 bis 100 Taler für einen einmonatigen Aufenthalt in dieser „theuren Stadt“:

„Wollen und Können Sie mir auf einige Zeit Achtzig – Hundert Thaler anvertrauen? Dieser Güte würde um so mehr besondere und allgemeine Anerkennung werden, als Sie dann gethan haben würden, was Andere nicht thun, welche dazu eine weit größere Verpflichtung haben als Sie, geehrte Frau, deren Entschuldigung mit dem Einflusse der Zeitläufte auf ihre persönlichen Verhältnisse ich aber gelten lassen muß.“

Im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin existiert eine „Acta des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten III. HA MdA 19710, betr. die von dem Major von Oppeln-Bronikowski geschuldeten Gerichtskosten in Höhe von 5 RThlr 22 gr. für die Ausforschung des Testaments seiner Großmutter Frau Generalin von Thiele geb. von Sydow des Oberlandesgerichts Glogau“. Der Vorgang besteht aus mehreren vergeblichen schriftlichen Aufforderungen an den deutschen Konsul in Warschau von 1819 bis 1820, den Schuldner zur Begleichung seiner Schulden zu bewegen. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist nicht aktenkundig, doch muss vermutet werden, dass sie erfolglos waren.

Insbesondere von seinen Verlegern lieh er sich häufig Geld, das er ihnen zum Teil schuldig blieb, weil seine Honorare mit seinen Ausgaben nicht Schritt hielten. Der ganze Umfang seiner Verbindlichkeiten trat erst nach seinem Tode durch die Geltendmachung von Ansprüchen seiner Gläubiger gegen seinen Nachlass vor dem Nachlassgericht Dresden zu Tage. Damit schuf er sich auch Feinde und sah sich genötigt, 1830 nach Halberstadt umzuziehen, von wo er erst 1832 auf dem Umweg über Berlin nach Dresden zurückkehrte.

⁵⁴ La Grande Encyclopédie, Tome Huitième, Paris o. J., S.130.

⁵⁵ Vgl. FN 54.

⁵⁶ Brief aus Berlin, archiviert in der Bayerischen Staatsbibliothek München, Signatur: Autogr. Oppeln-Bronikowski, Alexander von.

Ursache für seine Aufwendungen war seine Lebenslust, die z.B. aus einem Brief vom 12.6.1826 aus Loschwitz an Hofrat Böttiger in Dresden erhellt, in dem es u.a. heißt:⁵⁷

„...so hat mich die Liebe zur Wahrheit gezwungen, ihm (scil. Geheimrat Schoell) zu gestehen, dass, wenn er einer der vorjährigen ähnlichen Küche nicht entbehren kann, er sie höchstens auf dem Eintaterschen Weinberg fände, welcher eine starke Viertelstunde entfernt ist, selbst in der hohen Sommerzeit, da der Fußpfad am Strande gangbar wird. Euer Wohlgeboren können beurtheilen, ob dieser Umstand sich nicht zur Besprechung unseres Geheimnisses eignet, der die leiblichen und geistigen Genüsse des Lebens gleich richtig würdigend empfängt und austheilt...“

Dasselbe ergibt sich aus seinem Brief an seinen Erfurter Freund Julius Graf von Wartensleben vom 24. Januar 1829. Darin heißt es am Ende:

„Auch eine höchst angelegentliche Empfehlung obschon in gehöriger Distance an deinen Koch bitte ich nicht zu vergessen, wie auch an deinen Kellermeister...“

Man kann sein hedonistisches Genießertum wie sein Vetter Jacob Bronikowski auch aus seinen Gesichtszügen herauslesen. Er schreibt hierzu:⁵⁸

„Auf den ersten Blick fällt die hohe Stirn auf, umgeben von an den Schläfen bereits schütterem Haar und durchzogen von dünnen senkrechten Falten. Dichte, sich bogenförmig ausbreitende Augenbrauen unterstreichen noch intensiver den melancholischen Blick. Von der langen, geraden Nase mit aristokratischen aufnahmefähigen Nasenflügeln führen tiefe Falten zu den fleischigen, hervorragend ausgeschnittenen Lippen. Ein etwas nach oben gerichteter Mundwinkel und ein rundes Kinn verraten ein fröhliches Gemüt, das im Konflikt mit den traurigen Augen steht.“

Dieser Kontrast zwischen dem tiefen, kühlen analysierenden Blick und dem heiteren Rest des Gesichtsausdruckes ist aber für Bronikowski bezeichnend. Ein ernsthafter und gewissenhafter Geschichtsforscher, kluger, gründlicher Gelehrter, von dem man, wie Odyniec schreibt, viele neue Dinge lernen kann, berühmt im Alltag als Verschwender und bon-vivant, voller Begeisterung und wahrhaft polnischer Verve. Gewöhnt an prunkvollen und eleganten Lebensstil, konnte er seine Erwartungen nicht zügeln. Er machte immer mehr Schulden ohne die Möglichkeit, sie abzuzahlen. Am Ende kam es so weit, dass er trotz seiner großen Erfolge in materielle Abhängigkeit von seinen Herausgebern geriet. Sein „genialer“ Lebensstil zwang ihn oft, sich gewissermaßen dem Buchhändler zu verkaufen, als er eingeschlossen in einem kleinen Zimmer massenhaft Romane produzierte, um wenigstens die Schuldzinsen dieser Verpflichtungen zu begleichen (Blätter für literarische Unterhaltung, 1861, Nr. 49, Seite 905)⁵⁹.“

⁵⁷ archiviert im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg unter der Signatur „Autographen Böttiger K.3“.

⁵⁸ JACUB BRONIKOWSKI, Historisch-genealogische Monografie über die Familie Bronikowski, Warschau 1953, unveröffentlicht, in polnischer Sprache; teilweise übersetzt von L. Degenhardt in Landstuhl. Ein Exemplar befindet sich im Besitz des Museums Międzyrzecz/Meseritz (Frau Joanna Patarska), der ich auch den Text verdanke.

⁵⁹ Der Artikel trägt die Überschrift „Notizen. Aus der deutschen Künstler- und Dichterwelt“.



Abb. 7. Quelle: Große Allgemeine Illustrierte Enzyklopädie Warschau 1893 Bd. 9, S. 498

Um Alexanders Gesundheit scheint es nicht zum Besten gestanden zu haben. Das erhellt schon aus seinem verhältnismäßig frühen Tod im Alter von knapp 50 Jahren; als Todesursache wurde Brustwassersucht⁶¹ genannt. Bereits in seinem Abschiedsgesuch an seinen General vom 17.11.1813 schreibt er von seiner „santé attristée“.⁶² Seine Krankheit ist auch für das Jahr 1833 aktenkundig, denn zu seinen Nachlassverbindlichkeiten gehörte auch eine offene Rechnung der Salomonis-Apotheke mit mehr als 20 Positionen über 14 Thaler aus dem Jahr 1833 (vgl. weiter unten).

8. Tod

Gemäß Sterberegister der evangelisch-lutherischen Kreuz-Kirchengemeinde Dresden des Jahrgangs 1834 Seite 48 wird unter „Verstorbener“ dokumentiert: „von Ooppel Bronikowski,

Alexander August Ferdinand ledigen Standes, Major, 47 Jahre, verstorben am 21. Januar 1834 früh 6 Uhr am Neumarkte No. 572, beerdigt am 24. Januar 1834 auf den Neuenkirchhof“⁶³. Hierüber wurde vom Ev.-Luth. Kirchenbuchamt Dresden am 17. September 1952 ein beglaubigter Auszug aus dem Sterberegister gefertigt.⁶⁴ Als Todesursache wird gem. Wochenzettel der Johanniskirche Brustwassersucht (nach heutiger Terminologie Serothorax) genannt.⁶⁵ Der Tod war dem Stadtgericht am Folgetage, dem 22. Januar von einer „Grabbitterin“ angezeigt worden; Alexander sei in sehr dürftigen Verhältnissen verstorben und werde auf Armen-Kommissionskosten beerdigt. Er hinterlasse eine Schwester, Frau Wilhelmine Bülow geb. Bronikowski, all-

⁶¹ Hydrothorax: Flüssigkeitsansammlung im Brustfellraum, bedingt durch Pleuritis (Brustfellentzündung), früher häufig tuberkulös, durch Brustfellbefall bei Metastasierung bösartiger Tumoren oder durch Stauung.

⁶² beklagenswerte Gesundheit; Kopie in meinem Besitz.

⁶³ Richtig ist allenfalls, dass Alexander sich im geistig-seelischen Gefängnis seiner Schulden befand, die ihn zu verstärkter Produktion nötigten, um wenigstens die Schuldzinsen für seine Darlehn zu erwirtschaften.

⁶⁴ Eine Kopie dieses Auszugs liegt diesem Text an.

⁶⁵ im Stadtarchiv Dresden, zitiert nach Forschungsunterlagen des „Instituts für personengeschichtliche Forschung“ in Bensheim.

hier.⁶⁶ Nachzutragen bleibt lediglich, dass Alexander nicht im Alter von 47 Jahren, sondern im Alter von 49 Jahren verstorben ist.

Damit sind aber auch alle Behauptungen widerlegt, Alexander sei im Schuldgefängnis zu Dresden verstorben, wie man sie bei vielen Autoren findet.⁶⁷ Mit Vorsicht zu genießen ist daher auch die Darstellung LAUBES, Alexanders Verleger aus Leipzig sei hingereist, um ihn begraben zu lassen.⁶⁸ Beerdigt wurde Alexander am 24. Januar 1834 auf dem Alten St. Johannisfriedhof im Stadtzentrum von Dresden; dies ergibt sich aus einem handschriftlichen Eintrag im Sterberegister des Alten Johannis-, Elias- und Trinitatisfriedhofes Dresden aus der Zeit von Dezember 1833 bis Juli 1839. Der Johannisfriedhof existiert heute nicht mehr; er wurde wegen des Raumbedarfs der Stadt Dresdens (Postplatz) aufgelassen. Es lässt sich nicht sagen, ob die Grabstelle oder doch zumindest der Grabstein ersatzweise auf den Elias- oder Trinitatisfriedhof umgesetzt wurde, wie teilweise geschehen. Der Dresdner Journalist und Schriftsteller KLAUS HOFFMANN-REICKER hat früher den Grabstein Alexanders auf einem Friedhof gesehen. Er hat dies in einem Zeitungsartikel in der Sächsischen Zeitung vom 1.8.1986 mit der Überschrift „Gräber unter Denkmalschutz und die Volksbewegung von 1831 – Als in Sachsen Polenvereine und Hilfskomitees entstanden“ festgehalten.⁶⁹ Leider ist der Grabstein heute nicht mehr zu auffinden; diesbezügliche Bemühungen des Verfassers dieses Aufsatzes gemeinsam mit Herrn Hoffmann-Reicker blieben erfolglos. Vermutlich ist er zwischenzeitlich entsorgt worden, was nicht gerade von einem sensiblen Umgang sächsischer Behörden mit dem Grabstein eines seinerzeit geachteten und viel gelesenen sächsischen Schriftstellers zeugt; schon dessen Grab war der Stadterweiterung des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen. Die von früheren Autoren (z. B. KRASZEWSKI) beklagte Unsicherheit über Alexanders Grabstelle wird jedenfalls teilweise weiterbestehen.

Den Auszug aus dem Sterberegister der evangelisch-lutherischen Kreuzkirchgemeinde Dresden, Alexander betreffend, habe ich in *Studia Germanica Gedanensia* Nr. 13 (S. 135) veröffentlicht.

9. Nachlass

Um seinen Nachlass entspann sich ein jahrelanges Gezerre seiner zahlreichen Gläubiger vor dem Stadtgericht Dresden, das hierüber eine Akte

⁶⁶ Wilhelmine ist die ältere Schwester Alexanders.

⁶⁷ ROLF-DIETER KLUGE, Alexander Bronikowskis Romanprosa zwischen Aufklärung und Romantik. In: Studien zur polnischen Literatur-, Sprach- und Kulturgeschichte im 18. Jahrhundert. Vorträge der 3. Deutsch-polnischen Polonistenkonferenz Tübingen 1991, S. 223; Grande Encyclopédie, Paris, 8. Bd., S. 130 (...il mourut dans la prison pour dettes); Tygodnik Ilustrowany v. 6.8.1864 (saß öfter wegen Schulden im Gefängnis).

⁶⁸ HEINRICH LAUBE, Moderne Charakteristiken, Mannheim 1835, Bd. 2, S. 420.

⁶⁹ Neuerdings hat KLAUS HOFFMANN-REICKER Alexander ein weiteres Mal Reverenz erwiesen: In der „Sächsischen Zeitung“ vom 15. Dezember 2008 veröffentlichte er auf Seite 18 in der Rubrik Heimatgeschichte den Aufsatz „Ein Dresdner mit polnischem Pseudonym. Wer war Alexander von Oppeln-Bronikowski?“

angelegt hat, die aus 242 doppelseitig beschriebenen Blättern im Kanzleiformat besteht, also etwa 484 Seiten umfasst.⁷⁰ Bereits dieser Umstand bezeugt, dass der Nachlass überschuldet war. Die Zahl der Gläubiger war dementsprechend groß, ohne dass es sich lohnt, sie alle aufzuzählen, und die Nachlassmasse war gering. Trotzdem hat sich die Auseinandersetzung über den Nachlass bis zum 21. Januar 1850 hingezogen, also über sechzehn Jahre. Dies ist nur aus zwei Umständen zu erklären. Der erste liegt darin, dass seine ältere Schwester, Wilhelmine von Bülow, geb. v. Oppeln-Bronikowski, sich nach einiger Überlegung dazu entschlossen hat, als einzige gesetzliche Erbin die Erbschaft nach ihrem Bruders anzunehmen. Ihre Vorsicht war vollaufberechtigt, da die Nachlassverbindlichkeiten und die Zahl der Nachlassgläubiger stetig zunahmen. Trotzdem hat sie mit Erklärung vor dem Nachlassgericht Ende 1834 in Erwartung künftiger Einnahmen aus Buchauflagen die Erbschaft angenommen und so gehofft, Schulden ihres Bruders begleichen zu können; sie „will durch Annahme der Erbschaft seinen Namen in Ehren halten“ (Blatt 106).

Der zweite Umstand liegt darin, dass Alexander bei der Lübecker Lebensversicherung eine Lebensversicherung über 12.000 Mark abgeschlossen hatte⁷¹, deren Police er allerdings schon zu Lebzeiten seinem Verleger und Buchhändler Johann Christoph Arnold übergeben hatte; dieser war offenbar sein größter Gläubiger. Arnold ließ sich im Jahre 1836 die Versicherungssumme termingerecht auszahlen, rechnete seine nicht geringen Forderungen dagegen und übergab, nach Hinzusetzen seiner Honorarverpflichtungen aus dem Verkauf von Alexanders Büchern, den bescheidenen Restbetrag dem Nachlassgericht zur Befriedigung der übrigen Gläubiger.

Aus der Akte erhellt auch, dass die Schulden Alexander schon vor seinem Tode über den Kopf gewachsen waren. Bereits am 17.1.1828 hatte er vor dem Stadtgericht Dresden den Manifestationseid (Offenbarungseid) über sein Vermögen abgelegt (S. 3). Eine Schuldenaufstellung per 31.12.1828 gegenüber dem Buchhändler Arnold ergab einen Saldo von 7102 Reichstalern zu Arnolds Gunsten (S. 61 ff.). Eine Aufstellung der Schulden Alexanders vom 29.1.1833 ergab einen Betrag von 1850 Reichstalern, davon allein 552 Taler zugunsten des Schneidermeisters Carl Gottfried Rittner (S. 23 ff.). Dies wirft ein kennzeichnendes Licht auf Alexanders Lebensführung, der großen Wert auf ein gepflegtes und standesgemäßes Äußeres legte. Eine Berechnung der Forderungen Arnolds an Alexander per 31.12.1833, also kurz vor seinem Tode, ergab an Schuldzinsen 2356 und an Hauptforderung 8563, dagegen an Honoraren 2100 Reichstaler, so dass ein Saldo von 8819 Reichstalern zu Alexanders Lasten verblieb (S. 69 ff.). Aus letzterer Berechnung folgt, dass Alexanders Einnahmen aus Honoraren nicht einmal mehr dazu ausreichten, seine Schuldzinsen abzudecken.

⁷⁰ Nr. 10684 des sächsischen Hauptstaatsarchivs

⁷¹ Versicherungspolice Nr. 74 vom 20.6.1829 auf die Dauer von 7 Jahre, zahlbar am 20.6.1836; jährliche Prämie 294 Mark.

Auch eine offene Rechnung der Salomonis-Apotheke über 14 Thaler aus dem Jahr 1833 gehörte zu seinen Nachlassverbindlichkeiten (S. 158). Manchmal hat er Wechsel für verschiedene Gläubiger unterzeichnet, so z. B. am 21. Februar 1833 einen Wechsel über 112 Reichstaler zugunsten des Kattundruckers Carl Heinrich Fichtner, einen Schuldschein mit Siegel über 72 Thaler an Frau Therese Weber und deren Tochter Juliane für die Pflege seiner Mutter (S. 180) und verschiedene Wechsel zugunsten des Buchhändlers Arnold. Auch von seinen übrigen Verlegern hat er Darlehn angenommen. Der Buchhändler Gödsche aus Meissen machte Forderungen gegen den Nachlass geltend; der Verleger Brüggemann hatte 6086 Thr. zuzüglich Zinsen seit 1832 zu fordern, die er an Gödsche abgetreten hatte. Nach Abzug von Honoraren blieben 5328 Taler zugunsten von Gödsche (S. 140 ff.).

Auf der Habenseite erscheinen im Wesentlichen Einkünfte aus Honoraren; die aber, wie schon dargelegt, nicht einmal ausgereicht haben, seine Schuldzinsen abzulösen. Das bedeutet, dass ohne eine merkliche Schuldentilgung die Schuldzinsen seine Hauptschuld an Höhe übertroffen hätten, so dass er in eine Schuldenfalle geraten wäre, aus der er nie mehr herausgefunden hätte. Sein gegenständliches Vermögen scheint sich in Luft aufgelöst zu haben. Die Aufstellung seiner am 15.10.1834 versteigerten Nachlasssachen umfassten 44 deutsche, polnische und französische Bücher und 23 sonstige Gegenstände, im Wesentlichen Kleidungsstücke. Der Erlös betrug 12 Taler, von denen nach Abzug der Versteigerungskosten 10 Taler übrig blieben, die dem Nachlass zugeführt wurden.

Am 28.12.1849 erließ das Stadtgericht eine Abschlussverfügung mit folgendem Inhalt:

„Das Stadtgericht zu Dresden verkündet hiermit und bezeugt auf Ansuchen:

1. dass der königlich polnische Major außer Dienst Herr A. pp. am 21. Januar 1834 allhier verstorben ist, und als nächste Intestaterbin seine Schwester Frau Wilhelmine Leopoldine Hildegard verehel. von Bülow geb. von Oppeln-Bronikowski hinterlassen, diese Erbin auch mit ehemännlicher Genehmigung und der Rechtswohltat des Inventars den Nachlass ihres genannten Bruders angetreten hat;
2. dass jedoch der von Bronikowskysche Nachlass überschuldet und die vorhandenen Werte an die Gläubiger pro rata ihrer Forderungen vertheilt worden ist;
3. dass die besagten Nachlassgläubiger und auf Grund ihrer Erklärungen auch der von Gerichtswegen bestellte Vertreter... zwei Forderungen von 8425 Gulden polnisch oder 1404 Landdukaten und von 1000 Gulden polnisch, welche auf dem Rittergute Wyciskowo im Großherzogtum Posen angeblich haften und dem Major v. Oppeln-Bronikowsky aus dem Nachlass seiner Mutter, Frau Christiane Caroline Wilhelmine verw. v. Bronikowska, antheilig zugefallen sind, unter Aufhebung der deshalb früher

beantragten Inhibition Verzicht geliefert haben. Hierüber ist auf Grund der von dem hiesigen Königl. Justizamte ... im Jahr 1827 und dem vor dem unterzeichneten Gerichte ... im Jahr 1834 ergangenen Urteils dieses Zeugnis erteilt worden.

Dresden, den 28. Dezember 1849

Das Stadtgericht“

Die Gerichtskostenrechnung für Frau von Bülow belief sich auf 7 Th. 22 gr. 2, die sie am 21. Januar 1850 bar eingezahlt hat, auf den Tag genau sechzehn Jahre nach Alexanders Tod.

10. Alexander von Oppeln-Bronikowski – Polnischer Sachse oder sächsischer Pole?

Die Fragestellung⁷² ist rein rhetorischer Natur. Sie suggeriert dem Leser eine unausweichliche Alternative nach der Art heutiger Interviewer. Diese ist jedoch, logisch gesehen, falsch, denn es gibt zwei weitere Möglichkeiten, die hierdurch unterschlagen werden, nämlich die, dass beide richtig oder beide falsch sind. Alexander war jedenfalls beides, polnischer Sachse und sächsischer Pole.⁷³

Alexander war Sachse. Er ist in Dresden geboren, hat hier – mit Unterbrechungen – über 20 Jahre lang gelebt, gearbeitet und ist hier auch gestorben und beerdigt. Seine Mutter war Deutsche, und sein Vater stand als Pole in sächsischen Diensten. Seine Muttersprache wie die Sprache seiner Mutter war Deutsch bzw. Sächsisch. Seine Mutter und seine Lehrer lehrten ihn die deutsche Sprache so gut, dass er seine Briefe und literarischen Schriften auf Deutsch schrieb. Er war daher des Polnischen nicht mächtig und hat alle seine Werke auf Deutsch geschrieben, ob sie nun im deutschen oder polnischen Kulturkreis wurzelten. Erst nach ihrem Erscheinen in Deutschland wurden sie von anderen ins Polnische übersetzt, jedenfalls soweit sie polnische Themen betrafen. Er hat in erster Linie für deutsche Leser geschrieben, um ihnen Polen näher zu bringen. Dem gemäß ordnen ihn die meisten deutschen Literaturhistoriker als deutschen Schriftsteller ein. Er hat in gleichem Maße auch über sächsisch-deutsche wie auch europäische Geschichte geschrieben. Man denke nur an die großen Arbeiten über Burg „Grimmenstein“, die beiden „Frauen von Neidschütz“, „Die Grube zu Höckendorf“, den „Kynast“ und die dreibändigen „Denkwürdigkeiten inquisitorischer Hexenprozesse Veit“, von kleineren Arbeiten einmal abgesehen. Er fühlte sich auch dem sächsischen Königshaus verbunden und wollte dessen Geschichte schreiben, wie sein Buchprospekt von 1827 beweist. Seinerseits hat Alexander vom sächsischen König 1827 eine schwere goldene Taschenuhr mit Kette für die

⁷² aufgeworfen von KLUGE [Anm. 64], S. 226.

⁷³ KLUGE [Anm. 64], S. 226.

vierte Lieferung der von ihm verfassten Geschichte des Königreichs Polen erhalten.⁷⁴

Und doch ist dies nur die halbe Wahrheit. Alexander selbst hat sich auch als Pole verstanden und bekannt. Manche deutschen Autoren und Kritiker bezeichnen ihn daher, sofern sie ihn nicht sogleich als deutschen Schriftsteller ansehen, als deutsch-polnischen Schriftsteller.⁷⁵ Seine polnischen Landsleute gaben ihm den Ehrentitel eines „Polnischer Homers“.⁷⁶ Um den polnischen Aufstand von 1831 gegen die russische Hegemonie zu unterstützen, schrieb er die Broschüre „Wenige Worte eines Polen an seine Mitbrüder gerichtet“, Halberstadt 1831⁷⁷, in der er seine liberale Gesinnung und Freiheitsliebe zum Ausdruck brachte.⁷⁸

Das Werk wird zwar von vielen Autoren erwähnt, aber keiner von ihnen kann eine Fundstelle angeben. Wenn ein Druckwerk in dieser Restaurationszeit spurlos verschwindet, dann gibt es hierfür nur eine plausible Erklärung: Es wurde beschlagnahmt, oder die Druckerlaubnis wurde ihm verweigert. Sowohl MEUSEL wie auch JACUB BRONIKOWSKI weisen darauf hin, dass Alexander sich mit dieser Broschüre keine Freunde machen wird. In der Tat war die damalige Polenbegeisterung eine Volksbewegung, aber keine, die die Regierungen erfreuen konnte. Sie waren im Gegenteil daran interessiert, ihre Herrschaft über Polen aufrecht zu erhalten. Dies würde auch den Umstand erklären, dass die Broschüre weder in Deutschland noch in Polen aufzufinden ist, denn der westliche Teil Polens war von Preußen besetzt, so wie die übrigen Teile Polens von Russland und Österreich. Es liegt also nahe anzunehmen, dass Sachsen und Preußen die Schrift beschlagnahmt haben, weil sie ein „konfiszierliches“ Buch war, wie HEINRICH HEINE schreibt, der ebenfalls

⁷⁴ Dresdner Hofnachrichten 1827.

⁷⁵ so z.B. KLUGE [Anm. 64], S. 231 (unglücklicher Dresdner deutsch-polnischer Schriftsteller).

⁷⁶ Alexander in einem Brief an JULIUS GRAF VON WARTENSLEBEN vom 24.1.1828, teilweise abgedruckt bei KALAŻNY [Anm. 25], S. 64: „Ich bin meinen Landsleuten sehr verbunden für den ehrenden Beifall, den sie mir gewähren, den Namen eines polnischen Homers, indessen kann ich nur ihrer gütigen Partheilichkeit zuschreiben, welche zu meinen Gunsten erregt zu haben, mich freilich sehr erfreuen muß.“

Major Julius Graf von Wartensleben war ein ehemaliger Waffenbruder Alexanders aus Erfurter Zeiten und auch Teilnehmer am Freundeskreis um Friedrich Cramer, von dem Alexander schreibt: „Ich war vergangenen Sommer in Halberstadt, und habe da Cramer wiedergefunden, den ehemaligen Auditeur unseres Regiments. Er ist ziemlich alt geworden und erschrecklich dick, was sich bei seiner dir bekannten weichen Sprache ganz wunderbar ausnimmt. Er ist sehr wohl angesehen in Stadt und Umgegend. Wir haben viel von vergangenen Dingen geredet, auch natürlich von dir, und zumal von unserem Duell auf seinem Zimmer...“

⁷⁷ Erwähnt in: Wikipedia polnisch (Kilka słów Polaka do swoich rodaków), bei JACUB BRONIKOWSKI; bei LUDWIK RATH, Der Schriftsteller A. Bronikowski. Ein Beitrag zur Geschichte des polnischen Romans, Lwów (Lemberg) 1937 S. 207, bei KALAŻNY [Anm. 25], S. 159 und bei KORBUT, Literatura Polska 1918, Bd. 2, S. 367, im Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

⁷⁸ So MEUSEL im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur“, Brockhaus, Leipzig 1832, Bd. I, S. 331; allerdings fügt er kritisch hinzu: „Den wenigsten Beifall haben die ‚Wenige Worte eines Polen, an seine Mitbrüder gerichtet‘, gefunden.“ Vielleicht erklärt dieser Umstand, dass die Broschüre, allen Bemühungen zum Trotz, bis heute unauffindbar geblieben ist.

und noch stärker als Alexander von der Zensur betroffen war und nach Frankreich emigrierte. Denn: „Gedankenfreiheit genoß das Volk, sie war für die großen Massen, Beschränkung traf nur die g'ringe Zahl derjen'gen, die drucken lassen.“⁷⁹

Ich bin diesem Verdacht nachgegangen und im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin fündig geworden. Dort existiert ein Vorgang des Oberzensur-Kollegiums und Oberzensurgerichts mit der Überschrift: Die Zensur der von dem Major Alexander von Oppeln-Bronikowski herausgegebenen Schrift „Wenige Worte eines Polen an seine Mitbrüder 1831“.⁸⁰ Danach hat Alexander am 16.3.1831 bei der preußischen Zensurbehörde in Berlin die Druckerlaubnis (Imprimatur) für seine Schrift beantragt. Diese wurde ihm letztinstanzlich am 5.5.1831 verweigert; seine Schrift, die er ursprünglich zu den Akten gereicht hatte, ist nicht mehr vorhanden und bleibt verschwunden.

Sein Polentum kommt auch darin zum Ausdruck, dass die „Warschauer Gesellschaft für Freunde der Wissenschaften“ ihn 1827 auf Antrag zweier Mitglieder mit 25 Stimmen und einer Gegenstimme zum korrespondierenden Mitglied ernannt hat. Im diesbezüglichen Sitzungsprotokoll heißt es u.a.:⁸¹

„Die Kollegen: Niemcewicz – der Vorsitzende der Gesellschaft – und Szweykowski schlugen Herrn Alexander Bronikowski, den Autor von ‚Boratynski‘ und anderen historischen Romanen sowie der Kurzgeschichte Polens, der jetzt an der Geschichte der Fürsten und Polenköönige Albertinischer Abstammung schreibt, zum korrespondierenden Mitglied der Gesellschaft vor. Der Ausschuß zögert nicht, ihn zum Kandidaten der historischen Abteilung zu ernennen.

Warszawa, den 16. Dezember 1827“.

In einem in polnischer Sprache geschriebenen Brief bedankt sich Alexander für diese Ehrung:⁸²

„Ich, Alexander Bronikowski, nehme mit Dankbarkeit den Titel des Korrespondierenden Mitglieds der Königlich-warschauer Gesellschaft für Freunde der Wissenschaften entgegen, mit dem ich von dieser Gesellschaft durch ihre Wahl gewürdigt wurde. Ich gebe mein Ehrenwort, daß ich die Gesetze der Gesellschaft einhalten werde. Die Entgegennahme und das Versprechen bekräftige ich eigenhändig.

*Leipzig, der 28. Februar 1828
gez. Alexander Bronikowski“*

In seinem Brief an den polnischen Dichter und Publizisten JULIAN NIEMCEWICZ vom 29.4.1829 schreibt er u.a.:

„Ich bin stolz, ein Pole zu sein. Ich war es immer, wenn es das Herz betraf, nicht die Sprache. Ich versuche jetzt aber, auch diesen Fehler zu korrigieren.“⁸³

⁷⁹ Deutschland, ein Wintermärchen, Kaput XXV

⁸⁰ Rep. 101 E Lit. P S. 62 Nr. 12

⁸¹ zitiert nach KALAŻNY [Anm. 25], S. 38

⁸² zitiert nach KALAŻNY [Anm. 25], S. 38, FN 114

⁸³ zitiert nach HEINZ ARNOLD [Anm. 49], S. 35.

In dem bereits zitierten Brief an Wartensleben schreibt er, er sei ganz isoliert; „ein rollender Stein und an solchem wächst kein Moos.“ Er war ein „Wanderer zwischen zwei Welten“, der deutschen und der polnischen und kann gerade als solcher „als Beispiel deutsch-polnischer kultureller Gemeinsamkeit und gegenseitiger Anregung und Befruchtung“⁸⁴ zu einer Wiederannäherung der seit 100 Jahren getrennten, z.T. verfeindeten deutschen und polnischen Kultur beitragen.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass er sich selbst als Sohn dreier Länder verstanden hat. In dem bereits zitierten Brief an Julius Graf von Wartensleben vom 24. Januar 1829 schreibt er u.a.:

„Indessen habe ich wirklich einige Aehnlichkeit mit dem Sänger der hellenischen Vorzeit; zwar nicht sieben Städte, wie bei jenem, aber doch drei Länder könnten sich, wenn sie sonst Lust hätten dazu, um die Ehre meiner Vaterlandschaft streiten, wie dies in den jetzigen Zeiten bei vielen ehrlichen Sarmatenkinder⁸⁵ der Fall ist.“

Bei den drei Ländern handelt es sich um Sachsen/Deutschland, Polen und Frankreich. Seine Frankophilie gründet sich darauf, dass er als Offizier unter Napoleon gekämpft, hierfür das Kreuz der Französischen Ehrenlegion erhalten, nach dem Untergang Napoleons längere Zeit in Paris gelebt und auch Themen aus der französischen Geschichte schriftstellerisch verarbeitet hat (Der Fall von Bourbons älterer Linie, dessen Ursachen und Folgen; Der gallische Kerker, Sieben Sylvester-Abende, Lebensgeschichte eines alten Mannes in sieben Abschnitten).

Auch sein Gönner HEINE hatte zwei Vaterlander, die beide ihn für sich beanspruchen: Deutschland und Frankreich. Heine fand hierfür das einprägsame Wort des „portativen Vaterlandes“⁸⁶, dessen Kultur man also im Herzen bei sich trug, wo auch immer man sich befand.

11. Was bleibt?

In Polen wie in Deutschland setzt ca. 1930 eine Wiederbesinnung auf Alexander von Oppeln-Bronikowski ein, die sich durch eine Reihe literaturhistorischer und literaturkritischer Aufsätze und Monographien bemerkbar macht. In Deutschland wäre in diesem Zusammenhang zu nennen W. KÜHNES Aufsatz von 1936 „Alexander Bronikowski und Walter Scott. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik“, der die unverdiente Vergessenheit Alexanders

⁸⁴ KLUGE [Anm. 64], S. 231.

⁸⁵ Sarmatien: ursprünglich ein topographisch-geologischer Begriff, der in römischer Zeit das Gebiet zwischen Weichsel und Wolga bezeichnete.

⁸⁶ Düsseldorfer Heine-Ausgabe, Bd. 15, S. 43; vgl. hierzu auch den Artikel „Auf der Suche nach dem ‘portativen Vaterland’“ im Berliner TAGESSPIEGEL Nr. 20 206 v. 18.3.2009 mit einigen Zitaten von Marcel Reich-Ranicki, der sich als gebürtiger Pole ebenfalls der deutschen Literatur verbunden fühlt.

nach dem Übergang von der Romantik zum Naturalismus beklagt.⁸⁷ In letzter Zeit hat sich das „Projekt historischer Roman“ des Instituts für Germanistik der Universität Innsbruck mit statistischen Angaben zum Literatursystem der Restaurationszeit befasst.⁸⁸ Alexander gehört demnach zu den erfolgreicheren Roman-Autoren; seine Romane waren in 3,2 % aller Leihbibliotheken vertreten, die damals fast ausschließlich den Zugang der Leser zu Büchern sicherstellten; sein Verleger Arnold gehörte mit 67 historischen Romanen zu den produktionsstärksten Verlegern.

Auf polnischer Seite wäre in diesem Zusammenhang LUDWIK RATHS umfassende Monographie in polnischer Sprache „Der Schriftsteller A. Bronikowski. Ein Beitrag zur Geschichte des polnischen Romans“, Lwów (Lemberg) 1937 zu nennen. Die umfangreichste Darstellung ist die verdienstvolle Monographie JERZY KALAŻNYS, „Fiktion und Geschichte, Alexander von Oppeln-Bronikowski und sein Geschichtserzählen“ in deutscher Sprache.⁸⁹

Erstaunlich ist allerdings, dass der wissenschaftlichen Neubesinnung die verlegerische Untermauerung fehlt. In Deutschland jedenfalls sind Neuauflagen von Alexanders Werken bislang nicht zu erkennen, so dass man schon von einer Inkongruenz zwischen wissenschaftlicher Beschäftigung und literarischer Grundlage sprechen kann. Tauchen gelegentlich einmal einzelne Bände oder Briefe auf dem antiquarischen Büchermarkt auf, so wirken die Preise zumeist prohibitiv, so dass sie nur von Sammlern bzw. staatlichen Bibliotheken erworben werden können, und ihr Erhaltungszustand ist zumeist schlecht. De facto sind also in Deutschland Alexanders Werke dem breiten Lesepublikum verschlossen. Soweit sie noch in Bibliotheken vorhanden sind, stehen sie unter deren besonderem Schutz und werden daher im Allgemeinen nicht ausgeliehen, sondern können bestenfalls an Ort und Stelle eingesehen werden. Vielleicht findet sich ja in Deutschland einmal ein historisch ausgerichteter Verlag, der einzelne Bände oder einen Sammelband mit Werken Alexanders herausgibt.

In jedem Falle bleibt von Alexander von Oppeln-Bronikowski Heines literarischer Ritterschlag von 1826 bestehen.

⁸⁷ KÜHNE [Anm. 36], S. 283–315.

⁸⁸ Projekt Historischer Roman „Gewinner und Verlierer. Der Historische Roman und sein Beitrag zum Literatursystem der Restaurationszeit (1815–1848/49)“ Institut für Germanistik der Universität Innsbruck, Kurt Habitzel & Günter Mühlberger 1997, auch: Internetportal.

⁸⁹ UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU, SERIE FILOLOGIA GERMANSKA NR. 38, Poznan 1996. 2009 ist die bei Prof. Dr. habil. Lech Kolago verteidigte Dr.-Diss. von Tadeusz Kuśmierowski erschienen: „Wątki polskie w twórczości Aleksandra von Oppeln-Bronikowskiego“ [Polnische Themen im Schaffen von Alexander von Oppeln-Bronikowski], Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki, Warszawa 2009. Der gleiche Verf. hat in „Studia Niemcoznawcze / Studien zur Deutschkunde“ Bd. 45, Warszawa 2010 zwei Beiträge in polnischer Sprache zu der gleichen Thematik veröffentlicht.

12. Exkurs

Fast genau 100 Jahre nach Alexanders Geburt wurde in Kassel ein anderer Spross desselben Geschlechts geboren, der sich ebenfalls der Literatur widmete und es in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jh. zu einiger Bekanntheit gebracht hat: FRIEDRICH VON OPPELN-BRONIKOWSKI (1873–1936). Gleich Alexander einer Offiziersfamilie entstammend fühlte er schon früh schöngeistige Anlagen in sich, die er aber zunächst nur privat ausleben konnte. Als Zwölfjähriger wurde er ähnlich wie Alexander um der Familientradition willen in die Kadettenschule in Berlin geschickt, die ihn körperlich überforderte und geistig nicht ausfüllte. Er beendete alle Lehrgänge mit Auszeichnung und wurde Leutnant in einem Husarenregiment in Kassel. Nachdem er vier Jahre lang seinen Dienst versehen hatte, erlitt er in der Reitbahn zu Kassel einen so schweren Reitunfall, dass er mit einer Minimalpension aus dem Militärdienst ausscheiden musste. Beide konnten also ihre erlernten Berufe nicht auf Dauer ausüben und wandten sich nunmehr der Literatur zu, die ihre geistige und wirtschaftliche Lebensgrundlage wurde.

Friedrich erwarb zunächst als Externer an einem Berliner Gymnasium die Hochschulreife und begann 1896 ein dreijähriges Studium an der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin. Danach ließ er sich beurlauben und hat das Studium nicht mehr aufgenommen. Er hatte nicht auf einen Studienabschluss hin studiert, sondern ein breit gefächertes *studium generale* absolviert, das philosophische und psychologische Vorlesungen, griechische und lateinische Philosophie und Kulturgeschichte sowie französische Sprache und Literatur umfasste. Zugleich entfaltete er eine rege literarische Tätigkeit, die Übersetzungen hauptsächlich aus dem Französischen, aber auch Novellen und den autobiographischen Roman „Der Rebell“ umfasste. Er gab im Eugen-Diederichs Verlag die erste kritische deutsche STENDHAL-Übersetzung heraus und entdeckte den französisch schreibenden Flamen MAURICE MAETERLINCK, dessen philosophische („Das Leben der Bienen“) und dramatische Werke („Pelleas und Melisande“) er in zwanzig Bänden herausgab und übersetzte, gleichfalls bei Eugen Diederichs. Ebenfalls bei Diederichs erschien 1909 CHARLES DE COSTERS französisch verfasster „Tyll Ulenspiegel“, der den Ehrentitel „Flamenbibel“ erhielt und es bis 1940 auf mehr als 100.000 Exemplare gebracht hat. Auch mit der preußischen Geschichte hat er sich intensiv beschäftigt; hierbei standen die Personen FRIEDRICH WILHELMS I. und FRIEDRICHS II. im Mittelpunkt.

Beide waren Vermittler (Kuriere des Geistes)⁹⁰ zwischen europäischen Kulturen, Alexander zwischen der deutschen und der polnischen, Friedrich zwischen der deutschen und der französischen. Beide haben sich intensiv mit der Geschichte ihrer Länder beschäftigt, hierüber Sachbücher geschrieben und historische Stoffe romanhaft verarbeitet. In dieser Eigenschaft wurden

⁹⁰ PETER HAHN, Kurier des Geistes; „Der Übersetzer Friedrich von Oppeln-Bronikowski starb vor 70 Jahren“, in: Märkische Allgemeine vom 9. Oktober 2006.

beide von wissenschaftlichen Institutionen ihrer Länder zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt, Alexander 1827 zum korrespondierenden Mitglied der Warschauer Gesellschaft für Freunde der Wissenschaften und Friedrich 1926, also knapp hundert Jahre danach, zum korrespondierenden Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches. Beide hatten zeitlebens mit gesundheitlichen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die zu ihrem frühen Tod beitrugen. Beide sind auch in Konflikt mit der Staatsmacht geraten, Alexander 1831 mit der preußischen Zensurbehörde wegen seiner Broschüre „Wenige Worte eines Polen an seine Mitbrüder“, mit der er den polnischen Freiheitskampf gegen die russische Unterdrückung unterstützen wollte, und Friedrich 1933 mit der Gestapo, die seine Broschüre „Gerechtigkeit! Zur Lösung der Judenfrage, Mit einem Geleitwort von Ricarda Huch“, mit der er gegen den deutschen Antisemitismus Stellung bezog, beschlagnahmte.

Beide haben noch einen weiteren gemeinsamen Berührungspunkt, nämlich den Verlag F. A. Brockhaus. Von Alexander hat dieser 1827 „Er und Sie. Ein Märchen neuerer Zeit“ und 1828 die Erzählungen „Die drei Vettern“ und „Der verhängnißvolle Abend“ verlegt, von Friedrich zwei Übersetzungen aus dem Französischen: ALEXANDRA DAVID-NEEL, „Der Lama mit den fünf Weisheiten, Ein tibetanischer Roman“, Leipzig 1935 und NORBERT CASTERET, „Zehn Jahre unter der Erde, Höhlenforschungen eines Einzelgängers“, Leipzig 1936.

Beide sind in Armut gestorben.

Alexander von Oppeln-Bronikowski: a kindred spirit of Heinrich Heine

Abstract

In his travel book *Die Nordsee* published in 1826 Heine praises – in contrast to Byron – the prose of Sir Walter Scott; he even likes his imitators such as “Bronikowski”. But who was Bronikowski? His full name was Alexander August Ferdinand von Oppeln-Bronikowski. He was born in Dresden in 1784, the son of a Polish father and a German mother. Following a promising military career in the Prussian, French and Polish army he retired in 1823 with the rank of major. After spending time in a number of different countries he finally settled in Dresden where he began a new career as a writer. His principal interest was Polish folk tales from the Middle Ages to the 18th century and he published a number of novels on this subject. He combined a rich prose style with detailed historic descriptions including supernatural phenomena. He enjoyed an extravagant lifestyle and fell heavily into debt. He died in Dresden in 1834 at the age of 49 in greatly reduced circumstances.

Key words: Historic novel, romanticism, German-Polish cultural relations, German-Polish history, European Restoration

Alexander von Oppeln-Bronikowski: bratnia dusza Henryka Heinego
Streszczenie

W swojej powieści *Die Nordsee* (1826) Henryk Heine – inaczej niż Byron – pozytywnie wyraża się o prozie Sir Waltera Scotta, a także o jego naśladowcach – „takich jak Bronikowski”. Alexander August Ferdinand von Oppeln-Bronikowski (1784–1834) urodził się w Dreźnie jako syn Polaka i Niemki. W swoim życiu zawodowym początkowo wybrał karierę wojskową (służył kolejno w armii pruskiej, francuskiej i polskiej), którą zakończył w roku 1823 w randze majora. Następnie wiele podróżował, po czym osiadł w Dreźnie, poświęcając się pisaniu. Głównym przedmiotem jego zainteresowania były polskie podania ludowe od czasów średniowiecza do XVIII w.; Bronikowski opublikował szereg powieści osnutych na ich kanwie. W swojej twórczości łączył bogaty styl prozatorski z drobiazgowym opisem historycznym; pisał również o zjawiskach nadprzyrodzonych. Wskutek rozrzutnego trybu życia popadł w długi i zmarł w biedzie.



Adam Mickiewicz im Jahre 1821

Sebastian Mrozek

Mickiewicz' *Balladen und Romanzen*
im Kontext von Herders Konzept der Naturpoesie.
Zur postkolonialen Dekonstruktion der hegemonialen
Schreibstrategien

I. Einleitendes

In der Forschung zur polnischen Literaturgeschichte wird es angenommen, dass mit dem Erscheinen von Adam Mickiewicz' *Balladen und Romanzen* im Jahre 1822 das qualitativ neue literarische Phänomen ansetzt, und zwar die polnische Romantik.¹ Die romantische Wende fand ihren programmatischen Ausdruck in der wichtigsten Ballade dieser Sammlung, der Ballade *Romantyczność*² – in deutscher Übersetzung von Karl Dedecius wird sie als *Romantik*³ genannt – und deswegen lässt sie sich auch als das literarische Manifest der jungen polnischen Romantiker bezeichnen.⁴ Die zentrale Stellung dieses Textes in *Balladen und Romanzen* ergibt sich nicht nur aus seinem literaturhistorischen Stellenwert, der ihm im Nachhinein beigemessen wird, sondern auch daraus, dass der junge Mickiewicz selbst diese Ballade an den Anfang seiner Sammlung setzte, sodass sie diese, abgesehen von einer kurzen Vorrede, eröffnet.⁵ Damit miss er ihr eine recht signifikante Rolle bei, zumal dieser Schritt seinerseits sicherlich keine zufällige Entscheidung war. Demzufolge wird diese Ballade hier paradigmatisch einer Lesart unterzogen, die einerseits ihre offensichtliche Spezifik als Text der polnischen Frühromantik hinstellen wird, samt allen für sie charakteristischen Merkmalen, andererseits soll in diesem Kontext ein Bezug zur deutschen literarischen Tradition, hier insbesondere zum Sturm und Drang hergestellt werden. Dadurch wird auf die Einflüsse der deutschen Literatur auf die polnische hingewiesen.

¹ Vgl. Dorota Sawicka: *Romantyzm 1822–1863*, Warszawa 1997, S. 15.

² Vgl. Alina Witkowska, Ryszard Przybylski: *Romantyzm*, Warszawa 2007, S. 207.

³ Vgl. Adam Mickiewicz: *Dichtung und Prosa. Ein Lesebuch von Karl Dedecius*, Frankfurt/Main 1994, S. 57.

⁴ Vgl. Alina Witkowska: *Literatura romantyzmu*, Warszawa 2003, S. 67.

⁵ Ebd., S. 101.

II. Herders Konzept der Naturpoesie und dessen Folgen für die polnische Romantik

Wie es Alina Witkowska feststellt, spielte im Prozess der Herauskristallisierung der polnischen Romantik nicht ausschließlich die Dichtung von Mickiewicz eine signifikante Rolle, aber relevant waren hier die im Hinblick auf Literatur programmatischen Schriften polnischer Literaturkritiker, unter anderem von Maurycy Mochnacki und Kazimierz Brodziński.⁶ Die Beiden rezipierten literarische Entwicklungstendenzen in Europa, jedoch sehr intensiv die im deutschen Sprachraum, insbesondere den emanzipatorischen Weg der deutschen Literatur in Richtung ihrer Befreiung von französischen Literatureinflüssen bis zu deren literarischer Selbstständigkeit hin. Maurycy Mochnacki forderte in seinem Text von 1825 „O duchu i źródłach poezji w Polsce” unter anderem, „an deutschen Beispielen zu lernen“⁷. Darunter stellte er klar die These auf, dass man bereits in Deutschland gut erkannte, dass die literarische Nachahmung nur geistige Lähmung mit sich bringt, sodass erst eine Minderung der antiken wie auch der französischen Einflüsse eine Belebung des geistigen Lebens in diesem Land evozierte.⁸ Gemeint war hier in erster Linie die Bewegung des Sturm und Drang, die einen revolutionären Geist in die deutsche Literatur setzte und ihr zur ästhetischen Selbstständigkeit verhalf. In Polen – so Mochnacki – gelang es Brodziński als dem Ersten, die Omnipotenz der französischen Muster in der polnischen Literatur zu hinterfragen und darauf auch konsequenterweise in Frage zu stellen, um schließlich der polnischen Nationalliteratur den Boden zu bereiten.⁹ Dabei tat er dies – so Mochnacki in seinem kritischen Blick – immerhin zu wenig radikal. Allerdings bereits 1818 publizierte Brodziński seine programmatische Schrift „O klasyczości i romantyczności, tudzież o duchu poezji polskiej”, die eine wichtige Rolle in der Debatte und letztlich dem Streit um das Klassische und das Romantische in der polnischen Literatur der damaligen Zeit spielte,¹⁰ aber auch einen besonderen Status der deutschen Literatur für die weitere Entwicklung der polnischen Literatur als Nationalliteratur betonte.

In dieser Schrift machte er unter anderem auf Herder aufmerksam, indem er seine Verdienste für die deutsche Literatur betonte und dies hinsichtlich dessen Auseinandersetzung mit dem Geist und der Sprache der Deutschen.¹¹

⁶ Vgl. Alina Witkowska, wie Anm. 2, S. 207 und 210.

⁷ S. Maurycy Mochnacki: *O duchu i źródłach poezji w Polsce* [= *Zu Geist und Quellen der Poesie in Polen*], [in:] ders.: *Rozprawy literackie. Opracował Mirosław Strzyżewski*, Wrocław 2004, S. 6.

⁸ Vgl., ebd., S. 9–10.

⁹ Vgl., ebd., S. 58.

¹⁰ Vgl. Dorota Sawicka, wie Anm. 1, S. 67.

¹¹ Vgl. Kazimierz Brodziński: *O klasyczości i romantyczności tudzież o duchu poezji polskiej*, [in:] ders.: *O klasyczości i romantyczności i inne pisma krytyczne. Klasyka Mniej Znana*, Kraków 2002, S. 38.

Herder war – so Brodziński – schließlich auch derjenige, der die Kulturschätze der deutschen Vergangenheit für die literarische, ihm zeitgemäße Gegenwart zu entdecken wusste.¹² Gemeint sind hier vor allem alte Volkslieder, die einen Einblick in die Geschichte der Völker, d.h. in ihre geistige Tiefe, gewähren. Auf ihnen gründet nach Herder die jeweilige Nationaldichtung.¹³ Darin scheint letztlich der wahre Volksgeist zu leben. Brodziński rezipiert Herders Gedanken sehr intensiv und vorwiegend dessen Konzept der Natur- und Volkspoesie,¹⁴ das er in seiner bereits erwähnten Schrift zur Debatte über das Klassische und das Romantische als richtungsweisend auch für die Gestaltung der polnischen Nationaldichtung betrachtet. Dem Herderschen Gedanken zufolge äußert sich in einem Volkslied nicht die Lyrik eines gelehrten Dichters, sondern Gesang und Tanz der einfachen, d.h. unverbildeten wie auch ursprünglichen Menschen.¹⁵ In der Volksdichtung ist der Geist der wahren Dichtung – wie Herder glaubte – verortet, der als bewegende Kraft der Empfindung und des Lebendigen gilt, denen letztlich das Augenblickliche, Leidenschaftliche und Sinnliche zugrunde liegen.¹⁶

Da nach Herder in der Volkspoesie das Ursprüngliche der menschlichen Natur wahrnehmbar zu sein scheint, wird sie zugleich zur Naturpoesie, in der der Mensch samt seiner Naivität noch von den Veränderungen der fortschreitenden Zivilisierungsprozesse wie auch der modernen Arbeitsteilung in Folge der im 18. Jahrhundert ansetzenden Industrialisierung nicht betroffen ist.¹⁷ Diese volkstümliche Dichtung soll in ihrer Ursprünglichkeit gesammelt und in Folge dessen auch gerettet werden, wobei das Bewahren der an sich nicht immer alten Lieder parallel den Prozess der Herauskristallisierung der deutschen Nationalliteratur initiierte. Wie es auch Ulrich Karthaus betont, sei die Förderung der deutschen Nationalliteratur ein wesentliches Ziel der Volkslieddichtung gewesen, sodass sie letztlich Veränderungen an den Texten der Volkslieder rechtfertigte, auch diejenigen, die Herder an ihnen vornahm.¹⁸ Demzufolge sollte die Volkspoesie, um seinen Vorstellungen von ihr zu entsprechen, nicht selten überarbeitet bzw. übersetzt werden. Wenn man diesen Prozess jedoch kritisch betrachtet, wird es nun ersichtlich, dass die Volksdichtung nicht nur rezipiert, aber auch konstruiert bzw. dekonstruiert wurde. In einem ähnlichen Sinne scheint auch Kazimierz Brodziński zu sprechen, wenn er fordert, all das in und aus anderen Literaturen – sei es der französischen, sei es der deutschen – zu berücksichtigen, was zum Gedeihen der polnischen Nationalliteratur verhelfen kann, wobei man aber dabei auch nicht blind oder einseitig vorgehen soll.¹⁹ Brodziński beeinflusste mit

¹² Ebd.

¹³ Vgl., ebd., S. 46.

¹⁴ Vgl. Jan Tuczyński: *Herder i herderyzm w Polsce*, Gdańsk 1999, S. 68.

¹⁵ Vgl. Ulrich Karthaus: *Sturm und Drang. Epoche – Werke – Wirkung*. Unter Mitarbeit von Tanja Manß, München 2000, S. 142.

¹⁶ Vgl., ebd., S. 142–143.

¹⁷ Vgl., ebd., S. 148–149.

¹⁸ Vgl., ebd., S. 151.

¹⁹ Vgl. Kazimierz Brodziński, wie Anm. 11, S. 7.

seiner Herder-Rezeption insbesondere den Warschauer Intellektuellenkreis,²⁰ in Wilna und seinem Universitätskreis wurden die Herderschen Impulse von Leon Borowski und Joachim Lelewel übernommen,²¹ die als Professoren der dortigen Universität Herders Konzept der Natur- und Volkspoese unter ihre Studenten brachten, darunter auch Adam Mickiewicz.²²

Der an der Wilnaer Universität aktive Geheimbund der Philareten und Philomaten, aus dem zum großen Teil die Bewegung der national aktiven polnischen Romantik mit dem bereits erwähnten Adam Mickiewicz als deren geistiger Impulsgeber hervorging,²³ entdeckte für sich nicht nur Herder, sondern auch Goethe, insbesondere dessen Texte aus der Sturm-und-Drang-Periode sowie deutsche und englische Romantiker.²⁴ Diese Entdeckung zog gravierende Folgen nach sich, zumal sie zum Wechsel der bis noch vor kurzem dominanten literarischen Paradigmen beitrug, die auf Klassizität, Empirie und Rationalität gründende Weltwahrnehmung recht dezidiert hinterfragte.²⁵ Die romantische Dichtung subvertierte einerseits die Literatur der Klassik, andererseits erweiterte sie den Horizont der wahrzunehmenden Realität, die nun um neue, d.h. die Rationalität überschreitende Dimensionen ergänzt wurde. Dennoch ging dies auf keinen Fall reibungslos vonstatten, da das subversive Schreiben der jungen romantischen Autoren aus der litauischen Provinz, welche die anerkannten Normen der klassischen Kunst in Frage zu stellen wagten, Empörung seitens der Warschauer Klassiker hervorrief.²⁶

Bereits diese Binarität Litauen mit Wilna als literarische oder gar kulturelle Provinz und Warschau hingegen als hauptstädtisches Macht- und Kulturzentrum lässt den Blick auf die Anfänge der polnischen Romantik wie auch die Lektüre der bereits erwähnten programmatischen Ballade Adam Mickiewicz' *Romantik* in den Kontext der postkolonialen Theorieansätze verorten. Es sei hier angemerkt, dass in der postkolonialen Forschungsperspektive der Gegensatz von hegemonialer Metropole als kulturelles Zentrum und der Provinz als kulturelle Peripherie eine enorm produktive Kategorie der wissenschaftlichen Beschreibung darstellt.²⁷ Darüber hinaus ist in der Kontroverse um Texte der jungen polnischen Romantiker zugleich der hegemoniale – alles

²⁰ Vgl. Eugeniusz Klin: Herder als Inspirator der polnischen Romantik, [in:] Jan Wartak; Rolf Bräuer (Hrsg.): Herders Idee der Humanität, Grundkategorie menschlichen Denkens, Dichtens und Seins. Materialien des internationalen Symposiums zum Thema Johann Gottfried Herder – Leben und Wirkung in Kołobrzeg/Szczecin (Kolberg/Stettin) 1994, Szczecin 1995, S. 156.

²¹ Ebd.

²² Vgl. Jan Tuczyński, wie Anm. 14, S. 111.

²³ Vgl. Sebastian Mrozek: Auf der Suche nach der polnischen Identität. Zur romantischen Kulturmuster in Polen, [in:] Acta Neophilologica, Vol. IX, Olsztyn 2007, S. 168 sowie Zbigniew Sudolski (Hrsg.): Korespondencja Filomatów, Wrocław – Warszawa – Kraków 1999, S. VII-XI.

²⁴ Vgl. Tomas Venclowa: Opisać Wilno. Übersetzt von Alina Kuzborska, Warszawa 2006, S. 105–106.

²⁵ Vgl. Maria Janion: Gorączka romantyczna. Gdańsk 2007, S. 25.

²⁶ Vgl., ebd., S. 26.

²⁷ Vgl. Maria do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld 2005, S. 126.

Fremde bzw. Andere, denn von der anerkannten Norm Abweichende – unterdrückende Machtdiskurs der kulturellen Dominanz zu beobachten, zumal dies den akzeptieren – vorwiegend kulturellen – Status quo destabilisieren, geschweige denn dekonstruieren mag, zumal man in der sich schrittweise entwickelnden Romantik die Gefährdung für Bildung und Sprache sah.²⁸ Die Vehemenz der Ablehnung dieser Bewegung seitens des Warschauer Klassiker-Kreises zeugt unmissverständlich von der realen Kraft dieses neuen Kulturphänomens aus Wilna, dem Herzen der litauischen Provinz.

III. Dekonstruktion der Hegemonie der klassizistischen Schreibstrategie

Die Ballade *Romantik* als programmatische Dichtung Adam Mickiewicz' hat ihren klaren Adressaten, und zwar den alten Weisen, der hier in von Karl Dedecius übersetztem Text als „Klügler“ und „Greis“ genannt wird, welcher in der polnischen Romantik-Forschung mit Jan Śniadecki assoziiert wird, d.h. dem Inbegriff der beinahe reaktionären Rationalität.²⁹ Dieser als Manifest begriffene Balladentext galt von Anfang an als Provokation,³⁰ die Warschauer Kreise der Klassiker herausforderte und sie recht schnell zu klarer Positionierung gegen die romantische, aus der litauischen Provinz ins Zentrum drängende Bewegung mobilisierte. Zu Wort meldete sich unter anderem der bereits erwähnte Śniadecki, der schon in seiner 1819 veröffentlichten Schrift „O pismach klasycznych i romantycznych“ die Romantik als die „Schule des Verrats und der Seuche“ („szkoła zdrady i zarazy“) bezeichnete,³¹ die aus der Peripherie kommend das kulturelle Zentrum als gewisse Subkultur zu gefährden drohte. Dass dieses romantische Phänomen ein Anziehungspotential besaß, mag der recht schnelle Erfolg von *Balladen und Romanzen*, d.h. der ersten lyrischen Sammlung von Adam Mickiewicz zeugen, der nun zum Wortführer der romantischen Bewegung wird.³²

Der zwischen den Romantikern und Klassikern entfachte Konflikt hatte unumstritten einen epistemologischen Charakter, der in der hier folgenden Ballade exemplarisch um die Person des Mädchens oszilliert, das aus dem Volk stammend, denkt und fühlt wie dieses Volk. Allerdings sind sein Denken und Fühlen dem Glauben näher als dem Wissen, sie beruhen schließlich viel mehr auf Ahnen als Nachdenken oder Reflektieren, sie richten sich folglich auch viel mehr nach dem Tief-Seelischen als dem Oberflächlich-Sinnlichen.

²⁸ Vgl. Vgl. Czesław Miłosz: *Historia literatury polskiej do roku 1939*. Übersetzt von Maria Tarnowska, Kraków 1994, S. 244.

²⁹ Vgl. Dorota Sawicka, wie Anm. 1, S. 69.

³⁰ Vgl. Maria Janion, wie Anm. 25, S. 25.

³¹ Vgl. Czesław Miłosz: *Historia literatury polskiej do roku 1939*. Übersetzt von Maria Tarnowska, Kraków 1994, S. 244.

³² Vgl. Tomas Venclova: *Powrót do rodzinnej Europy, czyli Mickiewiczowska Litwa i Mickiewicz na Litwie*. Aus dem Englischen übersetzt von Agata Kozak, [in:] ders.: *Niezniszczalny rytm. Eseje o literaturze*, Sejny 2002, S. 18.

Die ontologische Kategorie des Erlebnisses ist hier nun wesentlicher als die Kategorie der Erkenntnis. Was noch bisher in einer klassisch-rationalen Weltauffassung für einen Aberglauben gehalten wurde, avanciert jetzt bei Mickiewicz – fast paradigmatisch – zu einem neuen Zentrum des Weltverständnisses. Diese Umkehrung der Wahrnehmungsperspektive der Wirklichkeit destruiert die Dominanz der rational einseitigen Betrachtungsweise der Realität und ihrer diesbezüglichen Interpretation. Allerdings bedeutet diese Dekonstruktion aber nicht, dass Mickiewicz nun für eine andere, nun vornehmlich irrationale Einseitigkeit plädiert. Das lyrische Ich, das in der vorletzten Strophe der Ballade die in der Mickiewicz-Forschung meist zitierten Balladen-Worte zum Ausdruck bringt, kommentiert schließlich sehr signifikant das Verhalten des Mädchens, das im gesamten Balladentext seinem verstorbenen Geliebten nachtrauert und ihn schließlich vor sich noch zu sehen glaubt. In seinem Kommentar wird folglich geäußert, dass ihm „Gefühl und Glaube“ dieses (einfachen) Mädchens „mehr sind“, „als des Klüglers Auge und Brille“. Für die Interpretation der ganzen Ballade, auch im Kontext der postkolonialen Theorieansätze ist das simple Wort „mehr“ von Belang. In der polnischen Originalfassung heißt es eigentlich „silniej“, zu Deutsch: „stärker“, was jedoch in beiden Fällen auf den gleichen Sinn hinausläuft, und zwar darauf, dass Mickiewicz in seiner Ballade letzten Endes keine Opposition aufbaut, sondern eine rationale Sichtweise – „Auge und Brille“ – um eine zusätzliche, d.h. die irrationale Perspektive – „Gefühl und Glaube“ – ergänzt. Diese ist allerdings für ihn plausibler. Die rationale Ordnung wird nun durch das affektive Element verstärkt, sodass erst ihr Zusammenspiel über die Welt einiges auszusagen vermag. So verliert die jeweilige Kategorie an ihrer einseitigen autoritären Relevanz,³³ zumal erst eine Vermengung dieser beiden Ordnungen einen optimalen Einblick in die Welt gewährt.

Um an dieser Stelle in Begriffen der postkolonialen Theorie zu sprechen, ließe sich die These aufstellen, dass erst die Hybridisierung der Wahrnehmung alle einseitigen Betrachtungsperspektiven und dann ihren späteren Niederschlag im Text aufhebt. Der hybride Blick setzt zwar binäre Oppositionen außer Kraft, auch wenn er sich noch zwischen denen bewegt, wobei jedoch dieses einfache „mehr“ hinsichtlich dessen Qualität und Quantität als inkommensurabel erscheinen muss. Die Hybridität, wie es Homi K. Bhabha feststellt, spaltet stets den dominanten Diskurs auf und betont zugleich die Ambivalenz der Wirklichkeit, in der die Autorität der gültigen Ordnung deplatziert wird.³⁴ Hier im Falle der *Romantik* wird sehr konsequent das volkstümliche Element in Szene gesetzt, auf den der ganze Fokus der erzählten Ballade gelegt wird und der in der Dichtung der Klassiker marginalisierten Welt scheint eine recht gewichtige Stimme verliehen zu werden.

³³ Vgl. Wiesław Ratajczak: *Literatura polska XIX wieku*, Poznań 2008, S. 41.

³⁴ Vgl. Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur*. Mit einem Vorwort von Elisabeth Bronfen. Deutsche Übersetzung von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl, Tübingen 2007, S. 168.

Ausgehend vom Konzept der Herderschen Volksdichtung, welches das einfache Volk aufwertet und in ihm die Quelle der wahren, denn naturnahen und von allerlei Moden unverfälschten Poesie wahrnimmt,³⁵ lässt sich ohne Zweifel festhalten, dass Mickiewicz in seiner hier nachstehenden Ballade insofern diesem Konzept folgt, als er die Figur des Mädchens in den Mittelpunkt der Balladenhandlung stellt. Darüber hinaus wird ihr Verhalten in die Kategorien von Authentizität und Wahrheit eingeschrieben, zumal diesem das lyrische Ich seinen Glauben schenkt. Dadurch wird das Subalterne – sollte man hier die Begriffe der postkolonialen Theorie gebrauchen – aus seiner scheinbar unsichtbaren und schweigsamen Schattenexistenz geholt, so dass ihm sein unterbrochenes Schweigen eine Transparenz gibt.³⁶ Diese nun neue Transparenz vollzieht sich prinzipiell durch eine Verschiebung aus einer peripheren Lage in eine mehr zentrale und darüber hinaus ist es das Mädchen selbst, das in der Ballade zur Sprache kommt. Demzufolge wird sie nicht – sei es mehr oder weniger autoritär – repräsentiert, sondern durch das sie beobachtende lyrische Ich, das in der Ballade vergeblich einen Dialog zu entspinnen versucht, schließlich nur in ihrem dialogisierenden Monolog angeführt. Ersichtlich wird hier die Verdoppelung der Darstellungsperspektive, zumal Mickiewicz dem Leser einerseits einen verhinderten Dialog zwischen dem lyrischen und zugleich erzählenden Ich der Ballade und dem Mädchen darbietet und andererseits den zweiten, der sich zwischen dem Mädchen und ihrem verstorbenen Geliebten abspielt, dessen Antworten allerdings nur aus den Äußerungen des Mädchens geahnt werden können. Wenn schließlich sie mit ihrem Geliebten spricht (oder zu sprechen glaubt), vermittelt sie zwischen zwei Welten – der der Toten und der der Lebenden. So befindet sie sich in einem recht spezifischen Zwischen-Raum, in dem sie zwar zu einer realen Kommunikation nicht fähig ist, d.h. dieser mit dem sie ansprechenden Ich der Ballade, aber trotzdem scheint sie doch im Stande zu sein, mit dem Jenseits zu kommunizieren. Die in diesem Kontext wahrnehmbare Parallelisierung der diesseitigen und der jenseitigen Welt hybridisiert die im Balladentext dargestellte Wirklichkeit, womit sie auch jede – insbesondere klassizistisch-hegemonial definierte – eindimensionale Betrachtungsweise in Frage stellt.

Die in der *Romantik* inszenierte Dramatik hat an sich auch einen Doppelcharakter, zumal sich das Leiden des Mädchens aus der Unmöglichkeit ergibt, zum einen mit ihrem Geliebten zusammen zu sein, zum anderen von ihrer Umgebung auch verstanden zu werden, denn sie selbst existiert in ihrer eigenen, anderen grundsätzlich unzugänglichen (Schein)Welt. Für die Hegemonie der Wahrnehmung der Realität steht in der Ballade der Greis, der sich sowohl seines Auges als auch seiner Brille bedient, um über die Realität und

³⁵ Vgl. Johann Gottfried Herder: Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten, [in:] Herder. Ein Lesebuch für unsere Zeit. Auswahl von Günther Mieth und Ingeborg Schmidt. Einleitung von Walter Dietze, Berlin – Weimar 1986, S. 94–95.

³⁶ Vgl. Iain Chambers: Zeichen des Schweigens, Zeilen des Zuhörens, [in:] Elisabeth Bronfen, Benjamin Marius, Therese Steffen (Hrsg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Mit einer Einführung von Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius. Deutsche Übersetzung von Anne Emmert und Joseph Raab, Tübingen 1997, S. 203.

deren Rationalität zu urteilen. Der in den Worten des greisen Mannes präsente Machtanspruch baut auf einer klar eindeutigen, wobei auch ausschließenden Binarität auf, zumal das Mädchen das zu sehen glaubt, was er jedoch nicht sieht, denn für seine Begriffe „[...] faselt [sie] wider Verstand“. Im hegemonialen Blick der rationalen Macht, die zusätzlich durch (optisches) Instrument potenziert wird, wird schließlich entschieden, was wahrgenommen und vernommen werden kann, oder gar darf und was letzten Endes auch nicht.

Der greise Klügler legitimiert seine Machtstellung durch das Instrument der Brille, wobei er auch disjunktiv die Norm setzt, und zwar: was nun dem menschlichen Maß entspricht und was dieses Maß wohl nicht erfüllt. Das Mädchen steht außerhalb dieses Maßes, sie wird aus der kommunikativen Gemeinschaft der in der Ballade präsenten Figuren auch ausgeschlossen, denn wenn sie bloß nur „faselt“, dann wird sie womöglich auch nicht verstanden, zumal sie noch „wider Verstand“ dies tut. Allerdings um einschätzen zu können, ob ihre Worte gegen Verstand verstoßen, muss man sie aber gut gehört haben, demzufolge wird aber auch ihr vermeintliches Faseln an sich fraglich. Aus dieser Perspektive betrachtet ist dennoch die Logik der Äußerung dieses alten Mannes zu hinterfragen. Auf diese Weise mag letztlich eine Demontage des ordnenden Blickes des Greisen erfolgen, der nun an seiner Plausibilität einbüßt. Die auf- und abwertende Optik des Alten wird im Endeffekt durch das lyrische Ich der Ballade abgelehnt, das sich zwar auch zwischen binären Kategorien bewegt, wenn er das Volk für gesund und den Greisen hingegen für krank hält. Dies lässt sich jedoch auch als eine scheinbare Dualität lesen, denn das lyrische Ich der Ballade gebraucht diese Binaritäten, indem es sich an den greisen Klügler wendet, wobei er sich selber an die Seite des leidenden und missverstandenen Mädchens positioniert.

Ihr Glaube an die Wiederkehr des Geliebten kann Wunder geschehen lassen, die der Greis von Anfang an in seinem rationalen Weltverständnis ohne jeglichen Zweifel ausschließt. Die Rationalität als zentrale Kategorie im Diskurs der europäischen Aufklärung, in deren Tradition der Greis hier steht, ist zweifelsohne der Ausdruck solch einer mentalen Optik, die ausschließlich eine kausal und demzufolge dual strukturierte Welt zulässt und auch nur solche etablieren kann. Die Dialektik der Rationalität und Kausalität, die grundsätzlich eindeutige Binaritäten (re-)produziert, kennzeichnen hegemoniale Machtmechanismen, die in ihrer Struktur all das erfassen, was sich in ihren rational-kausalen Machtapparat einfügt, zumal dieser in sich gut funktionierend keine Lücken bzw. Leerstellen in seinem real-rationalen System erlaubt. Was sich in jene Struktur nicht einbaut oder zu diesem Einbau unfähig ist bzw. als solches gilt, wird da konsequenterweise ausgeschlossen. So verhält es sich mit dem Mädchen, das metonymisch für das Volk, das marginalisierte bzw. peripherisierte Subalterne – um in Begriffen der postkolonialen Theorie zu sprechen – steht, dem gegenüber die Figur des (gebildeten) Klüglers gestellt wird, der hier als Sinnbild des hegemonialen Machtzentrums gelten mag. Allerdings wird diese binäre Opposition durch das im Balladentext sprechende Ich durchbrochen, das diese konträren Standpunkte mit seinem

schon erwähnten „mehr“ überschreitet und im Endeffekt hybridisiert. Die Lektüre der nun folgenden Ballade, auf die im obigen Text mehrmals der referenzielle Bezug genommen wurde, kann es nun recht gut belegen:

Romantik³⁷

Höre doch, Mädchen!
– Sie will nicht hören –
Sieh, dieser helle Tag, dieses Städtchen!
Kein Lebewesen will dich hier stören.
Wonach nur meinst du greifen zu müssen?
Wen rufst du herbei, wen willst du grüßen?
– Sie will nicht hören –

Mal starrt sie wie toter Stein
Reglos in sich hinein,
Mal läßt sie die Augen schweifen,
Mal fließt ihre Träne zu Bächen;
Sie scheint was zu halten, zu greifen;
Mal weinend, mal lachend zu sprechen:

»Bist du's, Geliebter, zur Nacht?
Kommst Du aus dem Grabesloch?
Sei vorsichtig, leise, gib acht,
Sonst hört es die Stiefmutter noch!

Ach was! Bist kein Lebewesen!
Dein Tod ist schon längst gewesen!
Kommst du als Geist, mich zu bängen?
Geliebter, tu mir kein Leid.
Es ist's! Dein Blick, deine Wangen!
Dein weißes Kleid!

Du selbst bist bleich wie Leinen,
Wie kalt deine Hände bloß!
Leg sie in meinen Schoß,
Drück deinen Mund auf meinen!

Wie kalt muß es sein im Grab!
Nun bist du zwei Jahre tot!
Ach! Nimm mich zu dir hinab,
Die Welt ist hier lauter Not.

Komm tags ... Nur als Phantasie?
Nein, nein ... Ich halte dich fest.
Damit du nicht von mir läßt.
Es ist noch sehr früh, sehr früh!
Mein Gott! Da kräht auch der Hahn,
Das Morgenrot dämmert schon.
Wo bist du, Liebster, entflohen?
Was habe ich dir getan?«

So ruft ihm das Frauenzimmer
Laut nach und stürzt mit Geschrei;
Ihr Sturz, ihre Jammerstimme
Lockt viele Menschen herbei.

Sie beten: »In Gottes Namen!
Hier irrt eine Seel betrübt.
Er hat sie lebend geliebt.
Laßt die Geliebten zusammen!«

Ich sehe, ich glaub es auch
Und bete nach altem Brauch.

»So höre!« ruft aus der Menge
Ein Greis, »Vertrau meinem Glas
Und Aug, ich sehe nur Gedränge,
Sonst nichts nach menschlichem Maß.

Die Geister sind Schnapsideen
Der Saufbrüder hierzuland.
Das Mädchen glaubt, was zu sehen,
Sie faselt wider Verstand.«

»Sie glaubt an die Wiederkehr;
Ihr Glaube ist keine Grille;
Gefühl und Glaube sind mehr
Als des Klüglers Auge und Brille.

³⁷ Adam Mickiewicz: Romantik. Übersetzt von Karl Dedecius, [in:] ders.: Dichtung und Prosa. Ein Lesebuch von Karl Dedecius, Frankfurt/Main 1994, S. 57–59.

Ich leide auf dieser Erde;
 Sie spotten mir ins Gesicht;
 Ihr Glück ist meine Beschwerde,
 Und was ich seh, sehn sie nicht.

Du krankst, das Volk ist gesunder,
 Dein All ist Staub, statt Schmerzen;
 Du kennst nicht das wahre Wunder!
 Hab Herz und schau in die Herzen!«

[Januar 1821]

IV. Schlussbetrachtung und postkolonialer Ausblick

Die Form der Ballade, die bekanntermaßen eine Kontamination von Lyrik, Drama und Prosa darstellt, ist eine Hybride per se. Ihrem Ursprung nach gilt sie auch als volkstümliche Form der Literatur,³⁸ mit der sich auch Mickiewicz nicht nur in den *Balladen und Romanzen* befasste, sondern auch in seinen Übersetzungsarbeiten unter anderem von Schillers Texten,³⁹ sodass er dessen Ballade *Der Handschuh* in der eigenen Paraphrase auf Polnisch in seiner Erstausgabe der *Balladen und Romanzen* veröffentlichte.⁴⁰ Das besondere Zusammenspiel der lyrischen, dramatischen und prosaischen Elemente in der Ballade ermöglicht unter anderem eine facettenreiche Perspektivierung des im Text Dargestellten, die im Falle der hier kurz besprochenen Ballade *Romantik* eine Art emotionsgeladenen Spektakels zu inszenieren ermöglicht, in dem die Figur des einfachen Mädchens vom Volke zu einem Kristallisationspunkt wird, an dem sich zwei Wirklichkeitsauslegungen scheiden. Die im Balladentext noch präsente Symmetrie – an sich noch klassizistisches Element⁴¹ –, die beispielsweise thematisch in der Opposition zwischen Leben und Tod oder Emotionalität und Rationalität zum Ausdruck kommt, wird im Endeffekt überwunden, indem das lyrische Ich, das sich beobachtend an diesem merkwürdigen Spektakel beteiligt, epistemologisch betrachtet eine Zwischenstellung einnimmt. Um sich des postkolonialen Begriffs von Homi K. Bhabha zu bedienen, könnte man somit die These aufstellen, dass er sich in einem spezifischen – hier in erster Linie – ontologischen Zwischenraum befindet,⁴² indem er die binären Differenzen, die sich aus der logisch-rationalen und affektiv-emotionalen Wahrnehmung ergeben, heterogenisiert und folglich ihre (scheinbar) eindeutige Grenzziehung sprengt. Ebenfalls steht das Mädchen zwischen zwei Welten, zwischen denen sie zwar zu vermitteln scheint, auch wenn sie in keiner von diesen beiden tatsächlich präsent ist.

³⁸ Vgl. Słownik rodzajów i gatunków literackich. Hrsg. von Grzegorz Gazda und Słowinia Tyniecka-Makowska, Kraków 2006, S. 66-67 sowie Gero von Wilpert: *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart 1989, S. 73-74.

³⁹ Vgl. Magdalena Bąk: *Mickiewicz jak erudyta (w okresie wileńsko-kowieńskim i rosyjskim)*, Katowice 2004, S. 18.

⁴⁰ Vgl. Katarzyna Lukas: *Obraz świata i konwencja literacka w przekładzie. O niemieckich tłumaczeniach dzieł Adama Mickiewicza*, Wrocław 2008, S. 102-103.

⁴¹ Vgl. Jacek Łukasiewicz: *Wiersze Adama Mickiewicza*, Wrocław 2003, S. 9.

⁴² Vgl. Homi K. Bhabha, wie Anm. 34, S. 2-3.

Ihr Zustand ist eher ein Schwebезustand der Sehnsucht nach dem verstorbenen Geliebten, der sie heimsucht, oder zumindest ihr Glaube imaginiert ihn für sie.

Aus der Perspektive der postkolonialen Theorie betrachtet, die nach Edward W. Said Kultur und damit auch Literatur als besonderes Schlachtfeld definiert, auf dem diverse politische und ideologische Interessen ausgetragen werden,⁴³ ist die oben stehende Ballade als Text einer gewissen Konfrontation zu sehen, die sich aus einer Spannung zwischen der Objektivität und der Subjektivität der schon erwähnten Weltwahrnehmung ergibt. Potenziert wird sie zusätzlich durch den kategorisierenden Machtanspruch, der die Normen des rational oder/versus irrational Wahrnehmbaren festlegt. Ein anderer Aspekt, der im Kontext der patriarchal-hegemonialen Diskurse – allerdings in Hinblick auf den feministischen Theorieansatz – herausgearbeitet werden könnte, ist die Frage der diskursiven Positionierung des weiblichen Subjekts dieser Ballade, d.h. des Mädchens, zwischen zwei männliche Figuren, einerseits des alten Klüglers und andererseits des lyrischen Ich der Ballade, das sich insbesondere in der polnischen Originalsprachfassung⁴⁴ sehr suggestiv maskulin liest. Um im Forschungsfeld der postkolonialen Theorie zu bleiben, die ihrerseits auch an den feministischen Theorieansatz anknüpft, mag man hier abschließend feststellen, dass auch wenn die *Balladen und Romanzen* von Adam Mickiewicz keine (post)kolonialen Texte par excellence sind und direkt keine kolonialen Machtverhältnisse zwischen der so genannten Ersten und der Dritten Welt berühren, können sie aber postkolonial gelesen werden. Die Anwendung der Beschreibungskategorien des postkolonialen Theorieansatzes lässt in diesen Texten – wie exemplarisch an der Ballade *Romantik* dargelegt – solche inhaltlichen Elemente erkennen, die in der bisherigen Forschung zur polnischen (Früh-)Romantik übersehen oder nur marginal beachtet wurden.

Unter dem Aspekt des Kulturtransfers gesehen, der aus dem deutschen in den polnischen Kulturkreis erfolgte, trug die Übernahme des Herderschen Konzepts der Naturpoesie dazu bei, dass man in der polnischen Romantik das Volk – an sich recht essentialistisch verstanden – als bisher subalternes und von daher literarisch eher wenig präsent Element literaturfähig machte. Im Endeffekt führte dies zur permanenten Präsenz der volkstümlichen Motive und Tropen nicht nur in den späteren Texten Mickiewicz', sondern auch in denen der anderen polnischen Romantiker.

⁴³ Vgl. Edward W. Said: *Culture and Imperialism*, New York 1994, S. XIII.

⁴⁴ Vgl. Adam Mickiewicz: *Wiersze*. Hrsg. von Czesław Zgorzelski, Warszawa 1983, S. 27-29.

Mickiewicz's *Ballads and romances* in the context of Herder's concept of the natural poetry. The postcolonial deconstruction of hegemonic writing strategies

Abstract

The following article considers the question of forming the new phenomenon in the Polish culture in the first half of 19th century – i.e. romanticism. The author discusses the important theoretical basis for its first stage, the influence of German culture on romantic forming process and first of all the concept of Herder's natural poetry and its transposition on Polish romanticism as well as the cycle of Mickiewicz's *Ballads and romances* based on this theory. The author explicates Mickiewicz's breakthrough of the classical previously dominant Polish literature paradigm by referring to the example of Mickiewicz's programmatic ballad *Romanticism*. The author does not present it in the way of the binary opposition: classical vs. romantic but in the way of the postcolonial theory of hybridity process, what is a specific classical-romantic breakthrough, which merges these both literary trends. The hybridity deconstructs finally any hegemony, also this in the literature.

***Ballady i romanse* Mickiewicza w kontekście koncepcji poezji natury Johanna G. Herdera. O postkolonialnej dekonstrukcji hegemonialnych strategii pisania**

Streszczenie

Niniejszy artykuł porusza kwestię formowania się w polskiej kulturze nowego fenomenu literackiego w pierwszej połowie XIX wieku – tj. romantyzmu. Autor omawia istotne dla jego początkowej fazy poszukiwania teoretyczno-literackie, silnie czerpiące z niemieckiego obszaru kulturowego, a przede wszystkim z koncepcji poezji ludowej Johanna Gottfrieda Herdera i jej transpozycji na polski grunt romantyczny oraz osadzonego w niej cyklu mickiewiczowskich *Ballad i romansów*. Na przykładzie programowej ballady Mickiewicza *Romantyczność* autor wykazuje mickiewiczowskie przełamanie dotychczas dominującego w polskiej literaturze paradygmatu klasycystycznego, aczkolwiek nie na drodze binarnej opozycji: klasyczny – romantyczny, a odczytanej w paradygmacie teorii postkolonialnej hybrydyzacji, rozumianej tu jako specyficzne przełamanie klasycystyczno-romantyczne, wiążące oba te nurty. Hybrydyzacja dekonstruuje ostatecznie wszelki hegemonializm, także literacki.

Monika Wolting

Dekonstrukcja mitu przyrody w utworach Elfriede Jelinek

Dekonstrukcja mitów w dziele literackim Elfriede Jelinek generowana jest refleksją nad utworem Rolanda Barthesa, wciąż aktualnym, choć wydanym w 1957 roku, a recypowanym w kulturze niemieckojęzycznej od lat 60.¹ Rozmyślania Barthesa w *Mitologiach* skierowane były ku rozszyfrowaniu znaczeń ukrytych w fenomenach współczesnej kultury. Definiując mit, jako słowo skradzione², jako historycznie określoną intencję, podającą się fałszywie za naturę, Barthes szukał praktycznego „dlaczego”, którego odsłonięcie demaskowałoby mitotwórcę. Mit zamienia historię w naturę³: czyli w zdrowy ludzki rozsądek i stwierdzenie, że zawsze tak było.

W micie współlistnieją dwa systemy semiologiczne, z których jeden przesunięty został o szczebel w stosunku do drugiego. W wyniku czego powstaje metajęzyk, czyli język wtórny, język w jakim mówi się o pierwszym systemie. U Jelinek język jawi się jako kompilacja, zlepek utartych i dlatego pozornie niewinnych, naturalnych metafor, klisz językowych, stereotypów i cytatów.⁴ Język ten, jak pisze Dąbek, poddaje Jelinek zabiegowi zamierzonego demontażu, odsłaniając to o czym mówił Barthes w *Mitologiach*, ów ideologiczny, wpisany w kapitalistyczny, u Jelinek również patriarchalny i faszystowski, dyskurs władzy, system codziennej mowy. Powszechnie używany język jest sztucznym konstruktem, uwarunkowanym kulturowo, ideologicznie, który swoje „prawdziwe” historyczne oblicze ukrywa pod „maską naturalności”. Mit zamienia historię w naturę, pisał Barthes, czyli w zdrowy, ludzki rozsądek i stwierdzenie, że „zawsze tak było”. Media, sztuka nie potrafią oddzielić natury od historii, rzeczywistości przypisywana jest naturalność.

Jelinek przejmuje Barthowskie pojęcie mitu, na początku dekonstruuje mity trywialne świata masmediów, np. w powieści *Michael. Ein Jugendbuch für*

¹ Barthes, Roland: *Mitologie*. Warszawa 2008.

² Barthes, 2008, s. 257.

³ Barthes, 2008, s. 262.

⁴ Por.: Dąbek, Agata: *Teksty do wygłoszenia – teksty do grania? Polskie zmagania z dramaturgią Elfriede Jelinek*. W: *kultura enter. miesięcznik wymiany idei*. marzec 2009.

*die Infantilgesellschaft*⁵. Później rozszerza dekonstrukcję mitów o pytania socjalne i kulturowe: mit przyrody, seksualności, kobiety, Austrii, sportu i czasu wolnego. Nawet jeżeli tematy te są uniwersalnej proweniencji, to krytyka i obnażanie mitu silnie związane jest ze stosunkami panującymi w Austrii. Jelinek odkrywa w swych utworach „upiory faszystowskiego myślenia”⁶, jak pisała m. in. Sugiera, które błakają się nie tylko w dyskusjach o braku winy lub o swoich i obcych ale również w pozornie dalekich od polityki opiniach na temat zdrowia, higieny społecznej, ochrony środowiska, sportu i turystyki. „Bo myślenie to handel używanymi samochodami” i „nie możemy być bardziej prawdziwi niż ślady naszej obecności na ekranie telewizora”⁷.

W eseju „Nie kończąca się niewinność”⁸ podaje Jelinek swoje spojrzenie na tematykę mitu. Mity tworzą, zdaniem autorki, centralne siły władzy społecznej, są zinstytucjonalizowanymi jednostkami kontrolnymi, w których spotykają się interesy władzy. Swoją rolę widzi Jelinek w niszczeniu mitów, to znaczy niszczeniu obrazów i nazw, które zabrały rzeczom ich historię. Demitologizacja mitu przyrody stała się głównym wątkiem, wydanej w 1985 roku powieści *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr*⁹. Nie chodzi tu jednak o rozpacz generowaną utratą przyrody lecz o wskazanie na pozory naturalności, które przysłaniają doświadczenia protagonistów i zniekształcają spojrzenie na związki i zachowania społeczne.

Jelinek konstruuje swoje postacie powieściowe w taki sposób, aby wydożyć zachowania wobec przyrody, charakterystyczne dla różnych klas społecznych. Ich socjologiczna przynależność generuje odmienność definicji pojęcia przyrody.

Pracownik lasu, Erich, drwał, widzi w przyrodzie podstawę swej egzystencji, jest ona dla niego miejscem pracy, o czym wspomina Jelinek już w *Amatorkach*¹⁰, mówiąc: przecież nie jesteśmy tu w filmie ojczyźnianym. Asocjacje z filmami o górach i małej ojczyźnie oraz wskazanie na nieprzerwaną kontynuację produkcji tego gatunku są dla Jelinek przykładem na trwanie faszystoidalnej myśli i inscenizację zwycięstwa nie-natury i naturą, co jest dla Jelinek oznaką instytucjonalnego mylenia historii z naturą. Ale i Erich od dawna nie ma związku z drzewem w stosunku pracy. Dla niego mit przyrody przekazywany jest przez media, zajął on miejsce pierwotnego stosunku rzeczy. O postaci drwala pisał Barthes w sposób następujący: „Załóżmy, że jestem drwalem i wskazałem drzewo, które zetnę. Bez względu na formę mojego zdania, mówię drzewem, a nie mówię o nim. Oznacza to, że mój język jest operacyjny, powiązany z przedmiotem jakąś przedmiotowością: pomiędzy mną

⁵ Jelinek, Elfriede: Michael. Ein Jugendbuch für die Infantilgesellschaft. Hamburg 1972.

⁶ Por. Sugiera, Małgorzata: Elfriede Jelinek. Demontaż powszednich mitów. Dialog 1997/3, s. 176 n.

⁷ Por. Sugiera, 1997, s. 178.

⁸ Jelinek, Elfriede: Die endlose Unschuld. W: Die endlose Unschuld. Prosa – Hörspiel – Essays. München 1970.

⁹ Jelinek, Elfriede: Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr. Hamburg 1985.

¹⁰ Jelinek, Elfriede: Die Liebhaberinnen. Hamburg 1975.

i drzewem nie ma nic innego poza moją pracą, czyli działaniem – to jest właśnie język, który przedstawia naturę tylko o tyle, o ile zamierzam ją przekształcić, jest to język, poprzez który *działam* przedmiotem: drzewo nie jest dla mnie obrazem, jest po prostu sensem mojego działania.” A kiedy mówimy o drzewie, to drzewo nie jest już sensem rzeczywistości jako ludzkiego działania, jest *obrazem-do-dyspozycji*.¹¹ Erich jest w stanie już tylko mówić o przyrodzie, jego język i sposób widzenia przyrody wykształcone są przez media, nie znajdują odniesienia w przyrodzie. Patrząc na otaczającą go przyrodę stwierdza „nigdzie nie ma prawdy z ekranu”. Świat filmu i telewizji podobnie jak świat literatury mieszczańskiej proveniencji należą do najważniejszych producentów mitu. Jawiący się obraz przyrody w lesie porównuje Erich z własnym wyobrażeniem, tzn. z tym które kreowane i przekazywane jest przez media. U Thomasa Bernharda pojawia się również figura drwala. Piękno przyrody, której częścią chciałby być główny bohater, wpisane jest w parafrazę: „las, las górski, wycinka”.¹²

Poetce, artystce w cudzysłowie¹³, kolejnej bohaterce omawianej powieści, przyroda dostarcza pretekstu do tworzenia poezji. Twórczość ta powinna jej w końcu przynieść sławę i kapitał. I ona chciałaby profitować z natury, „jak ów głupi wędrowiec, bo nie ona jest dla przyrody ale przyroda dla niej.”

Dla menadżerki „jakiegoś wielkiego” koncernu przyroda stanowi miejsce odpoczynku, beztroski, gdzie może czynić to, co czynią inni, którzy stali się łowcami a nie zwierzyną łowną. Krajobraz stał się kulisami, teatrem, góry przedmiotem luksusu. Teatr i sport – pojęcia wprawdzie różne, ale oba służą jako strategiczny instrument w poszukiwaniu tożsamości. Dla jednych przyroda stanowi sprzęt sportowy dla innych teatr. To dwie wobec siebie wymienne metafory, należące do różnych pól słownikowych. Ale tak w teatrze, jak i w sporcie istotne jest indywidualne osiągnięcie. Przyroda ulega mistyfikacji i staje się współtowarzyszką kapitalistycznego towarzystwa łowczego.

Erich, poetka i menadżerka wydają się być zanurzeni w fałszywej przyrodzie¹⁴. Centralnym tematem Jelinek nie jest rozpacz generowana utratą przyrody, lecz pozory naturalności, które przysyłają doświadczenie postaci i zniekształcają rozumienie społecznych związków i zachowań. W *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr*, podobnie jak w *Amatorkach* pokazuje Jelinek w oparciu o wiersz B. Brechta *Über die Gewalt*, że pod pojęciem „sił przyrody” ukrywane są stosunki społeczne.

W twórczości Jelinek dostrzec można próby demitologizacji następujących mitów przyrody: mitu mieszczańskiego, mitu gospodarki turystycznej, mitu poezji przyrody oraz mitu ekologicznego.

W micie mieszczańskim przyrody, przyroda zdaje się być zdeterminowana przez stosunki władzy i siły, podobnie jak świat socjalny. Przyroda zostaje oderwana od swych kulturowych i społecznych zależności. Rozdzielenie jej

¹¹ Barthes, 2008, s. 281.

¹² Bernhard, Thomas: *Holzfällen*. Frankfurt am Main 1984.

¹³ Jelinek, 1985, s. 132.

¹⁴ Barthes, 2008, s. 148.

od człowieka warunkuje proces zawładnięcia obiektem. W micie przyrody realizuje się myśl o stosunkach posiadania i sprawowania władzy, dialektyka pana i sługi, sprawcy i ofiary.

Świat filmu i telewizji należą do najważniejszych producentów mitu przyrody. W mieszczańskim metajęzyku następuje rozdzielenie rzeczy od obrazów i od ich nazw. To, że las widziany jest jako krajobraz, pejzaż jest wynalazkiem mieszczańskiej społeczności. Gernot Böhme pisał: Mieszczańskie odkrycie przyrody ze strony malarstwa, rozwój turystyki wędrownej i wykorzystanie Alp dla celów sportów zimowych jest odkryciem przyrody jako innej strony rozsądku.¹⁵ Przyroda staje się dla cierpiącego subiekty miejscem niehistorycznym, niespołecznym, utopijnym obrazem przeciwstawnym. Jelinek wyraża sprzeciw wobec tego mitu, jej zdania o spokojnej naturze niszczą topos przyrody loquitur (natura liquitur), proveniencji Josepha von Eichendorffa.

Mieszczański obraz przyrody jest w dużej mierze produktem gospodarki turystycznej i przemysłu turystycznego. „Okolica, w której pracuje Erich, nazywana jest cudowną w języku terroryzmu turystyki”, pisze Jelinek. Krajobraz, las, góry okupowane są przez turystów, uprawiających różne sporty narodowe, w *Totenauberg* jest to narciarstwo, w *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr* wspinaczka górską i przede wszystkim strzelectwo.

Jelinek, posługując się elementami *hortus conclusus* i *locus amoenus* rysuje świat turystyczny bogaczy austriackich. Motyw zamkniętego ogrodu jest tutaj tylko cytatem, zaczerpniętym z literatury i z kultury, który Jelinek dekonstruuje, aby ukazać zmianę podejścia człowieka do ogrodu, potrzebę przywłaszczenia go sobie. Jelinek przedstawia ogród jako *hortus conclusus*, miejsce zamknięte (nawet na kłódkę), nieomal bajkowe, przypominające zaczarowany ogród i dostępne jedynie dla wybranych. Funkcję klucza do zaczarowanego ogrodu pełnią pieniądze – tylko elita finansowa ma dostęp do ogrodu, którym w tekście jest kawałek ogrodzonego lasu. O ile *hortus conclusus* żył prawami natury i mądrością człowieka, to u Jelinek rządzą w nim jedynie prawa człowieka, uwikłanego w struktury kapitalistyczne. Do ogrodu przywożone są ciężarówkami zwierzęta, poddawane następnie odstrzałom. Osoby wchodzące do ogrodu to elita finansowa Austrii, zgrupowana wokół Niemca, byłego właściciela sieci domów towarowych. W ogrodzie grupa ta może oddawać się ulubionemu sportowi narodowemu – strzelectwu. Zwierzęta zabijane są w sposób nienaturalny, gdyż nie chodzi tutaj o zdobywanie pożywienia, tylko o trofeum i o sport. Ogród służy zatem Jelinek do demontażu mieszczańskiego wyobrażenia ogrodu, czy w ogóle mieszczańskiego mitu przyrody, podobnie jak i mitu turystyki. Przyjeżdżający do ogrodu to turyści, poszukujący w przyrodzie miejsca odpoczynku, oderwania się od rzeczywistości. Mit w rozumieniu Jelinek to element przykrywający rzeczywistość, zabierający artefaktom kultury ich naturalność i historię oraz pokrywający wszystko pozorami naturalności. Mit konserwuje określony porządek, stwarzając dla

¹⁵ Por. Böhme, Hartmut/ Böhme, Gernot: Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt am Main 1983.

ludzi korzystających z tych artefaktów pozory, że tak było zawsze i nie warto się temu sprzeciwiać. W każdym ze współczesnych fenomenów kultury Jelinek widzi siły przemocy, siły walki, typowe dla współczesnego (austriackiego) społeczeństwa kapitalistycznego i przede wszystkim u Jelinek patriarchalnego, które na dodatek nie zmierzyło się z własną faszystowską przeszłością. Jelinek ukazując na tym przykładzie swój stosunek do społeczeństwa austriackiego, znajdującego przyjemność w zabijaniu i demaskuje faszystoidalne tendencje, panujące w społeczeństwie. Mięso zwierząt, traktowane jako produkt uboczny, bezwartościowy, oddawane jest pracownikom lasu w odróżnieniu od poroża jeleni, stanowiącego trofeum strzeleckie. Odstrzały odbywają się dla samej przyjemności strzelania, a nie potrzeb naturalnych człowieka.

W *Totenauberg* (nazwa składa się z trzech członów umarli – przyroda – góra) Jelinek przedstawia temat dzikości i oswojenia przyrody. Na scenie leży stos rozkładających się ciał niewydarzonych turystów, sportowców i alpinistów, które przesypane są wapnem przez miejscowych.

Przyroda zmienia się w towar, jest fotografowana, filmowana, sprzedawana w biurach turystycznych i powielana na 1000 taśm wideo, „zaszlachtowana, przyrządzona i podana z przystawkami.”¹⁶ To obraz zaczerpnięty ze sztuki *Wolken. Heim* (Dom. Chmury) z roku 1988. Rozdział człowieka i przyrody zdaje się być kulturowym założeniem dla problematyki zawładnięcia obiektem. Każdy system semiologiczny jest systemem wartości. Barthes pisał, że konsument mitu bierze znaczenie za fakt. Mit zostaje odczytany jako system faktów, podczas gdy jest tylko systemem semiologicznym.¹⁷ Jelinek dotyka tu dyskursu sprawowania władzy w sensie dialektyki sprawcy i ofiary. Dzikość natury akceptujemy tylko we własnoręcznie wykorzystanych ramach, pisze Sugiera.¹⁸ Natura zdomestyfikowana i działająca na zasadach jej właścicieli stanowi centrum zainteresowania turysty, miłośnika gór, wielbiciela „czystej natury”, dowodzi Jelinek. Dlatego też Jelinek, podobnie jak Barthes, poszukuje konkretnej racji, praktycznego odpowiedzenia na pytanie „dlaczego”, którego odsłonięcie demaskowałoby mitotwórcę.¹⁹ Mit jest dla Barthesa systemem komunikacji, wypowiedzią i zawiera w sobie formułę, że wszystko może być mitem, jeżeli artefakt pozbawiony zostaje historycznego sensu i zamienia się w formę, która jest maszyną produkującą ideologię. Mitem staje się wszystko, co zatraciło swoją żywą pamięć, zostało zdeformowane, oczyszczone i uwiecznione. Dla Barthesa mit jawi się jako metajęzyk, język obiektu nazywa to co opracowuje, po to aby zmienić to w rzeczywistość. U Jelinek decydującym wydaje się myślenie że mit uwiecznia wszystko historyczne w naturze. Zawładnięcie naturą wzmacnia pozycję elit aspirujących do posiadania władzy. Tak i ekolodzy walczący o zachowanie naturalnego środowiska leśnego w powieści *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr*, są jedynie marionetkami w rękach kapitalistycznych obszarników, których celem, nie

¹⁶ Jelinek, Elfriede: *Wolken. Heim*. Uraufführung Bonn, 1988.

¹⁷ Barthes, 2008, s. 150.

¹⁸ Sugiera, 1997, s. 187.

¹⁹ Barthes, 2008, s. 25.

jest ochrona przyrody lecz ochrona własnych dóbr materialnych. Przyroda, las, góry stają się w warunkach kapitalistycznych produktem, który można sprzedać i wykorzystać dla celów materialnych. Barthes dowodzi w *Mitologiach*, że mechanizmy władzy kapitalistycznej bazują na tworzeniu wciąż nowych mitów. Taki mit jest wiadomością i stwierdzeniem, które odbiorca przyjmuje zgodnie z zaszyfrowanym znaczeniem i podporządkowuje się ogólnie istniejącej maksymie. Mit natury, który rozwijał się w ostatnich dwóch stuleciach, ukazuje naturę jako czystą, niewinną i dzięki temu prawdziwą. Natura jest przepełniona symboliką życia, siły, daje uczucie przynależności i ukojenia w idealnej harmonii – jawi się jako „matka natura”, jest odwiecznym prawem. Jeżeli posłużymy się w tym miejscu ponownie rozmyślaniami Barthesa, to dojdziemy do przekonania, że tworzenie mitu powstaje na drodze przemiany historii w fenomen pozornie wiecznie obowiązujący, czyli utworzone zostaje nowe prawo natury. Jelinek opisuje, jak tworzony jest produkt, obraz, nazywany naturą i w jaki sposób może być on wykorzystany przez kapitalistyczne siły władzy, produkcję literacką, artystyczną czy przemysł turystyczny. Jelinek przejmuje metodę demitologizacji Barthesa. Przedstawia czytelnikowi naturę jako obraz statyczny, jako natura morta, niszczy obraz natury, ujawnia go jako mit. W drugim kroku ukazuje sztuczność mitu, mówiąc o nim, robiąc z niego temat, czyli kolejny system semiologiczny. Dzięki takiemu zabiegowi, odziera go z jego władzy, tworząc coś w rodzaju ornamentu. Do tego miejsca Jelinek podąża za Barthesem. Dalszą drogę demitologizacji mitu przyrody przebywa sama. Autorka odwołuje się w *Totenauberg* do nieopracowanej przeszłości narodowo-socjalistycznej w Austrii. Pisze: „a nasze stroje ludowe są prawie nowe”. Wina została zdjęta jak znoszone ubranie, aby wyglądać świeżej i niewinnej. W jednym z przyczynków do *Mitologii* Barthes podejmuje temat mitologizacji Alp. Teoretyk semiologii zwraca tu uwagę na właściwości mitu, jak „czyste powietrze”, konotujące naturalną czystość, „wchodzenie na szczyt” jako możliwość osiągnięcia dzięki własnej sile zaszczytów i wspięcia się na wyżyny społeczne. Barthes podkreśla, że z socjalnego punktu widzenia symbole te tworzą romantyczną i darmową dekorację. Jelinek dekoruje więc tymi elementami społeczeństwo austriackie i takim przedstawia go czytelnikowi. Sugiera pisze o nowatorstwie twórczości Jelinek w sensie dokonania formalnego zabiegu, „który w różnych postaciach powtarza się we wszystkich jej tekstach: przeplotła ze sobą i połączyła opisy stereotypów i klisz masowej kultury z teoretyczną próbą rozgryzienia tego fenomenu.”²⁰

Jelinek nie oszczędza w swojej demaskującej funkcji mitologa tradycji poezji przyrody. Wskazuje na niemożliwość przedstawienia przyrody jako pięknego i czystego krajobrazu. Przyroda rozwija się do produktu tworzego przez instytucję sztuki. Przedmiotem satyry staje się opis przyrody w literackiej tradycji. Mit przyrody poddany zostaje dekonstrukcji, idealistyczne wyobrażenie przyrody zostaje zdemontowane. Na końcu powstaje nawet pytanie, czy przyroda opisywana w dziełach literackich ma swe realne odbicie. A może

²⁰ Sugiera, 1997, s. 179.

przyroda jest jedynie produktem poezji?, stwierdza autorka. Goethe i Bóg umarli, pisze Jelinek, pierwszy twórca przyrody w duchy klasyki, drugi stwórczytel pierwotnej natury.

Jelinek formułuje klasyczne, mistyfikujące i romantyczne opisywanie przyrody. Problematyzuje stosunek sztuki do przyrody, jak również zwraca uwagę na aspekt mimesis. Sztuka patrzy na świat, ale świat niechętnie daje się opisać i odwraca głowę. Jeżeli sztuka mówi coś, to natura mówi dokładna tego odwrotność. Drzewo, opowiadane w literaturze nie jest już jedynie drzewem, pisze Barthes, jest drzewem ozdobionym, przystosowanym do pewnej konsumpcji, nasyconym upodobaniami literackimi, buntami, obrazem, słowem – użytkowaniem społecznym, które sumuje się z materią. Mitologia może mieć jedynie historię uzasadnień, gdyż mit jest mową wybraną przez historię: nie może wyłonić się z natury rzeczy. Ta mowa jest przekazem. Mowa mityczna składa się z materii już przepracowanej tak, aby była właściwym środkiem porozumienia. Mit przesuwa system pierwotnych znaczeń.²¹

W celu demitologizacji mitu wykorzystuje prozautorka cytaty z literatury i tekstów filozoficznych. Karykaturze poddaje nie tylko same treści i sformułowania ale również ich autorów: Martina Heideggera, Friedricha Nietzschego, Ernsta Jüngera, Petera Handke, Adalberta Stiftera. Ukazuje na podstawie ich tekstów w jaki sposób rzeczom odbierana jest ich historia, a przypisywane są pozory naturalności, rozumiane przez społeczeństwo jako naturalność. W sztuce *Krankheit oder Moderne Frauen*²² powraca autorka do tematu przyrody, przedstawia ją jako zniszczoną, którą można jedynie poetycko opiewać. Stosunek człowieka do przyrody ujawnia się w metajęzyku. Pisanie o zniszczeniach wydaje się przyjemne dla tych, którzy posiadają ją na własność i czerpią z tego korzyść. Rozkosz determinowana przyrodą jest możliwa dzięki posiadaniu przyrody na własność, czyli w sensie mitu mieszczańskiego.

Czwartym mitem, którego dekonstrukcji podejmuje się Jelinek jest mit ruchu ekologicznego. Wolna przyroda jawi się tylko jako iluzja, a obrońcy lasów jako słudzy bogatych właścicieli obszarów leśnych. W *Totenauberg* motyw ten jest silnie tematyzowany ze względu na poruszaną tam tematykę sportów zimowych w Alpach. Autorka oskarża ekologów, cały ruch ekologiczny mówiąc: myślą, że stoją w świetle prawdy, a tak naprawdę stoją w świetle kamer. Ekolodzy stracili poczucie rzeczywistości, gdyż przyrodę odbierają jedynie w sensie wirtualnej rzeczywistości, jako odbicie rzeczywistości.

Jelinek dekonstruuje literacki, romantyczny, socjalny i gospodarczy stosunek do przyrody. Nie zależy jej na zwalczaniu tradycji ale konstelacji mitologicznych, panujących w społeczeństwie. Poprzez satyryczne odwrócenie tradycyjnej poezji przyrody Jelinek tematyzuje stosunek przyroda – poezja, rzeczywistość – obraz medialny, obraz pierwotny – konstrukcja. Przyroda opisywana jest jako stworzony obraz, jako produkt celowo zamierzonej działalności człowieka. Autorka chce ten obraz zniszczyć aby oddać pojęciom ich

²¹ Por. Barthes, 2008.

²² Jelinek, Elfriede: *Krankheit oder Moderne Frauen*. Köln 1987.

historię. Przedstawia przyrodę, jako obraz statyczny, mówi o nim, pozwala przemawiać drugiemu systemowi semiologicznemu²³ i niszczy go, ujawniając go jako mit. Mit to ornament a nie rzeczywistość. Przedstawiając go w ten sposób jest on pozbawiony władzy, zniszczony. Zadaniem, jakie postawiła sobie Jelinek jest oddanie rzeczom ich historii, poprzez oczyszczenie ich ze sztucznie im nadanych obrazów.

Autorka oddziela jednoznacznie człowieka i przyrodę, podkreślając, że to, co współczesny człowiek widzi w przyrodzie, jest jedynie wytworem mitów, które tak naprawdę nie pozwalają człowiekowi zobaczyć historycznej przeszłości przyrody. Dlatego przyroda służąca w analizowanym utworze *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr* w postaci ogrodu rozrywce i zabawom, uprawianiu sportu, ozdabianiu ścian obrazami nie jest w rozumieniu Jelinek przyrodą. Jelinek nie widzi szansy na porozumienie między człowiekiem a przyrodą, o którym mówił Jürgen Habermas, przywołując sformułowania Theodora Adorno z *Teorii estetycznej*. Jelinek nie podziela myśli Adorno, który podjął się próby ratowania metafizycznych resztek filozofii przyrody, wprowadzając ją w język sztuki. Sztuka nie stanowi dla autorki *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr* obowiązującego medium estetycznego doświadczenia przyrody. Przyroda jawi się powieściowym protagonistom jako ofiara, jako brzydka, zatruta, umierająca i niezamieszkała. Teorie Adorno wykorzystywane są do ironicznego przedstawiania pewnego mieszczańskiego sposobu wyrażania się o przyrodzie.

Jelinek pozostaje wierna przemyśleniom Thomasa Bernharda, który w swoich utworach *Trost* 1963 i *Verstörung* 1967 wyraża sprzeciw wobec pozytywnego rozumienia przyrody. U Jelinek przyroda niszczy człowieka i człowiek niszczy przyrodę i ani człowiek przyrodzie ani przyroda człowiekowi nie musi spieszyć z pomocą.

The deconstruction of the myths in the oeuvre of Elfriede Jelinek

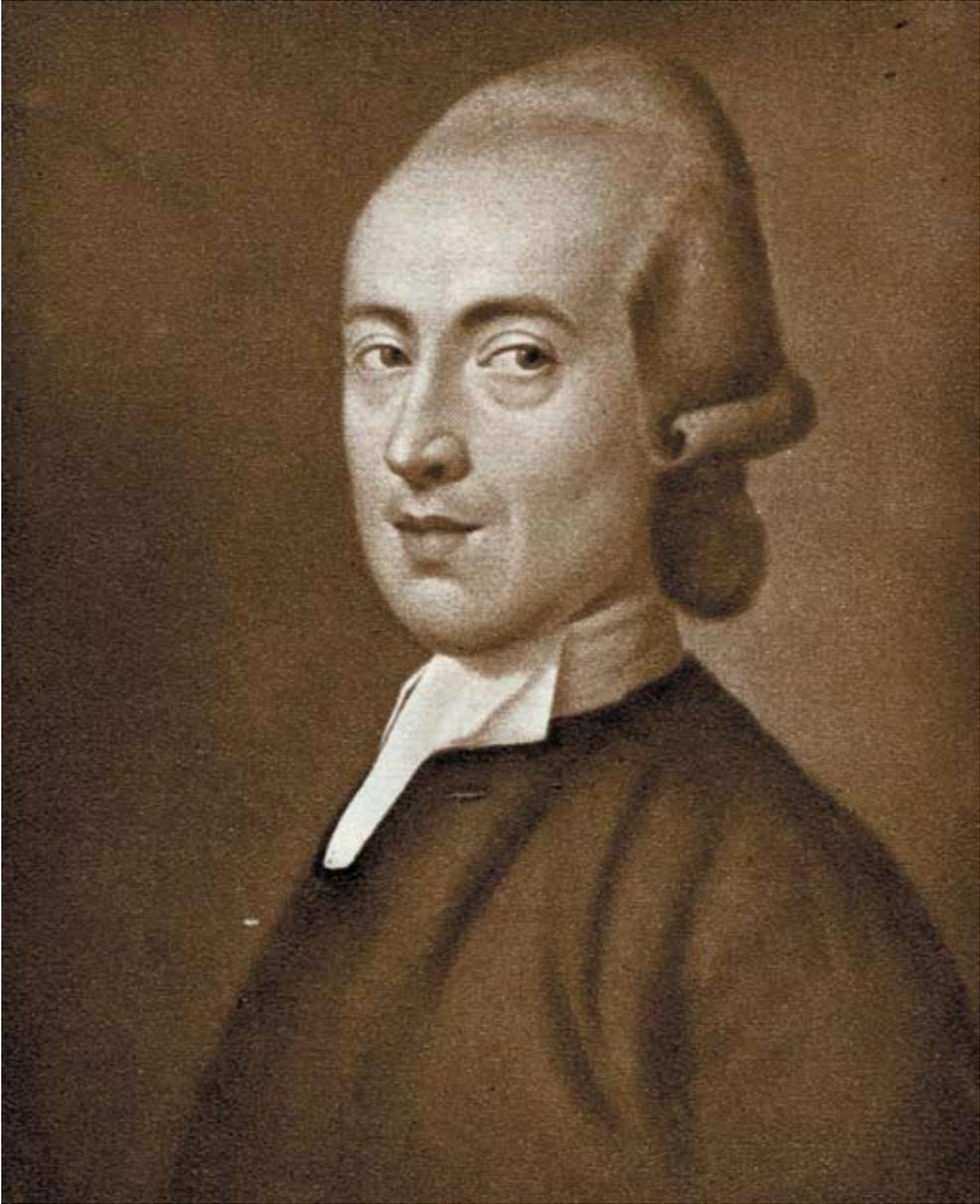
Abstract

The deconstruction of the myths in the oeuvre of Elfriede Jelinek is caused by the coming to terms of the author with the works of Roland Barthes. Jelinek picks up the thoughts of Barthes concerning the origins and the impact of the myths in the societies in the western Europe and tries to adapt it to the Austrian reality. In her novel *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr* she unmasks the capitalistic, middle-class, literary and ecological transfiguration of the nature. The nature is not exposed as something natural, but as non-nature, which existence is only proved by medias, poetry, landscape images and journey guides as well.

²³ Barthes, 2008, s. 245 n.

Die Dekonstruktion des Naturmythos im Werk von Elfriede Jelinek
Zusammenfassung

Die Dekonstruktion der Mythen im Werk von Elfriede Jelinek wird durch die Auseinandersetzung der Autorin mit Schriften von Roland Barthes ausgelöst. Jelinek greift Barthes Gedanken zur Entstehung und zum Wirken der Mythen in den Gesellschaften westlichen Europas auf und passt sie an die österreichische Realität an. In ihrem Roman *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr* entlarvt sie die kapitalistische, bürgerliche, literarische und ökologische Verklärung der Natur. Die Natur wird in ihrem Werk nicht mehr als etwas natürliches gesehen, sondern als Nicht-Natur, deren Existenz nur durch Medien, Poesie und Landschaftsbilder wie auch Reisekataloge bewiesen wird.



Johann Gottfried Herder im Jahre 1775

Eliza Szymańska

Maximilian von Aue jako „na wpół skruszony były faszysta”. Charakterystyka głównego bohatera w debiutanckiej powieści Jonathana Littella *Łaskawe*

Podczas gdy w prasie codziennej i naukowej Francji, Niemiec, Wielkiej Brytanii czy USA nie wybrzmiała jeszcze dyskusja nad debiutancką powieścią piszącego po francusku a mieszkającego na stałe w Hiszpanii Amerykanina Jonathana Littella¹ na łamach polskiej prasy zagościł ponownie spór, związany z autorem² i jego książką *Łaskawe*, historią z okresu drugiej wojny światowej opowiedzianą z perspektywy kata³.

Littel bohaterem swojego *opus magnum* (powieść liczy ponad 1000 stron)⁴ czyni Maximiliana von Aue – byłego nazistę, który w okresie wojennym brał

¹ O recepcji powieści Littella we Francji i Niemczech piszą: Wiktor Dłuski: „*Łaskawe*” we Francji. „Przegląd Polityczny” 2008, nr 90, s. 158–160 oraz Łukasz Musiał: „*Łaskawe*” w Niemczech. „Przegląd Polityczny” 2008, nr 90, s. 161–162.

² Trudno oprzeć się wrażeniu, iż Littell podejmując w kolejnych swych powieściach kontrowersyjne tematy, a więc nastawiając się niejako na zagorzałe spory, które towarzyszą wydaniu jego powieści, bierze przykład z innego „głównego skandalisty” francuskiego – Michela Houellebecqa. Obu pisarzy łączy zapewne brutalizm w opisywaniu otaczającego ich świata i eksponowanie fizjologii ludzkiej w jej najohydniejszych odmianach. U obu pisarzy przekonanie, że „żyjemy na najgorszym świecie z możliwych” (Littell, s. 23) prowadzi do cynizmu w jego opisywaniu. Por. Paweł Smoleński: *Nie lubię słowa „zło”*. Rozmowa z Jonathanem Littellem. „Gazeta Wyborcza”. 27–28.09.2008, s. 20 oraz Eliza Szymańska: *Die Clownfigur als Moralist. Heinrich Bölls „Ansichten eines Clowns“ und Michel Houellebecqs „Die Möglichkeit einer Insel“*, [w:] Andrzej Kątny (red.): „Studia Germanica Gedanensia” nr 16, Gdańsk 2008, s. 217n. Patrycja Pustkowiak, analizując na ile pisanie powieści kontrowersyjnych i wywołanie związanego z tym skandalu można „zaprogramować”, stawia Littella w jednym szeregu z takimi pisarzami jak Henry Miller, Bret Easton Ellis czy Chuck Palahniuk. Por. Patrycja Pustkowiak: *Szczerłość skandalu*. „Dziennik”. 30–31.08.2008, s. 16.

³ Zapytany w jednym z wywiadów, dlaczego w swojej opowieści „udzielił głosu sprawcom”, Littell odpowiedział, iż sprawcy bardziej go interesują niż ofiary, albowiem to oni zmieniają rzeczywistość. Udzielając im głosu, można dowiedzieć się czegoś, co wpłynie na nasze spojrzenie na dzisiejszy świat. Por. Assai Uni: *Pieśń nazistowskiego kata*. „Dziennik”. 30–31.08.2008, s. 22.

⁴ Littel, zanim przystąpił do pisania swojej powieści, wykonał, jak określa to Krzysztof Varga, „benedyktyńską robotę”. Dwa lata pisarz spędził na studiowaniu dokumentów i materiałów archiwalnych na temat wojny i Zagłady, stąd powieść jego zawiera niezwykle skrupulatne dane liczbowe, kartograficzne, antropologiczne i militarne. Por. Krzysztof Varga: *Wyznania esesmana*. „Gazeta Wyborcza”. 30.09.2008, s. 12.

udział w eksterminacji Żydów na terenach Ukrainy i Polski i który, jak sam nas zapewnia na wstępie swoich wspomnień, niczego nie żałuje. Opisane zdarzenia traktować należy – jego zdaniem – jako swoisty dokument, przyczynek do historii drugiej wojny światowej. Wyznanie to odcina bohatera powieści Littella od bohaterów powieści innych pisarzy, u których powrót do bolesnej przeszłości jest próbą uporania się z przeżyta traumą, formą swoistej spowiedzi, której głównym celem ma być swego rodzaju „oczyszczenie”. Tak dzieje się n. p. w przypadku bohatera powieści Güntera Grassa *Kot i mysz* – Pilenza. Znamienne słowa bohatera „[...] piszę, bo muszę się od tego uwolnić”⁵ jasno określają cel podjętych wspomnień. Von Aue stara się raczej ustawić na pozycji historyka, obiektywnie opisującego wydarzenia, w których brał udział, a które wpłynęły na losy całej ludzkości⁶. Otwartą pozostaje kwestia, czy owym zapewnieniom o braku poczucia winy należy dać wiarę. Wzmianki, które von Aue czyni, podając przyczyny powrotu wspomnieniami do wydarzeń sprzed lat, każą powątpiewać w szczerść jego wyznań. Zastanawiającym w tym kontekście jest fakt, jak często von Aue podkreśla, iż myślenie nie jest niczym dobrym. Przy czym pod terminem „myślenie” rozumie przemyślanie pewnych kwestii z przeszłości. A od tego zdaje się całe życie uciekać. I dopiero spisanie wspomnień, choć główny bohater sam temu zaprzecza, stanowi próbę stawienia czoła własnym demonom. Jasno obrazują to jego słowa na temat kota, którego podarowała mu żona: „Gdy próbowałem go pogłaskać [...] uciekał, siadał na parapecie i wlepił we mnie żółte ślepia. [...] w nocy zwinięty w kłębek, zalegał mi na piersi jak dławiąca masa, a ja śniłem, że umieram, że się duszę, przysypany stosem kamieni”⁷. Trudno o trafniejszą metaforę wyrzutów sumienia, które nie dają się oswoić w dzień, a dręczą w nocy. Potwierdzają to także słowa: „Tak, jestem spokojny, ale bardzo często, w ciągu dnia, moja głowa nagle zaczyna głucho huczeć, niczym piec krematoryjny”. (Ł, s. 12) Nie bez znaczenia też pozostaje fakt, iż bohater cierpi na ciągłe zaparcia i niekontrolowane wymioty. Swego rodzaju konkluzję jego rozważań nad przyczyną podjęcia się opisanego przeszłości stanowią słowa: „Koniec końców, to nie dla was piszę, choć do was się zwracam”. (Ł, s. 14) Pozwalają one spojrzeć na proces pisania jako na próbę „przepracowania” przeżytego a wypartego, próbę samooczyszczenia, próbę spowiedzi przed samym sobą z grzechów przeszłości. Von Aue zaprzeczając wyrzutom sumienia, pragnie jedynie odciąć się od oceny, jaką wystawić mu musi czytelnik jego wspomnień. Dlatego przez cały czas sugeruje, iż pozostaje mu całkowicie obojętnym, co myślą o nim inni. Uprzedzając niejako reakcję czytelnika, pisze: „Chyba wiem, co myślicie: to wstrętny człowiek [...] powinien gnić w więzieniu, a nie zamęczać nas tutaj niejasną filozofią na wpół skruszonego byłego faszysty”.

⁵ Günter Grass: *Kot i mysz*. Wydawnictwo Morskie. Gdańsk 1982, s. 66.

⁶ Ciekawym jest w tym kontekście, iż sam Littell w rozmowie z Andre Müllerem przyznaje, że powodem napisania powieści był „wewnętrzny przymus”. Por. *Czy lubi Pan ser?* Andre Müller rozmawia z Jonathanem Littellem. „Przegląd Polityczny” 2008, nr 90, s. 71.

⁷ Jonathan Littell: *Łaskawe*. Przełożyła Magdalena Kamińska-Maurugeon Wydawnictwo Literackie. Kraków 2008., s. 11n. W dalszej części niniejszego artykułu oznaczone jako Ł.

(Ł, s. 24) Określenie „na wół skruszony były faszysta” pokazuje przede wszystkim ambiwalentny stosunek bohatera do swojej przeszłości. Z jednej strony ma on poczucie nieprzyzwoitości popełnionych czynów i współwiny za makabryczne wydarzenia, w których uczestniczył, z drugiej zaś strony próbuje sam przed sobą zbagatelizować znaczenie własnych czynów, a przede wszystkim ich moralnego wymiaru. Von Aue trafnie opisuje mechanizm wypierania poczucia winy w powojennym społeczeństwie niemieckim (ani pielęgniarka rozbierająca chorych umysłowo, którzy mieli pójść do komory gazowej, ani lekarz ich badający, ani pracownik techniczny odkręcający kurek, ani robotnicy sprzątający komorę nie czuli się po wojnie „winni”), gdyż odpowiedzialność i wina były zawsze przesuwane na innych⁸. O dziwo nie zauważa, że sam temu mechanizmowi podlega, gdy próbuje z całą inteligencją, w jaką wyposażył go Littell wmówić czytelnikowi, iż coś takiego jak moralność nie istnieje i każdy na jego miejscu robiłby to samo. Używa przy tym argumentu, iż czyniliby to „może z mniejszą gorliwością, ale może też z mniejszą rozpaczą”. (Ł, s. 27.) Skoro, jak próbuje nam wmówić von Aue, moralność nie istnieje, pojawia się pytanie, co jest źródłem owej rozpacz. I trudno oprzeć się wrażeniu, iż jest to właśnie być może tylko podskórne, wyparte poczucie działania wbrew ogólnie przyjętym normom etycznym. Dlatego autor swoją przeszłość określa mianem „czarn[ego] nurt[u]”, który go „dławi.” (Ł, s. 29) Także na samym końcu swojej opowieści, to, co go w życiu spotyka, bohater przedstawia jako wyroki losu, w ten sposób odrzucając od siebie wszelką odpowiedzialność za popełnione czyny⁹. (Por. Ł, s. 815) Uważa bowiem, iż ze względu na swoje ograniczenia (ma tu na myśli brak uzdolnień muzycznych czy plastycznych – von Aue wykazuje bowiem ciągoty artystyczne) życie nie pozostawiło mu żadnego wyboru i w efekcie musiał robić, to co robił. Pierwszy rozdział powieści jest kluczowym, bo stara się wyjaśnić kim jest von Aue, jakim jest człowiekiem i dlaczego robił to, co robił. Zawarta jest w nim ogólna refleksja bohatera na temat przemocy, okrucieństwa, moralności (z którą nawiasem mówiąc trudno się zgodzić). Począwszy od rozdziału drugiego czytelnik zostaje niejako „wrzucony” w konkretne wydarzenia i refleksja ustępuje miejsca opisowi. Czytelnik dowiadyuje się, co Maximiliana von Aue, bohatera najnowszej powieści Littella, czyni owym „wstrętnym człowiekiem”, o którym sam

⁸ Ten sam mechanizm ukazuje chociażby Peter Weiss w swoim oratorium *Dochodzenie*, gdzie żaden z pracowników obozu koncentracyjnego Auschwitz nie chce przyjąć odpowiedzialności za popełnione czyny. Z naukowego punktu widzenia fenomen ten opisuje w sposób niezwykle przekonujący Raul Hilberg w przetłumaczonej niedawno na język polski książce *Sprawcy, Ofiary, Świadkowie*. Por. Raul Hilberg: *Sprawcy, Ofiary, Świadkowie. Zagłada Żydów 1933–1945*. Warszawa 2007. Jedną z ostatnich publikacji, jakie ukazały się w Polsce, w których analizowane zostaje zachowanie elit niemieckich po dojściu Hitlera do władzy, są wspomnienia wybitnego historyka Fritza Sterna. Por. Fritz Stern: *Niemcy w pięciu wcieleniach*. Rosner i Wspólnicy. Warszawa 2009.

⁹ Że bohater Littella i jego historia ma wiele wspólnego z bohaterami tragedii greckiej, nad którymi ciąży fatum, którego wyrokom muszą się poddać, zauważa chociażby Łukasz Musiał, przyrównując von Aue do Orestesa. Por. Łukasz Musiał: *Unde malum? Wokół „Łaskawych” Jonathana Littella*. „Przegląd Polityczny” 2008, nr 90, s. 45.

wspomina? Lista jego czynów, które pozwalają zaliczyć go do tej kategorii, jest długa. Przede wszystkim von Aue przydzielony zostaje do sekcji eksterminacji Żydów, w którym to zadaniu bezpośrednio uczestniczy. Fakt, że podejmuje się tego „zadania”, tłumaczy w dość przewrotny sposób jako niemal akt heroizmu. Po otrzymaniu „Führerbefehl” (nakazu mordowania wszystkich Żydów, nie wyłączając kobiet i dzieci), von Aue nie wraca z Ukrainy do Berlina, jak czynią to jego koledzy, którzy nie są w stanie tego rozkazu zaakceptować. Von Aue tłumaczy swoje uczestnictwo w tym koszmarze faktem, iż nie chce, aby na miejscu pozostali sami psychopaci i zwyrodnialcy. A rzeczywiście takie wrażenie możemy odnieść, gdy na początku drugiego rozdziału powieści opisani zostają poszczególni dowódcy SS, z których jeden odwieziony zostaje nawet do szpitala psychiatrycznego. Zasugerowane zostaje, że duża część dowództwa to osoby z poważnymi problemami psychicznymi. Von Aue ponownie nie zauważa, że wystawiona dowództwu SS diagnoza w dużej mierze dotyczy także jego samego. Po pierwsze sam należy do owej kategorii urzędników średniego i wyższego szczebla, którzy zostawszy Obersturmbannführerami (podpułkownikami), nie bardzo wiedzą, co należy do ich funkcji. A po drugie przez cały czas pełnienia służby von Aue charakteryzuje postawa konformistyczna¹⁰. Trudno oprzeć się wrażeniu, że po prostu płynie on z prądem, który go niesie, w niezależnym od niego kierunku (gdy w późniejszym czasie próbuje sam nadać kierunek temu nurtowi i stara się o przeniesie do innej sekcji i wysłanie do Francji, wysiłki jego kończą się fiaskiem). Zresztą już sama pobudka, dla której von Aue wstępuje do Sicherheitsdienst, jest wyrazem jego konformistycznej postawy. Czyni to, aby uniknąć kary za kontakty homoseksualne, na których zostaje przyłapany w jednym z berlińskich parków. („I tak, z odbytem pełnym spermy, zdecydowałem się wstąpić w szeregi Sicherheitsdienst.” Ł, s. 84) Ów konformizm bohatera widoczny jest również w jego umiejętności niezwykle szybkiego przyzwyczajania się i przechodzenia do porządku dziennego nad otaczającymi go okrucieństwami. Masowe mordy, których von Aue jest po raz pierwszy świadkiem we Lwowie, robią na nim ogromne wrażenie, ale opuszczając miasto stać go jedynie na komentarz: „W drodze powrotnej delektowałem się spokojem galicyjskich wsi.” (Ł, s. 87) Von Aue stosuje tu metodę, o której wspomina na początku swoich wspomnień – nie myślenia, nie zastanawiania się nad tym, czego był świadkiem. Jego postawa przeczy wyjaśnieniom, które sam składa, tłumacząc swoje uczestnictwo w okrutnych wydarzeniach. Jak sam twierdzi, nie morduje dla przyjemności bądź kariery. Morduje, bo chce zrozumieć. Jednakże, czy aby „zrozumieć”, nie jest konieczny długotrwały proces myślenia i konfrontacji z przeżytym, od którego von Aue cały czas ucieka? Bardziej adekwatną dla wyjaśnienia jego pobudek wydaje się scena, gdy von Aue po raz pierwszy widzi na ulicach miasta stosy trupów pomordowanych przez nazistów Żydów.

¹⁰ Lutz Hachmeister nazywa Aue „Zeligiem i Ahasverem” (bohater uczestniczy niemal we wszystkich ważnych wydarzeniach Holocaustu i spotyka niemal wszystkie najważniejsze historyczne postaci organizacji nazistowskiej). Por. Lutz Hachmeister: *C'est trop*. [www.http://lese-saal.faz.net/littell/exp_forum.php?rid=9](http://lese-saal.faz.net/littell/exp_forum.php?rid=9). 15.12.08.

Bohater tak komentuje swoje odczucia: „Chciałem zamknąć oczy albo zakryć je dłonią, a jednocześnie pragnąłem patrzeć, napatrzeć się do syta i próbować objąć spojrzeniem tę niepojętą rzecz, tutaj u moich stóp, to wszystko, dla czego nie ma miejsca w ludzkim umyśle”. (Ł, s. 42) Widoczna jest w tym wyznaniu swoista fascynacja bohatera śmiercią i okrucieństwem. W późniejszym czasie tak wyjaśnia on swoje uczestnictwo w egzekucjach:

[...] przywykłem do widoków i im dłużej patrzyłem, tym mniej cokolwiek czułem. Tym, co pragnąłem odzyskać, rozpaczliwie i na próżno, był szok, który przeżyłem za pierwszym razem, to poczucie rozdarcia, ten nieskończenie głęboki wstrząs, jakiego doznałem w całej swojej istocie; zamiast tego ogarniała mnie tylko przygnębiająca i niespokojna ekscytacja, za każdym razem krótsza, coraz bardziej gorzka, połączona z gorączką i fizycznymi dolegliwościami [...] (Ł, s. 190)

Główną motywacją zdaje się zatem być chęć przeżycia swego rodzaju wstrząsu, „zastrzyku adrenaliny”, jak byśmy to dziś ujęli, jakby von Aue, zafascynowany śmiercią, uzależniony był od ekstremalnych przeżyć. W cytowanym wyżej fragmencie von Aue wspomina o dręczącej go gorączce i fizycznych dolegliwościach. Oprócz ciągłych zaparć i wymiotów, które bohaterowi będą towarzyszyły do końca życia, pojawiają się także ciągle nawracające koszmary senne, których opisom poświęca dużo miejsca. Wskazują one na to, iż te przeżycia, które von Aue wypiera ze swojego mózgu w ciągu dnia, powracają do niego w postaci koszmarów sennych w nocy. Jedynie owe koszmary pozwalają domyślić się, że von Aue coś czuje, coś przeżywa, bowiem z czasem najlepiej charakteryzującą go cechą na jawie staje się całkowita obojętność na rzeczywistość zewnętrzną. Gdy w trakcie urlopu rekonwalescencyjnego po pobycie w Stalingradzie wybiera się do Paryża, trafia na obraz Watteau „Obojętny”, który wydaje mu się niezwykle trafnym komentarzem do jego sytuacji.

Na początku von Aue uczestniczy w pogromach jako bierny obserwator. Z czasem sam strzela do ludzi, dobija rannych Żydów, ale wcale nie moment pierwszego zabójstwa, wydaje się być momentem przełomowym. Przełomowym jest moment, gdy von Aue patrzy bezpośrednio w oczy jednej z umierających Żydówek i czuje, że „rozpruło mi brzuch, wyspała się ze mnie strużka trocin, stałem się zwyczajną kukłą i nie czułem nic”. (Ł, s. 140) I trudno oprzeć się wrażeniu, że ta charakterystyka własnej osoby jest jak najbardziej właściwa, gdy w końcu wymordowanie kilkudziesięciu tysięcy Żydów, von Aue komentuje stwierdzeniem: „[...] robota była skończona.” (Ł, s. 142.) I rzeczywiście, jeżeli przyjrzeć się życiu, jakie von Aue prowadzi w czasie wojny, powstaje wrażenie całkowitej „normalności” związanej z wykonywaną „robotą”. Bohater zawiązuje przyjaźnie (Hohenegg, Voss), zanim wysłano go do Stalingradu większość czasu spędza na posiłkach, piciu miejscowych trunków, czytaniu książek i rozmowach o filozofii, literaturze czy muzyce. W późniejszym czasie, gdy zostaje oddelegowany do przeprowadzania inspekcji w obozach koncentracyjnych, nadal zdaje się prowadzić normalne życie.

I właśnie ta „normalność” wydaje się być w kontekście otaczającej go rzeczywistości najbardziej przerażająca¹¹. Dobitnie pokazuje to scena, w której skonfrontowane zostaje zachowanie żołnierzy niemieckich (beztrosko kąpią się w basenie, po uprzednim opilstwie i obżarstwie) z okolicznościami zewnętrznymi (dwóch Żydów prowadzonych zostaje na rozstrzelanie, gdyż ukradli obierki z ziemniaków). Gdy nieopodal padają strzały, nie robi to na uczestnikach zabawy żadnego wrażenia.

Z jednej strony von Aue jawi się jako XIX-wieczny romantyk, człowiek honoru (świadczy o tym chociażby fakt, iż pomówiony, wyzywa swego przeciwnika na pojedynek), niezwykle odcytany i inteligentny erudyta, człowiek sprawiedliwy, potrafiący współczuć. Z drugiej strony uczestniczy on w wydarzeniach, które nie mieszczą się w żaden sposób w kategoriach normalności. Można by stwierdzić, iż ze swoją inteligencją, erudycją i poczuciem godności von Aue nie pasuje do miejsca, w którym się znalazł, gdyby nie fakt, że z całym bagażem swoich problemów psychicznych pasuje tam jak ulał¹². Poczucie wspólnoty i przynależności, którego bohater nie zaznał w dzieciństwie, a za którym tak tęskni, sprawia, że staje się on idealnym z perspektywy nazistów członkiem państwa narodowo-socjalistycznego¹³.

Głównymi problemami psychicznymi bohatera są jego bezgraniczna nienawiść do matki, którą obwinia za odejście ojca, kazirodca miłość do siostry, a przede wszystkim chęć bycia kobietą: „Niekoniecznie [...] jakąś żoną, matką: nie, nagą kobietą leżącą na plecach z rozłożonymi nogami, przygniecioną ciężarem męskiego ciała, szczepioną z mężczyzną, penetrowaną przez niego, zatopioną w nim i zamienioną w bezkresne morze, w którym i on tonie, w którym rozkosz nie ma końca i nie ma początku. Ale nie było mi dane. Zamiast tego zostałem prawnikiem, funkcjonariuszem służb bezpieczeństwa, oficerem SS, a wreszcie dyrektorem fabryki koronek”. (Ł, s. 30). Taki stan rzeczy bohater komentuje słowami: „Smutne, ale cóż począć”. (Ł, s. 30)¹⁴. Von Aue pozostaje przez całe życie małym, rozkapryszonym dzieckiem, które

¹¹ Z perspektywy czytelnika von Aue i jego czyny nie mieszczą się w żadnej mierze w kategorii „normalności”. Stefan Chwin określa bohatera powieści Littella mianem „człowieka-potwora”, sytuując go obok bohaterów takich powieści, jak *Pachnidło* Süsskinda, *Błaszany bębenek* Grassa czy *Malowany ptak* Kosińskiego, których uznaje za potwory przekraczające granice „normalności”. Por. Stefan Chwin: *Esesman Aue i kłamstwo Europy*. „Gazeta Wyborcza” 27–28. 09. 2008, s. 22.

¹² O „nieusuwalnej dwuznaczności mieszaniny intelektualisty i kata” dyskutuje w tym kontekście z samym autorem Pierre Nora. Por. Jonathan Littell, Pierre Nora: *O historii i o powieści*. „Przegląd Polityczny” 2008, nr 90, s. 58.

¹³ Helmuth Kiesel pisze o duchowym poczuciu bezpieczeństwa (geistige Sicherheit) i możliwościach dalszego rozwoju (Entfaltungsmöglichkeiten), które Aue oferuje wstąpienie do SS. Por. Helmuth Kiesel: *Aue fordert „historisch-kritische Einfühlung“*. [www.http://lesesaal.faz.net/littell/exp_forum.php?rid=26](http://lesesaal.faz.net/littell/exp_forum.php?rid=26). 15.12.08.

¹⁴ Ów „nadmiar” poważnych problemów psychicznych sprawia, że wielu krytyków powieści Littella uznało postać głównego bohatera za całkowicie niewiarygodną. Por. Assai Uni: *Pieśń nazistowskiego kata*. „Dziennik”. 30–31.08.2008, s. 22. Wiktor Dłuski pozwala sobie nawet na ironiczną uwagę, iż „gdyby trzeba było spełnić aż tyle warunków, żeby zostać hitlerowskim katem, nazizm nie byłby wielkim zagrożeniem”. Por. Wiktor Dłuski: *„Laskawe” we Francji*. „Przegląd Polityczny” 2008, nr 90, s. 160.

nie potrafi dorosnąć, odciąć się od przeszłości, od lęku, który towarzyszył mu w kontaktach z matką. Częstokroć towarzyszy mu chęć powrotu do jej łona jako ucieczki przed własnymi kompleksami. Po wysłuchaniu opowieści Thomasa o tym, iż raniony w głowę pod Stalingradem cudem przeżył, komentuje to słowami: „Cieszyć się, że żyję? Wydawało mi się to tak samo niestosowne jak to, że w ogóle się urodziłem”. (Ł, s. 458)

Jeżeli wierzyć, jak chce tego Freud, iż największy wpływ na nasze życie ma dzieciństwo, to Maximilian von Aue jest wzorcowym przykładem potwierdzającym ową tezę. Bohater dość obszernie opisuje swoje ciężkie dzieciństwo, pozbawione miłości matczynej, napiętnowane brakiem najmniejszego choćby zainteresowania ze strony ojca, którego ostatni raz widział w wieku ośmiu lat (ojciec opuścił rodzinę i wyjechał na Środkowy Wschód) i wypełnione szykanami ze strony rówieśników. Von Aue nie jest w stanie od owej przeszłości się odciąć. Trafnie zauważa, iż ów deficyt miłości w dzieciństwie, każe mu w dorosłym życiu szukać akceptacji i namiastki uczucia w każdym napotkanym człowieku. Ale i tu spotyka go tylko rozczarowanie i poniżenie. Bohater przywdziewa pancerz, którym jest jego obojętność, a pod którym skrywa swoją agresję. Pancerz ten odsłania jedynie w kontaktach z siostrą. Przyłapanie przez matkę i ojczyrna na stosunkach kazirodczych rodzeństwo, zostaje rozdzielone. Siostra już jako osoba dorosła, wydarzenia z dzieciństwa traktuje jako zamierzchłą przeszłość, jako zabawę. Dla von Aue przeszłość nigdy się nie skończyła i siostra pozostaje jedyną kobietą, którą kocha. Siostra nazywa go „więźniem przeszłości” (Ł, s. 504), ale jest to dobrowolne więzienie, do którego udaje się bohater, gdyż nie wykazuje on najmniejszej chęci uporania się z przeszłością. Po rozmowie telefonicznej z siostrą von Aue odczuwa bezgraniczną samotność: „Una odłożyła słuchawkę i znowu zostałem sam”. (Ł, s. 518) Bohater pozostaje wewnętrznie pusty, osamotniony, pozbawiony wszelkiej empatii, pogrążony w przeszłości i żalu nad samym sobą oraz faktem, iż nie może ona powrócić. Jedynie siostra budzi w nim emocje, napiętności, miłość. Pod wpływem wspomnienia o niej osaczają go emocje: „jak nieskończony krzyk lęku dziecka na zawsze uwięzionego w obrzydliwym ciele dorosłego mężczyzny, niezdarnego i niezdolnego nawet poprzez mord pomścić krzywdę, jaką jest jego życie.” (Ł, s. 534) Słowa te stanowią klucz do zrozumienia motywacji, jaka towarzyszy von Aue w jego późniejszych działaniach. Winą za swoje niespełnione życie obarcza innych, cały świat, na którym próbuje pomścić swoje krzywdy. Sam von Aue myśli o swoim losie jako o alegorii losu całego narodu niemieckiego, który tak jak on miał problem z odcięciem się od bolesnej przeszłości, co skłoniło Niemcy do rozwiązania najbardziej radykalnego ze wszystkich – do zbrodni. On sam także nie cofa się przed zbrodnią i nie są to jedynie masowe mordy, w których uczestniczy. Do pierwszej zbrodni dochodzi niejako w afekcie. Podczas wizyty w domu rodzicielskim (bohater przebywa na urlopie zdrowotnym) von Aue dusi w nocy swoją matkę oraz rąbie siekierą ojczyrna. Gdy rano budzi się ze snu, nic nie pamięta. Ale zamiast powiadomić policję, ucieka z miejsca zbrodni, a jego późniejsze wysiłki, podjęte celem utrudnienia dochodzenia

(myśli nawet o tym, aby wykorzystując swoje wpływy, policjantów prowadzących jego sprawę wysłać do obozu koncentracyjnego) świadczą o tym, że z czasem zyskuje świadomość, iż to on jest sprawcą tej zbrodni. Zresztą gdy na krótko przed zakończeniem wojny, przebywając sam w domu siostry i jej męża, oddaje się orgiastycznym wizjom uniesień cielesnych z siostrą, próbuje także przywołać obraz, jak skręca kark własnej matce. Wyraźnie wskazuje to, iż von Aue wie, że taki obraz jest zakodowany w jego podświadomości. Późniejsze zbrodnie wynikają bądź z jakiejś bezmyślności (zastrzelenie starszego człowieka w drodze z majątku Uny), bądź z nieopanowanej agresji (zabójstwo Michała, z którym łączyły go kontakty intymne), bądź z chęci uwolnienia się od odpowiedzialności za swoje czyny (zabójstwo policjanta). Ostatni mord, którego dokonuje von Aue, a który stanowi ostatnią scenę powieści, podsumowując niejako drogę, którą przeszedł, ma wymiar symboliczny. Bohater z zimną krwią zabija swojego jedynego przyjaciela Thomasa, który nawiasem mówiąc wcześniej kilkakrotnie uratował mu życie, aby ukraść mu papiery (sfalszowany dowód francuskiego robotnika przymusowego), dzięki którym może uciec do Francji przed Armią Czerwoną, stojącą u bram Berlina. To morderstwo w najbardziej dobitny sposób pokazuje, że von Aue wyzbył się wszelkich uczuć.

Von Aue rozpoczyna we Francji nową egzystencję – zbrodniarz nazistowski zostaje dyrektorem fabryki tekstylnej. Niczym allenowski Zelig przyjmuje nową tożsamość, a przychodzi mu to tym łatwiej, iż obojętność, konformizm i brak uczuć są, jak udowodniłam wcześniej, najpełniej go charakteryzującymi cechami. Przeszłość nie daje jednak o sobie zapomnieć i von Aue dręczą różne dolegliwości, a w końcu myśli samobójcze. Bohater postanawia się oczyścić i przejść swoiste katharsis, spisując swoje wspomnienia. Pozostaje wątpliwym, czy do oczyszczenia dochodzi, tym bardziej, iż Aue przez cały czas wypiera myśl o najmniejszej choćby winie. Dla czytelnika wina głównego bohatera pozostaje jednak niezaprzeczalna.

Maximilian von Aue as „half contrite former Nazi”. A characterization the main hero in the debiute novel of Jonathan Littel *The Kindly One*

Abstract

Jonathan Littell belongs to the main writer scandalists from France. He created a picture of hero-monster whose cruelty and perversion are opposed to the intellect and the affection of art in his debiute novel *The Kindly Ones*. This mixture creates a picture of the hero which became one of the most controversial characters in the world literature. This article shows us the characterization of Maximilian von Aue as well as the assessment of his character based on his actions.

(Jonathan Littel, *The Kindly Ones*, characterization, the main hero, Maximilian von Aue)

Maximilian von Aue als ein „halb unbelehrbarer Faschist, halb reuiger Sünder“. Die Charakteristik des Haupthelden im Debütroman von Jonathan Littell *Die Wohlgesinnten*

Zusammenfassung

Jonathan Littell gehört, neben Michel Houellebecq, zu den bekanntesten Schriftsteller-Skandalisten Frankreichs. In seinem Debütroman schuf er einen Helden, für den der Begriff „Monster“ besonders zutreffend ist. Die Mischung aus Grausamkeit, Abartigkeit, aber auch höchstem Intelekt und Kunstempfinden trägt dazu bei, dass Maximilian von Aue zu den kontroversesten Gestalten der Weltliteratur gehört. Im folgenden Beitrag wird die Hauptgestalt eingehend charakterisiert sowie ihr Handeln bewertet.



Johann Georg Forster (1745–1795)

Anatol Michajłow

Die Lyriker des Expressionismus über den ersten Weltkrieg. Die Propagierung der Aggressivität¹

Ich darf meine Erwägungen mit der wohl banalen Feststellung beginnen, dass der Dichter manchmal auf eine entscheidende Weise auf menschliche Gemüter einwirkt. Der Weg zum Bau der gewünschten Bilder verläuft möglicherweise mithilfe der menschlichen Fantasie, wie es S. Freud beschreibt: „Der Dichter tut nun dasselbe wie das spielende Kind; er erschafft eine Phantasiewelt, die er sehr ernst nimmt, d.h. mit großen Affektbeträgen ausstattet, während er sie von der Wirklichkeit scharf sondert“.²

Die Einwirkung der Werke reicht – auf eine unbewusst wahrgenommene Weise – vom Kindesalter bis in die späten Lebensjahre. Die Menschen verzichten scheinbar auf kindische Spielerlebnisse, jedoch selbst der scheinbare Verzicht stört den Menschen dabei, das Leben zu erleben. Und weil die Menschen nie auf eine einmal gekannte Lust verzichten, sich ihrer Veräußerung dagegen schämen, entstehen daraus zahlreiche Ersatz- oder Surrogatbildungen.³ So wird die Menschheit in zwei ungleiche Teile geteilt, in die zahlenmäßig geringe Gruppe von nicht phantasierenden Glücklichen und eine Menge von phantasierenden Unbefriedigten, die von dem Dichter den Helden als „Ersatz-Ich“ angeboten bekommen.⁴ Keinesfalls können also die literarischen Werke wirkungslos bleiben, denn die überlegenden Unbefriedigten entwickeln ihre Lebensauffassung aufgrund literarischer Werke, oder anderer Massenmedien. Es scheint also sinnvoll, die Werke der expressionistischen Poesie, die vor und während des ersten Weltkrieges gewisse Denkmuster formte, daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie mit negativer

¹ Der Autor diese Beitrags ist dessen bewusst, dass das Thema umfangreich und vielseitig ist. Die Anregung für diese Arbeit gab das Buch von W. Lamszus, *Das Menschenschlachthaus*, eine faszinierende Beschreibung des endlosen Schrecken des Krieges. Die Quellen, die die dargestellten Werke beinhalten, sind schwer zugänglich, deshalb basiert die Arbeit textuell auf zwei Hauptquellen; ich möchte dabei besonders das Verdienst der Sammler von den Texten unterstreichen.

² Freud, Sigmund: *Der Dichter und das Phantasieren*, S.136. In: *Dichtung aus Österreich. Prosa*, 2. Teilband, Wien 1969, S. 136–141.

³ Vgl. ebenda, S.137.

⁴ Vgl. ebenda, S. 138–140.

Phantasie aufgeladen sind.⁵ Die Einwirkung von primitiven, direkten Propagandamaßnahmen, so wie sie in den damaligen Medien vorhanden sind, war mehr als bescheiden, bei den Kämpfenden überhaupt nicht zu bemerken, wie es Manes Sperber feststellt.⁶ Wir können also annehmen, dass andere Medien, adressiert an die Gebildeten, wohl keine entscheidende, jedoch eine wichtige Rolle spielen. Die Folgen der Vorbereitung des durchschnittlichen Menschen auf die Teilnahme an der Massenschlachtung, wage ich mit Ferdinand Kürnberger als einen Zustand zu beschreiben, in dem der Mensch über sich selbst sagt: „Ich habe den Mörder an mir erlebt“.⁷

Die Rolle der expressionistischen Dichter Deutschlands, die die aufgeklärten Bürger zum Ersten Weltkrieg vorbereiten, darf man nicht ignorieren. Jost Hermand stellt in seinem Werk „Von Mainz nach Weimar“ die Frage, ob die Expressionisten warnende Kriegspropheten oder doch ekstatische Kriegsenthusiasten seien.⁸ Eine eindeutige Position vertritt in dieser Frage Hermann Korte, der den Expressionismus nur auf eine – für ihn mögliche und gültige – Weise deutet: „Den Expressionismus mit der ‘Revolution’, gleichzusetzen und auf seine antizipierenden Kräfte zu insistieren, ist das Ergebnis eines Interpretationsverfahrens, das die Poetizität und Literarizität expressionistischer Texte, der Essays und Manifeste ebenso wie der Poesie und Prosa, missachtet und Strukturelemente eines poetologischen Systems unreflektiert in ausdehnbare politische, soziale und ideologische Konnotatate umformt“.⁹ Hermann Kortess Versuch der Trennung von Werk und Wirkung führt dann zu kategorischen Feststellungen, die das Problem im Voraus auf eine wohl zu einfache Weise zu lösen versuchen: „Vollends wird das Bild vom expressionistischen Kriegsenthusiasten dann zum Klischee, wenn es, wie in Karl

⁵ Nicht zu übersehen ist dabei die Tatsache, dass den fast einzigen Gegenstand der Dichtung der Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen bildet. Gut ist die „unsere“, heimatliche Seite, böse an sich sind die Feinde. Vgl. hierzu Braun, Felix: *Die Dichter der Hölle*, S. 345. In: *Dichtung aus Österreich. Prosa*, 2. Teilband, Wien 1969, S. 345–355.

⁶ Vgl. Sperber, Manes: *Über den Hass*, S. 579. In: *Dichtung aus Österreich. Prosa*, 2. Teilband, Wien 1969, S. 578–580.

⁷ Kürnberger, Ferdinand: *Die Last des Schweigens*, S. 370. In: *Dichtung aus Österreich. Prosa*, 1. Teilband, Wien-München 1969, S. 370–384. Man darf dabei nicht vergessen, dass diese zersetzende Tendenz nicht allein das geistige Leben in Deutschland betrifft. In Frankreich sagt Alfred de Vigny: „Der Krieg mit seinen Leuchten tröstet über die unerhörte Not hinweg, die der Starrschlaf des Friedens über die Sklaven des Heeres verhängt.“ de Vigny, Alfred: *Servitude et Grandeur militaires, Oeuvres Complètes*, 2, Paris 1914, S.145. Zitiert nach: Mosse, George L.: *Über Kriegserinnerung und Kriegsbegeisterung*, S. 38. In: van der Linden, Marcel und Mergner, Gottfried (Hrsg.): „Beiträge zur Politischen Wissenschaft“, Bd. 61, *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung*, Berlin 1991, S. 22 – 53. Ebenso antihuman sind die Meinungen in England – G. Bernard Shaw: „Wir brauchen keine Zensur. Solange Krieg ist, müssen wir unsere eigenen Zensoren sein“. R. Kipling: „[...]die Welt ist heute zweigeteilt, in menschliche Wesen und Deutsche“. H. G. Wells „[...]... die geistige Inferiorität des deutschen Volkes [...]“. Nach Knightley, Philip: *The First Casualty*, London 1975, S. 104. In: Beham, Mira: *Kriegstromele. Medien, Krieg und Politik*, München 1996, S. 29.

⁸ Vgl. Hermand, Jost: *Expressionismus als Revolution*. In: Hermand, Jost: *Von Mainz nach Weimar*, Stuttgart 1969, S. 298–333. Eine ähnliche Meinung vertritt Edgar Neis, in seinem Werk *Der Krieg im deutschen Gedicht*, Hollfeld-Oftr 1980.

⁹ Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 21.

Prümms Abhandlung ‚Die Literatur des soldatischen Nationalismus der 20-er Jahre (1918–1933‘, mit der Weltkriegsbegeisterung eines Ernst Jünger oder Franz Schauwecker gleichgesetzt wird“.¹⁰ Jegliche andere Deutung hält man in diesem Fall für unmöglich, aber die ehrlichen wissenschaftlichen Erwägungen führen auch diesen Forscher zur Infragestellung der eigenen These von der Schuldlosigkeit der expressionistischen Dichter: „Die vitalistische Kriegsmotivik ist in ihrer traditionsorientierten Bedeutung restauriert und dient noch einmal zur Vollendung und plastischen Verbildlichung vitalistischer Grundgedanken, der ungetrübten, realitätsenthobenen Phantasmagorie eines Sieges über Lethargie, Eintönigkeit und Erstarrung“.¹¹ Die rebellischen, umstürzlerischen Tendenzen liegen also offen zutage, unabhängig davon, ob sie sich gegen äußere oder innere Feinde richten, weil die Beweggründe, die der Forscher darstellt, bei Kriegsbegeisterten und Revoluzzern identisch sind: „Revolution also als Inbegriff und Synthese aller Sehnsüchte des entfremdeten, den perhorrezierten Zwängen des Wilhelminismus ausgelieferten Subjekts nach Vitalität, exzeptionellen Erlebnissen, Erfüllung, Verwirklichung und Identität“.¹²

Hermann Korte listet die Elemente der Kriegsverherrlichung und Kriegsverharmlosung im *Freiheitslied* von J.R. Becher, in dem er folgende wirkungsvolle Elemente identifiziert: aus dem akustisch-musikalischen Bildbereich stammen „Kanonendonner“, „Wirbelschlag der Trommel“, „Infernalisches Geschmetter“, „Granate, die hell durch die Luft pfeift“. Letzteres überschneidet sich mit dem visuell-räumlichen Bildbereich, wo „das silberne, zart aufjauchzende Lied glitzernder Bajonette“ durch „das flatternde Blut der roten Fahne“, „die violette Farbe unregelmäßiger [...] tödlicher Bewegungen“, „das Leuchten der Waffen – steil und flammend“ verstärkt wird, unterstützt durch Begriffe aus dem naturhaft-organischen Bildbereich, wie „Blut“, „Morgenluft“, „Sonnenluft“.¹³ Mit Hilfe dieser Systematik lassen sich eigentlich alle Gedichte, die gewollt oder ungewollt Krieg und Aggression verharmlosen, verschönern, oder zur Gewohnheit, zum Alltag machen,

¹⁰ Ebenda, S. 24.

¹¹ Ebenda, S. 91.

¹² Ebenda, S. 26. Dass die Meinung von H. Korte nicht allein eine aktuelle Interpretierungsweise sei, beweisen die folgenden Worte von Georg Trakl aus dem Jahre 1914: „Allein die ästhetische Gestaltungskraft – und darin erweist sich der Text als repräsentativ für das programmatische Credo des Expressionismus – vermag noch nach dem Untergang der westlichen Zivilisation das Antlitz der Welt zu erneuern – freilich nur für einen kleinen Kreis von Esoterikern und der zur Rezeption ihrer Werke fähigen Bildungsschicht ...“ Ebenda, S. 75.

¹³ Becher, J. R., *Freiheitslied*. In: „Revolution“, 1,1913, S.2f. Zitiert nach: Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 30. Noch schrecklicher offenbart sich diese Stimmung in einem anderen Gedicht von J.R. Becher: *Heller Tod der Helden* (*Musik des Abschieds*):

„Zerschellt. Genebel. Schädel. Fäulnis. Und die Feuchte

Geflechter. Sümpfe. Rüdiger Rachen Gier...

Ich aber fühlte: Duft und Pracht und Leuchte!

O Nacht des Bundes zwischen dir und mir.“ Nach: <http://nddg.de/index.php?kapitel=gedicht>

charakterisieren. So entsteht die wahre Kriegsdichtung, wo man, ohne an die konkreten Kriegsziele zu appellieren, eine totale, ästhetisch stilisierte Vernichtung predigt, indem man Schrecken und Furcht aus dem Bewusstsein verdrängt¹⁴. Solche Werke trivialisieren schon in der Friedenszeit pauschal alle Kriegsschrecken. Die Leser gewöhnen sich dadurch an ihn, denn er erscheint jetzt als die extravagante Fortsetzung der bürgerlichen Existenz.

Frühere poetische Werke, die einmal über höhere, abstrakte Werte sprechen, wie z.B. F. Freiligraths *Hurra, Germania!* (1871):

Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt und Art –
Für jeden heiligen deutschen Hort, [...] Hurra, Germania!¹⁵

oder ein andermal nur das Schicksal des Einzelnen beschreiben, wie Detlev von Liliencron in *Wer weiß wo* (um 1890):

Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du
Verscharrt im Sand zur ewigen Ruh'
Wer weiß – wo“.¹⁶

, wo die Strophen, in denen die Rede von der ewigen Tragik der menschlichen Existenz ist, keine Zerstörungsfreude beinhalten, keine ästhetisierten Bilder der Vernichtung bringen, keine Sehnsucht nach der Katastrophe. Wir sprechen hier dagegen über eine qualitativ neue Phase der Entwicklung der Literatur, in der vor allem die expressionistischen Dichter eine neue Lebensauffassung entwickeln. Alfred Walter Heymel schreibt in seinem Gedicht *Eine Sehnsucht aus der Zeit*:

Im Friedensreichtum wird uns tödlich bang.
Wir kennen Müssen nicht noch Können oder Sollen,
Wir sehnen uns, wir schreien nach dem Kriege.¹⁷

¹⁴ Vgl. Mosse, George L.: *Über Kriegserinnerung und Kriegsbegeisterung*, S. 32, S. 53. In: van der Linden, Marcel und Mergner, Gottfried (Hrsg.): „Beiträge zur Politischen Wissenschaft“, Bd. 61, *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung*, Berlin 1991, S. 22–53.

¹⁵ Freiligrath, Friedrich: *Germania*. Zitiert nach: Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 111.

¹⁶ v. Liliencron, Detlev: *Wer weiß, wo*. In: v. Wiese, Benno, (Hrsg.) *Werke*, Bd.1: *Gedichte*, Frankfurt am Main 1977. Zitiert nach: Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 64.

¹⁷ Heymel, A.W.: *Eine Sehnsucht aus der Zeit*. In: *Der Sturm* 2, 1911/12 (November 1911), S. 677. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 11. Ähnlich klingt die Tagebucheintragung Alfred Lichtensteins vom 9/10.7.1914: „Doch kommt ein Krieg. Zu lange war schon Frieden. Dann ist der Spaß vorbei.“ Aus: Lichtenstein, Alfred: *Gesammelte Gedichte, Doch kommt ein Krieg*, Zürich 1962, S. 93. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S.14.

Diese kaum verhüllte Forderung, den Krieg zu beginnen, um die Langeweile zu vertreiben, ist an und für sich destruktiv, obwohl sie mit schöpferischer Euphorie und manchmal, selbst bei hochintellektuellen Vertretern der geistigen Elite wie Otto Dix, Max Beckmann, Oskar Kokoschka, Max Liebermann oder Ernst Barlach, mit patriotischem Eifer verbunden ist.¹⁸ Zu bezweifeln ist dabei eher die These, dass die moralische Erneuerung der stagnierten Menschheit durch die Darstellung von Sujets wie Krankheit, Untergang, Tod, Monotonie, Bedrohung, Zerstörung und Bilder des Absterbens, der Öde, der Kälte, der Erstarrung, der Dunkelheit, der Verwesung, des Verdorrens, des dämonischen Grauens und der toten Seelen auch nur in einem Fall erfolgt.¹⁹ Man spielt mit der Vernichtung ohne zu beachten, dass am Ende, nach dem Untergang der modernen Zivilisation, das radikale Nichts folgt. Am eindeutigsten wird der Vernichtungswille im Gedicht von Georg Heym *Der Krieg* sichtbar:

Und was unten auf den Straßen wimmelt
hin und her, Fegt er in die Feuerhaufen,
daß die Flamme brenne mehr.²⁰

Die Zeitgenossen bauen damals recht interessante Gedankenkonstruktionen, in denen „Gott, Leben, Brunst, Rausch, Chaos“ zu Synonymen der Revolution werden.²¹

Der Krieg findet also Verständnis und Unterstützung – und nach seinem Beginn erfolgt das Aufblühen der expressionistischen Dichtung, wobei deren Autoren sehr oft an der Frontlinie liegen. Vielleicht wäre es also sinnvoll, die literarischen Produkte Jahr für Jahr in Übersicht kennenzulernen, um sozusagen mit ihren Schöpfern den Krieg zu erleben. Die These, dass die Mehrzahl dieser Werke nach dem Krieg aus dem Gebrauch verschwindet und „bestenfalls noch historisches Interesse beanspruchen kann“²², können wir

¹⁸ Vgl. Jürgens-Kirchhoff, Annegret: *Schreckensbilder. Krieg und Kunst im 20. Jahrhundert*, Reimer 1993, S. 30.

¹⁹ Vgl. Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 43, S.70.

²⁰ Heym, Georg, *Der Krieg*. In: *Umbra vitae*, Leipzig 1912, S. 7f. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph: (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*. München–Wien 1982, S. 10. Das Echo des Väter-Söhne-Konflikts wirkt dabei verstärkend, wie es Oskar Kanehl formuliert:

[...] Ihr schlaft am Schraubstock,
hintern Pfluge,
Im Chorstuhl bei der Orgelfuge.
Ihr schlaft, ihr schlaft euch taub und blind. Wißt!
Eurer Kinder erstes Stammeln sind –
Flüche, die euer Ohr zerschmeißen

Und euern morschen Väterbau einreißen.“ Kanehl, Oskar: *Der Söhne junger Ruf*. In: Die Aktion 4, 1914 (7. März), Sp. 214. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 12.

²¹ Mühsam, Erich, *Revolution*. In: *Revolution*, 1, 1913, S. 2. Zitiert nach: Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 10.

²² Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 90.

kaum akzeptieren, denn die direkten und noch mehr – die späteren Wirkungen bleiben unerforscht.

So ist das Gedicht von Alfred Lichtenstein *Gebet vor der Schlacht* wohl humorvoll und ironisch für manche Kritiker²³, aber die Aussage des schon im September 1914 gefallenen Dichters beinhaltet eher die einfachsten menschlichen Gefühle an der Grenze der biologischen Existenz, wobei der Betroffene sich allein die einfachsten Gedanken macht:

Sieh, ich möchte gern noch leben,
 Kühe melken, Mädchen stopfen,
 Und den Schuft, den Sepp, verprügeln,
 Mich noch manches Mal besaufen
 Bis zu meinem seligen Ende.
 Sieh, ich bete gut und gerne
 Täglich sieben Rosenkränze,
 Wenn du, Gott, in deiner Gnade
 Meinen Freund, den Huber oder
 Meier tötest, mich verschonst.²⁴

Der Autor ist dabei wie im Voraus überzeugt, dass seine Tage zu Ende sind. Dieses wahrgenommene Empfinden des Abgangs²⁵ ist innerlich voll akzeptiert, jegliche Proteste bleiben aus, der Soldat denkt an Sex, an wirtschaftliche Tätigkeiten, also an die Dinge, die lebensnotwendig sind, jedoch keine höhere Stufe des menschlichen Geistes erfordern. Höhere Gefühle, wie das genannte kameradschaftliche, verspürt der vom Tode bedrohte Soldat nicht mehr, denn die Belastung überfordert seine Wahrnehmungsmöglichkeiten soweit, dass er das Massengrab als „mild“ betrachtet. Auf diese Weise beginnt der Kriegsteilnehmer, die Wirklichkeit als „Kreislauf von Werden und Vergehen zu perzipieren“.²⁶ Manche, wie Rudolf Leonhardt, begrüßen dabei die nackte Tatsache des Krieges:

Wir lernten in Wunden eine ruhige Gebärde.
 Es gibt kein Paradies hienieden;
 Aber für uns ist es besser Krieg zu haben als Frieden.²⁷

²³ Vgl. ebenda, S. 85.

²⁴ Lichtenstein, Alfred: *Gebet vor der Schlacht*. In: Kanzog, Klaus und Vollmer, Hartmut (Hrsg.): *Dichtungen*, Zürich 1989. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 85.

²⁵ Vgl.: „Die Sonne fällt zum Horizont hinab,

Bald wirft man mich ins milde Massengrab.

Am Himmel brennt das brave Abendrot,

Vielleicht bin ich in 13 Tagen tot.“ – Lichtenstein, Alfred: *Der Krieg*. Ein Flugblatt. Berlin – Wilmersdorf 1914, S. 11. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 26. Die festliche Untergangsstimmung finden wir auch bei Rudolf Leonhardt in seinem *Fähnrich*. Vgl. Leonhard, Rudolf: *Der Fähnrich*. In: *Über den Schlachten*, Berlin 1914, unpag. Zitiert nach: a.a.O., S. 105.

²⁶ Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 158.

²⁷ Leonhard, Rudolf: *Soldaten*. In: Leonhard, Rudolf, *Über den Schlachten*, Berlin 1914, unpag. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 16.

Andere, wie der an der Aisne am 26. September 1914 gefallene Ernst Wilhelm Lotz, hoffen, dass der Krieg die alte Gesellschaft vernichtet und die kriminelle Energie befreit:

Wir fegen die Macht und stürzen die Throne der Alten,
 Vermoderte Kronen bieten wir lachend zu Kauf,
 Wir haben die Türen zu wimmernden Kasematten zerspalten
 Und stoßen die Tore verruchter Gefängnisse auf.²⁸

Richard Dehmel baut die Grundlagen einer neuen Religion auf, in der die germanischen Götter mit Christus gegen Feinde kämpfen²⁹, und tritt in seinem Gedicht *Lied an alle* begeistert für den Heldentod als die Bedingung des Sieges auf:

Nicht ums Leben, nicht ums Leben
 Führt der Mensch den Lebenskampf –
 Stets kommt der Tod,
 Der göttliche Tod!
 Gläubig greifen wir zur Wehre,
 Für den Geist in unserm Blut;
 Volk, tritt ein für deine Ehre,
 Mensch, dein Glück heißt Opfermut –
 Dann kommt der Sieg,
 Der Herrliche Sieg!³⁰

Man muss aber nochmals unterstreichen, dass es nicht nur die Expressionisten sind, die begeisterte Kriegsgedichte schreiben, sondern auch andere Dichter, die nicht weniger kriegsenthusiastisch gesinnt sind. Die Idee, dass der Mensch im Tode den Sinn des Lebens findet, wird von Hermann Hesse im Gedicht *Der Künstler an die Krieger* fortgesetzt:

²⁸ Lotz, Ernst Wilhelm: *Aufbruch der Jugend*. In: Zeit-Echo, 1914/15, H. 9 (Februar 1915), S. 130. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 45. Noch stärker ist diese gewalttätige kriminelle Energie bei Ernst Stadler (auch 1914 gefallen) präsent: „[...] Frankreich lehrte uns die Wollust feiner Betten und das weiße Fleisch der Weiber – [...]“, als ob die Betten und Weiber freiwillig zu Verfügung stünden. Stadler, Ernst: *Simplicius wird Einsiedler im Schwarzwald und schreibt seine Lebensgeschichte*. In: *Der Aufbruch*. <http://www.gedichte.eu/ex/stadler/der-aufbruch.php>

²⁹ Dehmel, Richard: *Predigt ans deutsche Volk in Waffen*. In: Bab, J. (Hrsg.): *Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht*, H. 1, Berlin 1914, S. 13. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S.179–180.

³⁰ Dehmel, Richard: *Lied an alle*. In: Bab, J., (Hrsg.): *Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht*, H. 1, Berlin 1914, S.11. (Zuerst in der „Frankfurter Zeitung“ vom 4.8.1914). Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 15. Die „Tod oder Sieg“-These propagiert auch René Schickele schon am 27. August im *Ersten August 1914*. Vgl. Schickele, René: *Erster August 1914*. In: *Die Schaubühne* 10, 1914, Nr. 33/34, S. 130f. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 25.

Alle sind dem Alltag jetzt entflohen,
 Jeder ward ein Künstler, Held und Mann.
 Manchem, dem vor kleinstem Abgrund graute,
 Blicken die Augen schicksalshell,
 Weil er hundertmal den Tod erschaute,
 Fließt ihm tiefer des Lebens Quell.³¹

Besonders geschickt gestaltete seine dichterische Arbeit im Dienste des Krieges Ernst Lissauer, der die Krieger mit geistigem Überlegenheitsgefühl ausstattet, wenn er zum „Generalstab der Geister“, die bei der Menschen-schlachtung mitwirken, auch Beethoven, Goethe, Dürer, Hebbel und Kleist zählte.³² Die ganze Galerie der geistigen Autoritäten rechtfertigt also den Krieg, leistet den Kämpfenden eine mächtige geistige Unterstützung. Lissauer versucht auch weiter zu gehen, indem er den Gegner zum Feind macht und den Hass schürt:

Wir haben nur einen einzigen Haß,
 Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
 Wir haben nur einen einzigen Feind:
 England!³³

Zahlreiche Dichter versuchen schon am Anfang des Krieges den Hass zu konkretisieren, zu lenken. Von Gerhart Hauptmann stammen die Bezeichnungen von „Franzos“ und „Russ“ als „Räuber“, von Hans Bethge stammen die Benennungen „brutale Briten“ und „rohe belgische Schergen“ sowie auch „Barbaren im Osten“, von Michael Georg Conrad die Formulierung – „das höllische Raubzeug“.³⁴ Auch die direkte, konkretisierte Verwendung des Hasses lässt nicht auf sich warten, wenn Klabund den Feind zerbomben lässt.³⁵ Man besingt individuelle Heldentaten, als die Helden rasend in den Tod gehen, aber dabei verheerend in den feindlichen Reihen wirken, wie es der Fähnrich von Bertolt Brecht macht:

³¹ Hesse, Hermann: *Der Künstler an die Krieger*. In: Anz, Thomas und Vogl, Joseph, (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 59. (Zuerst im „Tag“ vom 9.1.1915)

³² Vgl. Lissauer, Ernst: *Führer*. In: Bab, J. (Hrsg.): *Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht*, H. 1, Berlin 1914, S. 46. (Zuerst in der „Vossischen Zeitung“ vom 4.9.1914). Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 57.

³³ Lissauer, Ernst: *Haßgesang gegen England*. In: *Der Buchführer* (Kriegsnummer 1) H. 2, 1914 (Oktober), S. 47f. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914 – 1918*, München–Wien 1982, S.186.

³⁴ Vgl. Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 110.

³⁵ Klabund: *Der Flieger*. In: *Klabunds Soldatenlieder*, Dachau 1914, S. 4. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 89.

Schmal und blaß, doch mit Augen wie Opferflammen.
Stürmte und focht und erschlug, umnebelt von Blut und Dampf.
In trunkenen Rasen – fünf Feinde.³⁶

Bei Brecht kommt noch die Überakzentuierung des Nationalen dazu, wobei der Dichter selbst die Spione besingt, wozu ihn die Hinrichtung des deutschen Agenten Hans Lody, der am 6. November 1914 erschossen wurde, bewog:

Die dich hassen
Gaben dir letztes Geleit und letztes Brot.
Liedlos, ehrlos war deine Not,
Aber du hast dein Leben dafür gelassen,
Das eines Tages in hellem Sonnenschein
Deutsche Lieder brausend über dein Grab hinziehen
Deutsche Fahnen darüber im Sonnengold wehen
Und deutsche Hände darüber Blumen ausstreu'n.³⁷

Es gibt auch Gedichte, in denen man den Krieg als eine ästhetische Erscheinung darstellt, wobei die lebendige Natur und die Kriegsführung nicht nur koexistieren sondern auch eine organische Einheit bilden:

Die Schrapnells flecken den Himmel
Wie einen Panther,
Riesiges Raubtier,
Lauert er doch über uns, und verspricht doch,
Wie immer und je die ewige Ruhe.³⁸

Nach den ersten Kriegserfahrungen bleibt die allgemeine Stimmung so wie bisher, die Themenkreise des zweiten Kriegsjahres drehen sich stabil um alte Thematik. R.M. Rilke verherrlicht den Heldentod:

Gleichhoch
Steht das Leben im Feld in den zahllosen Männern,
Und mitten

³⁶ Brecht, Bertolt: *Der Erzähler*. (Beilage der „Augsburger Neuesten Nachrichten“), Nr. 101 vom 28.8.1914. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914- 1918*, München-Wien 1982, S. 116.

³⁷ Brecht, Bertolt, *Der Erzähler*. (Beilage der „Augsburger Neuesten Nachrichten“), Nr. 145 vom 9.12.1914. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914- 1918*, München-Wien 1982, S. 183.

³⁸ Klemm, Wilhelm: *Schlachtenhimmel*. In: Die Aktion 4 (21.11.1914), Sp. 870f. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914- 1918*, München-Wien 1982, S. 106. Eine ähnliche Kriegswahrnehmung präsentiert der Dichter im Gedicht *Schlacht an der Marne*:

„Stille. In der Ferne brodelnd das Feuer der Infanterie,
Tagelang, wochenlang.“

In: Die Aktion 4 (24.10.1914), Sp. 834f. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914-1918*, München-Wien 1982, S. 103.

in jedem
Tritt ein gefürsteter Tod auf den erkühntesten Platz.³⁹

Kurt Adler beschreibt nur ästhetische Erlebnisse und bewundert eigentlich die Ereignisse so intensiv, dass selbst ein Geschütz in sich „ein tiefes Geschehen“⁴⁰ verbirgt. Besonders weit entfernt liegen fremde Gefühle und fremde Schmerzen. „Wie schlechte Lumpen qualmen Die Dörfer am Horizont“, stellt gelassen Alfred Lichtenstein fest.⁴¹ Trotz Verluste, Kriegsgrauen, permanenter Bedrohung teilt diese Lebensauffassung auch Kasimir Edschmied, der in seinem Prosatext den Weltkrieg als „fabelhaftes Erlebnis“ und als „ein rasendes Ereignis“⁴² sieht. Lion Feuchtwanger bemerkt den höheren Sinn des gegenseitigen Umbringens, indem er für die Toten neue Perspektiven eröffnet und Hoffnungen schürt:

Wir warten; denn wir sind nur Saat.
Die Ernte reift. Die Antwort naht.
Weh, wen sie trifft! Heil, wen sie frommt!
Die Antwort zögert, doch sie kommt.
Wir warten.⁴³

Die höhere, schicksals- und kulturtragende Funktion des Krieges erscheint plötzlich auch bei Karl Kraus, der den Feind als weniger menschlich betrachtet und die eigene Seite zum Beschützer der Kultur erklärt:

Nein keine Tränen! Noch hat die Kultur
Ja Aussicht. Bei den Zulunegern, die
Der Feind uns und Europens edler Sitte
Zu schicken wagte, wäre es unmöglich.⁴⁴

³⁹ Rilke, Rainer Maria: *Fünf Gesänge* – Gesang vier. In: Kriegs-Almanach, Leipzig 1915, S. 14–19. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 33. Die gleiche Begeisterung für rasende, ‚berserkerische‘ Erlebnisse und Faszination für Grauen präsentiert der Kriegsteilnehmer Wilhelm Klemm im Gedicht *Anrufung in Gloria*. Vgl. Klemm, Wilhelm: *Anrufung in Gloria*. In: *Kriegsgedichte aus dem Feld*, München 1915, S. 7. Nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 51.

⁴⁰ Adler, Kurt: *Das Geschütz*. In: Die Aktion 5 (26.6.1915), sp. 327. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 91. Vgl. dazu noch Adler, Kurt: *Ruhe an der Front*. In: Die Aktion 5 (3.4.1915), Sp. 183f. Nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 113–114.

⁴¹ Lichtenstein, Alfred: *Die Schlacht bei Saarbürg*. In: Die Aktion 5 (27.2.1915), Sp. 107. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 111.

⁴² Edschmied, Kasimir: *Die kleine Grausamkeit*. In: Zeit-Echo, 1. Jg. 1914/15, H. 16, S. 239–240. Nach: Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 148.

⁴³ Feuchtwanger, Lion: *Lied der Gefallenen*. In: Die Schaubühne, Nr. 8 (25.2. 1915), S. 189. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914 – 1918*, München–Wien 1982, S. 120.

⁴⁴ Kraus, Karl: *Beim Anblick eines sonderbaren Plakates*. In: Die Fackel, Nr. 406–412 (5.10.1915), S. 149f. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914– 1918*, München–Wien 1982, S. 62.

Die geistige und kulturelle Überlegenheit, die tief empfundene Mission der Errettung der Kultur vor den feindlichen Versuchen, sie zu vernichten, führen zu unvergleichbarer Überheblichkeit, wobei der Schöpfer die mörderischen Neigungen für an und für sich verständlich und lobenswert findet, wie es Richard Schaukal in seinem Gedicht *Das Element* tut:

Nicht größer sehe ich, wenn seine Hüllen
Der Mensch von dem behaarten Leibe streift,
Zur Fackeln und zur Keule grimmig greift,
Um seine Sucht, zu schaden, zu erfüllen.⁴⁵

Aber die ersten, noch schüchternen Spuren von Kriegsmüdigkeit und Gleichgültigkeit, jedoch ohne Resignation, sind schon zu verzeichnen, wie wir es bei Oskar Kanehl finden, der in seinem Gedicht emotionslos und trocken sagt: „Es gibt überhaupt nicht Freude und Haß mehr in uns“.⁴⁶

Die Wende kommt 1916, als die Gedichte die ideologischen und patriotischen Motive einbüßen und allein über Erlebnisse, die man auf eine „photographische“ Weise aufnimmt, oder über seelische Zustände der Soldaten berichten. Die Kriegsbegeisterung ist verschwunden, jedoch erscheinen keine kritischen Elemente an ihrer Stelle. Man beschreibt die naturhaften Seiten des Krieges: „Über uns zerspritzen die Schrapnells – singen die Insekten der Gewehrkugeln“; oder: „der Frühreif friert auf verlassenen Gewehrkolben“; und „Ganz fremd zerschmilzt am Boden eine Leiche im Blut“; ewig existierende Ängste: „Bajonette werden von zittrigen Händen aufgepflanzt“; man unterstreicht die Existenz einer Gruppe von Menschen, die ebenso stabil ist wie der Krieg selbst und den Krieg zu ihrem natürlichen Habitus macht: „Und ein Trupp Verwegener rennt wie Fußballspieler davon“.⁴⁷ Man darf selbst vermuten, dass der Krieg jetzt als eine Form der Vergegenständigung der Natur betrachtet wird. Die Grenze zwischen den Elementen des Kampfplatzes ist sehr fließend, die Kräfte des Krieges vermischen das vorübergehend Lebendige mit dem Getöteten und mit der unbelebten Materie.⁴⁸ Die Kriegsteilnehmer sind sich selbst gegenüber gleichgültig:

⁴⁵ Schaukal, Richard: *Das Element*. In: Zeit-Echo 1, 1914/15, H. 12 (März 1915), S. 169, Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 78.

⁴⁶ Kanehl, Oskar: *Auf dem Marsch*. In: Die Aktion 5 (25.9.1915), Sp. 489f.

⁴⁷ Plagge, Hermann: *Die Schlacht*. In: von Pfemfert, Friedrich (Hrsg.): 1914–16. *Eine Anthologie*, Berlin 1916, S. 96–97.

⁴⁸ Vgl. Ferl Walter: *Abschied im Frühling*. Ebenda, S. 30, wie auch Keller, Julius Talbot: *Die Front*. In: Die Aktion 6 (4.3.1916), Sp. 117. Nach: Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 123. Plötzlich ist die Stimmung aus dem kriegsunwilligen Buch von W. Lamszus, *Das Menschenschlachthaus* aus dem Jahre 1912 wieder da, aber jetzt ist das alles akzeptierte, auf eine düstere Weise faszinierende Wirklichkeit: „Da schläft ein Bein, es ist am Kniegelenk gelöst, noch hängen lang die Sehnen dran. Das trug einst einen Briefträger [...] und ihm zur Seite windet sich aus einem Rumpfe, der den Kopf verlor, die abgerissene Luftröhre so weit hervor, als schnappe sie hier unten noch nach Luft [...]. Und über alles lacht der blonde Kopf des jungen Oberlehrers. Die Schädeldecke ist ihm wie eine Samenkapsel aufgesprungen.“

Niemand singt. Niemand spricht.
 Vor uns keifen Schrappnells.
 Niemand weicht aus.⁴⁹

Man beginnt schon alle Freund und Feind, zu hassen, was weitere Schrecken und Unheil in sich birgt, denn der Soldat ist allein, und zu seinem Freund ist seine Waffe geworden:

Keine Angst.
 Nur Lust.
 Lust am Leben.
 Fernes Leben. [...]
 Unsere Hände kosen das Gewehr. [...]
 Unser liebes Gewehr wächst uns an die Brust. [...]
 Ich hasse alle Menschen.
 Ich liebe das Sterben.⁵⁰

Die Unterschiede in der Lebensauffassung der Dichter sind noch geringer, tief hinter allen Frontlinien schreib der feine Ästhet Karl Kraus: „Berlin, 22.9.1916. Eines unserer U-Boote hat am 17. 9. im Mittelmeer einen vollbesetzten feindlichen Truppentransportdampfer versenkt. Das Schiff sank innerhalb 43 Sekunden“.⁵¹ Ihm antwortet an der Ostfront der Pazifist Walter Hasenclever: „Halte wach den Haß!“⁵² Von der Westfront erschallt unisono die Stimme von Max Barthel:

Die Masken sind uns abgefallen
 Mit Raubtiersprung und scharfen Krallen
 So triumphiert in uns das Tier.⁵³

Nicht weit von diesen Feststellungen entfernt ist die Meinung von Theobald Tiger (Kurt Tucholsky), der in seinem Gedicht *An einen garnisonsdienstfähigen Dichter* alle ‚Kriegsuntüchtigen‘ und ‚Kriegsunwilligen‘ aus den

Lamszus, Wilhelm: *Das Menschenschlachthaus. Bilder vom kommenden Krieg*. Merkel, Johannes und Richter, Dieter (Hrsg.), München 1980, S. 109.

⁴⁹ Köppen, Edlef: *Marsch*. In: von Pfemfert, Friedrich (Hrsg.) 1914–16. *Eine Anthologie*, Berlin 1916, S. 80.

⁵⁰ Heynicke, Kurt: *Keine Angst*. In: Der Sturm 7, 1916/17 (Januar 1917), S. 118. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 131–133.

⁵¹ Kraus, Karl: *Mit der Uhr in der Hand. Eine Widmung*. In: Die Fackel, Nr. 445–453 (18.1.1917), S. 150. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 93.

⁵² Hasenclever, Walter: *1917*. In: Hasenclever, Walter: *Tod und Auferstehung*, Leipzig 1917, S. 16f. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 189.

⁵³ Barthel, Max: *Untergang*. In: Barthel, Max: *Freiheit! Neue Gedichte aus dem Kriege*. Jena 1917, S. 32. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 144.

Reihen der würdigen Menschen ausschließt.⁵⁴ Eine seltsame Welle von alten ‚neuen‘ Ideen kommt, die bekannten Dichter erscheinen unerwarteterweise als Vertreter einer ‚Durchhalteideologie‘. Alfred Döblin behauptet in seinem Essay *Es ist die Zeit* (geschrieben im August 1917): „Der Krieg hat eine Volksgemeinschaft geschaffen, wie die langen Friedensjahre nicht. [...] Rüstung braucht Bürgerinitiative und Kapital, eins kämpft, eins darbt“.⁵⁵ Auf diese Weise kehrt die Literatur in die Vorkriegszeit zurück, ohne sich mit den Kriegserfahrungen auseinanderzusetzen. Max Halbe geht so weit, dass er – eigentlich fast am Ende des Krieges – ein Kriegsmanifest verfasst:

Den gleichen Takt: Ein Volk! Ein Herz! Ein Reich!
 Und einen Fluch dem ruchlos tück'schen Feind!
 Und Hieb und Stoß und Schlag nach rechts und links,
 Nach Ost und West, Nach oben oder unten!
 Und stiege aus dem Abgrund noch ein Feind,
 Wir stampfen in den Abgrund ihn zurück,
 Und wenn die Welt auf uns zusammenbricht,
 Wir zittern nicht! Bei ewigen Gott! Wir nicht!⁵⁶

Trotz aller Berichte, trotz der sichtbaren Katastrophe in jedem Bereich des Lebens, bleibt die Proteststimmung bei den Dichtern unterrepräsentiert. Als Alternative für die Kriegsbegeisterung existiert die gleichgültige Darstellung der Sinnlosigkeit des Geschehens:

Über einen verlassenen Stahlhelm,
 einer Sternwarte durch
 löcherte Kuppel,
 gehen und drehen blödsinnig unbeteiligt
 die Gestirne.⁵⁷

⁵⁴ Vgl. Theobald Tiger: *An einen garnisonsdienstfähigen Dichter*. In: Die Schaubühne 13, 1917, Nr.25 (21.6. 1917), S. 584. Nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 66.

⁵⁵ Döblin, Alfred: *Es ist die Zeit*. In: Döblin, Alfred: *Schriften zur Politik und Gesellschaft*, Graber, Heinz (Hrsg.), Olten, Freiburg/Br. 1972. Zitiert nach: Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 118. Diese antihumane Tendenz bei Döblin bemerkt auch Daniel Fulda in seinem Beitrag, *Das Abmurksen ist gewöhnlich, der Braten ungewöhnlich*. *Döblins kannibalische Anthropologie*. In: *Verschlungene Grenzen: Anthropophagie in Literatur und Kulturwissenschaften*, Keck, Anette (Hrsg.): Tübingen 1999, S. 105–137. Nach: http://books.google.pl/books?id=NIaz0IttVTgC&pg=PA132&lpg=PA132&dq=A.D%3B6bblin+Schriften+zur+Politik+und+Gesellschaft&source=bl&ots=9WVIRvngzs&sig=COZugD0dTJZPC3t3O3Ur3z8w&hl=pl&ei=jkGiSse4OqXWmwOq1YSiAw&sa=X&oi=book_result&ct=result&resnum=1#v=onepage&q=&f=false

⁵⁶ Halbe, Max: *Ein Volk! Ein Herz! Ein Reich!* In: *Verse und Erzählungen*, Gesammelte Werke, Bd. 1, München 1917, S. 25.

⁵⁷ Vagts, Alfred, *Die Granate*. In: Die Aktion 8, 1918 (12. Januar), Sp. 13. Zitiert nach: Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 98. Die Stimmung der Endphase des Krieges findet auf diese Weise Anschluss an die Stimmung des ersten Kriegs-jahres:

„Ich habe Land gerötet,
 Und Meer dazu, wieviel!

Das Wirken der Dichter trägt also auch dazu bei, dass die pazifistische Literatur nach 1918 versagt, wie es George L. Mosse formuliert.⁵⁸ Die wiederbelebte kriegerische Stimmung, die die in politisch gefärbter Form, eher marginal vor dem Krieg präsent war⁵⁹ und die Schlachtstimmung propagiert, eröffnet neue Perspektiven ideologisch bedingter Vernichtung:

Geheiligt ist unser Krieg,
Gesegnet sind unsre Waffen.
Gerecht sind unsere Kugeln.
Rote Soldaten.⁶⁰

Die verantwortungslose Propagierung der Aggression, die bei allen in diesem Kurzbeitrag dargestellten Schriftstellern sichtbar ist, wirkte – gewollt oder nicht – auf die Zeitgenossen und die nächsten Generationen. Die Folgen sind allgemein bekannt.

World War I. The Expressionists perpetrating violence

Abstract

This critical article explores some aspects of the anti-humanitarian and pro-militaristic influence exerted by Expressionists. Therefore, the examples illustrating the crucial point include the selected writings by the most eminent representatives of this particular style of writing. As these controversial aspects are also considered by various dramatists, essayists, playwrights, or poets incarnating Expressionism, their choice is rather eclectic in this nature. Additionally, the article focuses on an in-depth analysis of the detrimental effects produced by the literary masterpieces either promoting or condemning certain patterns of behavior which tend to be displayed prior to and/or in the course of war years.

Ich habe Menschen getötet,
Und weiß kein Ziel.

– Ehrenstein, Albert: *Der Held schreit*. In: *Zeit-Echo* 1, 1914/15 (Februar 1915), H. 10, S. 138. Anz, Thomas und Vogl, Joseph (Hrsg.): *Krieg. Die Dichter und der Krieg – Deutsche Lyrik 1914–1918*, München–Wien 1982, S. 110.

⁵⁸ Vgl. Mosse, George L.: *Über Kriegserinnerung und Kriegsbegeisterung*, S. 30. In: van der Linden, Marcel und Mergner, Gottfried (Hrsg.): „Beiträge zur Politischen Wissenschaft“, Bd. 61, *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung*, Berlin 1991, S. 22–53.

⁵⁹ „Nicht zählen wir den Feind,

Nicht die Gefahren all’
Marsch, marsch, und wär’s zum Tod,
Denn uns’re Fahn’ ist rot.“

– *Arbeiter-Marseillaise* von Jakob Andorf. In: *Arbeiter-Lieder Buch für den Massen-Gesang*, Dortmund 1910. Zitiert nach: Jürgen Rojahn: *Arbeiterbewegung und Kriegsbegeisterung. Die deutsche Sozialdemokratie 1870–1914*. S. 60. Veröffentlicht in: van der Linden, Marcel und Mergner, Gottfried (Hrsg.): „Beiträge zur Politischen Wissenschaft“, Bd. 61, *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung*, Berlin 1991, S. 54–69.

⁶⁰ Kanehl, Oskar und Leonhard, Rudolf: *Rote Soldaten*, S. 32. In: Kanehl, Oskar: *Steh auf, Prolet!* erw. Aufl., Berlin 1922. Zitiert nach: Korte, Hermann: *Der Krieg in der Lyrik des Expressionismus*, Bonn 1981, S. 221.

**Lirycy ekspresjonizmu o pierwszej wojnie światowej. Propagowanie
przemocy**
Streszczenie

Przedstawiony artykuł omawia niektóre aspekty antyhumanitarnego, promilitarystycznego oddziaływania twórczości literackiej. Jako przykładem posłużono się głównie twórczością ekspresjonistów, siłą rzeczy tylko wrywkowo zaznaczając podobne lub identyczne trendy u przedstawicieli innych kierunków literackich. W rozprawce podnosi się tezę o odpowiedzialności pisarza za nawoływanie do określonych zachowań lub pochwalanie jednych i potępienie innych sposobów działania przed oraz w trakcie działań wojennych.

Damian Woś

Räuber oder Rebell? Zur Revolte des Protagonisten in Schillers „Die Räuber“ aus einer psychologisch – philosophischen Perspektive

Am 10. November vergangenen Jahres wurde der 250. Geburtstag Friedrich Schillers gefeiert. Dieses Jubiläum veranlasst uns zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem literarischen Werk eines der größten deutschen Dichter und Dramatiker. Schillers Erstlingsdrama „Die Räuber“ hat zwar im Laufe der Zeit eine recht intensive und vielfältige Forschung erfahren; es stellt aber immer noch dank seiner enormen dramatischen Wirkungskraft eine Herausforderung für zahlreiche, sowohl erfahrene als auch angehende, Literaturforscher dar.

Sowohl die philosophischen als auch die psychologischen Aspekte des Dramas werden von vielen Interpreten in ihren Werkanalysen aufgegriffen, doch werden besonders diese Letzteren relativ selten unter Berücksichtigung der psychologischen Fachliteratur erörtert. Die philosophischen Aspekte werden dagegen häufiger mit dem Gedankengut bedeutender Denker und Vertreter verschiedener philosophischer Strömungen konfrontiert. Auffallend dabei ist u.a. die fehlende Bezugnahme auf das Werk von Albert Camus „Der Mensch in der Revolte“, das – nach unserem Ermessen – für eine eingehende Interpretation von Schillers Drama von ausschlaggebender Bedeutung sein müsste.

Aus all diesen Gründen wollen wir auch in unserem Beitrag ein neues Licht auf eines der erfolgreichsten Dramen Schillers werfen, indem wir es in erster Linie aus einer psychologisch-philosophischen Perspektive beleuchten.

Bereits mit dem Titel des 1781 erschienenen Dramas werden seine Haupthelden stigmatisiert. Obwohl der Räuberbegriff nicht immer eindeutig aufgefasst wird, haften ihm meistens negative Assoziationen an. Wir wollen hier jedoch nicht erörtern, inwiefern dieser Begriff in Bezug auf die ganze Gruppe angemessen ist, wir möchten aber versuchen festzustellen, inwiefern er auf den Protagonisten zutrifft und ob er mit dessen ambivalenten Charakter zu vereinbaren ist.

Dem Räuberischen wohnt immer eine Revolte inne, die durch Gewaltausübung verwirklicht wird. Was das Ziel jeder Revolte ist, hängt von dem jeweiligen Rebell ab: Sei es Herstellung von neuen (gerechten) Zuständen,

Verteidigung von Unterdrückten, Machtübernahme, Verteidigung von eigenen Rechten oder der beeinträchtigten Ehre, Erbeutung materieller Güter oder andere. Die Zielsetzung, die Intentionen haben nur eine Bedeutung, wenn man eine Revolte als moralisch begründet oder verwerflich halten will. Dabei sollte man nicht vergessen, dass die Mittel, deren sich ein Rebell bedienen kann, auch einem Urteil im ethischen Sinne unterliegen.

So könnte man vereinfachend sagen, dass wir unter dem Räuber einen Rebellen verstehen, der seine ursprünglich positiven (für sich oder für andere) und moralisch begründeten Absichten, seine ideologische Zielsetzung aus den Augen verliert und dessen Revolte in Gewalt, Plünderung und Gelderbeutung, also ins pure Banditentum, ins Räuberische ausartet.

Auf Grund des oben Festgestellten ließe sich die Vermutung formulieren, dass jeder Rebell, der sich gegen eine Macht auflehnt, eine ambivalente Einstellung zu seinen Taten und zu sich selbst erwerben muss, weil seine Pläne, die zu verwirklichen sind, ständig auf ihre moralische Begründung überprüft werden müssen; kurzum: die Ziele sollten die angewandten Mittel legitimieren.

Das Ambivalente kennzeichnet den Rebellen, es macht sein Wesen aus, wird zu einem integralen Bestandteil seines Ichs, sobald er den Weg der Auflehnung eingeschlagen hat, was auch bei unserem Helden Karl Moor der Fall ist. Seinem inneren Zwiespalt, seinem widerspruchsvollen Wesen, seiner widersprüchlichen Einstellung zu seinem selbst und der Welt, seinen konträren Gefühlen wollen wir in diesem Beitrag unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Nimmt man den Protagonisten unter die Lupe, dann fällt es auf, dass er auch nicht so leicht einzustufen ist, wie der Autor es im Titel getan hat, wodurch er so einfach seinen Helden als Räuber abgestempelt hat. Wir haben es schon zwar gewagt, eine einfache Trennungslinie zwischen Räuber und Rebell zu ziehen, obwohl wir uns darüber im Klaren sind, dass der Begriff „Räuber“ in manchen Kreisen, z.B. in volkstümlicher Auffassung, einen einigermassen positiven Beigeschmack haben konnte. Der Autor selbst hatte auch keine klare Einstellung zu seinem Helden, was er im Vorwort zu seinem erfolgreichsten Drama zum Ausdruck bringt.¹

Im Laufe unserer Auseinandersetzung mit Karl Moor ist uns klar geworden, dass sein Wesen zwischen diesen zwei Begriffen schwankt, wobei er vom Rebellen ausgeht, dann sein räuberisches Handwerk führt, um zum Schluss wieder als Rebell seinem Leben ein Ende zu setzen.

¹ Vgl. dazu die folgende Aussage von Schiller: „Die Räuber – Gemälde einer verirrtten großen Seele – ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben – verloren – zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefe der Verzweiflung – doch erhaben und ehrwürdig, groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. – Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.“ Schiller, Friedrich: *Der Verfasser an das Publikum*. In: *Friedrich Schiller. Werke und Briefe in zwölf Bänden*. Bd. 2, hrsg. von Gerhard Kluge. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt/M. 1988, S. 178.

Nach dieser groben Aufspaltung von Rebell und Räuber sollte man genauer den Ersteren definieren, denn er ist für Karl und unsere Analyse von ausschlaggebender Bedeutung. Aus der philosophischen Perspektive ist der Rebell „ein Mensch, der nein sagt“.² Dieses Nein resultiert aus dem eingeschränkten Durchhaltevermögen des Betroffenen. Es gibt gewisse Grenzen, die nicht überschritten werden können. Dieses Nein bestätigt das Bestehen einer Grenze, die die Werte bestimmt, die er schützen will und mit denen er sich identifizieren kann.³

Karls Revolte hat ihren Ursprung in einer extremen Situation, die er nur einigermaßen verschuldet hat, und ist egoistisch bedingt. Eine plausible psychologische Erklärung für Karls Entschluss, Räuberhauptmann zu werden, liefert uns Bruno Bettelheim:

„Wir befinden uns in einer Extremsituation, wenn wir in eine Lage hineinkatapultiert werden, in der unsere alten Anpassungsmechanismen und Wertvorstellungen nicht mehr helfen, ja wo sogar einige von ihnen unser Leben gefährden, anstatt es wie früher zu schützen. In dieser Situation werden wir unseres ganzen Abwehrsystems beraubt, und wir werden so weit zurückgeworfen, dass wir – der Situation gemäss – neue Einstellungen, neue Lebensweisen und Weltvorstellungen entwickeln müssen“.⁴

Als Karl die fingierte Nachricht über seine angebliche Verstoßung und Enterbung bekommt, gerät er in Verzweiflung und in diesem Zustand, allen moralischen Haltes baren, will er sich beinahe in den Tod stürzen. Den Vorschlag, Hauptmann einer Mordbrennerbande zu werden, nimmt er vorbehaltlos an, was in den folgenden Worten seinen Niederschlag findet:

„Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod soll mich vergessen lehren, dass mir jemals etwas teuer war“ (S. 45).⁵

Aus seiner bisherigen Daseinssicherheit gerissen, stürzt er sich in den Strudel von Ereignissen, nach einer seelischen Katastrophenerfahrung nimmt er eine Lösung in Kauf, die ihn nur in den sicheren Tod treiben kann. Diese am Anfang noch nihilistische Entscheidung ist aus einer psychologischen Perspektive völlig verständlich, weil er direkt nach Schockerfahrung noch

² Camus, Albert: *Der Mensch in der Revolte*. Hamburg 2001, S. 21.

³ Camus erklärt es folgendermaßen: „Dieselbe Vorstellung einer Grenze findet man in dem Gefühl des Revoltierenden, dass der andere <übertreibe>, dass er sein recht über eine Grenze erstrecke, jenseits welcher ein anderes Recht ihm entgegentritt und es beschränkt. So ruht die Bewegung der Revolte zur gleichen Zeit auf der kategorischen Zurückweisung eines unerträglich empfundenen Eindringens wie auf der dunklen Gewissheit eines guten Rechts, oder genauer auf dem Eindruck des Revoltierenden, <ein Recht zu haben auf...>“. Ebenda, S. 21.

⁴ Bettelheim, Bruno: *Erziehung zum Überleben. Zur Psychologie der Extremsituationen*. München 1992. S. 20.

⁵ Zitiert wird nach: Schiller, Friedrich: *Die Räuber*. In: *Friedrich Schiller. Werke und Briefe in zwölf Bänden*. Band 2, hrsg. von Gerhard Kluge. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1988.

über keine neu entwickelten Abwehrmechanismen verfügt, und die alten, auf die er sich noch bis vor kurzem gestützt hat, sind samt seinen bisherigen Glaubensüberzeugungen zusammengebrochen. So hat diese Erfahrung weitgehend seine Persönlichkeit desintegriert.⁶

Zu diesem Zeitpunkt ähnelt er viel mehr einem typischen Räuber als einem Rebellen, aber die neue Rolle, die er nun annimmt, die als Racheakt an seinem Vater und seiner Familie für das ihm zugefügte Unrecht⁷ zu verstehen ist, wird sofort aufgegeben, als er sich von dem Schock erholt und seine neue Situation rationell aufzuarbeiten versucht. So gerät er in Konflikt mit seinem Über-Ich, das als Überreste des realen Erlebnisses des Vaters im Kind (oder als Gewissen) bezeichnet werden kann.⁸ Während der Identitätskrise, die man in der Übergangsphase von Kindheit zum Erwachsensein durchmacht, wird ein Verhaltensrepertoire angeeignet, das einerseits durch eine Folge von Identifikationen, andererseits durch „aus dem eigenen Innern andrängende Impulswelt“⁹ bestimmt wird. „Identifikationsangebote sind Schicksal, und zwar gesellschaftliches, und veränderliches und – veränderbares;“¹⁰ – so schlüpft Karl in die Rolle des Rebellen. Da er nicht mehr im Stande ist, sich mit seinem Vater zu identifizieren, stillt er seinen Identifikationshunger eben auf diese Weise. Sein Vater dient als Anti-Vorbild, das nun zu bekämpfen ist. Seine Revolte richtet sich gegen die Vaterwelt, die momentan die Herrscherwelt verkörpert, die von dem einfachen Volk lediglich mit Ausbeutung und Unterdrückung in Verbindung gebracht wird. Da er in der neuen Situation mit einem sozialen Abstieg rechnen muss, (obwohl sein Dasein bisher in einer anderen Bevölkerungsschicht verankert war) findet er rasch neue Identifikationsmöglichkeiten, eine Verständigungsebene mit einer neuen Gesellschaftsgruppe – dem Volk, dessen Verteidiger und Rächer er wird.

So eröffnet sich vor unserem Helden ein Spektrum von Möglichkeiten für seine Selbstverwirklichung.

„Siehe, da fällt's, wie der Star von meinen Augen! was für ein Tor ich war, dass ich ins Käficht zurückwollte! Mein Geist dürstet nach Taten, mein Atem nach Freiheit, – Mörder, Räuber! – mit diesem Wort war das Gesetz unter meine Füße gerollt – Menschen haben Menschen vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte, weg dann von mir Sympathie und menschliche Schonung! [...] Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugsames Fatum! Jeden ereilt endlich sein Tag, es sei auf dem weichen Kissen von Flaum, oder auf offenem Galgen und Rad! Eins davon ist unser Schicksal!“ (S. 46).

⁶ Vgl. Bettelheim, ebenda, S. 19.

⁷ Vgl. dazu Weissteins Beitrag: „Karl decides to become a robber only after everything he looked forward to seems lost. His decision is a transitory, emotional response evoked by wounded feelings and keen disappointment.“ In: Weisstein, Ulrich: *Twaynes World Authors Series. Germany. Friedrich Schiller. Boston 1981, S. 74.*

⁸ Vgl. Mitscherlich, Alexander: *Das Ich und die Vielen. München 1978, S. 86.*

⁹ Ebenda, S. 82.

¹⁰ Ebenda.

Durch diese Deklaration wird Karl zum Rebellen erhoben, sein Tatendrang mündet in die Gewalt, die durch die ideologische Zielsetzung veredelt werden soll. Mitten im Volk, im Gewand des Rebellen, erwirbt der Protagonist einen neuen ontologischen Status, den er leider nicht bruchlos durchzuhalten vermag. Auch im Bereich der Axiologie erhält seine Welt neue Dimensionen: Seine Rebellion kann als berechtigt gelten, weil er von einer ichbezogenen Revolte ausgehend zur Bekämpfung eines kollektiven Unrechts übergeht und auch im Namen anderer Menschen revoltiert, die zwar nicht immer das Bewusstsein ihrer Rechte besitzen, womit er sagen möchte: „Ich empöre mich, also sind wir“.¹¹

Den Schritt in die axiologische Independenz wagt er, nachdem seine bisherigen Glaubensüberzeugungen zerstört worden sind; dieser Verlust der Sachbezogenheit fördert eine Rationalisierung im psychologischen Sinne, die seine Entscheidungen moralisch legitimieren würde. Aus diesem Grunde schmiedet er eine Philosophie aus dem, was er sich nun zum Ziel setzen will. Der Protagonist entdeckt neue Werte, mit denen er sich identifizieren kann, für die er sein Leben aufs Spiel setzen kann, womit er sich von dem nihilistischen Gepräge seiner ursprünglichen Entscheidung befreien kann, indem er auch einen besonderen Sinn seinem räuberischen Gewerbe¹² verleiht. Mit diesem Akt reduziert er auch seine kognitive Dissonanz, die durch die Diskrepanz zwischen seinem Selbstbildnis und seinen Taten hervorgerufen wurde.¹³

Eingangs unseres Beitrags haben wir auf den widersprüchlichen Charakter des Protagonisten hingewiesen. Ihm wohnt eine innere Spannung inne, die auf seine ambivalente Einstellung zu sich selbst und seiner Umwelt zurückzuführen ist. Karls Revolte richtet sich gegen eine Bevölkerungsschicht, der er selbst entstammt; so muss er die Stirn einem Problem bieten, das psychologisch nicht so einfach zu bewältigen ist:

¹¹ Camus, ebenda, S. 31.

¹² In dem Gespräch mit dem Pater sagt der Protagonist: „Sag ihnen, mein Handwerk ist Wiedervergeltung, Rache ist mein Gewerbe“. S. 88.

¹³ Diesen Mechanismus hat ausführlich der amerikanische Sozialpsychologe Eliot Aronson beschrieben. In seiner Analyse geht Aronson davon aus, dass wir in unserer Selbsteinschätzung immer dazu neigen, ein möglichst positives Bild von uns selbst zu entwerfen. Sobald wir etwas Böses tun, geraten wir in einen Konflikt mit unserem (oft sehr idealisierten) Selbstbildnis. Unsere hohe Meinung von uns selbst: „Ich bin ein anständiger und vernünftiger Mensch“ steht im krassen Widerspruch zum wirklichen Tatbestand: „Ich habe einem Menschen Unrecht zugefügt“. Um diese Dissonanz zu reduzieren, schreiben wir unserem Opfer negative Eigenschaften zu. Durch dieses Verfahren wird es von uns immer negativer empfunden, aus ihm wird in unserer Vorstellung ein einfacher Bösewicht gemacht, der sein Schicksal, d. h. das ihm zugefügte Unrecht, verdient hat. Auf diese Weise glauben wir unsere böse Tat gerechtfertigt zu haben. Je positiver unser Selbstbildnis, desto leichter fällt es uns, andere Menschen ins falsche Licht zu rücken.

Bei unserem Helden werden seine Taten durch ihre angebliche Notwendigkeit erklärt, sie werden im Namen höherer Ziele, im gewissen Sinne pro publico bono begangen und sollten deshalb nach seinem Ermessen als ein notwendiges Übel von allen Opfern hingenommen werden. Mehr zum obigen psychologischen Mechanismus in Aronsons *Człowiek istota społeczna (Der Mensch – ein soziales Wesen)* im Kapitel *Uzasadnianie okrucieństwa (Rechtfertigung der Grausamkeit)*. Warszawa 2001, S. 207–213.

„Der Bandit (in unserer Auffassung ist er als Räuber zu verstehen) war sich seiner Herkunft aus einer verachteten und verfolgten Bevölkerungsschicht bewusst und begründete teilweise auch aus diesem Bewusstsein heraus seine illegalen Aktionen. [...] Der Bandit verstand sich eindeutig als Repräsentant des fahrenden Volks und leitete aus den Verfolgungen, denen diese Gruppe ausgesetzt war, das Recht zum Raub und Diebstahl als spezifischer Form des Widerstandes gegen den Staat und die herrschenden sozialen Bedingungen ab. Er sah sich in einem Kampf, der in seinen Augen berechtigt, also rechtmäßig war und verstand sich offenbar als Rebell gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse, die nur ihn selbst und seine gesamte Bevölkerungsschicht permanent unterdrückten. [...] Der Bandit mochte sich häufig also durchaus als Teil einer unterrepräsentierten Minderheit sehen und konnte aus dieser Einschätzung heraus sein Leben und Handeln wenigstens im Ansatz ‚theoretisch‘ begründen“.¹⁴

An diesem Punkt wird Karls Zwiespalt besonders deutlich: Als Rebell wird er gezwungen, Hassgefühle gegen seine Familie und seine eigene Bevölkerungsschicht zu hegen, was dann zum Selbsthass, im weiteren Sinne zur Selbstverachtung führen kann (was später auch eintritt); im Gegensatz zum Protagonisten ist „dem Banditen“, also dem reinen Räuber, der Herrscherhass beinahe „angeboren“. Die neue Situation von Karl ist der des Banditen nicht ganz unähnlich, die beiden weisen zwar nicht so viele Affinitäten auf, jedoch lassen sich hier einige Parallelen ziehen: Was sie verbindet, ist das Unrecht, das sie am eigenen Leibe erfahren haben, sowie der Zweifel „an der Substanz der bürgerlichen Gesetze“.¹⁵ Im Laufe der Zeit durchdringen sich gegenseitig die Welten, die das Rebellische von dem Räuberischen abgrenzen, was sich am Beispiel des Haupthelden besonders deutlich macht.

Dass Karl und sein Wesen sowie seine Handlungsweise sich nicht so einfach auf einen von diesen beiden Polen fixieren lassen, liegt eben an seiner ambivalenten Ich- und Weltauffassung. Signifikant für Karl Moor ist die Aufspaltung seiner Persönlichkeit in ein persönliches und ein soziales Ich. Je nach der Perspektive, die er jeweils für seine Selbsteinschätzung annimmt, ist das Urteil ganz unterschiedlich: Immer wenn die idealisierte Amalia, sein Vater oder die Schönheit der Welt, der Natur (die hier stellvertretend für Gott und die christliche Moral stehen) als Beziehungspunkte für sein Verhalten angewendet werden, fällt der labile Räuberhauptmann sehr negativ aus: „Wie herrlich die Sonne dort untergeht! [...] und ich so hässlich auf dieser wunderschönen Welt – und ich so ein Ungeheuer auf dieser herrlichen Erde“ (S. 98).

In der Konfrontation mit den Räubern scheint Karl hingegen ein sehr edler Mensch zu sein. Razmann drückt sich über ihn äußerst positiv aus:

„Sans Spas! und sie schämen sich nicht, unter ihm zu dienen. Er mordet nicht um des Raubes willen wie wir – nach dem Geld schien er nicht mehr zu fragen,

¹⁴ Küther, Carsten: *Räuber und Gauner in Deutschland*. Göttingen 1976, S. 99 und 105.

¹⁵ Alt, Peter-Andre: *Schiller: Leben – Werk – Zeit*. München 2000, S. 295.

sobald er's vollauf haben konnte, und selbst sein Drittel an der Beute, das ihn von Rechts wegen trifft, verschenkt er an Waisenkinder oder läßt damit arme Junge von Hoffnung studieren“ (S. 81).

Das ist der Punkt im Bereich seiner moralisch – philosophischen Verfassung, in dem er sich wesentlich von seiner Bande unterscheidet. So können seine Rebellion und sein Räubergewerbe nicht auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden, obwohl die beiden Bereiche in einer Wechselbeziehung stehen, die von dauerhaftem Charakter ist.

Auch in seinen Augen versucht er immer ein positives Bild von sich zu entwerfen und eine Begründung für seine Missetaten zu finden. Nach Rollers Befreiung, die mehr als 80 Opfer gefordert hat, gerät Karl kurz in Verzweiflung. („Roller, du bist teuer bezahlt“, S. 81), um kurz danach in einen frevelhaften Übermut der göttlichen Macht gegenüber zu verfallen:

„Höre sie nicht, Rächer im Himmel! Was kann ich dafür? Was kannst du dafür, wenn deine Pestilenz, wenn deine Teurung, deine Wasserfluten den Gerechten mit dem Bösewicht auffressen? Wer kann der Flamme befehlen, dass sie auch nicht über die gesegneten Saaten wüte, wenn sie das Genist der Hornissel zerstören soll?“ (S. 82)

Noch im vierten Akt, nach mehrmaligen Schuldbekennnissen unternimmt er immer einen Versuch, sich und seine Bande von jeder Verantwortung freizusprechen, wovon die folgende Aussage zeugen kann:

„Ja! und bei allen schrecklichen Seufzern derer, die jemals durch eure Dolche starben, derer, die meine Flamme fraß und mein fallender Turm zermalmte, – eh soll kein Gedanke von Mord oder Raub Platz finden in euer Brust, bis euer aller Kleider von des Verruchten Blute scharlachrot gezeichnet sind – das hat euch wohl niemals geträumet, das ihr der Arm höherer Majestäten seid? [...] Betet an vor dem, der euch hieher geführt, der euch gewürdigt hat, die schreckliche Engel seines finstern Gerichtes zu sein! Entblößet eure Häupter! Kniet in den Staub, und stehet geheiligt auf“ (S. 137)

Diese Aussage macht ihn zum Gotteslästerer, wodurch seine Revolte in diesem Fall auch eine metaphysische Dimension erhält.¹⁶

Das Problem der Selbsteinschätzung wird auch besonders bei der Konfrontation mit Kosinsky deutlich, der als Karls ehemaliges alter ego gelten kann, der ihm in vieler Hinsicht, noch bevor Karl Räuber wurde, ähnelte. Die Warnung des Hauptmanns, die er an Kosinsky richtet: „Besinne dich recht, mein Sohn! [...] Denk, ich rate dir als ein Vater – lern erst die Tiefe des Abgrunds, ehe du hineinspringst“ (S. 103), zeigt Karls eindeutig negative Einstellung zu seiner Bande, obwohl er nichts unternehmen kann, um sie zu verlassen, um sich von ihr loszureißen.

¹⁶ Vgl. Camus, ebenda S.35ff.

Die Diskrepanz zwischen Karls idealer Weltordnung und ihm selbst, seinen edlen Zielen und deren Durchführung, die im moralischen Sinne viel zu wünschen übrig lässt, wird immer deutlicher; Karls Gewissenskonflikt kann nicht durch seinen Tatendrang verdrängt werden, unser Held wird immer häufiger hin- und hergerissen zwischen düsterer, melancholischer Grübeleien und unüberlegtem Handeln, dessen Folgen weder vorauszusehen noch zu beheben sind, die sich später auch psychologisch nicht verarbeiten lassen. Schillers Held steckt weiterhin in diesem Zustand moralischen Zerwürfnisses, obwohl er längst sein Räubersein „als kriminellen Irrtum“¹⁷ erkennen muss. Aus dem Bewusstsein um die Verantwortung, die er für sich selbst und seine Bande zu tragen hat, resultiert seine Entscheidungsimpotenz. Da er die Bürde der Vergangenheit von sich nicht abzuschütteln vermag, sieht er keine Alternativen; die Negation seiner selbst gibt ihm keine Chance für einen Neuanfang. Er braucht einen Anreiz von außen, den ihm Kosinsky liefert. Sein Erscheinen ist ein Wendepunkt für die Handlung des Dramas: Karl wird aus seiner Entscheidungsfaulheit herausgerissen und geht im übertragenen Sinne seinen vor kurzem geäußerten Wünschen nach: „Dass ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib!“ (S. 98) und „Wär ichs – wär ich’s (ein Kind) wieder“ (S. 98). Im Anflug von Sehnsucht und Naivität glaubt er kurz, durch die Rückkehr auf das familiäre Schloss wieder so werden zu können, wie er einst war. Seine Kindheit wird in seinem Bewusstsein mit einem behaglichen Zustand von Schuldlosigkeit gleichgesetzt, den er jetzt in seinem Räuberleben so sehr vermisst. („Es war eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergessen hatte“, S. 98). Im Schosse der Familie wird seine moralische Misere nochmals deutlich, was diesmal zu radikalen und endgültigen Entscheidungen führt. Karl tötet seine Geliebte Amalia, was man in zweifacher Weise erklären kann: Einerseits fühlt er sich mit seiner Bande durch einen Treueschwur verbunden, andererseits verkörpert Amalia alles Schöne und Unschuldige, was ein idyllisches Weiterleben mit ihm, einem „Ungeheuer“ ausschließt.

Halten wir fest am Festgestellten: Durch die Intrige seines Bruders wird der Räuber auf eine Probe gestellt, die er erst nach einem langen Ringen mit seinem Schicksal bestehen kann. Wir geben zu: Er handelt ursprünglich aus persönlichem Rachegefühl, dann nimmt seine Revolte einen kollektiven Charakter an. Das Opfer der Ausbeuter identifiziert sich einfach mit den Ausgebeuteten, wobei er die Rolle des Rebellen mit dem Part eines Verbrechers ständig verwechselt; so wird er oft in die Reihe von jenen Helden gestellt, die als „tragische Figuren bürgerlicher Emanzipation“ bezeichnet werden.¹⁸

Dem edlen Räuber gelingt es jedoch, sich mit seiner letzten Entscheidung als ein wahrer Rebell zu bewähren. So ist er nach unserem Ermessen nicht nur als Opfer des herrschenden Systems zu betrachten, sondern auch als

¹⁷ Hinderer, Walter: *Die Räuber*. In: *Interpretationen. Schillers Dramen*. Hrsg. von Walter Hinderer. Stuttgart 1992, S. 19.

¹⁸ Scherpe, R. Klaus: *Friedrich Schiller: Die Räuber*. In: *Dramen des Sturm und Drang*. (Keine Herausgeberangabe). Stuttgart 1997, S. 210.

derjenige, der durch seine Revolte andere Opfer über ihre Rechte aufgeklärt hat, was in ihrem Bewusstsein eine dauerhafte Spur hinterlassen hat. Durch seinen letzten Entschluss, sich der Justiz zu stellen, um einem armen Tagelöhner zur Belohnung zu verhelfen, gibt er die aktive, militärische Revolte zugunsten einer utilitaristischen auf. Durch die Solidarität mit denjenigen, in deren Namen er das Schwert gezückt hat, für die er sein Leben aufgeopfert hat, erwirbt er eine neue Identität und besiegelt damit seine neue, angesichts des Todes endgültige Stellung in der Gesellschaft. Er wird Rebell, der jeglicher Gewalt abgeschworen hat.

Auf den ersten Blick mag seine Entscheidung aus Resignation und Verzweiflung resultieren, dass er wieder in Nihilismus verfallen ist; bei genauem Hinsehen fällt es auf, dass unser Rebell in der neuen Situation, obwohl seine Lage nicht beneidenswert ist und ihm nicht so viele konstruktive Alternativen angeboten werden können, aktiv bleibt und immer noch bereit ist, etwas Positives zu leisten, anstatt seinem verirrtten Leben ein Ende zu setzen. Manche Forscher betrachten Karls Verzicht auf Gewaltausübung und seine Bereitschaft, seine Sünden durch den Tod abzubüßen, als eine Art moralischer Läuterung durch Selbstbestrafung. Bei Weisstein heißt es:

„We can say that Karl surrenders to the authorities because remorse and guilt have made existence unendurable for him. He knows that the only way to gain the peace of mind is to punish himself for his crimes. When he chooses to endure the punishment prescribed by law, he not only expiates the crimes but he also purifies himself. Self-punishment becomes his means of redemption”.¹⁹

Im Sinne des puren Utilitarismus lässt sich nicht eindeutig feststellen, ob überhaupt oder inwiefern sich sein Leben als nützlich oder schädlich erweisen kann, was sowieso nicht unsere Absicht war. Viel wichtiger ist, dass Karl Moor, obwohl in die Enge getrieben, von ambivalenten Gefühlen hin- und hergerissen, uns doch letzten Endes eine klare und eindeutige Botschaft vermittelt: Seine Revolte wird im letzten Akt des Dramas gar nicht aufgegeben und Karls freiwilliger Tod soll nicht als Ausdruck seiner Verzweiflung und Niederlage bewertet werden.²⁰ Wir sind eher geneigt zu behaupten – ähnlich wie Helmut Fuhrmann²¹ es in seinem Beitrag tut – dass seine letzte Entscheidung nicht als Zurücknahme der Revolte zu verstehen ist, sondern den

¹⁹ Weisstein, ebenda, S. 75.

²⁰ Vgl. dazu die folgende Passage aus Paulius Stelingis' Beitrag: „Los Bandidos, la juvenil obra de Friedrich Schiller, que encarna una ardiente rebelión contra la sujeción tiránica, es, a la vez, una muestra del idealismo alemán, que acepta la lucha del hombre contra el destino. Aunque el hombre parece, sucumbiendo ante las fuerzas del destino, no siempre su muerte significa la derrota. La muerte puede ser también el mayor testigo de su victoria final.” (Stelings, Paul: *La idea de libertad en la obra dramática de Schiller*. Univesidad de Chile, ohne Jahresangabe, S. 84).

²¹ Vgl. Fuhrmann, Helmut: *Zur poetischen und philosophischen Anthropologie Schillers*. Würzburg 2001, S. 71.

Verzicht auf die Mittel bedeutet, die er bisher im guten Glauben für die Verwirklichung seiner Utopie benutzt hat.

**Robber or rebel? On the revolt of the protagonist in F. Schiller's
The Robbers considered from the psychological
and philosophical viewpoint**

Abstract

The present work constitutes an attempt to answer the question to what extent the protagonist of Schiller's play may be considered, on the one hand, as a rebel in the sense given to the term by Albert Camus in his capacity of the author of *The Rebel* (*L'Homme revolte*), and on the other – as a robber, as defined by the playwright himself.

Karl Moor's repertoire of behavioural reactions has been subjected to analysis grounded in the achievements of modern social psychology in general, and in the work of such psychologists as Bruno Bettelheim, Eliot Aronson or Alexander Mitscherlich in particular.

The starting point for these considerations is to be found in the above-mentioned landmark work of Albert Camus.

Key words: robber, rebel, rebellion, revolt, protest, Schiller, Camus,

**Zbójca czy rebeliant? O rewolcie protagonisty w „Zbójcach” F. Schillera
z psychologiczno-filozoficznej perspektywy**

Streszczenie

W niniejszym artykule podjęto próbę odpowiedzi na pytanie, w jakim stopniu bohater dramatu Schillera może być uznany za rebelianta, rozumianego jako camusowskiego buntownika, a na ile odpowiada on definicji zbrojcy zasugerowanej przez samego autora w tytule utworu.

Kompleksowej analizie poddano również repertuar zachowań Karla Moora, w kontekście osiągnięć współczesnej psychologii społecznej, ze szczególnym uwzględnieniem prac takich psychologów jak Bruno Bettelheim, Eliot Aronson czy Alexander Mitscherlich. Punkt wyjścia dla rozważań filozoficznych stanowi dzieło Alberta Camusa „Człowiek zbuntowany”.

Aleksandra Wrona

*Es war wie ein Urknall...*¹ – der Erfolg des „Teatr Kreatur“ vor dem Hintergrund der Berliner Szene in den 90er Jahren

Das Phänomen des „Teatr Kreatur“ soll hier in seiner besonderen geschichtlichen Situierung erfasst werden. Die berühmte, den Erfolg des Theaters begründende Uraufführung von „Die Zimtläden“, Andrej Worons² Theatererstling, wurde am 23. März 1990, knapp fünf Monate nach dem Berliner Mauerfall auf die Bühne gebracht. Die Wiedervereinigung beider Stadtteile brachte damals relevante Veränderungen in der Theaterlandschaft mit sich. Zwar regte schon eine Ost-West-Migration der bedeutenden Künstler in den siebziger Jahren³ eine erste Theaterfusion zwischen Ost und West an, der völlige Umwandlungsprozess vollzog sich jedoch erst nach der „Wende“. Demzufolge widmeten sich die ehemaligen DDR-Theater dem bisher verbotenen westlichen Repertoire und die westdeutschen Bühnen den Aufführungen aus Mittel- und Osteuropa.⁴ Außer der veränderten Spielplangestaltung ergab sich aus der Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990 auch eine andere Konsequenz: Es müsste eine neue gemeinsame Kulturpolitik vereinbart werden. Laut des Kulturartikels des Einigungsvertrags der beiden deutschen Regierungen vom 31. August 1990 gingen die in der DDR bisher zentral geleiteten kulturellen Einrichtungen *in die Trägerschaft der Länder oder der Kommunen*⁵ über. Das Land Berlin bedurfte jedoch in diesem Zusammenhang einer besonderen Mitfinanzierung durch den Bund.

¹ Schaper, Rüdiger: „Rückkehr der Mannequins“, *Tagesspiegel*, 30.10.2008.

² Andrej Woron ist der vom Namen Andrzej Woroniec abgeleitete Künstlername, der auf die russischen Wurzeln des Künstlers hindeuten soll. [Vgl. Schaper, Rüdiger: „Mehr Form – weniger Inhalt“, in: *tip* 14/90, S.94.

³ Hier wird sowohl die Auswanderung der Künstler aus der DDR, wie auch die Emigration aus den anderen Ostblockländern (z.B. Henryk Baranowski) gemeint. Vgl. auch: Bayerdörfer, Hans-Peter: „Niemiecki Teatr w latach zjednoczenia 1989–1992“, in: *Dialog. Miesięcznik poświęcony dramaturgii współczesnej*, Jg. XXXIX, Nr. 3(450), S. 88.

⁴ Rühle, Günther: „Die neue Gemeinsamkeit. Über das Theater in Deutschland“, in: *Theater der Zeit*, 01/1991, S. 67.

⁵ Dieckmann, Friedrich: „Von der Volksbühnenbewegung zum Subventionstheater. Berliner Theaterverhältnisse“, in: *Theater der Zeit*, 8/1991, S. 4.

Diese Ausnahmesituation lag in der achtundzwanzigjährigen Stadttrennung, unter der sich in beiden Stadtteilen zwei völlig autonome Theatergewebe herausgebildet hatten. Die Zahl der etablierten Theater nach der Vereinigung überstieg allerdings die Möglichkeiten des Berliner Budgets, alle Theaterausgaben zu decken. Man wurde mit den Fragen konfrontiert: *Hat Berlin nach seiner Vereinigung zu viel Theater? [...] Hat das vereinigte Berlin zu viel staatlich subventionierte Theater? Oder: Gibt der Stadtstaat, wenn er alle Theater erhält, die allein nicht bestehen können, zu viel Geld für Theaterförderung aus?*⁶ Infolge solcher Fragen entbrannte eine leidenschaftliche Diskussion nicht nur über eine finanzielle Förderung, sondern auch über den Sinn des Theaters allgemein. Und gerade vor dem Hintergrund dieser heftigen und grundlegenden Auseinandersetzung erscheint das erfolgreiche „Teatr Kreatur“.

Angesichts der skizzierten Rahmenbedingungen verwundert der spektakuläre internationale Triumph des erwähnten Theaters und zugleich regt er zur Untersuchung seiner Gründe an. Zunächst erst einmal sei jedoch eine kurze chronologische Übersicht über den gesamten Spielplan des „Teatr Kreatur“ vorgestellt, auch wenn die Wellen der Begeisterung nur in einem bestimmten Zeitabschnitt hochschlugen. Am 23. März 1990 lieferte der Regisseur Andrej Woron sein theatralisches Debüt mit der Inszenierung „Die Zimtläden“, wo er Motive der Erzählungen von Bruno Schulz variiert. Die Premiere geriet zu einem Theaterereignis, was sich unter anderem in der hohen Aufführungszahl widerspiegelte: Innerhalb von knapp einem Jahr wird diese Uraufführung 130mal gespielt und dies immer vor vollem Haus.⁷ Unter dem Erwartungsdruck folgten zwei Bühnenstücke aufeinander: Eine Geschichte über die russische Revolution „Das Ende des Armenhauses“ nach Izaak Babel (1991) und „Ein Stück vom Paradies“ nach Itzik Manger (1993) – fast eine Humoreske, in der es den Engeln gelingt, aus dem langweiligen Paradies zu fliehen⁸. Alle diese drei in der Presse oftmals als Triptochon bezeichneten Stücke überschnitten sich teilweise:

„Mit seiner Trilogie [...] hat er [A. Woron – A.W.] sich den Ruf erworben, ein Chronist der osteuropäischen Provinz des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts zu sein, ein Anwalt ihrer Erniedrigten und Beleidigten, ihrer Säufer und verbohrtten Heiligen.“⁹

Die Aufführungen verbanden der ostjüdische Themenkreis, die Jahrmarktstästhetik sowie auch die jüdische Herkunft der Autoren. Die Euphorie der Presse bezüglich dieses Triptychons lässt sich mit keiner späteren Aufführung des „Teatr Kreatur“ vergleichen. Schon die folgenden „K“ (1993, nach

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Frings, Ute: „Das »Teatr Kreatur« in Kreuzberg“, in: *Theater der Zeit*, 8/1991, S. 18.

⁸ jal: „Letzte Fahrt im Bildkarussell, einsteigen bitte!“, in: *Der Tagesspiegel*, 25.08.94.

⁹ Müller, Lothar: „Rattern der Registratur. Andrej Woron inszeniert »Die toten Seelen« in Berlin“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 02.01.1999, Nr. 1, S. 32.

Kafkas „Der Prozeß“) und „Zug des Lazarus“ (1994, nach einem Libretto von Rüdiger Schaper) lösten in der Presse ein verhältnismäßig schwächeres Echo aus. Danach brachte der Regisseur zum ersten Mal das Stück eines Dramatikers, zudem nichtjüdischer Herkunft, auf die Bühne – „Der Prophet Ilja“ (1995) in der Fassung des polnischen Autors Tadeusz Słobodzianek, *ein moralisierendes Volksstück über reale Herrscher und vermeintliche Heilige*.¹⁰ Mit der kommenden Uraufführung „Merlin“ (1997), dem Ritterdrama um den Heiligen Gral¹¹ von Tadeusz Słobodzianek, wurde ein neu gestalteter Zuschauersaal des Kreuzberger Theaters am Ufer eröffnet. Die vorherigen Auftritte hatten in einer nahe gelegenen Fabriketage am Tempelhofer Ufer in Kreuzberg¹² stattgefunden, einem für zirka 100 Zuschauer ausgerichteten, also um die Hälfte kleineren Theatersaal¹³. Trotz der besseren Theaterausrüstung war eine Tendenz des sinkenden medialen Interesses zu beobachten. Die kommenden Aufführungen: Tschechows „Menschen Löwen Adler & Rebhühner“ (1998, in der Fassung von V. Smechow), „Frankenstein – Genus Avium“ nach Wolfgang Deichsel (1999, Weimar) sowie „Die toten Seelen“ nach Nikolaj Gogol in einer Bearbeitung von Michail Bulgakow (1999) kamen in der Kritik relativ schlecht weg. Friedrich Detlef aus der „Berliner Zeitung“ schreibt über das letztere, aus einer Zusammenarbeit mit dem Volksbühnen-Ensemble entstandene Bühnenstück:

„Schön ist diese Inszenierung in fast allen Details, und fast alle Details sind von Andrej Woron erschaffen. Ein paar Ideen und Bilder aus früheren Inszenierungen am Tempelhofer Ufer sind auch darunter. Das große Haus Volksbühne aber scheint für diese Kunst übertrieben. [...] da wirkt Worons Off-Theaterstil kauzig. „Die toten Seelen“ haben sich eingerichtet wie in einer Hundehütte. Es wird enorm viel geschrien und gelacht auf der Bühne, aber das ist Bellen ohne Biß.“¹⁴

Danach werden noch zwei Stücke inszeniert: „Wir Gehen“, nach der Erzählung „Die Pforten des Paradieses“ von Jerzy Andrzejewski (2000) und „Hahnenkämme“ nach Christoph Klimke (2001). Rüdiger Schaper aus der „Berliner Zeitung“ resümiert die *melancholische Erfolgsgeschichte* des „Teatr Kreatur“:

„Seit dreizehn Jahren ziehen die untoten Gestalten von der osteuropäisch-jüdisch-slawischen Peripherie, die einmal die Mitte war, über ihre Weltbühne in Kreuzberg.[...] Nun ist das Märchen aus, mit all seiner Mühsal und Poesie, seinen Aufschwüngen und Wiederholungen. Woron wird demnächst in Bremen

¹⁰ tst, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 26.05.1996, Nr. 21, S. 30.

¹¹ Winter, Anne: „Das wird wirklich, kurwa, phänomenal sein“, in: *Berliner Zeitung*, 30.01.1997.

¹² Der Berliner Stadtteil (ehemals West-Berlin), gilt bis heute als Zentrum der Berliner Kulturszene, vor allem der alternativen Off-Theater.

¹³ Matussek, Matthias: „Blühendes Wunder“, *Der Spiegel*, Nr.28/45, 8. Juli 1991, S.177.

¹⁴ Friedrich, Detlef : „Vorgestern ist auch noch da. Andrej Woron an der Volksbühne: Gogols »Die toten Seelen« ist die Geschichte einer Hochstapelei“, in: *Berliner Zeitung*, 02.Januar 1999.

und Bielefeld inszenieren, die Zukunft der Kreatur-Spielstätte (zum Hebbel-Theater?)¹⁵ ist ungewiss.“

In dem Zeitraum von 1989 bis 2003 hat das „Teatr Kreatur“ insgesamt zwölf Aufführungen auf die Bühne gebracht, die ersten davon gerieten zu einem besonderen Theatererfolg. Diese Phase der medialen Euphorie soll im Weiteren näher betrachtet werden.

Die Anerkennung der früheren Aufführungen des „Teatr Kreatur“ drückte sich in positiven, oft geradezu enthusiastischen Pressestimmen aus: *Blühendes Wunder*¹⁶, *Eine wundersame Stunde ereignet sich am Tempelhofer Ufer*¹⁷, *Die Zimtläden werden ein Erfolg, ein Hit der Theatersaison ‚90*¹⁸, lauteten die Überschriften. Die gute Presse gewinnt an Gewicht, wenn man einen Vergleich mit der niedrigen Artikelzahl zu anderen Theatergruppen der „Berliner Polonia“ anstellt. Der positiven Aufnahme in Berlin folgte die Anerkennung durch die Firma Siemens, die dem Ensemble eine Tournee durch Westdeutschland sponserte: Danach folgten die Reisen über die Grenzen Europas hinaus – quer durch Südamerika von Montevideo über Cordoba nach Santiago de Chile.¹⁹ So begann eine enge Zusammenarbeit des „Teatr Kreatur“ mit dem ZDF und 3Sat, dank der uns heute mehrere filmische Fassungen²⁰ zur Verfügung stehen. Die Resonanz erreichte ihren Höhepunkt in der Einladung des „Teatr Kreatur“ zum „Berliner Theatertreffen“ des Jahres 1992.²¹ Seit 1962 findet das Theatertreffen statt und erst zu seiner 29. Auflage wird eine freie Produktion berücksichtigt. Rüdiger Schaper schreibt dazu:

„Jahrelang, jahrzehntelang haben die Juroren des Theatertreffens zwei eherne Tabus verteidigt, als handele es sich um ungeschriebene Gesetze dieses Festivals: keine freien Produktionen [...] einzuladen.“²²

Der Bruch mit der etablierten Tradition war insofern bedeutend, dass es zu dieser Zeit eine heftige Diskussion um Rang und Förderung der Off-Theater gab.²³ Auf der Begeisterungswelle schwimmend wurde Andrej Woron von der bekannten Zeitschrift „Theater Heute“ zum Regisseur des Jahres

¹⁵ Das Theater funktioniert heutzutage als „Hebbel am Ufer“, siehe auch: www.hebbel-am-ufer.de (Stand: 01.05.2010).

¹⁶ Matussek, M: „Blühendes Wunder“, S. 177.

¹⁷ Frings, Ute: „Absurde Momentaufnahmen. Szenen nach Bruno Schulz im Theater am Ufer“, in: *Zitty*, 8/90, S. 179.

¹⁸ Frings, U.: „Das »Teatr Kreatur« in Kreuzberg“, S. 18.

¹⁹ Internetseite <http://www.teatrkreatur.de/>

²⁰ Die Fernsehfassungen der folgenden Aufführungen: „Die Zimtläden“, „Das Ende des Armenhauses“ und „Ein Stück vom Paradies“.

²¹ Das „Teatr Kreatur“ gastiert mit „Das Ende des Armenhauses“, seiner zweiten Aufführung frei nach Isaak Babel.

²² Schaper, Rüdiger: „die ausnahme und die regel“, in: *tip*, 10/92, S. 84.

²³ In den Leitlinien der Auffassung wird formuliert, dass zur Vielfalt einer Theaterlandschaft auch das nichtinstitutionalisierte Theater gehört. Das hängt mit dem Problem der Wettbewerbsfähigkeit der staatlichen Theater und des Theaters allgemein zusammen. [Vgl. John, Hans-

1992 ernannt, gleich danach lud ihn der bedeutende Regisseur Peter Zadek zur Zusammenarbeit ein. Zwei Jahre später erhielt Worons Theater den Berliner Friedrich-Luft-Preis.²⁴ All dies beweist die Anerkennung und Durchsetzungskraft des „Teatr Kreatur“ in den Zeiten der verschärften Theaterkonkurrenz. Deswegen steht im Fokus meiner weiteren Überlegung eine Frage: Warum wurde das „Teatr Kreatur“ so populär?

In erster Linie ist die erfolgreiche künstlerische Laufbahn des „Teatr Kreatur“ auf seinen Ursprung zurückzuführen. *Ein Freund hatte eine Erbschaft gemacht. Es war der Start eines Off-Theater-Märchens*,²⁵ schreibt Matthias Matussek im „Spiegel“. Tatsächlich resultierte aus der Begegnung Worons mit dem Juristen Allard Stupperich ein Angebot: *Nun wurden ihm Räume, die erste Finanzierung und völlig freie Hand bei der Regie angeboten*.²⁶ Zwar mussten die Schauspieler ohne Gage auftreten (um genauer zu sein, sie erhielten 16 Mark pro Vorstellung²⁷), die finanzielle Lage des „Teatr Kreatur“, eines Off-Theaters, war jedoch zu diesem Zeitpunkt ohnehin günstig. Vor allem, wenn man die im Berlin Anfang 90er Jahre herrschende Unzufriedenheit bezüglich der fehlenden staatlichen Subventionen in Betracht zieht. Angesichts des spektakulären Erfolgs von „Die Zimtläden“ folgten dem ersten Sponsor auch die finanziellen Unterstützungen von Siemens und durch den Kultursenat²⁸, welche auf diese Art und Weise ihren Beitrag zur schwingvollen Entwicklung des „Teatr Kreatur“ leisteten.

Die Thematisierung des Mäzenatentums ist im hiesigen Kontext insofern wichtig, als dass sich die Aufführungen des „Teatr Kreatur“ durch ein höchst aufwendiges Bühnenbild auszeichneten und – auszeichnen konnten. Bildlichkeit und Fantasie der Bühnengestaltung profilierten das „Teatr Kreatur“, das seine Anerkennung in der Presse vor allem als Bildertheater fand: *Bizarre Literatur verwandelt sich in einen unerwarteten Bilderbogen*²⁹, *Grotesker Karneval mit phantastischem Finale*,³⁰ lauteten die Überschriften. Einige Kritiker lockerten ihre sprachlichen Zügel, indem sie von einer *visuelle[n] Ekstase*³¹ oder einem *Panoptikum in Bewegung*³² schrieben. Martin Morgen vom „Theater der Zeit“ erinnert sich an seinen Besuch im Theater am Ufer:

Rainer im Gespräch mit Siegfried Böttger: „Unser Theater – heute und morgen“, in: *Theater der Zeit*, 1/1990, S. 32].

²⁴ Hirsch, Helga: „Wo selbst Ungläubige weinen“, *Die Zeit*, Hamburg, 24. Nov. 1995, 48/1995, S. 89.

²⁵ Matussek, M.: „Blühendes Wunder“, S. 177.

²⁶ Hirsch, H.: „Wo selbst Ungläubige weinen“, S. 89.

²⁷ Matussek, M.: „Blühendes Wunder“, S. 177.

²⁸ Die kommende Produktion wurde durch den Kultursenat mit 125.000 Mark gefördert, was die Hälfte der Kosten ausmachte. Die andere Hälfte zahlte Allard Stupperich. Vgl. Frings, U.: „Das »Teatr Kreatur« in Kreuzberg“, S. 18.

²⁹ Frings, U.: „Absurde Momentaufnahmen...“, S. 179.

³⁰ Goldberg, Henryk: „Grotesker Karneval mit phantastischem Finale“, *Volksblatt*, 08.05.91.

³¹ Ebd.

³² Beckelmann, Jürgen: „Ein Sarg als Lebensbasis“, *Stuttgarter Zeitung*, 05.06.91.

„Manchmal ist es gut, ein Theatererlebnis einige Tage, Wochen nachwirken zu lassen und sich dann zu fragen: Was ist geblieben? Bilder sind geblieben von Teatr Kreatur, grelle Bilder und wild bewegte Figuren, grobes Volkstheater, ja Kaspertheater.“³³

Die visuelle Stärke des „Teatr Kreatur“ hängt mit dem künstlerischen Werdegang Andrej Worons, der sich bis zu seinem Erstlingswerk „Die Zimtläden“ vor allem als Maler etablierte, zusammen. Sein Studium (Malerei an der Hochschule der Künste in Warschau), seine Dozentur an der Akademie in Warschau, zahlreiche Bühnenbildaufträge (gerade in einem solchen Auftrag vom polnischen Regisseur Henryk Baranowski kam er 1982 nach Westberlin³⁴), Ausstellungen sowie sein Lehrauftrag für Malerei an der Hochschule der Künste in Westberlin³⁵ hinterließen Spuren in der einprägsamen Ausdrucksstärke und Sinnlichkeit von Worons Theater. So spielte sich vor den Zuschauern ein von lebensgroßen Mannequins bereicherter bunter Schauspielerreigen ab, *denn erst die Schauspieler mit den Objekten sind das Ganze*, erklärt Woron und fügt hinzu:

„Wenn ich den Mensch mit dem Objekt binde, entsteht eine neue Form. Die beiden assimilieren sich, das Materielle mit dem Geistigen, das Bewegliche mit dem Statischen. Aus diesem Kontrast der toten Materie mit dem Schauspieler entsteht ein neuer Organismus. Das wirkt viel stärker.“³⁶

Die Wirkung der Form bezieht sich nicht nur auf die Mannequins, sondern auch allgemein auf das Problem der Form-Inhalt-Beziehung von Worons theatralischer Tätigkeit: *Weniger Inhalt, mehr Form!* wird in der Aufführung von „Die Zimtläden“ postuliert. Das Zitat von Bruno Schulz avanciert zum Kredo des „Teatr Kreatur“, nach dem alle theatralischen Elemente wie Text, Schauspiel, Choreographie oder Requisiten der Form untergeordnet bleiben. Diese Tendenz von Worons Theater geht möglicherweise sowohl aus der plastischen Vorstellungskraft des Regisseurs, wie auch aus seiner Unkenntnis des Mediums Theater hervor. In einem Interview sagt er offen:

„Ich bin kein Liebhaber von Theater überhaupt, ich bin kein Theatermensch. Ich gehe eigentlich nie ins Theater. Ich finde, es ist in sich ein sehr schönes Medium, aber ich bin kein Regisseurstyp. Ich bin ein Malertyp. Ich kann dem Theater nicht verzeihen, dass es vergänglich ist.“³⁷

³³ Martin Morgen: „Malertheater“, in: *Theater der Zeit*, 8/1991, S. 19.

³⁴ Matussek, M.: „Blühendes Wunder“, S. 177.

³⁵ Vgl. offizielle Internetseite des „Teatr Kreatur“, <http://www.teatrkreatur.de/htm/press3.htm> (Stand: 20.04.2010).

³⁶ Frings, U.: „Das »Teatr Kreatur« in Kreuzberg“, S. 18.

³⁷ Andrej Woron im Gespräch mit Friedhelm Teicke: „Wir spielen nur Theater“, in: *Theater der Zeit*, 9,10/1994, S.14.

Infolge der ausschließlichen Fokussierung auf das Malerische wird dem Regisseur vorgeworfen, dass sein Theater wie ein *Körper ohne Seele*³⁸ sei. Solche kritischen Stimmen ließen sich jedoch erst in Bezug auf die späteren Aufführungen hören – die ersten dagegen profitierten aus der Hervorhebung des Malerischen, das das deutsche Publikum deutlich zu genießen schien.

Das Problem der Form-Inhalt-Beziehung im „Teatr Kreatur“ erlangt allerdings eine breitere, nationale Dimension. Laut Worons Aussagen sei Emotionalität als Stärke des polnischen Theaters, und zwar im Gegensatz zum deutschen Theater, zu betrachten. Diese Vereinfachung ist Worons Worten zu entnehmen:

*„Das deutsche Theater hat seine Stärke im Text, in der Analyse, in der Dramaturgie. Das können sie besser als jeder andere auf der Welt. Doch es fehlt die Emotion. Und wir Polen sind sehr gefühlsbetonte Menschen.“*³⁹

Diese starke Polarisierung bedarf eines kurzen Exkurses in die Theatergeschichte: Und zwar könnte man in grober Vereinfachung eine Trennlinie zwischen der östlichen und westlichen Theatertradition ziehen – für den Osten stünde dann die dramatische Schauspielmethode Stanisławskis (wo die Einfühlung überwiegt) und für den Westen die epische Brechtische Schule („Verfremdungseffekt“) – Nach diesem Muster ist jedoch Woron keinesfalls als Vertreter der Stanisławski-Methode zu verstehen. Im Gegensatz zu Stanisławski strebte nämlich Woron zu keiner psychologischen Entwicklung seiner Schauspieler. Hartmut Krug schreibt im „Tagesspiegel“: *Woron baut die Figuren als bewegte Plastiken in den Raum, er entwickelt sie nicht psychologisch, sondern stellt sie in Körperhaltungen eher aus.*⁴⁰ Diese Behauptung illustriert gut die Erinnerung von Susan Raymond, der Schauspielerin des „Teatr Kreatur“: *Am Anfang waren wir wie Farbkleckse auf der Bühne, [...] meine erste Rolle war eine Figur, die gelacht und gepupst hat, mehr nicht.*⁴¹ In diesem Sinne kann Woron – aufgrund seiner Ablehnung der Psychologie des Schauspiels – nicht zur Stanisławski-Schule zählen. Er scheint die Aufspaltung in die östliche und deutsche Theatertradition anders zu verstehen und zwar so, dass die polnische Kultur besonders gefühlsbetont sei. In einem Gespräch mit der „Spiegel“-Redakteurin Doja Hackes sagt er: *Romantik kennt man in Deutschland als eine vergangene Epoche, bei uns ist sie ein Lebensgefühl.*⁴² Weiter fügt er hinzu: *Bei uns muß alles aus der linken Hand fliegen, aber es muß fliegen, schwimmen, klingeln.*⁴³ In Deutschland da-

³⁸ Kott, Jan: „Kadysz, strony o Tadeuszu Kantorze“, Gdańsk 1997, S. 46, zitiert nach Kaman, Donata: *Theater der Maler in Deutschland und Polen*, Münster 2001, S. 263.

³⁹ Andrej Woron, zitiert nach Matussek, M.: „Blühendes Wunder“, S. 177.

⁴⁰ Krug, Hartmut: „Männer, Mörder, Macken – Andrej Worons expressives Stück“, in: *Tagesspiegel*, 21.2.2000

⁴¹ Susan Raymond zitiert nach Winter, A.: „»Das wird wirklich, kurwa, phänomenal sein«“.

⁴² Hacker, Doja: „»Auf Glück folgt Unglück«“, in: *Der Spiegel*, 49/1993, S.208.

⁴³ Ebd.

gegen, wie es Woron behauptete, sei die im deutschen Theater fehlende Emotionalität *wie ein Monster im Theater, speziell im Staatstheater*.⁴⁴ Demzufolge setzte er seinem Ensemble ein klares Ziel: *Ich will die Emotionen sehen!*⁴⁵ Und tatsächlich konnte Woron visuelle Mittel insofern erfolgreich einsetzen, dass vielen Zuschauern die Tränen kamen, dass sie den Theatersaal tiefberührt verließen. Diese spontanen Reaktionen des Publikums leisteten einen überaus wichtigen Beitrag zum spektakulären Erfolg des „Teatr Kreatur“.

In Bezug auf die rege Rezeption des „Teatr Kreatur“ seitens des deutschen Publikums sollte noch ein weiterer Aspekt in Betracht gezogen werden, nämlich dass in der Mehrheit der Aufführungen die Thematik der untergegangenen ostjüdischen Kulturwelt auftritt. Darauf weist schon allein die jüdische Herkunft der Autoren hin, deren Erzählungen oder Romane Woron als Inszenierungsgrundlage dienten: Bruno Schulz, Izaak Babel, Itzik Manger oder Franz Kafka. In der Kritik stößt man häufig auf folgende Interpretationswege:

*„Es ruft Erinnerungen hervor an das alte Mitteleuropa, seine Menschen, seine bunte Kultur, erst im heißen Krieg verglüht, später im kalten Krieg erfroren. In dieser Inszenierung wird auf schmerzhafteste Weise sichtbar gemacht, was wir verloren haben.“*⁴⁶

Das deutsche Publikum nahm Worons Bühnenstücke als Teil der eigenen Auseinandersetzung mit der Nazivergangenheit auf. Indes bebildert das „Teatr Kreatur“ nur die schmerzlichen Themen, ohne sich mit dem Problem tiefer auseinander zu setzen: *Ich kämpfe nicht um den echten Juden auf der Bühne, sondern ich baue ein Plakat vom Juden*⁴⁷, sagt der Regisseur in einem Interview. Diese Einstellung ist noch ausdrücklicher seinen Worten zu entnehmen: *Das Problem der Deutschen mit ihrer Vergangenheit ist nicht mein Problem*.⁴⁸ Was Woron anzieht, ist der russisch-jüdisch-polnisch-litauische Kulturraum im ehemaligen Ostpolen, der ihm durch die Erzählungen seiner Großmutter und seines Vaters vertraut wurden.⁴⁹ Obwohl der Regisseur in seinem Vorhaben anscheinend Folklore des vergangenen Jiddischlandes darstellen wollte⁵⁰, werden ihm (vorwiegend in der späteren Kritik) Banalisierung oder Manipulation der Publikumsemotionen vorgeworfen. Es ist jedoch in dem Zusammenhang irrelevant, ob die Emotionen durch einen bewussten Kunstgriff oder aufgrund eines bestimmten Verständniscodes im deutschen Publikum hervorgerufen wurden. Aber es ist sicherlich der Betonung wert,

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Hirsch, H.: „Wo selbst ungläubige weinen“, S. 89.

⁴⁶ Langner, Ingo: „Die Zimtläden“, *SFB – N3 TV-Programm »M.U.M.M.«*, 04.04.1990.

⁴⁷ Andrej Woron im Gespräch mit Jan Schulz-Olaja: „Was wir spielen, spielt niemand auf der Welt. Zivilisierter Angriff auf das Publikum. Der Regisseur Andrej Woron und seine dritte Produktion »Ein Stück vom Paradies«“, in: *Der Tagesspiegel*, 14. Januar 1993.

⁴⁸ Hacker, D.: „»Auf Glück folgt Unglück«“, S. 208.

⁴⁹ Vgl. Hirsch, H.: „Wo selbst ungläubige weinen“, S. 89.

⁵⁰ Ebd.

dass die jüdischen Reminiszenzen eine wesentliche Rolle in der Rezeption des „Teatr Kreatur“ durch das deutsche Publikum spielten.

Die östliche Prägung des „Teatr Kreatur“ konnte beim Zuschauer zwei unterschiedliche Assoziationen wecken: Die mit einer vergangenen Welt sowie auch die mit einer „neu entdeckten“ Kulturlandschaft. Nach dem „Wendejahr“ ergab sich nämlich für das westliche Publikum die Chance, endlich die bisher hinter dem Eisernen Vorhang fast völlig isolierte Kunst kennen zu lernen: *Die Stadt erwachte damals wie ein Dornröschen, das hinter seiner Hecke aus Stacheldraht lange verschlafen hatte, dass es mitten in Ostmitteleuropa liegt.*⁵¹

Dieses „Erwachen“ verband sich üblicherweise mit der positiven Aufnahme von Künstlern des ehemaligen Ostblocks: *Alles spricht dafür, dass Berlin wieder ein Zentrum für Mitteleuropa wird. Da kehrt hoffentlich auch die Kunst der Polen, Tschechen und Ungarn zu uns zurück,*⁵² schreibt Ingo Langner in einem Programm zur Fernsehfassung von „Die Zimtläden“. Diese durchaus positive Einstellung seitens des deutschen Publikums war bestimmt nicht ohne Belang für den erfolgreichen Werdegang des polnischen „Teatr Kreatur“. Vor allem, wenn man seine Herkunft direkt vom hochgeschätzten und weltbekannten Kantor'schen Theater ableitet, dem Ruhm der polnischen Theateravantgarde. In einem Interview sagt Andrej Woron: *Kantor ist der Pate, ohne ihn würde diese Art von Theater nicht entstehen.*⁵³ Tatsächlich knüpft der Regisseur an die Ästhetik Kantors an, wie es Donata Kaman in ihrem wissenschaftlichen Studium zum „Theater der Maler in Deutschland und Polen“ feststellt:

*„Woron nimmt die Themen von Kantors Theater auf – den Tod, die Vertreibung, jüdische Reminiszenzen [...] – doch der Berliner Theatermacher ist diesen Themen weder gewachsen, noch scheint er das wichtigste Postulat von Kantor verstanden zu haben: Das Aufbrechen der sichtbaren Oberfläche. Ganz im Gegenteil – und zwar ohne solche Absicht – im Theater Kreatur bebildert Woron bloß die großen Themen.“*⁵⁴

Die Autorin kritisiert den Regisseur, indem sie ihm Oberflächlichkeit, Banalisierung und Nachahmung (sie bezeichnet Woron als *Kantors Berliner Epigonen*⁵⁵) vorwirft. In der Presse sind solche kritischen Stimmen eher selten zu finden, es werden aber zwischen beiden Regisseuren zahlreiche Vergleiche erstellt. Ute Frings richtet zum Beispiel ihre Aufmerksamkeit auf das Instrumentarium beider Künstler:

„Die Schulbank, Puppen und der Fotoapparat, ein merkwürdiges Instrument auf Rollen, Trödelkram aus der Geschichte, erinnern an das „Theater des

⁵¹ Heine, Matthias: „Sanatorium im Zeittunnel“, in: *Die Welt*, 4. März 2003.

⁵² Langner, I.: „Die Zimtläden“.

⁵³ Schulz-Olaja, J.: „Ein Stück vom Paradies“.

⁵⁴ Kaman, D.: *Theater der Maler...*, S. 268.

⁵⁵ Ebd., S. 264.

Todes” [der ganze Aufführungszyklus des polnischen Regisseurs Tadeusz Kantor, A.Z.], *das allerdings bei Woron lebensbejahend gewendet ist.*⁵⁶

Neben den Ähnlichkeiten stellt die Kritikerin zwischen beiden Theatern also eine unterschiedliche Stimmung fest. Diese woronische Lebensbejahung erkennt auch Ingo Langner: *Doch wo bei ihm [T. Kantor, A.Z.] Dunkel und Leid dominieren, zelebriert Woron einen Kosmos aus Licht und Sinnlichkeit.*⁵⁷ Nehmen wir diese beispielhaften Vergleiche als Beweis für eine gewisse Verwandtschaft der beiden Theater (z.B. auf der ästhetischen Ebene), so können wir auch die Vermutung aufstellen, dass die Popularität des „Teatr Kreatur“ vom regen Interesse für die östliche Kultur, insbesondere für das international hoch anerkannte Avantgardetheater Polens, profitierte.

Zuletzt möchte ich noch das Problem der Ästhetisierung im „Teatr Kreatur“ ansprechen. Wie Kantor, so strebt auch Woron nach der emotionalen Rezeption seines Theaters, jedoch auf eine ganz andere Art und Weise. *Wenn die Illusion stark genug ist, zieht sie auch den Distanzierten mit.*⁵⁸ erklärt der Regisseur. In der Tat stößt man in der Presse auf folgende Bekenntnisse: *Eigentlich mag ich das [die allgemeine Ästhetik des „Teatr Kreatur“, A.Z.] ja nicht,*⁵⁹ sagt Jürgen Beckelmann. Nach der Aufzählung aller ergreifenden Bühnenbilder konkludiert er allerdings: *Nein, tatsächlich, da ist einem hartgesottenem Kritiker mindestens sekundenlang doch mal ein Schauer über den Rücken gelaufen.*⁶⁰ Was Jürgen Beckelmann nicht mochte, waren die an den Kitsch grenzenden Effekte, *ein Phantasmagorisches Tohuwabohu*⁶¹, die jedoch paradoxerweise im Endeffekt zu Begeisterung führten. Tatsächlich war jede Aufführung des „Teatr Kreatur“ ein leicht greifbares Spektakel, bei dem man sich amüsieren konnte: *Der Stil des „Teatr Kreatur“ ist naivistisches, symbolistisches Bilder-Theater, Figurentheater, an dem man ungeheuren Genuß haben kann.*⁶² Diese Wirkung besteht möglicherweise in der Reduzierung aller szenischen Elemente auf die plastischen und gefühlserregenden Kunstgriffe voller Pathos. Der Regisseur äußert sich selbst dazu: *Das ist Kitsch,* sagt er in einem Interview, *das ist wirklich Kitsch, aber – kurwa*⁶³ – *ich mag ihn.*⁶⁴ In einem anderen Gespräch definiert er „Teatr Kreatur“ folgendermaßen:

⁵⁶ Frings, U.: „Absurde Momentaufnahmen...“, S. 179.

⁵⁷ Langner, I.: „Die Zimtläden“.

⁵⁸ Andrej Woron zitiert nach Hirsch, H.: „Wo selbst Ungläubige weinen“, S. 89.

⁵⁹ Beckelmann, Jürgen: „Zwischen Warschau und »Bob« Wilson“, Volksblatt, 29. März 1990, S. 9.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ Ebd.

⁶² Morgner, M.: „Malertheater“, S. 19.

⁶³ Ein vulgäres polnisches Schimpfwort

⁶⁴ Andrej Woron zitiert nach Hirsch, H.: „Wo selbst Ungläubige weinen“, S. 89.

„Es ist anarchistisch und, was für mich das Wichtigste ist, sehr menschlich. Es ist leicht begreifbar, nicht im intellektuellen Sinn sondern visuell und emotional. Dieses Theater macht an, berührt.“⁶⁵

Diese theatralischen Prämissen des „Teatr Kreatur“ – Bildlichkeit, Emotionalität und Leichtigkeit – bildeten die Grundlage für seinen erfolgreichen Werdegang. Dabei sollte ein Zusammenspiel vieler Faktoren in Betracht gezogen werden: des finanziellen, geschichtlichen sowie gesellschaftlichen. Trotz aller dieser vorteilhaften Aspekte überlebte jedoch das „Teatr Kreatur“ nicht länger als zehn Jahre. Angesichts dessen könnte man spekulieren ob – und falls ja – in welchem Grad, die zeitlichen Rahmenbedingungen der Popularität des „Teatr Kreatur“ zugrunde lagen. Plausibel scheint mir jedoch in dem Zusammenhang eine Diagnose von Siegfried Böttger, Stellvertreter des Ministers für Kultur, zu sein. Am 17. November 1990 sprach er über Off-Theater:

„Von Freien Gruppen [gehen] kräftige Impulse für die gesamte Theaterkunst aus [...], daß sie die Entwicklung maßgeblich beeinflussen können, daß es aber nur in Ausnahmefällen gelingt, sie über längere Zeit stabil zu halten. [...] Wenn die Zeit des biologischen Bebens vorbei ist, hat solche Gruppe die Tendenz entweder zu zerfallen oder sich zu institutionalisieren.“⁶⁶

In diesem Sinne kann das „Teatr Kreatur“ als ein hervorragendes Off-Theater betrachtet werden. Die Zeit des „biologischen Bebens“ – die theatralischen Prämissen sowie die Gründe für den Erfolg – wurden hier analysiert. Offen bleibt noch die Frage nach den kräftigen Impulsen für die gesamte (oder nur Berliner?) Theaterkunst.

Literatur

- Bayerdörfer, Hans-Peter: Niemiecki Teatr w latach zjednoczenia 1989–1992, in: *Dialog. Miesięcznik poświęcony dramaturgii współczesnej*, Jg. XXXIX, Nr. 3(450), S. 88.
- Beckelmann, Jürgen: Ein Sarg als Lebensbasis, in: *Stuttgarter Zeitung*, 05.06.91.
- Beckelmann, Jürgen: Zwischen Warschau und »Bob« Wilson, in: *Volksblatt*, 29. März 1990, S. 9.
- Dieckmann, Friedrich: Von der Volksbühnenbewegung zum Subventionstheater. Berliner Theaterverhältnisse, in: *Theater der Zeit*, 8/1991, S. 4–10.
- Frings, Ute: Das »Teatr Kreatur« in Kreuzberg, in: *Theater der Zeit*, 8/1991, S. 17–19.

⁶⁵ Andrej Woron, zitiert nach: <http://www.teatrkreatur.de/htm/tournee.htm> (Stand: 20.04.2010).

⁶⁶ John, H.-R. im Gespräch mit Siegfried Böttger: „Unser Theater – heute und morgen“, S. 32.

- Frings, Ute: Absurde Momentaufnahmen. Szenen nach Bruno Schulz im Theater am Ufer, in: *Zitty*, 8/90, S. 179.
- Goldberg, Henryk: Grotesker Karneval mit phantastischem Finale, in: *Volksblatt*, 08.05.91.
- Hacker, Doja: »Auf Glück folgt Unglück«, in: *Der Spiegel*, 06.12.1993, Nr. 49, S. 206–208.
- Heine, Matthias: Sanatorium im Zeittunnel, in: *Die Welt*, 4. März 2003.
- Hirsch, Helga: Wo selbst Ungläubige weinen, in: *Die Zeit*, 24. Nov. 1995, 48/1995, S. 89.
- Langner, Ingo: „Die Zimtläden“, in: *SFB – N3 TV-Programm »M.U.M.M.«*, 04.04.1990.
- John, Hans-Rainer im Gespräch mit Siegfried Böttger: Unser Theater – heute und morgen, in: *Theater der Zeit*, 1/1990, S. 30–33.
- Kaman, Donata: *Theater der Maler in Deutschland und Polen*, Münster 2001.
- Matussek, Matthias: Blühendes Wunder, in: *Der Spiegel*, 8. Juli 1991, Nr. 28/45, S. 177–178.
- Morgner, Martin: Malertheater, in: *Theater der Zeit*, 8/1991, S. 19.
- Rühle, Günther: Die neue Gemeinsamkeit. Über das Theater in Deutschland, in: *Theater der Zeit*, 01/1991, S. 63–67.
- Schaper, Rüdiger: Rückkehr der Mannequins, in: *Tagesspiegel*, 30.10.2008.
- Schaper, Rüdiger: Mehr Form – weniger Inhalt, in: *tip*, 14/90, S.94.
- Schaper, Rüdiger: die ausnahme und die regel, in: *tip*, 10/92, S. 84–85.
- Schulz-Olaja, Jan: Ein Stück vom Paradies, in: *Tagesspiegel*, 14. Januar 1993.
- Teicke, Friedhelm im Gespräch mit Andrej Woron: Wir spielen nur Theater, in: *Theater der Zeit*, 9,10/1994, S. 14.
- Offizielle Internetseite des „Teatr Kreatur“, <http://www.teatrkreatur.de/htm/press3.htm> (Stand: 20.04.2010).

Es war wie ein Urknall – the success of „Teatr Kreatur“ in Berlin in the 1990s.

Abstract

When analysing the German reception of „Teatr Kreatur“, a play directed by Polish emigrant Andrej Woron, it is necessary to study the reasons behind the outstanding success that the group achieved in Berlin in the early 1990s. The author is writing about some aspects, which were important for the success of „Teatr Kreatur“: The opening of the borders after the fall of the Berlin Wall resulted in greater interest in East European culture. Woron raised the subject of the destroyed culture of the eastern Jews, triggering a significant emotional reaction of the German viewers. The fact that Andrej Woron was citing the name of a renowned Polish director Tadeusz Kantor also gained his play additional publicity. Most importantly, the critics were very enthusiastic about the aesthetic value of „Teatr Kreatur“. The group's financial support – which first came from Allhard Stupperich and later also from the Berlin Senate of Culture – was also an important factor in its development.

***Es war wie ein Urknall* – sukces „Teatru Kreatur“ na tle scen Berlina
w latach 90-tych**
Streszczenie

Analiza niemieckiej recepcji „Teatru Kreatur” w reżyserii polskiego emigranta Andreja Worona zmusza do postawienia pytania o przyczyny niezwykłego sukcesu, jaki grupa odniosła w Berlinie wczesnych lat ‘90. Autorka podnosi kilka wątków, które miały wpływ na wyjątkowy sukces „Teatru Kreatur”: W związku z otwarciem się granic po obaleniu Muru Berlińskiego 23 marca 1990 roku wzrosło zainteresowanie wschodnioeuropejską kulturą. Szczególnie silne emocje wśród niemieckiej publiczności wzbudzała poruszana przez Worona tematyka zniszczonej kultury wschodnich Żydów. Dodatkowe zainteresowanie wiązało się z nazwiskiem uznanego polskiego reżysera Tadeusza Kantora, na którego powoływał się Andrej Woron. Przede wszystkim jednak krytyków teatralnych zachwyciła estetyka „Teatru Kreatur”. Nie bez znaczenia w rozwoju teatru był także fakt jego dofinansowania: początkowo prywatnie przez Allarda Stuppericha, a następnie również przez Senat Kultury w Berlinie.

BERICHTE UND REZENSIONEN

Erzählregionen: Regionales Erzählen und Erzählen über eine Region.
Polnisch-deutsch-nordisches Symposium, Stettin / Szczecin und Groß
Poberow / Pobierowo, 24.09. – 27.09.2009

Bereits zum fünften Mal wurde im September 2009 die Stettiner Universität und deren Institut für Germanistik samt seinen ausländischen Partnern aus Deutschland – Academia Baltica Lübeck – und Norwegen – Germanistisches Institut der Technisch-Naturwissenschaftlichen Universität Trondheim – zum Veranstalter des internationalen literaturwissenschaftlichen Symposiums. Seit 2000 widmet es sich den Fragen der regionalen Aspekte in der deutschsprachigen Literatur. Der thematische Schwerpunkt für das Symposium im Jahre 2009 wurde auf Region als narratives Konstrukt und ästhetisches Konzept im Fokus der die regionale Identität stiftenden Diskurse gelegt.

Die offizielle Eröffnung des Symposiums fand im repräsentativen Senatssaal der Stettiner Universität statt, wo die Ansprachen von Prof. Dr. Józef Perenc, dem stellvertretenden Rektor der Universität Szczecin und Prof. Dr. Beata Kędziora-Klebeko, der stellvertretenden Dekanin der Philologischen Fakultät sowie Mag. Władysław Husejko, dem Marschall der Woiwodschaft West-Pommern gehalten wurden. Begrüßungsworte kamen auch von den Veranstaltern des Symposiums – Dr. Andrzej Talarczyk vom Institut für Germanistik der Universität Szczecin, Prof. Dr. Bernd Neumann vom Germanistischen Institut der Universität Trondheim wie auch Dr. Andreas Degen von Academia Baltica Lübeck.

Der eigentliche Tagungsort des Symposiums war das fast unmittelbar an der Ostsee gelegene Konferenz- und Erholungszentrum der Stettiner Universität in Pobierowo. Da wurden auch an zwei weiteren Tagen die Referate der aus Australien, Deutschland, Lettland, Österreich, Norwegen, Schweden, Tschechien, Ungarn und Polen angereisten Symposiumsteilnehmer gehalten.

Den Auftakt des ersten Tages machte das Referat von Prof. Alexandra Ludewig (Crawley WA/ Australien) „Regionales Erzählen in zeitgenössischen deutschen und polnischen Ostseefilmen“ aus, in dem sie das audio-visuelle Material aus den letzten zehn Jahren analysierte, um hier festzustellen, dass die Ostseefilme einerseits eine Hommage an die Ostseelandschaft darstellen. Andererseits beinhalten sie aber eine schonungslose Kritik an sozialen Verhältnissen der postkommunistisch-kapitalistischen Gesellschaft. Oft ist es eine mühsame Suche nach einer lokalen Identität. Mit der Frage der Identitätssuche befasste sich das zweite Referat von Prof. Josef Außermaier (Salzburg) „Estland als Grenzland zwischen Ost und West und seine Suche nach der erzählerischen Identität“, in dem der Referent am Beispiel

des literarischen Werkes von Jaan Kross dessen identitätsstiftenden Einfluss auf die Entstehung und Entwicklung der estnischen (Schrift)Kultur thematisierte. Es erweist sich, dass das regionale Erzählen ein unerlässliches Instrument zur nationalen Identitätsfindung fungiert.

Die identitätsstiftende Rolle der Schrift insbesondere im Kontext des literarischen Kulturtransfers behandelte im weiteren Referat „Übersetzungen deutscher Literatur ins Lettische in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Werdung lettischer Kulturnation“ Dr. Beata Paskevica (Valmiera/Lettland), in dem sie hinwies, dass Einflüsse aus anderen Literaturen meist in Form literarischer Übersetzungen zur Herausbildung anderer nationaler, hier lettischer Kultur verhelfen können. Die identitätsstiftende Bedeutung des Erzählens auch für die regionale Kultur besprach in ihrem Referat Dr. Alena Mrazkova (Prag) „Erzählen. Magie des Ortes im regionalen Erzählen: Arturs Beckers Masuren“, wo sie in dem magischen Element, das in Beckers Beschreibungen der masurischen Seenlandschaft stets präsent ist und hier zugleich zur lokalen Einmaligkeit beiträgt, einen regionale Identität stärkenden Mechanismus wahrnimmt. Relevant ist hier auch die Kraft der Imagination selbst.

Prof. Rüdiger Steinlein (Berlin) thematisierte in seinem Referat „Johannes Bobrowski als Erzähler deutsch-polnisch-jüdischen Schicksals“ nun einen gegenläufigen Aspekt einer Identitätsbildung in der Region Ostpreußen, in der die national oder ethnisch bzw. sozial bedingten Konfliktkonstellationen die Herauskristallisierung einer lokal homogenen Identität verhindern. Deutsche, Polen und Juden, auch wenn sie dicht beieinander wohnen, bleiben sich eigentlich fern. Mit Johannes Bobrowski beschäftigte sich auch Dr. Rafał Żytyniec (Berlin), der in seinem Referat „Das Werk von Johannes Bobrowski im Lichte der Druckgenehmigungen des Kulturministeriums der DDR“ weniger auf die Fragestellung der regionalen Identitätsbildung einging, sondern das Problem der national-ideologischen Identitätspolitik in Ostdeutschland präsentierte. Zumal – wie es in anderen Vorträgen klar wurde – der literarische Text starke identitätsstiftende aber auch –störende Elemente enthält. Das politische Moment, allerdings im historischen Kontext diskutierte in ihrem Referat Dr. Ewa Płomińska-Krawiec (Poznań) „Literatur und Identität. Ostpreußens Schreckenstage 1914/15 im Schrifttum und in der Erinnerungskultur der Provinz 1914–1939“, in dem sie am Beispiel ausgewählter autobiografischer wie auch fiktionaler Prosatexte die besondere Funktion des Ersten Weltkrieges und der russischen Besatzung der ostpreußischen Provinz für deren Identitätsbildung und -stabilisierung betonte, vor allem für ihre militärische Tradition und spätere Erinnerungskultur auch nach 1945.

Dass der Verlust der ostpreußischen Provinz sich literarisch auch aufarbeiten lässt und aufgearbeitet wird, zeigte das Referat von Dr. Dirk Rose (Magdeburg) „Die Immaterialität des Ortes und die Materialität des Erzählens. Verlust und Wiedergewinn einer Region in Siegfried Lenz' „Heimatsmuseum“, in dem besprochen wurde, wie dieser Verlust narrativ und

imaginativ kompensiert wird. Dr. Alina Kuzborska (Olsztyn) bezog sich in ihrem Referat „Postostpreußische Re-Migrationen von Artur Becker“ ebenfalls auf das Problem des Narrativen, allerdings jetzt nicht im Kontext der Erinnerungskultur an das ehemalige Ostpreußen, sondern nun als literarisch produktives Phänomen von Beckers Warmia/Ermland und Masuren, die er zum Stoff seiner gegenwärtigen auf Deutsch verfassten und in Deutschland erscheinenden Geschichten macht. Für Becker sind Ostpreußen und heutiges Masuren andere Landschaften, die er ganz gezielt trennt. Dies Referat war zugleich der letzte Vortrag des ersten Tages des Symposiums, der noch durch den gemütlichen, an sich sehr integrativen und geselligen Kaminaabend abgerundet wurde.

Den zweiten Tag eröffnete das Referat von Dr. Joanna Flinik (Słupsk) „Anthropologie der Alltäglichkeit. Zur literarischen Konstruktion einer Region: Hinterpommern in der deutschsprachigen Literatur nach 1945“, in dem sie literarische Strategien der schriftstellerischen Thematisierung der Region von Hinterpommern analysierte und dabei die Komplexität der lokalen in der Literatur aufgearbeiteten Alltäglichkeit porträtierte. Das Porträt der ostpreußischen Provinz lieferte in ihrem Referat Dr. Miłosława Borzyszkowska-Szewczyk (Gdańsk) „Das Bild der Region durch das Prisma des adeligen Familiensitzes“, im dem die Referentin der Frage nachging, inwiefern die Nachkommen der ostpreußischen Adelsfamilien in ihren Erinnerungstexten ihre früheren Besitzgebiete apologetisch mythologisieren. Wie es sich zeigt, geschieht es recht oft, wobei das preußische Ethos der so genannten Grafenfamilien klar zum Ausdruck kommt, zumal sich die Adligen als Träger der alten (ostpreußischen) Tradition verstehen.

Die Tradition, auch wenn sie einer jüngeren Herkunft ist, als identitätsprägendes Element einer Gegend oder auch einer Stadt besprach in ihrem Referat Dr. Janina Gesche (Stockholm / Gdańsk) „Die Hymne der Freien Stadt Danzig. Ausdruck nationaler Identität oder eines Heimatgefühls“, die interessante Entstehungsgeschichte der Danziger Stadthymne in ihrer historischen Kontextualisierung, vor allem vor dem Hintergrund des kulturell-literarischen Lebens Danzigs vor dem Zweiten Weltkrieg thematisierte. Auf die regionale Geschichte einer ehemals deutschen Stadt und zwar Stettin ging das Referat „Horsa Stettin? – Hans Hoffmanns historischer Roman *Wider den Kurfürsten* (1894)“ von Prof. Eberhard Demm ein, zumal der Referent die pädagogische Funktion der Literatur unter deren identitätsstiftender Rolle, die sich im Endeffekt als ideologische Indoktrinierung insbesondere der Jugend in der Wilhelminischen Zeit entpuppt. Das Ziel war hier die Erziehung der jugendlichen Leser im preußischen Geiste zu treuen und fügsamen Untertanen. Prof. Klaus Hammer (Berlin) behandelte in seinem Referat „Heiterer, humoristisch-oppositioneller oder systemstabilisierender Roman? *Die Heiden von Kummerow* des pommerschen Autors Ehm Welk“ ebenfalls die Jugendthematik und Ideologisierung, in dem er vor dem Hintergrund einer im Roman aus der Kinderperspektive gezeigten Dorfgeschichte ihm inhärente sozialkritische Elemente hervorhob, die aus einem regional spezifischen

Entwicklungsroman eine Sozialgeschichte der deutschen Provinz zur Zeit der NS-Herrschaft machen. Inwiefern literarische Texte, die primär keine Regionalliteratur darstellen, sich als regionale Texte lesen lassen, präsentierte in seinem Referat Prof. Bernd Neumann (Trondheim) „Walter Kempowski: *Luise Grösse*: ein Amerikaroman als Regionalliteratur“. Es stellt sich heraus, dass unabhängig davon, wo sich der Autor geografisch aufhält, geht es ihm grundsätzlich um das Schreiben selbst. Regionale Anreize sind ihm bloß nur Antriebe zum mehr Schreiben, verstanden im Falle Kempowskis als Faszination der Schrift.

Eine besondere regionale Spezifik stellt die Literatur über und um das ehemalige Habsburger Reich und das heutige Österreich dar, die im Symposium einen thematischen Block von vier aufeinander folgenden Referaten ausmachte. Dr. Sebastian Mrozek (Kraków) konzentrierte sich in seinem Referat „Mitteleuropa als narrative Utopie einer politischen Region und dessen Dekonstruktion in der Erzählung Christoph Ransmayrs *Przemysł. Ein mitteleuropäisches Lehrstück*“ am Beispiel der Ransmayrs' Textes auf eindeutige Unmöglichkeit der Herausbildung einer gemeinsamen regionalen Identität im noch bis vor kurzem habsburgisch geprägten Mitteleuropa, zumal separatistische, nationale und ethnische Ambitionen ein jedes Gemeinschaftsprojekt in Frage stellten. Von einer schwierigen Identitätssuche in der posthabsburgischen Zeit handelte das Referat von Mag. Krisztina Balázs (Budapest) „*Haus Österreich* als Erzählregion in Ingeborg Bachmanns Prosa“, in dem die Referentin zwar auf das große Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie als Identitätsraum für Bachmanns literarische Figuren hinwies, aber letztlich feststellen musste, dass es nun kein reales eine Identität zu stiftendes Phänomen ist. Was übrig eigentlich nur bleibt, ist bloß die Imagination. Die regional österreichische, nun an sich real existente, im Historischen verankerte Identität samt ihrer Erinnerungskultur thematisierte im Hinblick auf Südtirol Dr. Ruth Esterhammer (Innsbruck) im Referat „Regionale Zeitgeschichte am Beispiel Option und Südtirolaktivismus in der Tiroler Literatur“, wobei hier die Literatur einen Beitrag zu der regionalen Erinnerungskultur und der schwierigen Vergangenheitsbewältigung der Nazizeit leistet. Aus einer ganz anderen Perspektive wurde das Identitätsproblem Österreich von Dr. Aneta Jachimowicz (Olsztyn) angegangen, die in ihrem Referat „Die touristische Bananenrepublik. Peter Turrinis Kritik an Österreich als Hawaii Europas“ das gesellschaftskritische Potential Turrinis Dramen besprach, in denen er Österreich eine zynische Reduzierung, nur noch auf bloß touristische Exportware vorwirft, die ihrerseits erlaubt, unter anderem die NS-Vergangenheit samt ihren in diesem Lande begangenen Verbrechen zu verschleiern, statt sie kritisch aufzuarbeiten.

Mit einem anderen, an sich auch grundsätzlich marginal berücksichtigten Thema beschäftigte sich Prof. Alois Woldan (Wien), der in seinem Referat „Die Huzulen in den Ostkarpaten: der komplexe Text einer Region“ die in der Forschung eher aus der Perspektive einer Exotik betrachtete Ethnie der Huzulen darstellte und dabei auf ihre Rückgebundenheit an deren

kleinen Lebensraum in den Ostkarpaten einging. Dr. Andreas Degen (Berlin) problematisierte im Referat „Zum Verhältnis von Ort und Erinnerung in der Literatur“ den Aspekt des Topographischen und dessen Verankerung in der einerseits kollektiven, aber andererseits auch der individuellen Erinnerung, indem er zugleich die besondere Rolle der Phänomenologie des Ortes und dessen literarischer Metaphorisierung für dieses Erinnern betonte. Schließlich erweisen sich kollektive Erinnerungsbilder der Orte, die über lange Zeit sehr stabil bleiben. Solch einen Erinnerungsort auch heute stets präsentieren besprach in seinem Referat „Gibt es eine Literatur der Neumark? Die Neumark als Literaturlandschaft und als Motiv“ Dr. Andrzej Talarczyk (Szczecin), wobei er sich bemühte, auf die Frage nach der selbständigen Existenz der Neumark in der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte zu antworten. Hier präsentierte er den Konstituierungsprozess einer Literatur über die Region sowie aus der der Region Neumark und dies in deren konkreter historischer Komplexität. Der zweite Symposiumstag wurde gleich dem ersten auch von der netten Atmosphäre eines Kaminabends abgerundet.

Das Symposium, das finanziell durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert wurde, bewies – im Allgemeinen betrachtet – zu einem die Vitalität der Forschung zur Regionalliteratur in ihrer recht facettenreichen Vielfalt, zum anderen bestätigte es ebenfalls eine besondere Permutation der Forschungsthemen, die stets aufgegriffen und oft in neuen Kontexten kultur- und literaturwissenschaftlich beleuchtet werden. Nun bleibt es noch übrig, auf den Konferenzband zu warten, der gemäß der Ankündigung der Veranstalter des Stettiner Symposiums in einer absehbaren Zeit gedruckt werden soll, um letztlich auch einem breiterem Publikum den Einblick in die präsentierten Vorträge zu gewähren. Zu hoffen ist auch, dass diese Symposiumsreihe weiterhin fortgesetzt wird.

Sebastian Mrozek
(Kraków)

Duden. *Deutsch als Fremdsprache. Standardwörterbuch. 2.*, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Dudenverlag. Mannheim–Leipzig–Wien–Zürich. Bibliographisches Institut AG, Mannheim 2010. 1151 + 48 S.

Die Dudenredaktion empfiehlt das Standardwörterbuch insbesondere all jenen Benutzern, die Deutsch als Fremdsprache lernen, wobei es sicherlich aber auch für diejenigen, die Deutsch unterrichten, eine große Hilfe ist. Dieses Standardwörterbuch ist thematisch in folgende Bereiche gegliedert: Die Behandlung der Stichwörter (S. 11–15), Die einzelnen Wortarten (S. 16–17), Die Lautschrift (S. 18–19), Im Wörterbuch verwendete Abkürzungen und

Zeichen (S. 20–21), Liste der Wortbildungselemente, die in einer alphabetischen Stichwortliste aufgeführt sind (S. 21–24), Zahlen (S. 25–26), Zahlen – Ordnungsfaktor im Leben und in der Sprache (S. 27–32), Übersicht über die sprachwissenschaftlichen Fachausdrücke (S. 33–38), Auflistung der in diesem Wörterbuch vorkommenden Sachgebiete und deren Fach- und Sondersprachen: Bergbau, Börsenwesen, Chemie, EDV, Jugendsprache, Kaufmannssprache, Medizin, Militär, Politik, Psychologie, Rechtssprache, Religion, Seemannssprache, Sport, Technik und Wirtschaft (S. 39), Die gebräuchlichsten unregelmäßigen Verben (S. 40–43) und Wörterverzeichnis (S. 45–1151).

Das Standardwörterbuch umfasst 20 000 Wörter und Wendungen des deutschen Grundwortschatzes und den gesamten Mindestwortschatz des „Zertifikats Deutsch“. Zu jedem Stichwort findet man die phonetischen Angaben in IPA-Lautschrift, die grammatischen Angaben, Bedeutungserklärungen und Verwendungsbeispiele. Darüber hinaus werden zu den meisten Stichwörtern Synonyme und Zusammensetzungen gegeben, wobei 75 Infokästen zu leicht verwechselbaren Wörtern und 450 Artikel zu Wortbildungselementen für den Benutzer eine zusätzliche Hilfe darstellen. Das Wörterbuch schließt mit folgenden Informationen und Themenbereichen: Das politische System Deutschlands, Österreichs und der Schweiz, Das Bildungssystem in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Wie bekomme ich einen Studienplatz?, Tipps zum Umgang mit Behörden, Feiertage, Sieszen – Duzen, Uhrzeiten, Mundarten des Deutschen, Idiomatik der Körperteile (S. 2–48).

Die Stichwörter sind streng alphabetisch – d.h. anders als in Telefonbüchern – angeordnet, und zu den Hauptstichwörtern wird die Lautschrift mit den Zeichen der *International Phonetic Association (IPA)* angegeben. Bei manchen Kardinal- und Ordinalzahlen werden mehrere mögliche Formen aufgeführt, z.B. bei 101 sind es: hunderteins, hundertundeins, einhundert-eins, einhundertundeins, *der, die, das* hunderterste, hundertunderste, einhunderterste, einhundertunderste (S. 25).

Am Ende der Stichworteinträge und der verschiedenen Bedeutungskategorien befinden sich nach den Abkürzungen Syn.: bzw. Zus.: Aufstellungen von Wörtern, die in einer semantischen Beziehung zum Stichwort stehen, wobei nach Zus. Wortzusammensetzungen, deren Grundwort dem Stichwort entspricht, aufgeführt werden.

Wie das Standardwörterbuch die Nichtmuttersprachler unterstützen soll, deutsche Texte und Äußerungen richtig zu verstehen und beim produktiven Gebrauch des Deutschen zu helfen, mögen einige Beispiele aufzeigen:

er|bärmlich*¹ <Adj.>:

1. a) *heruntergekommen und armselig [sodass man lebhaftes Mitgefühl hat]:* gerade ältere Frauen leben oft in erbärmlichen Verhältnissen; das Gebäude befindet sich in einem erbärmlichen Zustand. Syn.: jämmerlich (emotional), kläglich. **b)** *in seiner Qualität in ärgerlicher, verachtenswerter Weise sehr schlecht:* eine erbärmliche Leistung, Arbeit; das erbärmliche Licht einer einzigen Glühbirne. Syn.: dürftig, kläglich kümmerlich, lausig (ugs.), mickrig

(ugs. abwertend), mies (abwertend), minder..., minderwertig, miserabel (emotional), saumäßig (salopp abwertend), schäbig (abwertend), schlecht, schwach, unter aller Kanone (ugs.). **c)** (*in Bezug auf eine Person oder deren Handlungsweise*) *in verabscheuungswürdiger Weise [charakterlich] schlecht*: ich finde ihn erbärmlich; das ist eine erbärmliche Tat. Syn.: abscheulich, bösarig, böse, fies (ugs.), garstig, gemein, hässlich, niedrig, perfid[e] (bildungsspr.), sauber (ugs. ironisch), schäbig (abwertend), schändlich, schmächtig (geh.), schmutzig, schnöde (geh. abwertend), übel, unter aller Kritik (ugs.), unter aller Sau (derb abwertend), verächtlich, verwerflich.

2. (ugs.) **a)** *unangenehm groß, stark*: ich hatte erbärmlichen Hunger. **b)** <verstärkend vor Adjektiven und Verben> *in höchst unangenehmer Weise, sehr*: es ist erbärmlich kalt in dem Zimmer; ich habe erbärmlich gefroren. Syn.: arg (ugs.), bitter, entsetzlich (ugs.), furchtbar (ugs.), fürchterlich (ugs.), grauenhaft (emotional), höllisch (emotional), irre (emotional), irrsinnig (emotional), jämmerlich (emotional), mörderisch (ugs.), schaurig, scheußlich, schrecklich (ugs.), sehr, verflucht (salopp), verteufelt (ugs. emotional), wahnsinnig (ugs.). (S. 336).

Das Wort **Länge**, die; -, -n enthält folgende Angaben bei **2. a)** *zeitliche Ausdehnung, längere Zeitspanne*: die Länge der Veranstaltung ist noch nicht bekannt. Syn.: Dauer; ***etwas in die Länge ziehen**: *dafür sorgen, dass etwas unnötig lange dauert*: er will die Debatte nur in die Länge ziehen; ***sich (Akk.) in die Länge ziehen**: *länger dauert als erwartet, vorgesehen*: die Sitzung zog sich sehr in die Länge. [...] (S. 593).

modern/modisch (als Beispiel einer der Infokästen, S. 655)

Modern und **modisch** können nicht immer synonym gebraucht werden, da >>modern << ein weiteres Bedeutungsfeld hat als >>modisch <<.

Modisch bedeutet *der neusten Mode entsprechend*. Es bezieht sich auf die Kleidung und ihr Zubehör:

- Sie trägt modischen Schmuck.
- Das eine sehr modische Krawatte.

Leicht abwertend kann es auch bedeuten *dem augenblicklichen Zeitschmack entsprechend*:

- Wer etwas auf sich hält, verzichtet auf solche modischen Spielereien!

In dieser zweiten Bedeutung ist es mit **modern** nicht austauschbar. >>Modern << kann in Bezug auf die Kleidung für >>modisch << eintreten (>> ein sehr modisches Kleid <<), weil es nicht auf die Kleidungsstücke begrenzt ist:

- moderne Möbel
- moderne (*dem neusten Stand entsprechende*) Auffassungen
- ein moderner (*in die jetzige Zeit passender*) Mensch
- moderne (*nicht klassische*) Musik.

plan|mäßig <Adj.>:

a) *in einem bestimmten Plan entsprechend*: die planmäßige Abfahrt des Zuges; alle verlief planmäßig (*so wie es geplant, beabsichtigt war*). Syn.: nach Plan.

b) *systematisch, nach einem bestimmten Plan vorgehend*: bei seinem Vorhaben planmäßig vorgehen; der planmäßige Ausbau der Universität. Syn.: ²durchdacht, ¹genau, gezielt, methodisch. (S. 716).

Stoff, der; [-e]s, -e:

1. *Material, Substanz*: weiche, harte Stoffe; ein künstlicher, natürlicher Stoff; körperfremde, körpereigene Stoffe. Zus.: Ballaststoff, Baustoff, Brennstoff, Ersatzstoff, Farbstoff, Geruchstoff, Giftstoff, Grundstoff, Impfstoff, Klebstoff, Kraftstoff, Kunststoff, Rohstoff, Sauerstoff, Schmierstoff, Sprengstoff, Stickstoff, Süßstoff, Treibstoff, Wasserstoff, Wirkstoff, Zellstoff. **2.** *aus natürlichen und/oder synthetischen Fasern in breiten Bahnen hergestelltes Gewebe, das besonders für Kleidung und Wäsche verarbeitet wird*: ein leichter, knitterfreier, reinseidener Stoff; er trug einen Mantel aus grobem Stoff; er ließ sich den Stoff von der Schneiderin zuschneiden und zu einem Kleid verarbeiten. Syn.: Gespinst, Material, textiles Material, Textilien <Plural>, Tuch. Zus.: Bauwollstoff, Bezugsstoff, Brokatstoff, Dekorationsstoff, Futterstoff, Gardinenstoff, Kleiderstoff, Leinenstoff, Mantelstoff, Seidenstoff. **3.** *etwas, was die thematische Grundlage für eine künstlerische Gestaltung, eine wissenschaftliche Abhandlung bildet*: er sammelte Stoff für einen neuen Roman; der fachliche Stoff ist viel zu umfangreich für einen Vortrag. Syn.: Gegenstand, Material, Motiv, Thema, Thematik. Zus.: Diskussionsstoff, Gesprächsstoff, Konfliktstoff, Lehrstoff, Lernstoff, Romanstoff, Unterrichtsstoff, Wissensstoff. **3.** <ohne Plural> (Jargon) *Rauschgift*: Stoff brauchen; sich Stoff besorgen. (S. 895).

un|ter|hal|ten, unterhält, unterhielt, unterhalten:

1. <+ sich> [*zwanglos, auf angenehme Weise*]mit jmdm. *Über etwas sprechen; ein Gespräch führen*: sie hat sich lange mit ihm unterhalten; sie unterhielten sich über den neusten Film. Syn.: klönen (nordd. ugs.), Konversation machen (bildungsspr.), plaudern, plauschen (landsch.), schwatzen schwätzen (bes. südd.), Zwiesprache halten (geh.).

2. a) <tr.; hat> *für Zerstreuung, Zeitvertreib sorgen, jmdm. Auf Vergnügen bereitende, entspannende Weise die Zeit vertreiben*: er unterhielt seine Gäste mit Musik und Spielen; <häufig im 1. Partizip> unterhaltende Lektüre: der Abend war recht unterhaltend. Syn.: amüsieren, erfreuen. **b)** <+ sich> *sich auf angenehme Weise die Zeit vertreiben*: sie hat sich im Theater gut unterhalten, Syn.: sich amüsieren, sich die Zeit vertreiben, sich vergnügen, sich zerstreuen.

3. <tr.; hat> *für jmds. Lebenunterhalt aufkommen*: sie muss neben ihrer Familie noch verschiedene verwandte unterhalten. Syn.: durchbringen (ugs.), ernähren.

4. <tr.; hat> **a)** *für das Instandsein (von etwas) sorgen*: Straßen, Brücken, Anlagen müssen unterhalten werden; schlecht unterhaltene Gleisanlagen. Syn.: instand halten, pflegen, warten. **b)** [*als Besitzer*] *etwas halten, einrichten, betreiben und dafür aufkommen*: einen Reitstall, ein Geschäft

unterhalten. Syn.: führen, leiten, vorstehen. **c)** *über etwas (Beziehungen, Kontakte o. Ä.) verfügen*: gute Verbindungen, Kontakte unterhalten; die beiden Staaten unterhalten diplomatische Beziehungen. Syn.: haben, pflegen. (S. 992).

Im Wörterbuch werden ebenfalls Angaben zum Gebrauch und zur Sprachebene berücksichtigt, und zwar gehobene (feierlich oder übertrieben wirkende), umgangssprachliche, derbe, abwertende, emotionale Wörter und auch Jargon-Formen, die innerhalb einer Berufsgruppe oder einer sozialen Gruppe verwendet werden. Bei der Bildung neuer Wörter beachtet man eine große Anzahl von produktiven Präfixen, Suffixen und von für die deutsche Gegenwartssprache charakteristischen Affixoiden, d.h. Halbpräfixen (Präfixoiden) und Halbsuffixen (Suffixoiden), wodurch der Grundwortschatz unter lexikalischem Aspekt besonders bereichert wird.

Die folgenden Wortarten: Substantive, Verben und Adjektive erhalten viele notwendige Angaben, die den richtigen Gebrauch von deren verschiedenen Kategorien nicht nur erleichtern, sondern auch dazu beitragen, dass sie von den Lernenden unter fremdsprachenunterrichtlichen Bedingungen rezeptiv und produktiv gefestigt werden (siehe Seite 16 f.).

*¹ Aus technisch-objektiven Gründen wird in dieser Rezension auf die Wiedergabe der Lautschrift in den Zeichen der *International Phonetic Association (IPA)*, wie sie im besprochenen Buch bei den Hauptstichwörtern angewendet wird, verzichtet.

* Der Asterisk kennzeichnet feste Verbindungen.

Marian Szczodrowski
(Gdańsk)

Duden. *Das Stilwörterbuch*. 9., völlig neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Duden Band 2. Dudenverlag. Mannheim–Leipzig–Wien–Zürich. Bibliographisches Institut AG, Mannheim 2010. 1087 S.

Das neu bearbeitete Duden-Stilwörterbuch präsentiert sich als unentbehrliches Nachschlagewerk für gute und stilsichere Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache. Es umfasst rund 100 000 Satzbeispiele mit inhaltlich sinnvollen und grammatisch richtigen Verknüpfungen der Wörter, zahlreiche feste Verbindungen, Redensarten und Sprichwörter. Sachliche Angaben zu Stil und Gebrauch können sowohl Muttersprachlern als auch Nichtmuttersprachlern beim Formulieren von Äußerungen und beim Verfassen von Texten behilflich sein.

Bezüglich des Inhalts enthält das Nachschlagewerk folgende Themenbereiche: I. Zeichen von besonderer Bedeutung (S. 9), II. Behandlung der Stichwörter und Aufbau der Wörterbuchartikel (S. 9), III. Bedeutungsangaben (S. 10–11), IV. Anordnung der Beispiele (S. 11), V. Anordnung der festen Verbindungen und Wendungen (S. 11–12), VI. Angaben zum Stil und zum Gebrauch (S. 12), VII. Kennzeichnung des sonder- und fachsprachlichen Wortguts (S. 12–13), VIII. Kennzeichnung der zeitlichen und räumlichen Zuordnung (S. 13), IX. Grammatische Angaben (S. 13–17), X. Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen (S. 18–20) und den Kern bildet das Wörterverzeichnis A – Z (S. 21–1087).

Was die Zeichen von besonderer Bedeutung anbelangt, so sind vor allem die stilistisch-grammatischen Angaben zu berücksichtigen. Die drei Arten von verwendeten Klammern erklären Folgendes: die runden schließen stilistische Bewertungen und Zuordnungen zu Sondersprachen ein (in ihnen findet man bei einzelnen Beispielen Zusätze und Erläuterungen sowie Kasusangaben), die eckigen stellen fakultative Präpositionalobjekte in den grammatischen Angaben, Zusätze zu Erklärungen sowie beliebige Auslassungen dar, die Winkelklammern enthalten grammatische Angaben.

Unter dem Zeichen R werden sprichwörtliche Redensarten und Sprichwörter angeführt; das Zeichen Ü kündigt die Beispiele mit übertragender Bedeutung und das *Sternchen feste Verbindungen und Wendungen an. Andere Zeichen mit ihren genauen Hinweisen für die Benutzung des Stilwörterbuches findet man auf den Seiten 9–20.

Einige ausgewählte Stichwörter mögen zeigen, wie sie dargeboten und erklärt werden sowie in zahlreichen Verbindungen mit anderen Wörtern stehen können:

Beichte, die (kath. Rel.):

Bei dem Priester die B. ablegen (*beichten*); jmdm. die B. abnehmen; der Geistliche hört, sitzt B. (*sitzt im Beichtstuhl und hört die Beichte der Gläubigen an*); er geht selten, häufig zur B.; Ü ich musste mir seine B. anhören. (S. 167).

Ecke, die:

1. *Stelle, wo zwei Seiten eines Raumes bzw. einer Fläche zusammenstoßen*: die vier Ecken des Zimmers; eine gemütliche, behagliche E. einrichten; etw. in die Ecke stellen (*beiseitestellen*); etw. in allen Ecken und Winkeln suchen; das gesuchte Buch stand in der hintersten Ecke; das Kind muss [zur Straße] in der E. stehen; etw. in die linke obere E. [einer Postkarte] schreiben; sie hat ihre Arbeit in die E. geworfen (ugs.; *unwillig beiseitelegen*); in einer E. des Gartens hat sie Kräuter gezogen; der Hund hat sich in eine E. verkrochen; den Ball in die kurze obere E. (Sport; *Torecke*) schießen.

2. *Spitze, hervorgehende Kante*; eine scharfe, stumpfe E.; die vier Ecken des Tisches, des Tischtuchs; die Ecken des Buches sind geknickt, abgestoßen, eingerissen; sich an einer E. stoßen; ein Kragen mit abgerundeten Ecken; Ü er ist ein Mensch ohne Ecken und Kanten (*ist nicht schwierig, nicht eigenwillig*).

3.a) *Stelle, an der zwei Straßen zusammenstoßen*: eine zugige E.; er wohnt E. Meyer- und Müllerstraße; hier ist eine unübersichtliche, gefährliche E.; die Kneipe an der E.; an der E. stehen; um die E. fahren, biegen. (ugs.: *ganz in der Nähe*); b) (ugs.) *Gegend*: in dieser E. Italiens; in einer idyllischen, entlegenden E.; in welcher E. (*aus welchen Kreisen*) kommen die Angriffe, die Verleumdungen?; die Presse versuchte, den Politiker in eine rechte E. zu stellen.

4. (ugs.) *spitz zulaufendes Stück*: eine E. Käse, Kuchen.

5. (ugs.) *Strecke*: bis dahin ist es noch eine ganze E. (*noch ziemlich weit*); Ü er ist eine ganze E. (ugs.; *um ein Beträchtliches*) besser, tüchtiger, jünger als die anderen.

6. (Sport) *Eckball*; die E. treten; eine E. verwandeln (*zu einem Tor nützen*); die E. kurz spielen (*nicht direkt vors Tor treten*); den Ball zur E. (*über die Torauslinie*) schlagen.

* an allen Ecken [und Enden/Kanten] (ugs.; *überall*): es fehlt, hapert an allen Ecken und Enden.

* jmdn. um die Ecke bringen (ugs.; *jmdn. ermorden*)

* mit jmdm. um/über ein paar, um/über sieben Ecken verwandt sein (ugs.; mit *jmdm. weitläufig verwandt sein*) (S. 261).

¹*östlich* <Adj.>:

1.a) *in östlicher Himmelsrichtung befindlich*: der östliche Himmel; 15 Grad östlicher Länge; b) *im Osten liegend: im osteuropäischen, asiatischen Raum befindlich*: die östliche Grenze; der östliche Teil des Landes; die östlichen Länder, Völker; die östlichen Gebiete; die Stadt liegt weiter ö.; c) *für den osteuropäischen, asiatischen Raum, seine Bevölkerung charakteristisch*: die östliche Kultur; östliches Denken; östliche Überlieferungen, Lieder; d) (früher) *zum Ostblock gehörend*: die östlichen Machthaber; dieses Land ist ö. orientiert.

2. *von Osten kommend, nach Osten gerichtet*: ein östlicher Wind, sie steuern östlichen Kurs; die Straße verläuft in östlicher Richtung.

²*östlich* <Präp. Mit Gen.>:

im Osten: ö. des Flusses, des Rheins; ö. der Bahnlinie; ö. der Stadt (selten:) ö. Mannheims.

³*östlich* <Adverb>:

im Osten: der Ort liegt ö. von Hamburg. (S. 651).

Sehen:

1.a) <[irgendwie] s.> *mit dem Auge wahrnehmen*: gut, schlecht, scharf, weit s.; sie kann ohne Brille nicht mehr gut s.; er kann wieder s. (*ist nicht*

mehr blind); sie sieht noch auf/mit einem Auge; /Ausruf der Überraschung/: sehe ich recht?; b) <sich irgendwie s.> *durch Sehen in einen bestimmten Zustand kommen*: sich müde s.

2. <irgendwohin s.> *blicken*: auf den Bildschirm, auf die Uhr, aus dem Fenster, in die Sonne s.; in den Spiegel s. (*sich im Spiegel betrachten*); nach links, rechts, oben, unten, vorn, hinten s.; zu Boden s.; durch das Fernglas s.; /Verweise in einem Text/: siehe Seite 115, siehe oben, siehe unten; morgens kann er kaum aus den Augen s. (*kann er vor Müdigkeit kaum die Augen offen halten*); /Ausrufe des überraschten Erkennens/: sieh da!, und sieh da! (ugs. Scherz.© sieh mal [einer] guck!; <jmdm. irgendwohin s.> jmdm. [tief] in die Augen s.; sie versuchte, beim Skat ihrem Nachbarn in die Karten zu s.; Ü alle sah auf den kommenden Präsidenten (*richtete sein Interesse, seine Erwartungen auf ihn*); gelassen, sorgenvoll in die Zukunft s. (*an die Zukunft denken*); man kann niemandem ins Herz s.

3. <jmdn., etwas s.> *erblicken*: jmdn. schon von Weitem, nur flüchtig, vom Fenster aus s.; es war so neblig, dass man die Hand nicht von den Augen s. konnte; wir haben sie gar nicht zu s. bekommen; niemand war zu s.; die Berge waren gut, kaum, nur verschwommen zu s.; ich sehe alle doppelt; ich sehe es [un]deutlich, verwundert, mit Staunen; wo hast du ihn gesehen?; man hat ihn zuletzt beim Verlassen seiner Wohnung gesehen, ich sah ihn kommen, habe ihn kommen s.; wann sehen (*treffen*) wir uns?; ich freue mich, Sie zu s.; wir sehen ihn häufig bei uns [als Gast]; ich sehe sie [in der Erinnerung] noch deutlich vor mir, den möchte ich sehen (*den gibt es nicht*); der das alle kann!; von ihr war [weit und breit] nichts mehr zu s. (*sie war verschwunden*); der Stürmer sah die rote Karte (Fußball; *wurde vom Platz gestellt*); sie war bei Ihnen gern gesehen (*willkommen*); ein gern gesehener Gast; (auch ohne Akk.) lass [mich mal] s.! (*zeige es [mir mal]!*).

4. (etw. s.) *ansehen*: ein Spiel, einen Film, eine Komödie s.; er hat die Welt, hat schon viel von der Welt gesehen; da gibt es nichts [Besonders] zu s.; es gibt dort nicht viel zu s. (*kaum Sehenswürdigkeiten*); das muss man gesehen haben (*das ist sehenswert*); das ist nur für Geld zu s. (*zu besichtigen*).

5. (jmdn. etw. s.) *erleben*: noch nie haben wir einen glücklicheren Gewinner gesehen; er hat scho bessere Zeiten, Tage gesehen; hat man etwas schon gesehen!; <jmdn. s.; mit Umstandsangabe> nie zuvor hatte man sie in der Not so fröhlich, so guter Laune gesehen.

6. <jmdn., sich etw. s.; mit Umstandsangabe>) *wähnen*: sie sah ihren Sohn schon als großen Künstler; er sah sich schon als der neue/(selten:) den neuen Chef; sie sah sich getäuscht; wie sahen (*fanden*) unsere Wünsche alle erfüllt, unsere Erwartungen enttäuscht.

7. <sich. s.; mit Umstandsangabe>) *sein*: wir sehen uns genötigt, gezwungen, das Haus zu verkaufen; dazu sehen wir uns nicht veranlasst; ich sah mich nicht in der Lage, ihm zu helfen.

8.a) <etw. s.> *feststellen*: überall nur Fehler s.; nur seinen Vorteil s.; von der einseitigen Begeisterung war nicht mehr zu s.; der Arzt sah, dass er nicht mehr helfen konnte; ich sehe schon so ist das nicht zu machen; wie ich sehe,

ist hier alles in Ordnung, da sieht mans wieder!; ich möchte noch einmal s., ob er es wagt; <auch ohne Akk.> hast du gesehen?, siehst du [wohl]/(ugs.) siehste? (*merkst du jetzt, dass ich recht habe*); wie werden ja s.; ihr werdet schon s.!: mal s. (ugs. *Warten wir einmal ab*), wie das Wetter morgen wird; b) <etw. irgendwie s.> *beurteilen*: alles negativ, falsch, verzerrt s.; (ugs.) das darf man nicht so eng, muss man locker s.; sehe ich das richtig?; ich sehe das so, anders; wie siehst du das?; die Verhältnisse nüchtern s.; die Dinge s., wie sie sind; wir müssen diese Tat im richtigen Zusammenhang s.; menschlich gesehen (*in menschlicher Hinsicht*) ist das ausgesprochen enttäuschend; auf die Dauer gesehen (*für die Dauer*) ist das keine Lösung; c) <jmdn. etw. s.> *erkennen, erfassen*: das Wesen, den Kern einer Sache s.; sie sieht in ihm nur den Gegner; er sah darin nichts Befremdliches; er sieht die Zusammenhänge nicht; Sie sehen (*ersehen*) daraus, dass ...; daran können Sie s., wie ...; d) <etw. s.> *überlegen, prüfen*: s., ob es einen Ausweg gibt; ich will s., was sich tun, machen lässt.

9. <nach jmdm., etw. s.> *sich um jmdn., etw. kümmern*: nach den Kindern, nach dem Kranken s.; sieh bitte mal nach den Kartoffeln auf dem Herd; wir müssen nach weiteren Absatzmöglichkeiten s. (*Ausschau halten*).

10. <auf jmdn., sich, etw. s.> *besonderen Wer legen*: auf Ordnung, auf Sauberkeit s.; du solltest mehr auf dich selbst s.; wir müssen auf unsere Wähler s.; er sieht nur aufs Geld; nicht auf den Preis s.; wir müssen s., dass die Bestimmungen eingehalten werden.

11. <mit Nebensatz> *zusehen*: sieh, dass du fertig wirst; er soll selbst s., wie er das Problem löst; R man muss s., wo man bleibt (ugs. *Man muss zusehen, dass man nicht zu kurz kommt*).

* etw. [nicht] gern sehen (*etw. [nicht] gern haben*): meine Eltern sahen diese Freundschaft nicht gern

* jmdn., etw. nicht mehr sehen können (ugs.; *jmds., einer Sache überdrüssig sein*)

* sich [bei jmdm., irgendwo] sehen lassen (*[bei jmdm., irgendwo] erscheinen, einen Besuch machen*): lass dich mal wieder bei uns s.!

* sich sehen lassen [können] (*beachtlich sein*): diese Leistung kann sich s. lassen

* sich mit jmdm., etw. sehen lassen können (*stolz auf jmdn., etw. sein können*)

* [und] hast du nicht gesehen (ugs.; *unversehens*): hast du nicht gesehen, war er verschwunden

* sehen jmdn. vom Sehen kennen (*jmdm. schon öfter begegnet sein, ihn aber nicht persönlich kennen*) (S. 781 f.).

Bezüglich der Stichwörter im Satz gibt das Stilwörterbuch darüber hinaus an, welche Wortverbindungen möglich sind; es verzeichnet auch Phraseologismen, d.h. feste Redensarten/Redewendungen, deren Gesamtbedeutung nicht die Summe der Bedeutungen ihrer Einzelkomponenten darstellt, sondern eine Umdeutung erfahren hat.

Das Nachschlagewerk ist um so beachtenswerter, dass die Stichwörter mit genauen grammatischen und stilistischen Hinweisen, die zur korrekten mündlichen und schriftlichen Ausdrucksweise und Bedeutung hinführen, versehen sind. Der Stichwortbestand wurde für die 9. Auflage auch um neue Wörter (s. beispielsweise E-Mail u.v.a.) ergänzt. Dadurch wird auch ein Teil des Reichtums des deutschen Wortguts hinsichtlich seines eigentlichen sowie seines übertragenden Gebrauchs aufgezeigt.

Marian Szczodrowski
(Gdańsk)

Duk Ho Lee: *Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Sprache*. Walter de Gruyter, Berlin/New York 2005, 1229 S.

Das neue „Rückläufige Wörterbuch der deutschen Sprache“ von Duk Ho Lee gehört zu den seltenen Wörterbüchern des Deutschen, die von Standardwörterbüchern stark abweichen. Es enthält nämlich weder irgendwelche Worterklärungen noch nähere grammatische, lexikalische oder sonstige Informationen zu einzelnen Stichwörtern. Dafür bietet es aber einen viel umfangreicheren Sprachkorpus als gewöhnliche Sprachwörterbücher. Es handelt sich hier vor allem um Wortfamilien und Wortbildungen (Ableitungen, Wortzusammensetzungen, Komposita usw.), die eben so charakteristisch für das Deutsche sind. Demzufolge kann man es als eine bedeutende Leistung auf dem Gebiet der morphologischen Wortforschung und der deutschen Lexikographie ansehen.

Aus der Wortwahl ergibt sich das Anordnungsprinzip aller im Wörterbuch aufgeführten Stichwörter. Auf der Makrostrukturebene folgen sie grundsätzlich der finalalphabetischen, auf der Mikrostrukturebene dagegen der initialalphabetischen Anordnung. Der Abgrenzung und besseren Erkennbarkeit der einzelnen Wortreihen dienen dabei graphische Auszeichnungen wie Fettsatz und Kursivdruck. Sie helfen dem Leser, die Suffixgruppen und ihre Subgruppen leicht aufzufinden. Damit sind die deutschen Wortbildungen vollständig und übersichtlich dargestellt.

Die ziemlich verwirrende Anordnungsart des rückläufigen Wörterbuches des Deutschen ist dem polnischen Leser wohl nicht anvertraut, was ihm die Benutzung dieses Wörterbuches bestimmt erheblich erschwert. Daher ist es den polnischen Deutschlernern als Lehrbuch oder Nachschlagewerk eher nicht zu empfehlen. Dennoch lässt sich seine große Bedeutung als Wortfamilienwörterbuch oder Wortschatzinventar bei dem Deutscherwerb nicht unterschätzen. Das zu besprechende Wörterbuch bietet nämlich eine schnelle und klare Übersicht über deutsche Wortbildungsmodelle und -muster an. Es liefert eine enorme Fülle von Beispielen für beinahe alle möglichen deutschen Suffixverbindungen, was zur Vertiefung, Erweiterung und Aktualisierung

der Wortschatz- und Sprachkenntnisse beiträgt. Dank der Zusammenstellung von vielen unterschiedlichen Wortkombinationen der einzelnen Sprachelemente lässt das Wörterbuch die semantischen Nuancen und Schattierungen erkennen und bildet eine nützliche und wichtige Grundlage für die Sprachanalyse und den Wortvergleich. Nebenbei kann man es auch als eine Art Rechtschreibwörterbuch gebrauchen.

Vielmehr als linguistisches Lehrwerk dient das Wörterbuch von Lee als ein Gebrauchsbuch für all diejenigen, die eine besonders schöpferische und vielfältige Sprachkompetenz (z.B. Schriftsteller, Journalisten, Redner) oder eine argumentationsstarke Ausdrucks- und Formulierungskraft (z.B. Juristen, Politiker, Geschäftsleute) brauchen. Insbesondere eignet sich aber das rückläufige Wörterbuch für Reimbildung und Kreuzworträtsel.

Ewa Wojaczek
(Gdańsk)

Stella Gevorgyan-Ninness: *Die Herausbildung des epistemischen Ausdrucks im Deutschen, Russischen und Armenischen*. Peter Lang, Frankfurt/M. 2005. 429 S.

Probleme der Modalverben und der Modalität sind Gegenstand vieler Untersuchungen.¹ Die vorliegende Monographie stellt die verbesserte Fassung der an der Universität Bamberg verteidigten Dr.-Dissertation dar. Die Verfasserin beschränkt ihre Untersuchung auf den Möglichkeits- und Notwendigkeitsbereich und stellt folgende Fragen (S. 15) zur Diskussion:

- „Welcher Aspekt ist für die Herausbildung der epistemischen Lesart verantwortlich?“
- Spielt der Aspekt eine Rolle bei der Kompensierung der Modalverbfunktionen?
- Zusammenhang zwischen dem Aspekt, der Modalität und der Kategorie der Person.

Diese Fragen hängen z.T. mit der These von Elisabeth Leiss², nach der der Abbau der Aspektkategorie in den germanischen Sprachen zum Ausbau der Modalverben geführt hat. Im Kapitel II wird die epistemische und nicht-

¹ Hier seien nur einige neuere genannt: Abraham, W. / Leiss, E. (Hrsg./2009): *Modalität. Epistemik und Evidentialität bei Modalverb, Adverb, Modalpartikel und Modus*. Tübingen; Hansen, B. / De Haan, F. (Hrsg./2009): *Modals in the Languages of Europe. A Reference Work*. Berlin, New York; Hansen, B. / Karlik, P. (Hrsg. / 2005): *Modality in Slavonic Languages. New Perspectives*. München; Hansen, B. (2001): *Das slavische Modauxiliar*. München. Kačny, A. / Socka, A. (Hrsg. / 2010): *Modalität / Temporalität in kontrastiver und typologischer Sicht*. Frankfurt/M.; Letnes, O. / Maagera, E. / Vater, H. (Hrsg. / 2008): *Modalität und Grammatikalisierung*. Trier.

² E. Leiss (2000): Verbalaspekt und die Herausbildung epistemischer Modalverben, in: Eichinger, L.M. / Leirbukt, O. (Hrsg.): *Aspekte der Verbgrammatik*. Hildesheim.

epistemische Modalität in den drei Sprachen³ diskutiert. Zuerst zieht die Verfasserin die Unterscheidung zwischen der nicht-epistemischen⁴ und der epistemischen Modalität; die epistemische Modalität drückt im Allgemeinen „die Sprechereinstellung hinsichtlich eines Sachverhalts, den Gewißheitsgrad des Sprechers über das Bestehen des Sachverhalts“ (S. 27) aus. Nach der Behandlung der relevanten Fachliteratur zu dieser Problematik wendet sich die Verf. der Wechselbeziehung zwischen der Modalität und dem Aspekt zu, indem sie u.a. die Thesen von Abraham und Leiss zur Diskussion stellt. Im Weiteren werden die Modalverben (= Mv) des Deutschen als eine besondere Gruppe dargestellt, indem auf ihre morphologisch-syntaktischen und semantischen Merkmale hingewiesen wird. Richtig deutet die Verfasserin die epistemische Lesart der Mv als Faktizitätsbewertung der Aussage und betont den Zusammenhang mit der Kategorie der Person und der Aktionsart. Bei der Beschreibung des Russischen werden auch Modalprädikativa *можно, nel'zja, dolžen, nado, nužno* berücksichtigt. Im Kap. III wendet sich die Verfasserin dem Aspekt im Russischen und Armenischen zu; in Bezug auf das russische Verb behandelt sie die Aspektdefektivität (Perfektiva tantum, Imperfektiva tantum, die biaspektuellen Verben) und die für die Aspekt Darstellung charakteristischen Merkmalpaare: Innen- vs. Außenperspektive, Begrenztheit vs. Nichtbegrenztheit, Ganzheitlichkeit vs. Nichtganzheitlichkeit, Teilbarkeit vs. Unteilbarkeit; die in den traditionellen Grammatiken vorkommenden Paare wie vollzogen, nichtvollzogen kann man als Varianten der oben erwähnten Merkmale betrachten. Stichwortartig werden auch die Zusammenhänge zwischen Aspekt und Tempus, Aspekt und Definitheit sowie Aspekt und Modus diskutiert. Interessant in diesem Zusammenhang ist die von der Verfasserin dargestellte Auffassung von Padučeva: der imperfektive Aspekt stellt „die Situation in ihrer temporalen Entwicklung“ (S. 149) dar, der perfektive dagegen „beschreibt die Situation in ihren Änderungen, d.h. er setzt einen Punkt voraus, wo etwas nicht da war, und den Punkt, wo dies jetzt vorhanden ist und umgekehrt“ (S. 149). Im Kapitel IV wird der Notwendigkeitsausdruck im Armenischen und Russischen und die Rolle des Aspekts behandelt. Für das Russische kommen hier die Modalprädikativa *nado, nužno* und *dolžen* in Frage. Die Analyse zeigt, dass die Verwendung des perfektiven oder imperfektiven Infinitivs von vielen Faktoren abhängig ist: bei *dolžen* in Verbindung mit dem perfektiven Infinitiv – zum Beispiel – entsteht in der Regel die Bedeutung der Notwendigkeit, bei dem imperfektiven Infinitiv haben wir mit einer Verallgemeinerung oder einer nicht-konkreten Handlung zu tun.

Gegenstand des letzten Kapitels ist der Möglichkeitsausdruck und die Rolle des Aspekts; untersucht werden die Mv *smoč, moč* sowie das Modalprädikativ *можно*. In Unterkapitel V.3. erörtert die Verf. die epistemische Modalität und Bezüge zur Kategorie der Person. Es wird zu Recht festgestellt,

³ In meiner Besprechung beziehe ich mich auf das Deutsche und Russische.

⁴ Sie verwendet diesen Begriff, um die Doppeldeutigkeit des Begriffs „deontisch“ zu vermeiden.

dass mit den *Mv sollen* und *wollen* zwei Bedeutungen zugleich zum Ausdruck gebracht werden – die subjektive Einschätzung des Sprechers und der Verweis auf die Information aus zweiter Hand; diese subjektive Einschätzung des Sprechers beruht auf der Verlässlichkeit eines Vorinformanten. Im Russischen dagegen müssen die Funktionen getrennt ausgedrückt werden; die Distanzierung erfolgt mit Hilfe von Partikeln *de, deskat' und mol'*⁵. Für die epistemische Lesart ist die Verwendung der 3. Person, für die nicht-epistemische – eher der 1. und der 2. Person charakteristisch.

Insgesamt eine interessante Arbeit, die auf die vielfältigen Berührungspunkte zwischen dem Aspekt und der Modalität im Russischen hinweist und nur zum Teil auf die zu Anfang gestellten Fragen eine Antwort gibt, da die Problematik mehrschichtig und verwickelt ist und weitere Untersuchungen zu den Einzelfragen notwendig sind.

Andrzej Kątny
(Gdańsk)

⁵ In der Fachliteratur wird noch *jakoby* erwähnt; vgl. Deth, R. (1998): Modalität, in: W. Gladow (Hrsg.): *Russisch im Spiegel des Deutschen*. Frankfurt/M.

Jaworska Mariola (2009): *Autoewaluacja w procesie uczenia się i nauczania języków obcych. Zastosowanie Europejskiego portfolio językowego w kształceniu nauczycieli*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT, Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe, 338 ss.

We współczesnym myśleniu o ocenianiu w nauczaniu języków obcych obserwujemy interesujące zjawisko. Z jednej strony jest to wzrost znaczenia oceniania zewnętrznego, z drugiej zaś strony są to dążenia do rozwijania wśród uczniów umiejętności samooceny. Wiara w moc testów i egzaminów przekłada się na działania dydaktyczne nauczycieli, zaś poglądy o doniosłej roli autoewaluacji w uczeniu się zdominowały metodykę. Praca M. Jaworskiej dotyczy miejsca granicznego, w którym przyszli nauczyciele a jeszcze studenci rozwijają umiejętność oceniania własnych kompetencji na zajęciach z metodyki. Ze względu na poruszany temat i odniesienie do rzeczywistej sytuacji edukacyjnej książka M. Jaworskiej zasługuje na uwagę.

Zawarte w tytule pojęcie *autoewaluacji* stanowi kluczowe zagadnienie rozważań teoretycznych i badań własnych. Przedstawione ono zostało w kontekście dotychczasowych koncepcji ewaluacji w edukacji poczynając od lat 30. XX wieku do czasów najnowszych (rozdział I), na tle przemian polskiego szkolnictwa po roku 1989 (rozdział II) oraz jako element usprawniania nauczania i uczenia się języków obcych z wykorzystaniem techniki portfolio (rozdział III). Badania empiryczne (rozdział IV) dotyczą możliwości

rozwijania umiejętności autoewaluacji poprzez zastosowanie *Europejskiego portfolio językowego*. Każdy rozdział rozpoczyna się od streszczenia, z którego dowiadujemy się o przyjętej przez autorkę orientacji teoretycznej. Pracę zamyka aneks dokumentujący badania empiryczne.

W rozdziale pierwszym czytelnik znajdzie przegląd różnych podejść do ewaluacji w edukacji. Autorka opierając się na klasyfikacji, której dokonali E. Guba i Y. Lincoln, przedstawia ewaluację ujmowaną kolejno jako *miarę, ruch na rzecz doskonalenia programów, ewaluację wyjaśniającą* oraz *paradygmat konstruktywistyczny*. Aby wypuklić istotę ewaluacji edukacyjnej M. Jaworska wyjaśnia, dlaczego nie można z nią utożsamiać *samooceny, monitorowania, kontroli i pomiaru dydaktycznego*. Dalsze cechy ewaluacji edukacyjnej wyróżnione zostały poprzez zarysowanie jej społecznego i instytucjonalnego kontekstu oraz porównanie badań ewaluacyjnych z naukowymi. Autoewaluację definiuje M. Jaworska jako szczególną odmianę ewaluacji, wyróżniającą się tym, iż przeprowadzana jest przez osobę uczącą się. W kontekście nauczania i uczenia się języków obcych oznacza ona „systematyczny i ciągły proces zbierania informacji na temat własnej językowej kompetencji komunikacyjnej i kompetencji uczenia się, których uzyskanie pozwala na sformułowanie wniosków o jej wartości i poczynionych postępach” (s. 41). Podstawowym celem autoewaluacji, na co wskazuje autorka, jest doskonalenie procesu uczenia się. O tym natomiast, dlaczego samoocenie może sprzyjać usprawnianiu nauki języków obcych, informują przytaczane argumenty ilustrujące aktualny stan wiedzy w tej dziedzinie (s. 42- 44).

Dla wyjaśnienia uwarunkowań „autoewaluacji na poziomie jednostki” (s. 36) Jaworska sięga do psychologii poznawczej i pedagogiki humanistycznej, omawiając m.in. zagadnienie struktury poznawczo-afektywnej „ja”, problem kontroli, rolę wiedzy metakognitywnej na temat procesów poznawczych oraz znaczenie czynników wolicjonalnych. Przedstawione zostają poglądy ujmujące samoocenę jako poczucie własnej wartości oraz koncepcje oceniania samego siebie. Autorka wyjaśnia, iż zróżnicowane zachowania autoewaluacyjne warunkują czynniki związane z osobowością (introwersja, ekstrawersja, osobowość autorska, s. 59- 60). Cenne mogłyby być w tym miejscu informacje o rozróżnianej w psychologii *samoocenie jawnej i utajonej*, czy też podkreślenie wpływu zaburzeń samooceny na ogólną niechęć do zmian w postawie wobec siebie i swoich umiejętności, co może mieć znaczenie w procesie rozwijania samooceny u uczniów. Na uwagę zasługuje natomiast przywołanie poglądów M. Montessori, która akcentuje umiejętność krytycznej analizy, rozpoznawania błędów i ich poprawiania. Ten punkt widzenia trafnie uzupełnia aktualne podejście do samooceny skoncentrowane na wykazywaniu umiejętności i osiągnięć.

Autoewaluacja (s. 61–67), pozostaje w ścisłym związku z koncepcjami autonomii. Aby wyjaśnić korzystne uwarunkowania rozwijania umiejętności autoewaluacyjnych autorka przybliżyła rozumienie autonomii zgodnie z głównymi opracowaniami teoretycznymi. W tym celu przytacza podstawowe definicje autonomii (H. Holec, P. Benson), wylicza cechy i zachowania dobrego ucznia

języków obcych (N. Naiman) oraz przywołuje klasyfikacje strategii uczenia się (H. Stern, R. Oxford). Ponadto wskazuje na możliwości rozwijania umiejętności autoewaluacji poprzez stosowanie otwartych form nauczania (tj. praca niesterowana, praca według tygodniowych planów, stacje uczenia się, praca projektowa). Kolejne rozważania wynikają z założenia, iż „podstawowym warunkiem rozwijania umiejętności autoewaluacji uczących się jest systematyczne do niej wdrażanie” (s. 68). W pracy przedstawiono dydaktyczne możliwości kształcenia umiejętności ewaluacyjnych, które mogą być zastosowane w pracy ze studentami (wzajemne ocenianie koleżeńskie, dziennik uczenia się, konsultacje: uczący się – nauczający, nagrania video lub audio, listy umiejętności, arkusz obserwacyjny, samodzielna korekta prac pisemnych, testów językowych, krótkie podsumowanie zajęć, ewaluacja podręcznika, prowadzenie portfolio). Mimo, iż omówione techniki odwołują się do samodzielności i kompetencji intelektualnej studentów oraz zakładają ich osobiste zaangażowanie i symetryczną relację stron (por. konsultacje: uczący – nauczający, s. 73–74) oddziaływanie nauczyciela, o którym informuje Jaworska ma charakter wdrożeniowo- interwencyjny. Przejawia się to w stosowanym języku: nauczyciel *wdraża* uczących się do autoewaluacji, *uświadamia* im ich własną rolę, *zmienia* ich przyzwyczajenia, *pokazuje* strategie, a umiejętności studenta w zakresie autoewaluacji mają stać się *nawykami*. Zastosowany przez Jaworską dyskurs pokazuje, jak duży wpływ na polską edukację wywarła pedagogika pozytywistyczna i behawioryzm, co nadal ujawnia się m.in. poprzez język opisu procesu nauczania i uczenia się.

Rozdział II przedstawia zagadnienie autoewaluacji w polskiej edukacji na tle przemian politycznych, społeczno-gospodarczych i kulturowych, jakie nastąpiły po roku 1989. Po ogólnym zarysowaniu, na czym te zmiany polegały, omówiono problem autoewaluacji w kontekście koncepcji uczenia się przez całe życie oraz idei podmiotowości. W dalszych częściach rozdziału II pokazano, na ile programy nauczania, podręczniki oraz współczesne tendencje w kształceniu nauczycieli realizują zadania związane z rozwijaniem autoewaluacji. Na podstawie analizy dokumentów określających strategię rozwoju oświaty (*Raport dla UNESCO Międzynarodowej Komisji do Spraw Edukacji dla XXI wieku, Strategia kształcenia ustawicznego do roku 2010*) Jaworska wnioskuje, że warunkiem realizacji zawartych w nich celów jest „kształcenie u uczących się na wszystkich etapach edukacyjnych umiejętności ciągłej autoewaluacji” (s. 82). Zdaniem autorki, jest ona niezbędna do kształtowania autonomii i rozwoju osobowego człowieka oraz stanowi podstawową umiejętność w koncepcji uczenia się przez całe życie. Z drugiej jednak strony w zastosowanej przez Jaworską argumentacji postulat bycia autonomicznym podmiotem przenikają się z koniecznością przystosowania się do rynku pracy i dopasowania do zastanej rzeczywistości. W takim ujęciu nie podmiotowość uczącego się ale wartość ekonomiczna jego umiejętności wysuwają się na pierwszy plan. Kolejną kategorią związaną z autoewaluacją, o której czytamy w pracy, jest samodzielność. Wyróżnia ją *Podstawa programowa kształcenia ogólnego dla szkół podstawowych i gimnazjów*.

Postulowana w niej samodzielność dobrze wpisuje się w system pojęć i znaczeń związanych z autoewaluacją tj. planowanie, realizacja celu oraz ocena końcowa efektów działania. Przegląd wybranych programów nauczania języka niemieckiego, poczynając od nauczania wczesnoszkolnego do szkół ponadgimnazjalnych, pokazuje, iż co prawda w różnym zakresie i w różnym stopniu uszczegółowienia, ale zawierają zalecenia rozwijania umiejętności autoewaluacji. Analiza wybranych podręczników do nauki języka niemieckiego pozwoliła autorce na wyodrębnienie i systematyzację pojawiających się w nich propozycji technik i narzędzi służących samooceniu (s. 105). Realizacji założeń związanych z rozwijaniem autoewaluacji nie zapewniają jedynie koncepcje programowe czy podręczniki. Ważną rolę pełnić może odpowiednio przygotowany nauczyciel. W modelach kształcenia nauczycieli obowiązujących w Polsce przed reformą oświatową zagadnienie autoewaluacji m.in. ze względu na asymetryczne relacje strukturalne nie było uwzględniane. Zmiany po 1989 roku przyniosły ze sobą sformułowanie standardów kształcenia, określenie wymaganych kompetencji absolwenta oraz wprowadzenie stopni awansu zawodowego. Wszystkie te dokumenty zwracają uwagę na potrzebę rozwijania umiejętności autoewaluacji, samodzielności oraz przygotowania do samokształcenia. Autorka przywołuje również aktualne koncepcje bycia nauczycielem, w tym model *refleksyjnego praktyka* wprowadzony przez Donalda A. Schöna oraz wylicza i analizuje zadania nauczycieli, które powinny być przedmiotem kształcenia przygotowującego do zawodu, ze szczególnym zwróceniem uwagi na autonomię i samoocenę. Jaworska zakłada, że wyposażenie nauczyciela w umiejętność samokontroli i autoewaluacji gwarantuje, iż będzie on także rozwijał te cechy u swoich uczniów: „Tylko tak ukształtowany nauczyciel będzie wspierać wszechstronny rozwój ucznia, jego samodzielność, nabywanie wiedzy proceduralnej i wdrażanie do samooceny” (s.124). Kategoryczność stwierdzeń tego typu nie znajduje jednak potwierdzenia w świetle dotychczasowych badań.

Rozdział III poświęcony jest technice portfolio. Autorka skupia uwagę na *Europejskim portfolio językowym* analizując jego strukturę i funkcje. Tłem dla omawianego zagadnienia są historia idei portfolio w edukacji, cele i możliwości stosowania portfolio w procesie kształcenia nauczycieli oraz koncepcja *Europejskiego systemu opisu kształcenia językowego*. Na uwagę zasługuje wielostronny ogląd przedstawianych problemów. Autorka prezentuje zarówno stan rozważań teoretycznych jak i wyniki badań empirycznych dotyczących stosowania portfolio w kształceniu nauczycieli oraz praktyce szkolnej. Dzięki temu, iż Jaworska przywołuje krytyczne głosy i cytuje również wyniki badań, które wskazują na trudności w stosowaniu EPJ rozdział ten, nie przynosi jedynie definicji portfolio i opisu ESOKJ, ale otwiera dyskusję nad tym, jak mogą być one interpretowane. Na tle takiego ujęcia Jaworska analizuje EPJ pod kątem zawartych w nim treści i instrumentów, które służą rozwijaniu umiejętności autoewaluacji. Ze względu na przedmiot badań własnych, w których uczestniczyli słuchacze kolegium językowego autorka szczegółowo

opisuje *EPJ dla szkół ponadgimnazjalnych i studentów*. Wyróżnia te szczególne cechy autoewaluacji, które wynikają ze stosowania EPJ (s. 185). Ponadto zwraca uwagę na specyfikę przedmiotu ewaluacji w zależności od grupy wiekowej. Wówczas, gdy dotyczy ona studentów, portfolio w większym stopniu niż na wcześniejszych etapach edukacji obejmuje refleksję nad efektywnymi formami uczenia się i rozwija umiejętność autoewaluacji kompetencji uczenia się (s. 182). Czytelnik znajdzie w tym rozdziale również uwagi dotyczące dydaktycznych aspektów stosowania portfolio w nauczaniu języków obcych. Z upowszechnianiem portfolio wiąże się możliwość zmian zapatrywań przyszłych nauczycieli na ocenianie i naukę języka obcego, oraz transfer tych przekonań. Przeświadczenie, iż „wiedza ta powinna [...] przełożyć się na pracę z przyszłymi uczniami” (s. 193), pozostaje jednak w świetle aktualnej wiedzy nieprzekonywujące.

Ostatni IV rozdział prezentuje własne badania empiryczne, których znaczenie polega na uzyskaniu wglądu w procesy uczenia się z zastosowaniem EPJ w warunkach rzeczywistej sytuacji edukacyjnej. Zakładając, iż umiejętność samooceny może być rozwijana przy pomocy określonych technik i narzędzi, Jaworska pyta, jakie znaczenie w tym zakresie może mieć stosowanie EPJ. Przedmiotem eksploracji staje się określenie wpływu *Europejskiego portfolio językowego dla uczniów szkół ponadgimnazjalnych i studentów* na postawę słuchaczy kolegium językowego wobec autoewaluacji oraz na rozwój ich umiejętności autoewaluacyjnych. W celu pogłębionego wyjaśnienia tych związków zbadana została zależność pomiędzy stylami poznawczymi oraz stopniem autonomii studentów a postrzeganiem przez nich wpływu pracy z EPJ na rozwój ich umiejętności autoewaluacji. W badaniach zastosowano podejście jakościowe. M. Jaworska wnikliwie opisuje zastosowane sposoby prowadzenia badań, techniki i narzędzia (analiza dokumentów: wypracowań i dzienników, metoda sondażu, quasi-eksperyment, studium przypadku) oraz uzasadnia celowość ich użycia. Mniej natomiast informacji uzyskujemy o uczestnikach badań, czyli 14 słuchaczach II roku nauczycielskiego kolegium językowego. O wyborze grupy studentów do udziału w projekcie zdecydowała ich chęć współpracy oraz możliwość stałego z nimi kontaktu przez cały rok akademicki. Autorka nie tylko prowadziła z tą grupą badania, ale również zajęła z metodyki nauczania języka niemieckiego, podczas których zrealizowany został quasi-eksperyment, jeden z etapów projektu. Należy przyznać, że zastosowana metodologia, w której przenikają się eksploracja, opis i wyjaśnienie wydaje się właściwa w poszukiwaniach odpowiedzi na postawione pytania. Dzięki zamieszczeniu w aneksie wypracowań, ankiet oraz stenogramów wywiadu czytelnik może zarówno śledzić sposób analizy i argumentacji zastosowany w pracy jak również poddać je własnej interpretacji. Na uznanie zasługuje odpowiedzialność metodologiczna, wyrażająca się w tym, iż test osobowości przeprowadzony był przez psychologa. Wyniki badań pokazały, iż postawy studentów wobec autoewaluacji są różnorodne. Niechęć do samooceny, mimo deklaracji programowych i propozycji podręcznikowych, wydaje się być skutkiem tzw. *programu ukrytego szkół*.

W tym kontekście nie budzą zdziwienia informacje, iż słuchacze II roku kolegium nauczycielskiego w większości nie mieli dotąd okazji do rozwijania umiejętności autoewaluacyjnych, ani poznawania różnych strategii uczenia się. Interesujące jest też spostrzeżenie, iż osoba odznaczająca się najwyższym stopniem autonomii, co prawda docenia ogólną wartość EPJ, ale nie w odniesieniu do swoich kompetencji uczenia się: „Jestem świadoma, że mam ogromny wpływ na to, jak się uczę i efektywność zależy tylko ode mnie. EPJ nie uświadomiło mi tego, wiedziałam o tym już wcześniej” (s. 249). Czytając pracę narzuca się jednak pytanie, czy na postawy studentów nie miało wpływu pozytywne nastawienie wobec portfolio i autoewaluacji autorki badań, która podczas zajęć dydaktycznych przejęła rolę popularyzatora tej techniki (por. *zaprezentowałam portfolio, omówiłam jego ideę i cele oraz omówiłam strukturę i najważniejsze aspekty pracy z tym dokumentem, ..., pokazałam zalety pracy z tym narzędziem*). Wykazywanie zalet dominuje również w ankiecie, której sformułowania jednoznacznie kierują uwagę na pozytywną rolę EPJ w procesie uczenia się: „*Dzięki pracy z EPJ potrafię lepiej..., lepiej określam, ... lepiej rozumiem, ... biorę bardziej aktywny udział ..., przejmuję większą odpowiedzialność ..., poświęcam więcej uwagi...*” (s. 279–281).

Autoewaluacja w nauczaniu i uczeniu się języków obcych wpisuje się we współczesne myślenie o edukacji. *Europejskie portfolio językowe* jako przedmiot materialny i dokument świadczy o prawie do samooceny, stąd jego wartość w polskim systemie szkolnictwa, gdzie koncepcja autoewaluacji często jest jedynie źródłem popularnych haseł. Pozostaje mimo wszystko obawa, czy umiejętność samooceny stanie się wartością tylko wówczas, gdy uczący wykorzysta ją do rozwijania swoich umiejętności językowych i kompetencji uczenia się zgodnie z aktualnie akceptowanym modelem. Praca M. Jaworskiej jest jedną z możliwych odpowiedzi na to pytanie.

Ewa Andrzejewska
(Gdańsk)

Kalinke, Heinke M. / Roth, Klaus/ Weger, Thomas (Hrsg.): *Esskultur und kulturelle Identität – Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa*. Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Band 40. R. Oldenbourger Verlag München 2010. 255 S.

Das neulich erschienene Buch umfasst 14 Beiträge, die auf die 2008 im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg veranstaltete Tagung unter demselben Titel zurückzuführen sind. Der interdisziplinär angelegte Band fokussiert, wie es im Vorwort der Herausgeber zu lesen ist, auf „die Rolle von Essen und Trinken in Prozessen der individuellen und kollektiven Konstruktion und Demonstration von

Identitäten“ (S. 8). In dem Band wird an die Fragen der Esskultur aus der ethnologischen Perspektive herangegangen, der volkskundliche Blick wird aber um historische, literatur- und sprachwissenschaftliche Reflexionen erweitert. Die Ernährung weist ein ganzes System von Beziehungen zu unterschiedlichen Disziplinen auf. „Symbolisch aufgeladene Alltagspraxen“¹ der Nahrungsaufnahme werden von verschiedenen Autoren in breiten Kontexten der Globalisierung und Ethnisierung, der Migration, Vertreibung, Akkulturation und Integration, Identitätsbildung, der künstlerischen Darstellung, Sprache, Wirtschaft und Vermarktung sowie des Tourismus verankert.

Den Band eröffnet der äußerst interessante Beitrag von Heike Müns *Essen und Trinken als Bekenntnis: Heimat – kulturelle Identität – Alltagserfahrung*. Mit der Darstellung der Oldenburger Tradition der Kohlfahrten leitet die Autorin ihre Erwägungen über den Zusammenhang zwischen Esskultur und kultureller Identität ein. Auf die Beharrlichkeit der Tradition wird am Beispiel der Küche Ostmitteleuropas hingewiesen, die nach der Wende die Jahrzehnte der „permanenten Mangelwirtschaft“ (S. 15) abreagierte, indem sie sich der freien Marktwirtschaft öffnete und in kurzer Zeit stark zu globalisieren versuchte. Der Trend hat sich aber wieder gewendet und „es ist bereits zu beobachten, dass sich im östlichen Europa gerade im Falle der Nahrung gegenläufige Prozesse der Regionalisierung und Ethnisierung zeigen und Nahrung durchaus als Mittel nationaler, regionaler und ethnischer Identifikation verstanden wird“ (S.16). Die Rolle der Tradition und des kulturellen Systems der Nahrungsgewohnheiten sowie den Identifikationswert der Küche bespricht die Autorin am Beispiel der Russlanddeutschen und, sich auf eigene Feldforschungen stützend, der Ungarndeutschen.

Im nächsten Beitrag *Nahrung als Gegenstand der volkskundlichen Erforschung des östlichen Europa* von Klaus Roth werden gegenwärtige Widersprüche aus dem Bereich der Nahrungskultur in Südosteuropa thematisiert, z.B. die Tendenzen zur Globalisierung und Lokalisierung. Ferner werden die Divergenzen und Konvergenzen zwischen diesen Entwicklungen zu denjenigen in Westeuropa gezeigt. Vorgeschlagen wird eine Periodisierung der Nahrungskultur. Unterschieden werden: die Periode der traditionellen Nahrung, die Periode der „Europäisierung“, die des Sozialismus und die postsozialistische Periode. Man muss zugeben, dass die vom Autor gebotene Charakterisierung der für den Realsozialismus üblichen Mangelwirtschaft, mit ihren unterversorgten Geschäften, der Knappheit an Nahrungsmitteln, Warteschlangen, Spezialgeschäften für Privilegierte, und den von der Bevölkerung ausgearbeiteten Gegenstrategien, wie z.B. „Beziehungen“, dank denen man an Lebensmittel herankam, Naturalien-Austausch, Subsistenzwirtschaft und andere Paradoxe des Sozialismus äußerst zutreffend ist. Der Meinung des Verfassers nach gab es in der Zeit des Sozialismus nur wenige gegenwartsbezogene Untersuchungen

¹ Nach Timo Heimerdiner: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwendigkeit. Zu Stand und Perspektiven der volkskundlichen Nahrungsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 101 (2005), S. 205–218. Hier zitiert nach dem Vorwort der Herausgeber, S. 8.

im Bereich der Nahrung, weil sie „angesichts der Versorgungskrise [...] aus politischen Gründen problematisch, wenn nicht unerwünscht war[en]“ (S. 27). Auch während der Transformation war dieses Thema eher marginalisiert; wegen jetziger dynamischer Wandlungen, verstärkt durch den EU-Beitritt, wird, so schließt der Autor, die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem *Kulturthema Essen*² bestimmt zunehmen.

Der Beitrag *Vorrats- und Versorgungswirtschaft auf den preußischen Deutschordensburgen von 1375 bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts am Beispiel der Burg Thorn/Toruń* von Dorothee Herbert liefert dem Leser zuerst einen Überblick über die Geschichte des Deutschen Ordens, die Eroberung, Erschließung, Verwaltung und Besiedlung neuer Gebiete. „In Preußen entstand auf relativ kleinem geographischen Raum ein voll funktionstüchtiges Staatswesen mit hoch strukturierter Verwaltung in Wirtschaft, Finanzverwaltung und Rechtsprechung, die viele versorgungsspezifische Quellen produzierte“ (S. 40). Vor diesem interessanten Hintergrund wird das eigentliche Thema, also die Vorrats- und Versorgungswirtschaft der im Bereich der Versorgung repräsentativen Burg in Thorn/Toruń besprochen. Gezeigt wird das wohlorganisierte System der Versorgung einer Kreuzritterburg. Als Quellen der Untersuchung dienen der Autorin v.a. die Inventare des *Großen Ämterbuches*³ und andere zeitgenössische Handels-, Wirtschafts- und Verwaltungsschriften. Ferner werden die Vorschriften aus den Statuten des Ordens bezüglich der Ernährung (die v.a. der „Erhaltung der Kampfkraft“ (S. 54) dienen sollte), des Fastens, der Sitzordnung, der hierarchischen Unterschiede bei der Wahl von Nahrungsmitteln dargestellt.

Direkte und indirekte Kontakte einer Kultur mit einer anderssprachigen Kultur hinterlassen ihre Spuren in der Sprache. Auch die kulinarische Terminologie zeugt von zahlreichen Kulturkontakten. Im Beitrag von Andrzej Kałny *Zum kulinarischen Wortschatz des Polnischen im Lichte der deutsch-polnischen Sprach- und Kulturkontakte* werden viele Beispiele dafür angeführt. Die polnische Küche wurde durch fremdländische Küchen beeinflusst: durch die italienische, französische, deutsche, die ostslawischen. Insbesondere werden die deutschen Einflüsse fokussiert. Der Autor präsentiert und bespricht eine Auswahl der aus dem Deutschen entlehnten Nahrungsmittelbezeichnungen und Zubereitungsarten, die teilweise in der polnischen Allgemeinsprache und teilweise nur in Dialekten und Regiolekten feststellbar sind. Die Belege im Polnischen werden samt ihrer Bedeutung und der deutschen Vorlage in einer Tabelle angegeben.

„Eine Reise durch kulinarische Stereotypenlandschaften Europas“ (S. 69) bietet Tobias Weger im Beitrag *Ethnische Stereotypen mit kulinarischem Beigeschmack. Lokale, regionale und nationale Bezeichnungen*. „Ethnisch-

² Der Begriff wurde von Alois Wierlacher geprägt, vgl. Alois Wierlacher, Gerhard Neumann, Hans Jürgen Teuteberg (Hg.): *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*. Berlin 1993.

³ Walter Ziesemer (Hg.): *Das Grosse Ämterbuch des Deutschen Ordens*. Neudruck der Ausgabe Danzig 1921, Wiesbaden 1968, angeführt nach Herbert, S. 41.

kulinarische Stereotypen“⁴ bilden ein breites Spektrum von ironischen Spottnamen bis zu abfälligen Beleidigungen – „nahrungsspezifischen Ethnophaulismen“ (S. 84). Der Autor nennt mehrere Beispiele lebendiger oder erloschener nahrungsbezogener Selbst- und Fremdbezeichnungen, wie z.B. die für die Deutschen, die sich auf die bevorzugten Grundnahrungsmittel beziehen: ‚krauts‘, ‚pretzel‘, ‚sausage‘, ‚hop-head‘ im angelsächsischen Sprachraum, ‚mangeur de choucroute‘ oder kurz ‚choucroute‘ im Französischen, ‚aardapeleeters‘ in Niederländischen, ‚kartoflarz‘ im Polnischen, ‚patatucchi‘ bzw. ‚mangiapatate‘ im Italienischen, ‚Marmeladinger‘ im Österreichischen, ‚колбасник‘ im Russischen, u. dgl. m. Genannt und erläutert werden weitere nahrungsbezogene Stereotypisierungen auf der nationalen Ebene, u.a. für die Franzosen, Italiener, Litauer, Ungarn, sowie mehrere regionale und lokale Bezeichnungen. Den sehr aufschlussreichen Beitrag schließt eine Zusammenfassung, in der die nationalen, regionalen und lokalen Stereotypen eingeordnet und bewertet werden.

Der Beitrag *Kutteln und Wein. Identitätskonstruktion durch Essen und Trinken im Werk von Günter Grass und Robert Gernhardt* von Anselm Weyer richtet das Augenmerk der Leser auf „die Selbstdarstellung und somit die Imagebildung dieser beiden Schriftsteller anhand ihrer beschriebenen Nahrungsvorlieben und -gewohnheiten und die damit einhergehende inländische Rezeption“ (S. 88) der Werke dieser deutschsprachigen Autoren, die in Osteuropa geboren wurden: Grass in Danzig/Gdańsk, und Gernhardt in Reval/Tallinn. Grass wird als leidenschaftlicher Koch vorgestellt, ein kulinarischer Außenseiter mit einer Vorliebe für die Gerichte der „verlorenen Heimat“ (S. 102), also einfache, preisgünstige, gleichzeitig aber exzentrische kaschische und Danziger Kost, Gernhardt dagegen als eifriger Besucher inländischer Restaurants mit ihren stark international ausgerichteten Speisekarten, ein Innenseiter, der sich „mit seinem Geschmack in den Mainstream der bundesrepublikanischen Gesellschaft seiner Zeit eingliedert“ (S. 98). Besprochen wird die umfangreiche Beschäftigung beider Schriftsteller mit Essen und Trinken in ihren Werken, von Nahrungsgewinnung und -zubereitung bis zur Kritik der westlichen Überfluggesellschaften und der damit verbundenen zivilisatorischen Probleme.

Der nächste Beitrag *Die Böhmisches Küche* von Elisabeth Fendl und Jana Nosková bietet einen historischen Überblick über die Kulturgeschichte des Essens in Böhmen. Die Autorinnen setzen sich mit den Begriffen ‚böhmisch‘ und ‚tschechisch‘ auseinander und stellen die Zeit- und Bezugsrahmen für die Benutzung der Bezeichnungen ‚böhmische Küche‘ und ‚tschechische Küche‘ fest. Die Autorinnen „zeichnen [...] die historische Entwicklung des Bildes der böhmischen Küche nach und versuchen zu belegen, wie es sich wann (warum) verändert hat“ (S. 105). Im Beitrag werden die Meilensteine der böhmischen/tschechischen Küche besprochen, solche wie: das Werk

⁴ Diese Bezeichnung stammt von Christoph Gutknecht: *Lauter Böhmisches Dörfer*. Wie Wörter zu ihrer Bedeutung kamen. München 1998, angeführt nach Weger, S. 84.

Magdalena Dobromila Rettingová (1785–1845), Schriftstellerin, vor allem bekannt aber als Kochbuchautorin, und „Gründerin“ der böhmischen Küche (S. 107 ff.), das Phänomen der „böhmischen Köchinnen“, die durch ihre Arbeit in gutbürgerlichen Wiener Haushalten einen bedeutenden Einfluss auf die Küchensprache Österreichs hatten, die Entstehung der sog. Hauswirtschaftsschulen für Mädchen, die allmähliche Herausbildung der Merkmale, die laut den meisten Kochbüchern als für die nationale Küche „typisch“ und „landesüblich“ angesehen werden. Die Vermarktung des Bildes der tschechischen Küche, vor allem „des kulinarischen Dreigestirns ‘Schweinebraten, Kraut und Knödel‘ (vepro, yelo, knedlo)“ (S. 120, 129) für die Zwecke des Tourismus stellt einen weiteren Schwerpunkt des umfassenden und interessanten Beitrags dar.

Die Ernährungslage der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler in der Nachkriegszeit wird im Beitrag *Integration, Selbstbehauptung und Distinktion – Esskultur als Zugang zur Erfahrungsgeschichte von Flüchtlingen, Vertriebenen und Aussiedlern* von Heinke M. Kalinke thematisiert. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Komplexes ‚Essen und Trinken‘ wird in Krisenzeiten besonders sichtbar. Die Nahrung dient der Identifikation, „der sozialen Verortung, der Distinktion“, bestimmte Gerichte werden zum „Heimatsymbol“ (S. 155). Der durch diesen Komplex geschaffene Zugang zur Erfahrungsgeschichte der Betroffenen wird ausführlich besprochen.

Essen und Trinken als Mittel der Integration und Distinktion werden auch zum Thema des nächsten Beitrags von Marta Augustynek und Gunther Hirschfelder *Integrationsmechanismen und Esskultur. Zur Akkulturation polnischer und moldawisch-gagausischer Migranten*. Auf Grundlage der Untersuchungen unter den Migranten beider Nationalitäten wird über die Zusammenhänge zwischen Ernährung und Migration berichtet. Hingewiesen wird auf die hohe Konstanz der Nahrung bei Migranten als Mittel zur Erreichung emotionaler Sicherheit und Identitätsstabilisierung. Essen und Trinken werden als Indikatoren im Prozess der Akkulturation betrachtet, wobei eine entscheidende Bedeutung dem Faktor des Migrationsmotives beizumessen ist.

Eva Krekovičová analysiert im Beitrag *Neue multikulturelle Nahrungsgewohnheiten in der Slowakei nach 1989 am Beispiel des Wandels von Restaurants* die Veränderungen und die Vielfalt der kulinarischen Kultur der Slowakei in dem ereignisreichen Zeitraum 1989–2008, also seit dem Fall des Eisernen Vorhangs über den Zerfall der Tschechoslowakischen Republik (1993) und die wirtschaftlichen Veränderungen der 90er Jahre bis zur Gegenwart. Anhand der Restaurantnamen, angebotener Speisen, der Räumlichkeiten der Lokale, sowie der Internetwerbung berichtet die Autorin über zunehmende, mit dem wachsenden Tourismus verbundene Ethnisierungs- und Individualisierungsprozesse in der slowakischen Gastronomie.

Auf die Tragweite der Nahrung im Fremdenverkehr geht Sanja Kalapoš Gašparac im Beitrag *Die Bedeutung des Essens im Tourismus von Crikvenica*

ein. Besprochen wird die Rolle der lokalen und regionalen Küche und der lokalen Gastronomieanbieter im touristischen Angebot dieser kroatischen, aus touristischem Blickwinkel sehr attraktiven Stadt.

Petăr Petrov beschreibt im Artikel *Die Inszenierung regionaler Nahrung. Agrarprodukte und Festivalisierung in Bulgarien* 18 in unterschiedlichen bulgarischen Ortschaften veranstaltete Feste rund um regionale Nahrungsprodukte (das älteste wurde zum ersten Mal 1937 organisiert, zwei weitere in den 80er Jahren, die sonstigen nach 2000), und analysiert die Gründe, aus denen die Feste ins Leben gerufen werden, sowie die Formen und Funktionen der Feste. Betont wird die Orientierung der Feierlichkeiten „nach außen“ (S. 212), also für die Ortsfremden und Touristen, sowie die Rolle der PR und der Selbstdarstellung der Ortschaften.

In vielen vorhergehenden Beiträgen wurde die Popularität der zahlreichen Kochsendungen am Rande angesprochen. Diesem Thema wird nun der Beitrag *Siegt das Virtuelle über die Realität – oder wo bleiben die wesentlichen Sinneseindrücke? Medialisierte Nahrungszubereitung* von Max Matter gewidmet. Der Autor bietet einen Überblick über die deutschen Kochsendungen seit ihren Anfängen, analysiert die Gründe ihrer Beliebtheit und fragt u.a.: „Wie lässt sich das zweifellos bestehende Zuschauerinteresse an Kochsendungen erklären? Bestehen vielleicht Zusammenhänge zu der eingangs aufgezeigten Diskrepanz zwischen der Aufwärm-, Schnell- und Dürftig-Küche im Alltag und einer höchst elaborierten Festtags- und Ausnahme-Küche andererseits?“ (S. 221). Vorgestellt werden die berühmtesten Akteure deutscher und internationaler Kochsendungen, die ihrerseits nach Jakob Strobel y Serra (S. 230 f.)⁵ in vier Kategorien unterteilt werden. Schlussgefolgt wird mit der interessanten These, dass die Kochsendungen eine Art Ersatzbefriedigung (S. 222, 232) seien.

Detlef Haberland bespricht im Beitrag *Essen im Film. Ein Beitrag zur Visualisierung von sozialer und ethnischer Alterität* die Möglichkeiten, die der Film bietet, um das Essen und begleitende Erscheinungen, wie etwa das Kochen oder Servieren, als Prozess darzustellen. Essen und Trinken werden als „darstellerischer Komplex in den Künsten“ und somit als „ästhetisch aufbereitetes Medium der ‘Selbstverständigung einer Kultur’“ (S. 235) verstanden. Der Autor bespricht drei Filme, in denen die Nahrungsaufnahme „konstituierend für die Gesamthandlung und -aussage der filmischen Handlung“ (S. 236) ist. Durch die Auswahl der besprochenen Filme, in denen die Fragen von Heimat, Vertreibung und Identität angesprochen werden, rundet Haberland den Band zur Esskultur und kulturellen Identität ab.

Mehrere Beiträge bieten außer inhaltsreichen Ausführungen auch viele Abbildungen und Aufnahmen (v.a. Müms, Krekovičová, Petrov). Den Band schließen Angaben über die Autorinnen und Autoren der Beiträge, sowie ein Verzeichnis der Orte und Personen.

⁵ Jakob Strobel y Serra: Wir haben noch viel mehr Appetit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.12.2007, S. 33, angeführt nach Matter, S. 230.

Das Buch mit dem breiten Spektrum angeschnittener oder ausführlich erörterter Themen rund um das Essen und Trinken ist für jeden, der sich für die Kultur im Allgemeinen, oder für „das soziale Totalphänomen“ des Essens und Trinkens – wie es oft nach Marcel Mauss genannt wird – im Besonderen interessiert, eine Pflichtlektüre. Der Sammelband bietet eine Auswahl von interessanten, gut zu lesenden, aufschlussreichen Beiträgen, die räumlich einen großen Teil Europas umfassen. Im Buch findet der Leser auch eine umfangreiche Literatúrauswahl rund um das Thema des Essens.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Sammelband ein wertvoller Beitrag zur Esskultur-Forschung und Kulinaristik ist. Auch aus der Perspektive der sich zur Kulturwissenschaft erweiternden Germanistik hat das Buch dem Leser viel zu bieten.

Marta Turcka
(Gdańsk)

Monika Schwarz, *Einführung in die Kognitive Linguistik*. A. Francke Verlag, Tübingen und Basel, 2008, 298 ss.

Książka Moniki Schwarz¹ ma na celu przedstawienie głównych założeń teoretycznych i metodologicznych językoznawstwa kognitywnego na tle dotychczasowych badań psychologicznych i językoznawczych. Publikacja uwzględnia także najnowsze wyniki badań z zakresu neurobiologii i neuropsychologii.

Pewnym novum w stosunku do innych pozycji językoznawczych o tematyce kognitywnej² jest podejście psycholingwistyczne w doborze tematyki poszczególnych rozdziałów i całościowe przedstawienie paradygmatu kognitywnego, tzn. równoległe omówienie podejścia modularnego (niem. der modulare Ansatz), jak i podejścia holistycznego (niem. der holistische Ansatz) w odniesieniu do wszystkich poruszanych zagadnień. W książce omówione zostały kolejno: podstawy paradygmatu kognitywnego w psychologii (rozd. 1), główne założenia językoznawstwa kognitywnego (rozd. 2), struktura i funkcjonowanie aparatu poznawczego człowieka, w tym funkcjonowanie języka (rozd. 3), a także zagadnienie akwizycji pierwszego języka i związane

¹ Autorką książki jest niemiecka badaczka, profesor językoznawstwa germańskiego w Uniwersytecie Fryderyka Schillera w Jenie, której zainteresowania badawcze koncentrują się wokół nauk kognitywnych, semantyki, lingwistyki tekstu, a ostatnio obejmują również język jako narzędzie wyrażania emocji. (Publikacje książkowe autorki: *Kognitive Semantiktheorie und neuropsychologische Realität* (1992), *Kognitive Semantik/Cognitive Semantics* (1994), *Indirekte Anaphern in Texten* (2000), M. Schwarz/J. Chur *Semantik – ein Arbeitsbuch* (2007), M. Schwarz/M. Consten/M. Knees *Anaphors in Text* (2007), *Sprache und Emotion* (2007).

² Pörings, R., Schmitz, U. (1999): *Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung*. Gunter Narr Verlag, Tübingen. Książka ta jest również dostępna w polskim tłumaczeniu Tabakowska, E. (red.) (2001): *Kognitywne podstawy języka i językoznawstwa*. Wydawnictwo Universitas, Kraków.

z nim zaburzenia (rozdz. 4) oraz zagadnienie recepcji i produkcji komunikatów językowych (rozdz. 5 i 6).

Rozdział pierwszy nakreśla historię myśli kognitywnej w psychologii, opisuje podejście modułowe i podejście holistyczne w odniesieniu do struktury i funkcjonowania ludzkiego umysłu i wprowadza w metodologię badań kognitywnych (dedukcja, indukcja, podejście empiryczne).

Przedmiotem rozdziału drugiego jest zastosowanie paradygmatu kognitywnego w badaniach nad językiem i sformułowanie głównych założeń kognitywnej teorii języka. Językoznawstwo jest w nim rozpatrywane jako subdyscyplina nauk kognitywnych (niem. Linguistik als Kognitive Wissenschaft), w której można wyróżnić dwa główne nurty badań: podejście modułowe wywodzące się z gramatyki generatywno-transformacyjnej Chomskiego i podejście holistyczne powstałe w wyniku krytyki generatywizmu i reprezentowane m.in. przez R. Langackera, J.R. Taylora i G. Fauconniera. W podejściu modułowym język jest jednym z modułów umysłu, który istnieje niezależnie od pozostałych podsystemów i może wchodzić z nimi w określone relacje. W podejściu holistycznym natomiast język nie jest autonomicznym podsystemem kognicji. Język, leksyka i gramatyka, są bezpośrednio przejawem złożonych procesów kognitywnych zachodzących w ludzkim umyśle. Przedmiotem badań językoznawstwa kognitywnego jest więc kompetencja językowa, na którą składa się nie tylko język (niem. das sprachliche Kenntnissystem), ale i operacje mentalne, które umożliwiają jego funkcjonowanie, tj. rozumienie i produkcję komunikatów językowych (niem. die prozedurale Kompetenz).

W kolejnym rozdziale Autorka snuje rozważania nad tym, w jakim stopniu użycie języka jest zdeterminowane przez procesy zachodzące na płaszczyźnie neuronalnej, a w jakim zależy od procesów mentalnych. Obie półkule mózgu uczestniczą i współpracują ze sobą przy produkcji i recepcji komunikatów językowych. Komunikacja językowa jest możliwa dzięki odnoszeniu się do takich podsystemów aparatu poznawczego, jak: pamięć, w szczególności do tzw. leksykonu mentalnego, w którym przechowywana jest wiedza poznającego. Podejście modułowe zakłada, że leksykon mentalny zawiera dwa rodzaje wiedzy: językową i encyklopedyczną, podejście holistyczne natomiast zakłada, że nie istnieje ostra granica między wiedzą językową i niejęzykową. Język może także stać się narzędziem wyrażania emocji, tzn. emocje mogą wpływać zarówno na formułowanie, jak i na recepcję komunikatów językowych.

Rozdział czwarty koncentruje się na zagadnieniu akwizycji językowej, w szczególności na rozwijaniu kompetencji gramatycznej i semantycznej. Kognitywiści, zarówno przedstawiciele nurtu modułowego, jak i holistycznego, przychylają się do koncepcji natywistycznej. Przedstawiciele nurtu modułowego zakładają istnienie gramatyki uniwersalnej, która stanowi podstawę do budowania kompetencji gramatycznej. Rozwijanie kompetencji gramatycznej zachodzi niezależnie od pozostałych funkcji poznawczych. Reprezentanci nurtu holistycznego natomiast zakładają, że tworzenie struktur gramatycznych jest pochodną złożonych procesów mentalnych. W odróżnieniu od kompetencji gramatycznej, rozwijanie kompetencji semantycznej jest

procesem długotrwałym i bardziej złożonym, tj. wymagającym interakcji wielu podsystemów umysłu.

Rozdział piąty podejmuje próbę przedstawienia i wyjaśnienia procesu recepcji komunikatów językowych, w szczególności procesu recepcji tekstu w ujęciu kognitywnym. Stanowisko modularne i holistyczne znajduje odzwierciedlenie w dwóch modelach recepcji: w modelu autonomicznym, w którym recepcja dokonuje się tylko na podstawie danych językowych i w modelu interaktywnym, w którym recepcja jest prowadzona równocześnie na podstawie danych językowych i wiedzy odbiorcy. Proces recepcji tekstu polega na tworzeniu jego reprezentacji mentalnej (niem. Textwelt-Modell) w oparciu o wiedzę odbiorcy, zdolność inferencji i kontekst sytuacyjny, a relacja koherencji jest wynikiem operacji mentalnych. W ramach badań nad relacją koherencji autorka zajmuje się zagadnieniem referencji i koreferencji w tekście, w szczególności recepcją wyrażen anaforycznych.

W ostatnim rozdziale nakreślone zostały nowe zadania badawcze i wskazuje się problematykę organizacji procesu produkcji komunikatów językowych. Wstępne modele tworzenia wypowiedzi przedstawiają na razie tylko poszczególne fazy tworzenia komunikatów językowych (konceptualizacja, werbalizacja, artykulacja), kwestia, czy są to modele autonomiczne czy interaktywne, pozostaje otwarta. Tematem, który powraca w kontekście analizy procesu produkcji komunikatów językowych, jest zagadnienie referencji. Referencja jest nie tylko rozważana jako relacja, w której nadawca odnosi się do wybranego obiektu konceptualizacji na płaszczyźnie mentalnej, ale także jako relacja między nadawcą i odbiorcą, która jest ustanawiana zgodnie z intencjami nadawcy w określonym kontekście sytuacyjnym (niem. Referenz als Partner- und situationsbezogene Strategie). Autorka zwraca również uwagę na zagadnienie perspektywizacji, która ma wpływ na eksponowanie określonych informacji i dobór środków językowych podczas tworzenia wypowiedzi.

Książka Moniki Schwarz łączy w sobie cechy podręcznika akademickiego i pozycji specjalistycznej. Publikacja stanowi syntetyczne i przystępne pod względem merytorycznym wprowadzenie do językoznawstwa kognitywnego, a realizowany konsekwentnie przez autorkę postulat badań interdyscyplinarnych sprawia, że książka jest adresowana nie tylko do studentów kierunków filologicznych. Jako pozycja specjalistyczna znakomicie przedstawia toczącą się w ostatnich latach w ramach paradygmatu kognitywnego dyskusję między nurtem modularnym i holistycznym, wskazuje na kwestie kontrowersyjne i trudności metodologiczne, a także nakreśla nowe perspektywy i zadania badawcze.

Magdalena Filar
(Kraków)

Karel Šenkeřík: *Wirklichkeit und Sprache. Die Versprachlichung der Zeit im Deutschen und Tschechischen im funktional-pragmagrammatischen Vergleich. Tempus – Aspekt – Distanz*. Frankfurt/M.: Peter Lang 2005, 375 S.

Die vorliegende Monographie (zugl. Freie Universität Berlin, Diss., 2000) versucht das Tempussystem des Deutschen und Tschechischen, sowie der mit ihm zusammenhängenden Kategorien des Aspekts und der Aktionsarten zu vergleichen. Die Vergleichsrichtung hängt von der Differenziertheit der jeweils analysierten grammatischen Erscheinung ab. Im 1. Kapitel wird auf die Kategorie des Aspekts und der Aktionsarten im Tschechischen eingegangen. Der Verfasser geht von der richtigen These aus, dass „die Wirklichkeit durch unser Wissen verschiedenartig strukturiert und mit Hilfe von Begriffen versprachlicht werden kann“ (S. 19). Im nächsten Kapitel untersucht der Verf. die Wiedergabemöglichkeiten der deutschen Tempora im Deutschen. Die zur Analyse herangezogenen Beispielsätze werden verschiedenen deutschen Grammatiken entnommen und ins Tschechische übersetzt. Die einzelnen Bedeutungsvarianten der deutschen Tempora werden in der Regel durch die ihnen entsprechenden Varianten der Tempora des Tschechischen wiedergegeben; stellenweise jedoch müssen z.B. modale Inhalte durch zusätzliche lexikalische Mittel (z.B. bei Futur I und II) ausgedrückt werden. Eine interessante Möglichkeit ergibt sich beim Futur II und Perfekt mit dem Zukunftsbezug – in beiden Fällen kann diese Bedeutung durch die Konstruktionen mit dem Verb *mit* 'haben' und dem Passivpartizip des perfektiven Verbs¹ wiedergegeben werden. Die Aktionsarten des Tschechischen sind Gegenstand des Kapitel 3 – anhand des Konzepts *trinken* stellt der Verf. die tschechischen Aktionsarten aus kontrastiver Sicht dar. Den traditionellen Untersuchungen gemäß unterscheidet der Verf. zwischen den qualitativen und quantitativen Aktionsarttypen und nennt die deutschen Entsprechungen. Ich muss hier kritisch anmerken, dass der Verfasser die reichen Literaturquellen² zu dieser Problematik weder benutzt noch ausgewertet hat. Kapitel 4 ist der Tempusdeixis gewidmet; u.a. wird oberflächlich³ auf die Verlaufsform im Deutschen eingegangen – die Schlussfolgerung des Verf. ist richtig: das Tschechische braucht hierfür keine besonderen Formen zum Ausdruck des Verlaufs, „da dieser lexikalisch in jedem imperfektiven Verb verankert ist“ (S. 146).

¹ Vgl. z.B. für das Polnische A. Kaṭny (1999): Zu Zustandskonstruktionen mit *mieć* 'haben' im Polnischen und ihren Entsprechungen im Deutschen. In: Kaṭny, A. /Schatte, Ch. (Hgg.): *Das Deutsche von innen und von außen*. Poznań.

² Vgl. A. Kaṭny (2000): Aspektualität in slawischen und germanischen Sprachen – eine Auswahlbibliographie. In: Kaṭny, A. (Hg.): *Aspektualität in slawischen und germanischen Sprachen*. Poznań.

³ Vgl. z.B. die in der Bibliographie gar nicht erwähnte Monographie von Krause (2002): *Progressiv im Deutschen*. Tübingen.

Die Behandlung der Konstruktionen mit *mit* und Passivpartizip eines perfektiven Verbs als Perfekt (Kap. 4.5.2) ist übereilt, da diese Konstruktionen eine der Stufen der Grammatikalisierung darstellen und in der Zukunft sich zum Perfekt⁴ entwickeln können; auf der jetzigen Stufe der Entwicklung (der noch andauernden Grammatikalisierung) sind sie als Resultativ oder als possessives Zustandspassiv aufzufassen. Im Kapitel 5 werden temporale und aktionale Deiktika, die Deixis der temporalen Konjunktionen des Deutschen und Tschechischen untersucht. Die Monographie schließt mit einem theoretischen Kapitel ab, in dem die methodologischen Konzeptionen der Linguistik seit dem Prager Strukturalismus, die Grammatiktheorien und deren Niederschlag in ausgewählten Grammatikwerken des Deutschen diskutiert werden. Insgesamt eine lesenwerte Untersuchung, auch wenn wegen der Themenbreite manche Probleme zu oberflächlich behandelt worden sind.

Andrzej Kątny
(Gdańsk)

⁴ Vgl. dazu Giger, M. (2003): *Resultativa im modernen Tschechischen*. Bern; Kątny (1999); B. Wiemer / M. Gieger (Hgg.) (2005): *Resultativa in den nordslavischen und baltischen Sprachen*. München: Lincom.

Eine z.T. ähnliche Auffassung (insbesondere bezogen auf die *mieć*-Formen bei den jüngeren Sprechern) vertreten H. Weydt / A. Kazmierczak (1999): Gibt es ein Perfekt im modernen Polnisch?, in: *Linguistik online* 4.3.

Sikora, Jan: *Zur Sprechhandlungstaxonomie im publizistischen Material der „Danziger Neuesten Nachrichten“ in der Freien Stadt Danzig* [= *Studia Germanica Gedanensia* 19. Sonderband 3]. Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego, Gdańsk 2009. 224 ss.

Niewiele miast w Polsce ma tak bogate dzieje prasy i tak barwny rynek prasowy, jak właśnie Gdańsk. Kwestia ta została zasygnalizowana w zbiorowej pracy¹, której celem było uporządkowanie podstawowych informacji i zainspirowanie historyków oraz filologów do podjęcia opracowania nowych tematów badawczych. Książka ta nie spowodowała jednak długo widocznego wzrostu zainteresowania prasą gdańskich Niemców i dlatego pracę Jana Sikory można traktować jako przysłowiowe światelko w tunelu. Jako monografię, która przybliży największy przez bez mała pół wieku (1894–1944) gdański dziennik, tj. „Danziger Neueste Nachrichten” (= DNN). Pismo, które stanowi trudne do przecenienia źródło dla lepszego poznania życia politycznego,

¹ *Prasa gdańska na przestrzeni wieków*. Pod redakcją Marka Andrzejewskiego, Gdańsk 1999, 223 ss.

gospodarczego, społecznego, kulturalnego itp. Gdańska do 1944 r. Dziennik, który pozwala lepiej poznać język ówczesnej publicystyki nie wolny od elementów propagandowych.

Właśnie forma i określona zawartość DNN są przedmiotem analizy Jana Sikory; skupił on się na okresie istnienia Wolnego Miasta Gdańska, tj. na latach 1920–1939, kiedy to Gdańsk stał się symbolem niemieckich roszczeń rewizjonistycznych. W tym miejscu winno się podkreślić, że książka gdańskiego germanisty wnosi wiele nowych elementów i ma walory poznawcze. Ma określone wartości nie tylko dla językoznawców, ale i dla historyków prasy.

Ponieważ praca Jana Sikory została napisana w języku niemieckim, zasadne było, tam gdzie istniała taka możliwość, przytaczanie niemieckojęzycznych wersji prac, a nie ich wersji w języku polskim. Mam tutaj na myśli mój artykuł, w którym kreślę historię DNN². Dla niemieckiego odbiorcy zamieszczony w zbiorowej pracy *Danzig vom 15. bis 20. Jahrhundert* artykuł jest zresztą łatwiej dostępny niż ten w „Gdańskich Zeszytach Humanistycznych”³. Autor sięgnął do wielu książek i artykułów, choć ich listę można by jeszcze nieco rozszerzyć⁴. Dedykowana znanemu historykowi niemieckiej prasy, Kurtowi Koszykowi, książka *Prasa gdańska na przestrzeni wieków* daleka jest od wyczerpania problematyki i pokazuje ona, jakie jeszcze istnieją duże luki w obrazie gdańskiej prasy.

Los tak szczęśliwie zrządził, że większość gdańskich pism nie uległa podczas II wojny światowej zniszczeniu i wchodzą one obecnie w skład zasobów Biblioteki PAN w Gdańsku. Mogę powiedzieć z wieloletniej autopsji, że do roczników gdańskich gazet niestety nader rzadko sięgają naukowcy i to zarówno polscy, jak i niemieccy. A przecież stanowią one bezcenne źródła do lepszego poznania Gdańska, zwłaszcza w XVIII, XIX w. i w okresie 1900–1945. Podejrzewam, iż często obawa przed sięgnięciem do gdańskiej prasy bierze się nie tylko z polonocentryzmu, ale i z niedostatecznej znajomości języka niemieckiego. Brak należytej kwerendy prasowej widać wyraźnie w pierwszej części czwartego tomu *Historii Gdańska*, która jest, moim zdaniem, najsłabsza. Szczególnie część poświęcona kulturze i oświacie pióra Bogdana Czyżaka świadczy o tym, że pisząc o historii XIX-wiecznego Gdańska winno się przewertować roczniki wychodzących na jego terenie najważniejszych gazet. Natomiast stosunkowo małe zainteresowanie gdańską prasą badaczy niemieckich bierze się często z braku w Niemczech należytej informacji o bogactwie zbiorów, nie tylko prasowych gdańskiej Biblioteki.

² M. Andrzejewski, *Abriß der Geschichte der „Danziger Neueste Nachrichten“ (1894–1944)*, w: *Danzig vom 15. bis 20. Jahrhundert*. Herausgegeben von Bernhard Jähning, Marburg 2006, s. 187–205.

³ M. Andrzejewski, *Szkic dziejów największej gazety w Wolnym Mieście Gdańsku „Danziger Neueste Nachrichten“*, w: „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne” 1979, nr 25, s. 79–88.

⁴ M.in. o przyczynę mego autorstwa *Die Presse in der Freien Stadt Danzig*, Sechste deutsch-polnische Begegnung zu Wissenschaft und Kultur im zusammenwachsenden Europa, „Schriftenreihe der Danziger Naturforschenden Gesellschaft“ 2004, Bd. 6, s. 32–44 i książkę *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, Bonn 1994.

Układ omawianej pracy jest przejrzysty; składa się ona z czterech części, które z kolei dzielą się na podrozdziały. W pierwszej części Jan Sikora prezentuje uwarunkowania badań nad środkami masowego komunikowania, ze szczególnym uwzględnieniem ich języka. W rozdziale drugim autor skoncentrował się na przybliżeniu czytelnikowi uwarunkowań politycznych Wolnego Miasta w międzywojennym dwudziestoleciu. W następnej, najobszerniejszej części autor analizuje sposób prezentacji przez DNN m.in. Polaków, Francuzów, Rosjan i Żydów. Sporo miejsca poświęca również obrazowi stosunków polsko-niemieckich, kwestii Ligi Narodów i partii komunistycznej. Autor pokazuje jak przez określony język prezentowano wspomnianą problematykę w taki sposób, że u czytelnika powstawał często obraz pejoratywny lub pozytywny. Ostatnia, stosunkowo krótka część rozprawy to rozważania o strukturze języka najbardziej opiniotwórczego dziennika w Wolnym Mieście Gdańsku.

Książkę Jana Sikory trzeba widzieć nie tylko jako pracę językoznawczą, ale i jako monografię pomocną historykowi specjalizującym się w dziejach drugiego Wolnego Miasta Gdańska i stosunkach polsko-niemieckich w międzywojennym dwudziestoleciu. Również i dla prasoznawców i badaczy zajmujących się propagandą lektura *Zur Sprechhandlungstaxonomie im publizistischen Material der „Danziger Neuesten Nachrichten“ in der Freien Stadt Danzig* będzie bez wątpienia pożyteczna. Bogactwo prezentowanych przez autora problemów powoduje, że nie sposób je tutaj wszystkie zasygnalizować. Dlatego chciałbym poruszyć tylko niektóre kwestie i wspomnieć o zagadnieniach wartych odnotowania i mogących dla innych naukowców stanowić inspirację do dalszych badań.

W międzywojennym dwudziestoleciu pamięć wojny światowej była jeszcze bardzo świeża i nie powinno stanowić zaskoczenia, że i w DBB dużo miejsca poświęcano Francji. Obraz tego kraju i jego mieszkańców był negatywny i niewiele się zmienił od agresywnej antyfrancuskiej propagandy w latach 1914–1918. Przykładowo pismo w wybiórczy sposób prezentowało istniejące i we Francji anomalia, jak np. o istniejących tam dziecięcych więzieniach (s. 37) i o francuskich zbrojeniach (s. 42, 44). Bardziej wielostronny był natomiast obraz Włoch i winno się podkreślić, że i DNN sporo uwagi poświęciły Benito Mussoliniemu porównując go z rzymskim cezarem (s. 52).

W książce o największym dzienniku w Wolnym Mieście z natury rzeczy mowa jest o prezentowaniu przez DNN szeroko rozumianej problematyki Rzeszy Niemieckiej i kwestii polskiej. Pismo bardzo obszernie informowało swoich czytelników o tym co się działo w Republice Weimarskiej, a później w Trzeciej Rzeszy. W ten sposób redakcja starała się u swoich czytelników podtrzymywać więzy swoich czytelników, głównie gdańskich Niemców, z „niemiecką ojczyzną”.

Z uwagi na różne uprawnienia Rzeczypospolitej w Wolnym Mieście jak i polską mniejszość gazeta poświęcała na swoich łamach dużo miejsca problematyce polskiej. Czy redakcja DNN czyniła to w sposób obiektywny i wyważony? Można mieć tutaj spore wątpliwości czy osoby kierujące piśmie starały

się ukazać Polskę i Polaków w sposób wielostronny, chłodny, pozbawiony emocji. Książka Jana Sikory daje sporo przykładów na to, że kształtowany przez dziennik obraz Rzeczypospolitej i Polaków nie był wolny od tendencji nacjonalistycznych i swego rodzaju poczucia wyższości. Autor słusznie podkreślił dobór odpowiednich informacji, które wprawdzie są prawdziwe, ale w rzeczywistości mają wybiórczy charakter i wpływają na powstawanie u czytelnika pejoratywnego obrazu Polaka. Tak np. w numerze z 25 kwietnia 1925 r. pisząc o polskich kryminalistach w Wolnym Mieście (s. 62–67) DNN nie miały się z prawdą, ale poprzez tendencyjny dobór tematyki kształtowały u swoich odbiorców negatywną wizję ludności polskiej. Podobnie miała się sprawa z eksponowaniem w największym gdańskim dzienniku zabójstw popełnionych na terenie Polski, jak artykuł z 1 sierpnia 1925 r. zatytułowany „Bestalischer Vatermord” (s. 67). To, że w Nowym Sączu Jan Chwast siekierą zamordował swojego ojca, było dla redakcji DNN interesując tylko dlatego, że chodziło tutaj o Polaków. Podobne morderstwa miały przecież miejsce i na terenie Niemiec, ale gazeta w takich przypadkach rezygnowała na ogół z zamieszczania tego typu sensacji z „niemieckiej ojczyzny”. Pisanie o „masowym mordercy” (s. 68) z okolic Łodzi czy o aresztowaniu brata jednego z polskich bankowców (s. 69) musiało działać na podświadomość czytelnika i wpływać na powstawanie bądź utwierdzanie negatywnego obrazu Polaka. Znamienne, że często, i to wcale nieprzypadkowo, pojawia się w tytułach artykułów przymiotnik „bestialski”. Tak np. w Zgierzu popełniono „bestialskie przestępstwo” (s. 67). Ma to jeszcze bardziej uzmysłwić czytelnikom gazety, iż to właśnie Polacy postępują w sposób niegodziwy.

Lektura DNN przynosi dość jednostronny obraz Polski, jako kraju, gdzie są obozy koncentracyjne (s. 76) i gdzie gnębi się gdańskich Niemców (s. 79). Nie było to kwestią przypadku, lecz przemyślanej polityki. Czytelnik DNN miał żywić w stosunku do Polaków uczucie niechęci i poczucie, że jest od nich kimś z natury lepszym.

Ciekawe są również partie książki poświęcone obrazowi Rosjan i Związku Radzieckiego. Jak się można domyślać, DNN bardzo krytycznie odnosiły się do „sowieckiego raju” (s. 85) i „rewolucyjnej sprawiedliwości” (s. 85). W artykułach podkreślano panujący w ojczyźnie Lenina chaos, niski poziom życia, chroniczne braki zaopatrzeniowe (s. 98), trudną sytuację wielu rosyjskich dzieci. Słowo „raj” pojawia się w tytułach wielu artykułów i ma ona zawsze ironiczny wydźwięk. Już na tym przykładzie można zauważyć, jakie możliwości odpowiedniego ukierunkowania ma prasa. Dodam na marginesie, że DNN były pismem zachowawczym i już w socjaldemokratycznej „Danziger Volksstimme” obraz Związku Radzieckiego zawierał więcej odcieni. O komunistach DNN pisały stosunkowo dużo, i niemal zawsze negatywnie, przy omawianiu przed 1933 r. sytuacji w Republice Weimarskiej, Polsce i w samym Gdańsku (np. s. 135).

Niemniej interesujące są rozważania autora dotyczące sposobu prezentacji na łamach gdańskiego dziennika problematyki żydowskiej. Trafnie zauważa on, że już w latach dwudziestych w DNN dość rzadko można było

natrafić na artykuły pisane z troską o zachowanie obiektywizmu. Po dojściu do władzy NSDAP w Wolnym Mieście tenor publikacji na temat Żydów uległ jeszcze zaostrzeniu. Podobnie jak w przypadku Polaków, tak i pisząc o osobach wyznania mojżeszowego gazeta zadała sobie wiele trudu, by ukazać Żydów jako szmuglerów, podejrzanych handlarzy (s. 116) itp. Również i w przypadku podejrzanego o popełnienie morderstwa Żyda (s. 116) było to skwapliwie wykorzystywane do ukazywania ludność żydowską w negatywnym świetle.

Jednym z częstych tematów DNN była Liga Narodów i jej przedstawiciele w Wolnym Mieście, którzy – dodam – mieli swoją siedzibę w budynku dawnego Żaka. Także i tutaj gdański dziennik na ogół nie pisał z sympatią o Wysokich Komisarzach Ligi Narodów i poprzez swoje publikacje dążył do osłabienia pozycji Ligi Narodów. Ta krytyka pozostawała w ścisłym związku z negacją przez niemal wszystkich gdańskich Niemców postanowień traktatu wersalskiego. Negacja postanowień konferencji pokojowej w Wersalu była czynnikiem łączącym obywateli Wolnego Miasta narodowości niemieckiej i DNN zamieszczając tego rodzaju artykuły wychodziły naprzeciw zapotrzebowaniom czytelnicy.

DNN były nie tylko największym gdańskim dziennikiem, ale zarazem i pismem, które uchodziło poza granicami Wolnego Miasta za najlepsze źródło informujące o rozwoju sytuacji w międzywojennym Gdańsku. Z tego też względu ton jego artykułów mimo wszystko różnił się od agresywnych publikacji organu gdańskich nazistów „Der Danziger Vorposten”. Jednak i na łamach DNN pojawiały się, i to w tytułach artykułów, określenia typu „kłamstwo” (s. 149, 166). Również w dość emocjonalnym tonie prowadzono na łamach dziennika polemikę z polskimi gazetami i obarczono Rzeczypospolitą winę za trudności gospodarcze nadmotławskiego miasta. To Polska miała jakoby głodzić Gdańsk (s. 192), co było czystą demagogią. Często to stronie polskiej imputowano agresywne zamiary w stosunku do Wolnego Miasta (s. 175). Nawet w okresie ocieplenia stosunków między Warszawą a Berlinem pojawiały się artykuły o antygdańskich demonstracjach w polskiej stolicy (s. 175), choć dodać trzeba, że można było w tym okresie, tj. w latach 1934–1938, natrafić i na stosunkowo rzeczowe i obiektywne artykuły. Warto nadmienić, że i kwestię budowy w Gdyni portu prezentowano na łamach DNN bardzo jednostronnie nie podejmując jakiegokolwiek próby zrozumienia argumentacji drugiej strony (s. 194).

Reasumując – książka Jana Sikory poszerza stan naszej wiedzy o gdańskiej prasie i jej języku. Dobrze byłoby gdyby gdańscy germaniści i historycy częściej brali na swój warsztat badawczy stosunkowo słabo rozpoznaną prasę gdańskich Niemców.

Marek Andrzejewski
(Gdańsk)

Marta Turska: *Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie und Kochkunst im fünfsprachigen Vergleich* (= *Danziger Beiträge zur Germanistik* Bd. 28). Peter Lang, Frankfurt/M. 2009, 239 S.

Nicht oft erscheinen Arbeiten, deren Betrachtungsgegenstand methodologisch sensibel und ohne partikularische Verallgemeinerungen dargestellt wird. Zu derartigen Monographien gehört zweifelsohne der hier zu rezensierende Band. Es ist eine klug durchdachte Arbeit, die zeigt, dass auch die Sprachwissenschaft zu einem besseren Verständnis der Kulturen beitragen kann. Hier geht es aber um eine besondere Art der Kultur: unser Augenmerk richtet die Autorin auf die Kulinaristik, indem sie die kulinarischen Begriffe unter anderem als Kulturträger betrachtet.

Die Studie von Marta Turska ist eine überarbeitete Fassung ihrer im Juni 2008 an der Philologisch-Historischen Fakultät der Universität zu Gdańsk verteidigten Dissertation. Sie liefert den Lesern wichtige Erkenntnisse über die Internationalismen in der kulinarischen Sprache. Die Autorin überprüft 681 kulinarische Bezeichnungen im Deutschen, Polnischen, Englischen, Spanischen und Russischen unter anderem im Hinblick auf ihre Inhalts- und Ausdrucksseite. Damit verfolgt ihre Arbeit zwei Ziele:

- eine „Entdeckungsreise“ zur Erkundung der kulturgeschichtlichen Kontakte und Zusammenwirkungen, die zur Entstehung der Interlexik in diesem Bereich führten,
- eine sprachvergleichende Analyse des gesammelten Korpus aus dem Bereich der Fachsprache der Kochkunst und Gastronomie (S. 14).

Im Buch Turskas können inhaltlich drei Bereiche identifiziert werden: ein kulturhistorischer Rahmen als oben genannte „Entdeckungsreise“, sowie eine interlexikologische und kontaktlinguistische Analyse des kulinarischen Wortschatzes.

Die Publikation ist in acht Kapitel gegliedert, von denen die drei letzten die Bibliographie, den Anhang mit Internationalismen und Wortgeschichten, wie auch das Verzeichnis der Abbildungen, Diagramme und Tabellen präsentieren.

Im ersten, einleitenden Kapitel, wird der Leser nicht nur über das verfolgte Ziel und den Aufbau des Bandes informiert. Hier werden auch einige Meinungen der Forscher zum Problem der Sprachinternationalisierung dargestellt, die dem Leser unter anderem den interlexikologischen Charakter der Studie bewusst machen. An ihnen wird deutlich, dass sowohl die historischen Sprachkontakte als auch die Globalisierung und Internationalisierung der Sprachen zum ständigen Anwachsen allgemein verständlicher Wörter beitragen. „Auch gegenwärtig unterliegt der Wortschatz raschen Veränderungen. Wir selbst sind Zeugen dessen, wie sich die Lexik der Sprachen erweitert, internationalisiert, Neues aufnimmt und – dem Empfinden vieler Leute nach – verfremdet“ (S. 10) – so die Autorin.

In der Einleitung wendet sich Turska auch dem Verständnis von „Fachsprache der Gastronomie und Kochkunst“ zu und versucht zugleich die Begriffe *Lexem* und *Wort* näher zu bestimmen, wodurch sie den Leser in den Reichtum der methodologischen Problematik einführt. Die Autorin erklärt, dass der von ihr untersuchte Wortschatz zum fachsprachlichen, fachsprachenahen, bildungssprachlichen und allgemeinsprachlichen Repertoire gehört.

Das nachfolgende Kapitel behandelt die kulturellen, sozialen und geschichtlichen Vorgänge, die laut Turska zur starken internationalen Ausprägung der einzelsprachlichen Wortschätze beigetragen und die Sprache der Kochkunst und Gastronomie stark beeinflusst haben. Eingegangen wird also auf die ausgewählten Ereignisse und Trends, die ihre Spuren in dem kulinarischen Wortschatz mehrerer Sprachen hinterlassen haben.

Die in den Zielen der Studie vorgenommene „Entdeckungsreise“ beginnt mit dem Unterkapitel *Kulturphänomen Essen*. Man erfährt hier, wie viel Gemeinsames Essen und Kultur miteinander haben. Die Autorin kommt zu dem richtigen Schluss, dass „die Art und Weise, wie sich eine Gesellschaft ernährt, ein wichtiger Teil ihrer Kultur ist“ (S. 24). Es wird betont, dass die Essgewohnheiten zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen eine unterschiedliche Rolle erfüllen, „sie trennen das Eigene vom Fremden“ (S. 24). Ferner werden historische und gesellschaftliche Vorgänge vorgebracht, die zur Internationalisierung der Ernährungsgewohnheiten hätten beitragen können und damit zur Übernahme vieler kulinarischer Bezeichnungen zum Allgemeingut mehrerer Sprachen. Turska bespricht unter anderem die Nahrungskultur im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, versucht die Frage zu beantworten, welche Vorgänge die Entstehung der Nationalküchen initiiert haben, behandelt die Veränderungen der Esskultur in der Neueren Zeit und bezieht sich auf die Kochkunst der Moderne. Die Autorin bemerkt, dass im 20. Jh. die nationalen Unterschiede in der Kulinaristik abgeschwächt worden seien. Andererseits wäre die häusliche und professionelle Küche einander näher gebracht. Turska gibt viele Gründe dafür an und ist zugleich der Meinung, dass die Rolle der Frauenzeitschriften in der Entwicklung der modernen Kochkunst nicht zu unterschätzen sei.

Im dritten ausführlichen Kapitel werden das Untersuchungskorpus kulinarischer Lexik und seine Repräsentanten in Hinsicht auf die Bedeutung und Formative Seite dargestellt. Die interlexikologische Analyse des kulinarischen Wortschatzes beginnt mit der Bestimmung des Begriffes *Internationalismus*. Eingegangen wird unter anderem auf die Definitionen von Akulenko, Volmert und Schaefer, aufgrund deren die Autorin ihren eigenen Standpunkt bestimmt. In ihrer methodologischen Reflexion versteht sie den Terminus „als eine Sammelbezeichnung für interlinguale Einheiten unterschiedlicher Komplexität, die in mindestens drei Sprachen aus mindestens zwei Sprachgruppen oder Sprachfamilien vorkommen und ein gewisses Maß an inhaltlicher und formaler Übereinstimmung aufweisen“ (S. 59). Die methodologische Verfahrensweise stützte Turska auf die Konzeption von Volmert, der sich an das Problem der Interlexis u.a. über das Interlexikon mehrsprachiger

Sprecher und Produktions- und Rezeptionshandlungen in intersprachlicher Kommunikation annäherte.

Das angesprochene Kapitel ist unter anderem als eine Systematisierung der im Untersuchungskorpus vorkommenden Internationalismen konzipiert. Sie erfolgt mittels tabellarischer und graphischer Darstellungen. Hier wird deutlich, dass die Internationalisierung des kulinarischen Wortschatzes im Bereich der Substantive am stärksten ausgeprägt ist. Die Autorin kommt auch zu dem Schluss, dass die kulinarischen Internationalismen in Bezug auf ihren semantischen Wert in ziemlich großem Maße äquivalent sind. Das findet seine Begründung, weil die kulinarische Sprache laut Turska der Fachsprache ähnelt und eben in den terminologisierten Fachsprachen die hohe Bezeichnungsäquivalenz anzutreffen ist. Demzufolge werden viele von den im Anhang befindlichen Einheiten als wahre Freunde des Übersetzers bezeichnet.

Die interlingualen Einheiten wurden in der Studie auch der graphematischen Analyse unterzogen, die gezeigt hat, dass die Mehrheit der Lexeme in verschiedenem Grad an die Systemregeln der jeweiligen Sprachen angepasst wird. Wir erfahren, dass manche Einheiten nur geringfügige Divergenzen aufweisen, den anderen liegen dagegen spezifische einzelsprachliche Sondergraphien zugrunde. Die Autorin schlussfolgert, dass das Deutsche und Englische oft an der originalen Schreibweise festhalten. Laut ihr kann dies als Ausdruck der Bindung an die humanistische Tradition verstanden werden. Die Germanistin hat unter den 681 Einheiten nur sieben Interlexeme herausgefunden, die auf der graphematischen Ebene der Vergleichssprachen völlig identisch waren (siehe die Tabelle, S. 113).

Im vierten Kapitel wendet sich die Autorin der kontaktlinguistischen Analyse des kulinarischen Wortschatzes zu und damit vervollständigt sie den interkulturellen Aspekt ihrer Forschung. Ihr Augenmerk richtet sie unter anderem auf das Problem der etymologischen Herkunft der Interlexeme. Turska erklärt: „die Etymologie verleiht einen Einblick in die Geschichte der Sprachkontakte, die Verflechtung und das Zusammenwachsen der Sprachen und Kulturen, in unser gemeinsames Kulturerbe und Denken. Sie gewährt aber auch Einsicht in die Geschichte und Entwicklung des Essens und der Kochkunst, eines alltäglichen Lebensbereichs, der eine wichtige Rolle im Leben aller Menschen spielt“ (S. 138).

Der Leser erfährt hier Genaueres über die nahe und ferne Etymologie, über die Entlehnungen und die Quellen der kulinarischen Internationalismen und kann sich letztendlich dank der präsentierten Übersicht der Herkunftssprachen und der Wortgeschichten mit der Vielfalt der kulturhistorischen Prozesse vertraut machen, die die Ausprägung der Gastronomie und Kochkunst beeinflusst haben.

Im Kapitel 5 *Zusammenfassung und Ausblick* wird schließlich prägnant geschlussfolgert. In der aufschlussreichen Darstellung der Ergebnisse erfahren wir noch etwas über die Funktion der interlingualen Kulinarismen. Laut Turska sind sie eine nicht zu unterschätzende Verständigungshilfe in den

direkten internationalen Kontakten und haben zugleich einen besonderen Stellenwert für den Fremdsprachenunterricht.

Die sich gesteckten Ziele hat die Autorin musterhaft realisiert. Wir nehmen hier keine schmerzhaften Verallgemeinerungen und Vereinfachungen wahr. Stattdessen wurde der Leser mit den wichtigsten Meinungsverschiedenheiten konfrontiert.

Marta Turska veröffentlichte ein wertvolles und wichtiges Buch, das neue Forschungsperspektiven eröffnet und allen an interlexikologischer Problematik Interessierten empfohlen werden kann. Nach der auf einem hohen editorischen Niveau herausgegebenen Studie können außerdem die Liebhaber der Kochkunst greifen. Zwar finden sie hier keine Kochrezepte aber sie erfahren, dass die Geschichte des Kochens zugleich eine Geschichte der zwischenmenschlichen Kontakte ist. Der Autorin kommt außerdem noch ein anderes Verdienst zu. Auf 29 Seiten präsentiert sie die umfangreiche und aktuellste Bibliographie zum Problem der Internationalismen, was den Lesern erheblich erleichtert, sich im Wissensbereich über die Internationalisierung der Wortschätze zu bewegen.

Kurz gesagt, haben wir es mit einem interessanten, gut durchdachten Buch zu tun.

Tomasz Zurawlew
(Olsztyn)

Lech Zieliński: *Ideologie und Lexikographie. Die Ideologisierung des „Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache“ von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz* [= Danziger Beiträge zur Germanistik Bd. 31]. Frankfurt/.M. [u.a.]: Peter Lang 2010, 178 S.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung von Zieliński bildet dessen These, dass das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (WDG) „in der Geschichte der Lexikographie als Sonderfall zu betrachten [ist], denn man kann wohl kein anderes vergleichbares Wörterbuch finden, dessen Mitarbeiter und Redaktion in der besten Produktionsphase dazu angehalten wurden, über eine neue Konzeption nachzudenken, die, von oben angeordnet, auf die noch zu redigierenden Bände anzuwenden war und rückwirkend auch die neuen Auflagen der bereits erschienenen Bände betraf [...]“ (S. 11). Dies veranlasste den Autor dazu, die Hintergründe, den Prozess und das Ergebnis der kommunistischen Ideologisierung dieses Wörterbuches zu erforschen. Die vorliegende Monographie ist als Fortsetzung und Abschluss einer Reihe von Beiträgen zu verstehen, in denen Zieliński das genannte Problem beleuchtet. Das Buch besteht aus einer kurzen Einführung (Kap. 1), Anmerkungen zum Forschungsstand (Kap. 2) und zur Forschungsmethodologie (Kap. 3), einer Darstellung des historisch-kulturellen Hintergrundes und

der Mechanismen der Ideologisierung des WDG (Kap. 4) und zwei Kapiteln, in denen der Gebrauch der Lexeme „sozialistisch“ und „Sozialismus“ im genannten Wörterbuch untersucht wird (Kap. 5 und 6). Eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse schließt die Studie ab (Kap. 7).

In Kapitel 2 referiert Zieliński einige Publikationen zum betreffenden Aspekt des WDG. Dabei bespricht er einige Beiträge von Helene Malige-Klappenbach, Klaus-Dieter Ludwig und Günter Kempcke, also Autoren, die am WDG mitwirkten, geht kurz auf Veröffentlichungen Manfred W. Hellmanns und seiner Arbeitsgruppe ein, auf eine Studie von Henry und Renée Kahane und ausführlicher auf eigene Beiträge. Er präsentiert auch unveröffentlichte Untersuchungen, vor allem Magisterarbeiten, zu diesem Thema.

Das dritte Kapitel ist methodologischen Fragen gewidmet. Der Autor konzentriert sich auf die in der vorliegenden Untersuchung angewandten Methoden, schenkt aber auch seine Aufmerksamkeit den Methoden, die in den bisherigen Untersuchungen zum WDG Anwendung fanden.

Im vierten Kapitel werden kulturpolitische Hintergründe erläutert, die zur Ideologisierung der Arbeit am Wörterbuch beitrugen. Es wird vor allem auf die Bedeutung der Reform innerhalb der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin hingewiesen. Die Ende der 1960er Jahre durchgeführte Umgestaltung der Institution ermöglichte der SED, durch Besetzung leitender Stellen mit parteitreuen Wissenschaftlern in die Redaktionsarbeit einzugreifen. Unter Benutzung von Archivdokumenten wird nachgewiesen, dass die Gründung eines Beirats am WDG, der die ideologische Linie bei der Realisierung des anspruchsvollen lexikographischen Projekts beaufsichtigen sollte, auf höherer Parteiebene initiiert wurde. Infolge der berichtigen Eingriffe wurde ein politisch relevanter Teil des Wortschatzes so dargestellt, dass er im Sinne der marxistisch-leninistischen Lehre die Überlegenheit des Kommunismus gegenüber dem Kapitalismus zu verdeutlichen hatte.

Die nächsten zwei Kapitel umfassen empirische Untersuchungen des Gebrauchs von „sozialistisch“ und „Sozialismus“ im WDG vor und nach seiner Ideologisierung. Als Gründe für die Auswahl gerade dieser Lexeme nennt der Autor ihre Vorkommenshäufigkeit in der DDR, den offiziellen „Status des Sozialismus in der Staatsideologie der DDR“ und „die Funktion des Sozialismus in der DDR als Religionsersatz“ (S. 67). Die Vorgehensweise ist in beiden Kapiteln ähnlich. Es werden die Häufigkeit und die Stellen der Verwendung der beiden Lexeme in den Bänden I–III und IV–VI dargestellt und anschließend verglichen, danach wird der Gebrauch der Lexeme in Bedeutungsexplikationen, Beispielen und Belegen unter inhaltlichem Aspekt analysiert.

Anhand der Ergebnisse der Untersuchung beweist Zieliński, dass die kommunistische Ideologie deutliche Spuren im WDG, vor allem in drei letzten Bänden, hinterlassen hat. Dies bewegt ihn zu der Feststellung, „dass die in der Fachliteratur gängige sehr gute Meinung zum WDG lediglich auf die ersten drei Bände zu beziehen und daher zu revidieren ist“ (S. 166). Dabei meint er bestimmt – dem Schwerpunkt der Monographie gemäß – nur den

betreffenden Aspekt und nicht die gesamte lexikographische Konzeption dieses lexikographischen Werkes, das abgesehen von aufgezwungenen ideologisch geprägten Komponenten eine hervorragende lexikographische Leistung ausgezeichneter Lexikographen ist. Da das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* dank des Internets von allen Interessierten uneingeschränkt benutzt werden kann, plädiert Zieliński für eine radikale Entideologisierung der elektronischen Version.

Den Untersuchungsgegenstand in der vorliegenden Arbeit bildet zwar ein Sprachwörterbuch, dennoch kann sie nicht nur für Linguisten interessant sein. Da sich der Autor vor allem auf geschichtlich-kulturelle Zusammenhänge konzentriert und strikt (meta)lexikographischen Aspekten, die für einen relativ engen Kreis der fachinternen Leser interessant wären, weniger Beachtung schenkt und keine nur linguistisch vorgebildeten Lesern geläufige Terminologie verwendet, können auch Historiker sowie interessierte Laien als Adressaten der Monographie gelten.

Monika Bielińska
(Katowice)

Die Autoren und die Autorinnen

Prof. Dr. Manfred Bayer, Professor (em.) für Interkulturelle Pädagogik an der Universität Duisburg-Essen; z.Z. Gastprofessor am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk.

Prof. Dr. habil. Iwona Bartoszewicz, Professorin für Sprachwissenschaft am Institut für Germanistik der Universität Wrocław. Autorin folgender Bücher: *Analoge Sprichwörter im Deutschen, Niederländischen und Polnischen. Eine konfrontative Studie*, Wrocław 1994, *Deutsch-polnisches Sprichwörterlexikon. Eine repräsentative Auswahl*, Heidelberg 1998, *Formen der Persuasion im deutsch-polnischen politischen Dialog. Untersuchungen zu politischen Reden zwischen 1989 und 1995*, Wrocław 2000, *Krainy retoryczne. Zapiski z podróży*. Wrocław 2008. Forschungsbereiche: Rhetorik, Argumentationstheorie, Politolinguistik, Pragmalinguistik.

iwona.bartoszewicz@uni.wroc.pl

Dr. Magdalena Bielenia-Grajewska is an Assistant Professor at the University of Gdansk (Institute of English). She is a linguist (MA in English Studies) and an economist (MA in Economics). Her PhD thesis was of an interdisciplinary character, being devoted to intercultural communication, translation and investment banking. Member of the Editorial Board of *International Journal of Actor-Network Theory and Technological Innovation (IJANTII)*. Her scientific interests include organizational discourse, intercultural communication, sociolinguistics, Actor Network Theory (ANT) and symbolism in management studies.

magda.bielenia@gmail.com

Dr. Monika Bielińska, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Schlesischen Universität. Promotion über Verbsemantik – *Verben des Sterbens und des Tötens*. Frankfurt/M. 2002. In Lehre und Forschung konzentriert sie sich auf die Phraseologie und Lexikographie – *Lexikographische Metatexte. Eine Untersuchung nichtintegrierter Außentexte in einsprachigen Wörterbüchern des Deutschen als Fremdsprache*. Frankfurt/M. 2010.

monika.bielinska@us.edu.pl

Prof. Dr. habil. Larissa Borissenkova, Professorin und Lehrstuhlinleiterin Deutsch und Translatologie an der Humanistischen Universität Smolensk. Promotion 1984 am Institut für Fremdsprachen M. Taurez Moskau. 2010 – Habilitation zum Thema „Morphologische und semantische Derivation in kognitiver Sicht (anhand der deutschen Wortbildung)“.

Seit 2005 veranstaltet sie jährlich gemeinsam mit dem Institut für Sprachwissenschaft an der Russischen Forschungsakademie Moskau die Forschungskonferenz „Kultur als Text“.

Dr. Renata Budziak, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanische Philologie der Universität Rzeszów; studierte Germanistik an der Universität Wrocław, 1997 – Promotion an der Universität Bamberg (*Jan Baudouin de Courtenay als Soziolinguist und Sprachsoziologe*). Forschungsbereiche: Geschichte der deutsch-polnischen Sprachkontakte, Geschichte des Deutschen als Fremdsprache in Polen, Sprachgeschichte und Lexikographie.

Dr. Małgorzata Czarnecka, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Wrocław. Forschungsbereiche: Kognitive Linguistik, Theorie der Sprachlehr- und Sprachlernforschung.

Dr. Agnieszka Frączek, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Warschau. Promotion an der Universität Warschau – *Zur Geschichte der deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Lexikographie (1772–1868)*, Tübingen: Niemeyer 1999. Forschungsbereiche: kontrastive Grammatik, Lexikographie, Lexikologie.

Prof. Dr. habil. Jan Iluk, ordentlicher Professor, Inhaber des Lehrstuhls für Methodik und Deutsch als Fremdsprache an der Schlesischen Universität Katowice und des Lehrstuhls für Angewandte Linguistik an der Technisch-Humanistischen Akademie Bielsko-Biała. Seine letzten Forschungsinteressen gelten u.a. den Optimierungsmöglichkeiten der Spracherwerbsprozesse.

Mag. Mariusz Jakosz, Doktorand am Institut für Germanische Philologie der Schlesischen Universität Katowice, Deutschlehrer in Dąbrowa Górnicza. Forschungsbereich: die sprachliche Diskriminierung der Polen in deutschen Internetforen.

Dr. Józef Jarosz, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Wrocław, Promotion – 2006. Forschungsgebiete: Theorie und Praxis des Übersetzens, Grabsteinepigraphik, dänische und deutsche Phraseologie und Parömiologie, wissenschaftliche und kulturelle Beziehungen zwischen Niederschlesien und Skandinavien. Verfasser von zwei Monographien.

Dr. Iwona Legutko-Marszałek, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Studium der Germanistik an der Jagiellonen-Universität in Krakau. Promotion an der Universität Gdańsk (2003) – „Lexikalische Systeme als bilinguale Wirklichkeit“. Forschungsgebiete: Psycholinguistik, Bilingualismus, mentales Lexikon, sprachliche Verarbeitungsprozesse.

Dr. Katarzyna Lukas, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk vereidigte Übersetzerin und Dolmetscherin. Promotion an der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań (2006). Forschungsgebiete: Übersetzungstheorie, vergleichende Literaturwissenschaft. Monographie: *Das Weltbild und die literarische Konvention als Übersetzungsdeterminanten. Adam Mickiewicz in deutschsprachigen Übertragungen*. Berlin 2009.

Dr. Anna Małgorzewicz, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Wrocław; Studium der Germanistik an der Universität Wrocław und der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsgebiete: Fremdsprachendidaktik, Psycholinguistik, Dolmetsch- und Übersetzungsdidaktik, Translationswissenschaft; Autorin der Monographie: „*Prozessorientierte Dolmetschdidaktik*“

anna.malgorzewicz@uni.wroc.pl

Mag. Paulina Mańka, Studium der Internationalen Beziehungen (Europäistik) und Germanistik in Poznań, Mainz und Würzburg. Doktorandin am Institut für Germanistik der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań. Forschungsgebiete: Lexikologie, Fremdwortschatz, Sprachkontaktlinguistik.

paulinamanka@wp.pl

Dr. phil. Anatol Michajłow, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Promotion im Fach Philosophie an der Universität Gdańsk („Das Problem der Autonomie der Kulturen in der Philosophie von O. Spengler“). Forschungsgebiete: Literatur des 20. Jh., die Wahrnehmung des Fremden.

Dr. Katarína Motyková, Fachassistentin am Lehrstuhl für Germanistik, Niederlandistik und Skandinavistik der Comenius-Universität in Bratislava. Promotion 2005 – *Der pragmatische Aspekt von alternativen syntaktischen Konstruktionen im Deutschen und Schwedischen*. Unterrichtsschwerpunkte: schwedische Sprache und Grammatik, skandinavische Kulturgeschichte, Übersetzungsseminare. Forschungsschwerpunkte: Konzeptuelle Metapher, Diskursanalyse, das Verhältnis von Sprache und Kultur.

Dr. Sebastian Mrozek, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Neophilologischen Institut der Pädagogischen Universität Kraków. Promotion an der TU Berlin (2004) über das literarische Werk Hans Werner Richters. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Literatur im Fokus ideologischer und historischer Diskurse, Literatur und Kulturtransfer, Literatur nach 1945, Literaturdidaktik. Veröffentlichungen zu Hans Werner Richter, Horst Bienek, Joseph von Eichendorff, Friedrich Dürrenmatt.

smrozek@up.krakow.pl

Friedrich-Wilhelm von Oppeln-Bronikowski 1936 in Berlin als Sohn des Schriftstellers Friedrich von Oppeln-Bronikowski geboren. Eingeschult in Berlin, danach Aufenthalte in Schlesien und im Sudetenland. Nach Vertreibung Neubeginn in Westfalen. Studium der Rechtswissenschaft in Marburg, München und Köln, Referendariat und danach Eintritt in den höheren Postdienst. 2001 Eintritt in den Ruhestand. Seither Beschäftigung mit der Familiengeschichte. Autor der Monographie *Friedrich von Oppeln-Bronikowski (1873–1936): Offizier, Übersetzer, Schriftsteller, Journalist und Streiter gegen den Antisemitismus in der Weimarer Republik, Sein Leben und Wirken*, Limburg 2009 sowie Beiträge zu Alexander von Oppeln-Bronikowski.

Dr. Magdalena Rozenberg, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Promotion (Bielefeldt) – *Die Anwendung eines integrativ-ästhetischen Konzepts beim Fremdsprachenlehren und -lernen*. Frankfurt/M. 2006.

Dr. Joanna Szczeń, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität . Wrocław. Promotion 2004 – *Auf der Suche nach der phraseologischen Motiviertheit im Deutschen*. Dresden-Wrocław 2010. Zahlreiche Beiträge zur deutsch-poln. Phraseologie, Phraseodidaktik, Textlinguistik, Translatorik, Lexikologie.

Dr. Rafał Szubert, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Wrocław. Promotion im Bereich der Sprachwissenschaft. Mehrmaliger DAAD-Stipendiat an den Universitäten Münster, Duisburg-Essen und Siegen. Forschungsschwerpunkte: kontrastive Sprachwissenschaft (Polnisch, Deutsch, Niederländisch), konfrontative Fachsprachenforschung, Rechtslinguistik, Übersetzungswissenschaft.

rafal.szubert@uni.wroc.pl

Dr. Eliza Szymańska, Literaturwissenschaftlerin am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Forschungsschwerpunkte: Literatur des 20. Jahrhunderts, das Leben und Werk von Franz Kafka, Rezeption der deutschsprachigen Dramatik in Polen, die deutsch-polnischen Theaterbeziehungen, neuste deutsche Dramatik. Monographie – *Adaptacje sceniczne „Procesu“ Franza Kafki w Polsce*. Wrocław 2008: Atut.

Dr. Ewa Wojacek, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik (Gdańsk). Studium der Skandinavistik und Germanistik an der Universität Gdańsk und Universität zu Köln. Promotion 2004. Übersetzerin und Dolmetscherin. Forschungsgebiete: Dolmetsch- und Übersetzungsdidaktik, Translationswissenschaft, Fremdsprachendidaktik, kontrastive Linguistik (deutsch-polnisch-schwedisch), Rechts- und Handelssprache, Textlinguistik, Psycholinguistik.

Dr. habil. **Monika Wolting**, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Wrocław. Promotion – *Das Motiv Brunnen in der deutschen Literatur und Kunst. Eine kulturwissenschaftliche Studie*. Habilitation – *Der Garten als Topos im Werk von Marie Luise Kaschnitz, Undine Gruenter und Sarah Kirsch*, Wrocław 2009. Veröffentlichungen im Bereich der zeitgenössischen deutschen Literatur, zu Pommern (*Dies ist Pommern. Ein literarisch-künstlerischer Reisebegleiter*. Dresden 2009). Forschungsbereiche: Kulturanthropologie, Frauenliteratur, Motivforschung, Schreiben aus der Erfahrung einer Region, politische Literatur.

Dr. Damian Woś, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Gdańsk. Promotion 2007 – *Der Mensch als Rebell. Betrachtungen zur Ausformung der bürgerlichen Bewusstseinsstruktur in der deutschsprachigen Literatur*.

Mag. Aleksandra Wrona, Germanistikstudium an der Univ. Gdańsk, Regensburg und Berlin (2003–08); z.Z. Doktorandin an der Philologischen Fakultät der Universität Gdańsk. DAAD-Forschungsstipendien in Deutschland.

Dr. Lech Zieliński, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Germanistik an der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń. Gründer und Herausgeber der Reihe *Rocznik Przekładoznawczy. Studia nad teorią, praktyką i dydaktyką przekładu* (Jahrbuch für Übersetzungswissenschaft. Studien zur Übersetzungstheorie, -praxis und -didaktik), Dolmetscher und Übersetzer, Forschungsgebiete: Lexikologie, Lexikographie, Übersetzungswissenschaft, neulich auch interkulturelle Kommunikation mit Schwerpunkt deutsch-polnische Kommunikation.

Danziger Beiträge zur Germanistik

Herausgegeben von Prof. Dr. Andrzej Kątny

- Band 1 Jacek Szczepaniak: Zu sprachlichen Realisierungsmitteln der Komik in ausgewählten aphoristischen Texten aus pragmalinguistischer Sicht. 2002.
- Band 2 Monika Bielińska: Verben des Sterbens und des Tötens. Eine semantische Untersuchung. 2002.
- Band 3 Wioletta Knütel: Verlorene Heimat als literarische Provinz. Stolp und seine pommersche Umgebung in der deutschen Literatur nach 1945. 2002.
- Band 4 Anna Pilarski: Die Operation *Merge* im Verbalkomplex des Polnischen und des Deutschen. 2002.
- Band 5 Eliza Pieciul: Literarische Personennamen in deutsch-polnischer Translation. Eine kontrastive Studie aufgrund von ausgewählten Prosawerken von Thomas Mann. 2003.
- Band 6 Michail L. Kotin: Die *werden*-Perspektiven und die *werden*-Periphrasen im Deutschen. Historische Entwicklung und Funktionen in der Gegenwartssprache. 2003.
- Band 7 Małgorzata Płomińska: Farben und Sprache. Deutsche und polnische Farbbezeichnungen aus kontrastiver Sicht. 2003.
- Band 8 Magdalena Lisiecka-Czop: Verstehensmechanismen und Lesestrategien von fremdsprachigen Fachtexten. 2003.
- Band 9 Barbara Komenda: Sekundäre Bedeutungen von Nationalitäts- und Länderbezeichnungen im Deutschen und Polnischen. Unter besonderer Berücksichtigung der semantischen Gebrauchstheorie. 2003.
- Band 10 Marek Cieszkowski / Monika Szczepaniak (Hrsg.): Texte im Wandel der Zeit. Beiträge zur modernen Textwissenschaft. 2003.
- Band 11 Marek Gładysz: Lexikalische Kollokationen in deutsch-polnischer Konfrontation. 2003.
- Band 12 Grażyna Zenderowska-Korpus: Sprachliche Schematismen des Deutschen und ihre Vermittlung im Unterricht DaF. 2004.
- Band 13 Sprachen leben und lieben: Festschrift für Zdzisław Wawrzyniak zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Zofia Bilut-Homplewicz und Zygmunt Tęcza. 2004.
- Band 14 Aldona Sopata: Universalgrammatik und Fremdsprachendidaktik. 2004.
- Band 15 Andrzej Kątny (Hrsg.): Das literarische und kulturelle Erbe von Danzig und Gdańsk. 2004.
- Band 16 Mariola Wierzbicka / Małgorzata Sieradzka / Jaromin Homa (Hrsg.): Moderne deutsche Texte. Beiträge der Internationalen Germanistenkonferenz Rzeszów 2004. 2005.
- Band 17 Anna Pieczyńska-Sulik: Idiolektale Figurencharakteristik als Übersetzungsproblem. Am Beispiel der *Unkenrufe* von Günter Grass. 2005.
- Band 18 Andrzej S. Feret: Das Partizip im Deutschen und Polnischen. Eine typologische Studie. 2005.
- Band 19 Susanne Eva Patzke: Bedeutung von Appellativa der Nationszugehörigkeit am Beispiel „Deutscher“ und „Ausländer“. Eine empirisch-semantische Untersuchung. 2006.
- Band 20 Paweł Bąk: Die Metapher in der Übersetzung. Studien zum Transfer der Aphorismen von Stanisław Jerzy Lec und der Gedichte von Wisława Szymborska. 2007.
- Band 21 Aleksandra Łyp-Bielecka. Verben der Nahrungsaufnahme des Deutschen und des Polnischen. Eine semanto-syntaktische Vergleichsanalyse. 2007.

- Band 22 Janusz Pociask: Zu Status und Funktion der idiomatischen Einheit in Presstexten. Dargestellt an Textbeispielen aus der Neuen Zürcher Zeitung. 2007.
- Band 23 Ryszard Lipczuk: Geschichte und Gegenwart des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen. 2007.
- Band 24 Ilona Kromp: Eigennamen in der deutschen und polnischen Kinderliteratur unter textlinguistischem und translatorischem Aspekt. 2008.
- Band 25 Peter Oliver Loew: Das literarische Danzig – 1793 bis 1945. Bausteine für eine lokale Kulturgeschichte. 2009.
- Band 26 Hans-Jörg Schwenk: Die Semantik der Imperfektiv-Perfektiv-Opposition im Polnischen und ihr Niederschlag in polnisch-deutschen Wörterbüchern. Versuch einer aspektologisch-aspektographischen Neuorientierung. 2009.
- Band 27 Robert Rduch: Unbehaustheit und Heimat. Das literarische Werk von Arnold Ulitz (1888–1971). 2009.
- Band 28 Marta Turska: Internationalismen in der Fachsprache der Gastronomie und Kochkunst im fünfssprachigen Vergleich. 2009.
- Band 29 Paweł Bał / Małgorzata Sieradzka / Zdzisław Wawrzyniak (Hrsg.): Texte und Translation. 2010.
- Band 30 Andrzej Kałny / Anna Socka (Hrsg.): Modalität / Temporalität in kontrastiver und typologischer Sicht. 2010.
- Band 31 Lech Zieliński: Ideologie und Lexikographie. Die Ideologisierung des *Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache* von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. 2010.
- Band 32 Monika Bielińska: Lexikographische Metatexte. Eine Untersuchung nichtintegrierter Außentexte in einsprachigen Wörterbüchern des Deutschen als Fremdsprache. 2010.
- Band 33 Maria Krysztofaki (Hrsg.): Probleme der Übersetzungskultur. 2010.

Instytut Pamięci Narodowej
Komisja Ścigania Zbrodni
przeciwko Narodowi Polskiemu
Oddziałowe Biuro Udostępniania
i Archiwizacji Dokumentów
w Gdańsku

Gdańsk dn. 05-04-2006

BU Gd-III-5532-1547 (15)/05

Pan
Andrzej Kątny
ul. Jabłońskiego 14/21
80-766 Gdańsk

Zaświadczenie Nr 367/06

Na podstawie art. 217 § 2 pkt 1 ustawy z dnia 14 czerwca 1960 r. Kodeks postępowania administracyjnego (Dz. U. z 2000 r. Nr 98, poz. 1071), w związku z wniesieniem przez Pana Andrzeja Kątnego pytania, o którym mowa w art. 30 ust. 2 ustawy z dnia 18 grudnia 1998 roku o Instytucie Pamięci Narodowej – Komisji Ścigania Zbrodni przeciwko Narodowi Polskiemu (Dz. U. Nr 155, poz. 1016, z 1999 r. Nr 38, poz. 360 oraz 2000 r. Nr 48, poz. 553), zaświadcza się, na podstawie posiadanych i dostępnych dokumentów zgromadzonych w zasobie archiwalnym Instytutu Pamięci Narodowej – Komisji Ścigania Zbrodni przeciwko Narodowi Polskiemu, że Pan Andrzej Kątny jest pokrzywdzonym w rozumieniu art. 6 w/w ustawy.



po Naczelnika Oddziałowego
Biura Udostępniania i Archiwizacji
Dokumentów w Gdańsku
Młrzeha Kruk